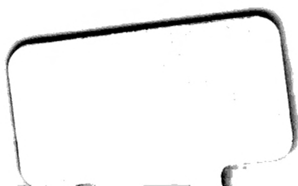






# Deutsches Museum.

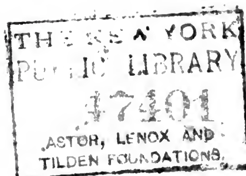
Erster Band.

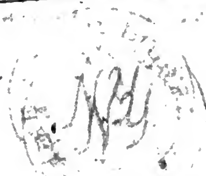
Jänner bis Junius.

1776.

Leipzig

in der Weygandschen Buchhandlung.



# Inhalt
## aller zwölf Stücke.

### Jänner.



### Februar.



6. Elise

## März.



April.

# Hauptinhalt.

## April.



## May.

## Junius.



## Julius.



6. Kon-

## August.



## September.

## Oktober.



## November.



2) Hrn.

## Dezember.



8. An

---

Deutsches

# Deutsches Museum.

Erstes Stück. Jänner. 1776.

---

I.

# Homers Iliade.

## Fünfte Rhapsodie,

verdeutscht

von

Gottfried August Bürger.

---

Deß spott' ich, der's mit Klüglingsblicken
Richtet, und kalt von der Glosse triefet.

Klopstock.

---

### Prolog ans deutsche Publikum.



Vor fünf Jahren ließ jemand meine Gedanken von der Beschaffenheit einer homerischen Uebersezung, nebst einigen Probefragmenten, drucken, *) und ich dachte Wunder, mein liebes Publikum, was du dazu sagen würdest! Du hast aber wenig, oder nichts gesagt, woran jedoch wohl die Unvollkommenheit jener in meinen ersten Jugendjahren verfertigten Proben Schuld gewesen seyn mag. Seitdem sind — bild' ich mir ein — die Schwin-

*) S. Klotz Bibl. der schönen Wissenschaften. St. XXI. S. 1-41.

Schwingen mir besser gewachsen. Drum bring' ich dir nochmals ein Probstück, um zu vernehmen, ob du nun, oder nimmer was dazu sagen werdest? Statt wiederholter Ausstellung jenes ganz umgearbeiteten Versuchs, hab ich mit Fleiß eine andere, und zwar nicht die interessanteste, sondern eine Rhapsodie gewählt, welcher so sehr, als irgend Einer, der Vorwurf langweiliger Schlachterzählungen gemacht werden kann. Mir scheinen diese am schwersten.

Nicht schlechter, als dieß Probstück, bin ich im Stande, den ganzen Homer, wenigstens die Iliade zu verdeutschen. Daher soll dieß eine Frage seyn: Ob du einen solchen Homer verlangest?

Unsäglich mühsam ist's, den Homer, ohne Zusaz und Abgang, poetisch zu verdeutschen. Bleich, hager und halb schwindsüchtig grübelt man sich dabey, und wenn die Schwungkraft während dem erschlafft ist, so muß man sich oft so gewaltsam wieder aufraffen, daß der ganze Nervenbau dröhnt. Wer's nicht glauben will, versuch' es nur mit zehn Versen! Findet er's dennoch anders, so ist er entweder ein Halbgott, oder ein . . . .

Daher darfst du mir's nicht verargen, mein Publikum, wenn ich nicht anders, als vollkommen von deiner Begierde und Erkenntlichkeit versichert, für dich zu arbeiten Lust habe. Ich müßte mein Leben hassen, wenn ich für deinen Kaltsinn, oder gar Undank, Kraft und Saft meiner Jugend aufopfern wollte.

Die bloße Gier nach dem Namen, bey Kennern der Mann zu heißen, der im Stande war, den Homer zu verdeutschen, kann mich nicht spornen, das mühselige Werk zu vollenden. Schon diese Probe muß hinlänglich seyn, mir

jenen Namen zu- oder abzusprechen. Denn der Starke, dessen Faust Ein Hufeisen zerbröckelt hat, heist der Starke, und heist es um nichts mehr, wenn er sein Stück auch noch vier und zwanzigmal wiederholt hätte.

Nun weis ich zwar wohl, mein liebes Publikum, daß du viel zu karg und arm bist, mich für meinen Homer, wie der Britte Popen für den Seinigen, zu bereichern. Und doch sollte mir mein Geschäfft weit leichter und angenehmer seyn, wenn ich mir den freyen und fessellosen Schwung des Britten erlauben dürfte. Aber um so weniger steht's mir an, für zwey Gulden Buchhändlerlohn, deinen glazigen, triefäugigen, bucklichen, kurz, gottesjämmerlichen Thersiten zur Musterung zu stehen.

Ich erwarte demnach aus dem Munde deiner Edlen und Weisen Antwort auf meine Frage. Werden diese meine fernere Bemühung verbitten, oder gar schweigen, die Thersiten aber kreischen, ohne daß die Edlen, die Ulysse, ihre güldnen Zepter auf die Höcker der Schreyer herabschwingen, so bin ich keineswegs der Mann, der ungebeten sich zudrängen wird. Dann mag's ein Anderer, oder nie Einer besser machen. Mir gleich viel! Ueber meine bereits fertige Arbeit aber sprech' ich den Schwur des Pandarus aus:

„Es schlage mir mein Feind das Haupt herab,
„Wo meine Hand dieß nichtige Gewerk
„Nicht dann zerreist und lichterloh verbrennt!

Keine Ziererey! Ich bin's, der nichts leichter, als dieß Wort halten kann und wird.

# Homers Iliade.

## Fünfte Rhapsodie.

Nun gab Minerva Diomeden Kraft
Und Heldenmut, daß er vor allem Volk
Den höchsten Ruhm errang, und facht' auf Helm
Und Schild ein immerreges Feuer an.
Dem Herbstgestirn, wenn's sich im Ozean
Gebadet, und am hellsten flimmert, glich
Die Lohe, so von Haupt und Schulter flog.
So trieb sie ihn ins tiefste Schlachtgewühl.

Es hatt' ein Troer, Dares, reich und fromm,
Und Priester in dem Tempel des Vulkan,
Zwey Söhne, kundig jeder Art des Streits,
Den Phegeus und Idäus ausgesandt.
Die stießen jezt abseit auf Tideus Sohn.
Vom Wagen Sie herab, und Er zu Fuß,
Vom Boden auf, begannen das Gefecht.
Zuerst warf Phegeus seinen langen Speer.
Die Spitze fuhr am linken Schulterblatt
Vorbey, und faste nicht. Nun aber fiel
Der Sohn des Tideus aus, und nicht umsonst
Entfloh der Faust das eherne Geschoß.
Gerade traf's die Busenkerb' und warf
Vom Wagen ihn herab. Idäus floh,
Ließ hinter sich das prächtige Geschirr,
Und den erschlagnen Bruder, ohne Mut,
Ihn zu vertheidigen. Auch wär' er selbst
Vielleicht dem schwarzen Tode nicht entflohn,
Wo nicht Vulkan, in Nebel eingehüllt,
Des Alten Gram zu trösten, ihn entrückt.
Geschirr und Spann zog Diomedes fort,
Und sandt' es durch die Seinigen zu Schiff.

Die Troer, so auf Dares Söhne sahn,
Erbebten insgesammt, wie dieser floh,
Und der erschlagen bey den Rädern lag.

Damals ergriff den ungestümen Mars
Minerve bey der Hand und redt' ihn an:

Mars, blutbesprengter Mars, du Untergang
Der Sterblichen! Du Wehrzertrümmrer! horch!
Wie wär's, verließen wir der Menschen Schlacht,
Und stellten's lieber Vater Zeus anheim,
Den Sieg nach Selbgefallen, zu verleihn?
Komm, meide du mit mir des Vaters Zorn.

Sie sprach's und zog den wilden Mavors fort,
An des Skamander grünes Ufer hin.
Nun flohn die Troer vor den Danaern,
Und jeder Fürst erwürgte seinen Mann:
Der Völker Feldherr Agamemnon warf
Den Halizonenführer Hodius
Vom Kriegeswagen ab. Er wollte fliehn;
Doch Agamemnon schoß die Lanze nach,
Gerad' ihm zwischen beyden Schultern durch,
Bis vorn zur Brust hinaus. Er fiel und laut
Erraſſelte die Rüstung über ihm.

Den Phästus, Borus Sohn, gebürtig aus
Dem ackerreichen Tarneland, erschlug
Idomeneus. Der speergeübte Held
Durchboret' ihm, als er zu Wagen stieg,
Die rechte Schulter, mit dem langen Speer.
Er fiel und grause Nacht umgab sein Aug.
Des Siegers Knappen theilten seinen Raub.

Den jagdenkundigen Skamandrius
Erlegte Menelaus scharfer Spieß.

Diana selbst hatt' ihn die Kunst gelehrt,
Zu fällen jeglich Wild des Haingebirgs.
Allein jezt half dem wackern Jäger nicht
Die Himmelsjägerin, nicht seine Schüzenkunst.
Der speerberühmte Menelaus schoß
Ihm auf der Flucht die Lanze hinten nach,
Den Mittelrücken und die Brust hindurch.
Jach stürzt' er vorwärts hin zu Grund, und laut
Errasselte die Rüstung über ihm.

Durch Merions Geschoß fiel Phereklus,
Harmonides, des edlen Künstlers, Sohn,
Geübter Hand in manchem Kunstgewerk,
Weil er ein Liebling bey Minerven galt.
Er war es, der dem Paris einst das Schiff,
Das Unglücksschiff, des ganzen Troervolks
Verderben, und zugleich auch seins, erbaut,
Denn fremd war ihm der Spruch der Ewigen.
Auf seiner Flucht ereilt' ihn Merion,
Traf hinten rechts ihm in's Gesäß und durch
Und durch hin, zwischen Blas' und Hüftbein, drang
Die Spize vor. Lautheulend sank er hin,
Aufs Knie, und Todesschatten hüllt' ihn ein.

Antenors Sohn, Pedäus, fiel hierauf
Durch Meges Hand. Ihn hatte, wenn er schon
Ein Bastard war, die edelmüthige
Theano, eignen Leibeskindern gleich,
Zu Gunsten ihres Gatten, großgenährt.
Der speerberühmte Meges rannt' ihm nach,
Und schoß durch's Hinterhaupt, bis vorn hinaus,
Den scharfen Speer, der Zung und Zahn zerschnitt,
Er fiel zu Grund' und knirrscht' ins kalte Erz.

Eurypylus, Evämons Sohn, erschlug
Hypsenorn, einen Sohn Dolopions,

Der

Der Priester beym Skamander war, und hoch,
Gleich einem Gott, im Volk geehret ward.
Ihm traf der Sohn Evämons auf der Flucht
Die Schulter, mit dem scharfen Schwert, und hieb
Herab den schweren Arm, der blutig hin
Zu Boden fiel. Das mächtige Geschick
Umzog mit Todesnacht sein Angesicht.

So schlugen Die die fürchterlichste Schlacht.
Wer aber Tideus Sohn sah, wuste nicht,
Ob er Achäer, oder Troer wär.
Er schoß durch's Feld, wie ein empörter Strom,
Deß Wogensturz die Brücken niederwirft.
So wie vor ihm die festen Brücken nicht,
Und nicht die Hagen grüner Kämpe stehn;
Wie jach, wenn Gottes Regen niederrauscht,
Er hinschiest und durch's Thalgefilde fort
Den blüh'nden Fleiß der jungen Pflüger schleift:
Also zerstoben jezt, vor Tideus Sohn,
Der Troer dichte Reihn, und konnten nicht,
So viel auch ihrer standen, widerstehn.

Allein Lykaons hochberühmter Sohn,
Als er so toben durch das Schlachtgefild'
Und die Geschwader ihn zerstöbern sah,
Spannt' eilend seinen krummen Bogen auf,
Und traf ihn, als er angestürmet kam.
Gerade durch des Panzers Hölung fuhr
Der schnelle Pfeil zur rechten Schulter ein.
Bald trof am Panzerrock das Blut herab;
Und hochfrohlockend rief Lykaons Sohn:

Wohlauf, ihr Troer! Auf, ihr Reisigen!
Getroffen ist der Feinde Tapferster!
Weit trägt er nicht den Pfeil des Todes fort,
So wahr Zeus Sohn aus Lycien mich rief!

Also frohlockt' er; aber Tideus Sohn,
Den dieß Geschoß nicht fällte, trat zurück
Und an die Reisigen zum Sthenelus:

Geschwind herab, Sohn Kapaneus, und zeuch
Dieß schmerzliche Geschoß der Schulter aus!

Und schnell entsprang dem Wagen Sthenelus,
Und zog den Pfeil, der durch und durch gebort,
Der Schulter aus. Viel Bluts entsprudelte
Dem Kettenpanzer nun; allein der Held
Hub unterdeß also zu beten an:

Vernimm mich, unbezwungne Tochter Zeus!
Stand deine Gunst, in heißer Menschenschlacht,
Je mir und jemals meinem Vater bey,
So neige sie auch heut, o Göttin, mir!
So treib in meinen Lanzenwurf den Mann,
Und laß mich morden ihn, des Pfeil mich traf,
Der jezt frohlockt, es werde mein Gesicht
Nicht lange jener Sonne Glanz mehr schaun.

So betet' er; Minervens Ohr vernahm's;
Und sie versah Fuß, Arm und jeglich Glied
Sofort mit Leichtigkeit; trat zu ihm hin,
Und ruft' ihm die beschwingten Worte zu:
Getrost, mein Diomed, zurück zur Schlacht!
Denn merk! von nun an gab ich dir ins Herz
Den unerschrocknen Vatermut, den Mut
Des Tartschenschwingers Tideus im Gefecht,
Und zog vor deinem Blick den Nebel weg,
Der vormals ihn umgab, daß du hinfort
Erkennest, wer ein Gott sey, oder Mensch;
Und nicht, so dich ein Gott zum Kampfe reizt,
Entgegen streitest dem Unsterblichen.
Käm' aber Venus in die Schlacht herab,
Die nur, die treffe dein geschliffnes Erz!

So sprach die blonde Pallas und entwich;
Er aber schritt ins Vordertreffen vor;
Und girrte gleich vorhin sein Mut nach Streit,
So füllt' ihn doch jezt dreymal größre Kraft.
Gleichwie der Leu, der in die Hürden sprang,
Und bey der Wollenheerde zwar verlezt
Vom Hirten, aber nicht gefället ward,
Gereizten Grimms, unbändig wiederkehrt,
Zu Stalle dringt, das unbewehrte Vieh
Zerscheucht, eins über's andre drängt, und hui!
Zurück die hohen Schranken übersezt,
So wütig drang der Held in Troa's Heer.

Und nun empfing Astynous den Tod,
Und drauf Hypenor, seines Volkes Hirt.
Dem stieß er übern Ziz den ehrnen Speer
Und diesem hier hieb er das lange Schwerdt
Bey'm Schulterwirbel ein und hieb ihm glatt,
Von Rücken und Genick, die Schulter ab.
Die ließ er hinter sich und eilte fort
Dem Abas und dem Polyidus zu.
Eurydamas, ein traumerfahrner Greis,
Ihr Vater, hatte keinen Traum, bevor
Sie von ihm zogen, ihnen aufgeklärt.
Denn beyd' erschlug der starke Diomed,
Und zog die Rüstung ihren Schultern aus.
Beym Xanthus und bey Thoon fuhr er fort,
Von Phänops hoch bey Jahren erst erzeugt.
Entnervt vom herben Alter ward hinfort,
Für seine Güter ihm kein Erbe mehr,
Und die entseelte Tideus starker Sohn.
Umsonst erharrte nun der Greis daheim
Der Söhne Wiederkehr. Statt ihrer kam
Ihm Weh und bittres Ungemach zu Haus:
Der Sippschaft aber fiel ihr Erbe zu.

Drauf fiel er noch zwey Söhne Priamus,
Den Chromius und den Echemon, die
Vereint von einem Wagen stritten, an.
Wie wenn der Leu in Rinderheerden springt,
Und einer Stärken, oder einem Stier,
Im Dickich weidend, das Genick zerknirscht;
So wütig stieß er sie vom Wagen hoch,
Troz ihrem Widerstand, herab, und zog
Die Rüstung ihnen aus, und sandt' ihr Spann
Durch seine Kriegsgenossen nach dem Schiff.

Aeneas, als er so die Schlachtreihn ihn
Zerwühlen sah, schritt mitten durch's Gefecht
Und Speergeklirr dahin und forschte nach
Dem göttergleichen Pandarus umher,
Und trat, als er den edlen starken Sohn
Lykaons fand, ihm vor's Gesicht und sprach:

Wo, Pandarus, wo ist dein Bogen heut?
Wo die beschwingten Pfeile? Wo dein Ruhm?
An welchem rings umher dir keiner gleicht,
Noch wer in Lycien sich größer wähnt.
Wohlauf! Erhebe dein Gebet zum Zeus,
Und schnell' einmal auf Jenen dein Geschoß,
Der dort so schaltet, wer er immer sey!
Der uns schon so viel Unheil angethan,
So vieler Starken Nerven abgespannt,
Ist er nicht anders ein entrüsteter
Olympier, der Opfer halber zürnt.
Denn Götterzorn ist schrecklich zu bestehn.

Hierauf Lykaons hochberühmter Sohn:
Aeneas, Fürst der erzgepanzerten
Trojaner, dieser Mann dünkt überall
Dem streiterfahrnen Diomed mir gleich.
Sein ist der Schild und sein der hohe Helm

Und das Gespann. Doch kann's ein Gott auch seyn.
Ist er ja Tideus schlachtgeübter Sohn,
Tobt er doch so nicht ohne Gottes Kraft,
So steht ihm einer der Unsterblichen,
In Nebel unserm Blick verhüllt, zur Hand,
Und wendet von ihm weg den schnellen Pfeil
Nach andern hin. Längst schoß ich einen ab,
Der durch des Kettenpanzers Hölung tief
Ihm in die Schulter fuhr, und wähnte fest
Ihn zu befördern in das Schattenreich.
Allein umsonst! Gewiß zürnt uns ein Gott.
Ha! hätt' ich heut Geschirr und Rosse hier!
Da stehn mir nun elf Kriegeswagen heim,
Schön, neu und wohlgezimmert, rings umher
In Teppiche verhüllt; bey jedem nährt
Ein Zweygespann mit güldner Gerstenfrucht
Und Haber sich. Wohl oft ermahnte mich
Der graue Kriegesheld Lykaon einst,
Zu Roß und Wagen vor dem Kriegesheer
Der Troer in die Schlachtgefahr zu ziehn.
Doch ich befolgte nicht den bessern Rath.
Besorgt für meine Rosse, wollt' ich nicht,
Daß sie, an reiche Kost gewöhnt, allhier
Ringsum vom Feind' umschränkt, verkümmerten,
Und ließ sie heim und kam nach Ilion
Zu Fuß, auf diesen Bogen wohlgemut,
Der nichts mir hilft. Zwey Fürsten traf ich schon,
Traf den Atriden, traf den Diomed,
Und offenbar entströmte beyden Blut;
Jedoch empört' ich sie dadurch nur mehr.
Zur bösen Stunde nahm ich von der Wand
Den krummen Bogen, als gen Ilion,
Dem edlen **Hektor** zu gefallen, ich
Die Troer in den Streit zu führen, zog.
Kehr' ich einst wieder heim, erblickt mein Aug
Einst noch das väterliche Land, mein Weib,

Und meine hohe weite Burg einmal,
So schlage mir mein Feind das Haupt herab,
Wo nicht mein Arm dieß nichtige Gewehr
Zu Stücken bricht, und lichterloh verbrennt.

Und ihm erwiederte der Troer Fürst:
Nicht also, Freund! Eh'r fügt's nicht besser sich,
Als bis zu Roß und Wagen diesem Mann,
Mit andern Waffen, wir entgegen gehn.
Wohlan! Besteig eins meinen Wagen hier,
Zu sehn, wie links und rechts, durch das Gefild,
So nachzusprengen als zu flüchten rasch
Geübt ein Roßgespann aus Troa sey.
Dieß bringt uns wohlgeborgen nach der Stadt,
Wenn dem Tidyden Zeus den Sieg verleiht.
Wohlan! Nimm hin die stolzen Ziegel, nimm
Die Peitsch' und fahr'! Auf daß ich fechten mag.
Wählst du den Kampf, so lenk' ich das Gespann.

Hierauf Lykaons hochberühmter Sohn:
Selbst führe du, Aeneas, dein Gespann!
Denn, unter des gewohnten Führers Hand,
Wird's leichter den gebognen Wagen ziehn,
Wenn Tideus Sohn zurück zu fliehn uns zwingt.
Doch, ohne deinen Zuruf, möcht' es, scheu
Und irre, der Gefahr uns nicht entziehn,
Und hui! ereilt' uns Diomedes dann,
Erschlüg' uns, und die Rosse wären sein.
Nein! lieber lenk du selber dein Geschirr
Ihn soll schon mein gewezter Speer empfahn.

So sprachen sie und schwungen jählings sich
Zum Wagen auf und peitschten in's Gefecht
Auf Tideus Sohn die schnellen Rosse los.
Zuerst ersah sie Sthenelus und rief,
Beflügelnd jedes Wort, dem Freunde zu:

Schau,

Schau, Diomed, schau auf, mein Herzensfreund!
Zwey Helden dort, von unermeßner Kraft,
Voll Muts mit dir zu kämpfen, sprengen an.
Der Bogenschüze Pandarus, ein Sohn
Lykaons, und Aeneas, Cypriens
Und des großherzigen Anchises Sohn.
Drum auf geschwind! Steig auf und laß uns fliehn!
Nicht wüte mir im Vordertreffen so,
Daß nicht dahin dein edles Leben sey!

Und truzig sah der Held ihm ins Gesicht:
Mir nichts von Flucht! Ein eitler Rath war der!
Mir ziemt der Kampf im Hintertreffen nicht!
Ziemt keine Furcht! Noch fühl' ich volle Kraft;
Und acht' auch drum des Kriegeswagens nicht.
Zu Fuß will ich entgegen gehn, denn mir
Verbeut zu zagen Atheneens Schuz,
Fürwahr! Nicht beyde soll ihr rasches Spann
Dem Tod entziehn, entränn' auch einer mir.
Du aber, hör und merke dir dieß Wort!
Verleiht die weise Göttin mir den Ruhm,
Sie beyde zu erlegen, so halt an
Mit unserm Wagen, häng die Zügel ein,
Und eile jach Aeneens Rossen zu,
Und treib sie fort nach den Achäern hin.
Wiß! Diese Rosse sind von Jener Zucht,
Die einst der Donnerer Zeus dem alten Tros
Für Gnaymeden gab. Die herrlichsten,
So je Aurora oder Titan sah.
Denn Fürst Anchises stahl von ihrer Art;
Und führte, heimlich vor Laomedon,
Die Stuten vor. Von diesen fielen ihm
Daheim sechs Füllen, vier erzog er selbst,
An eigner Krippe, zwey, bequem zum Streit,
Verehrt' er dem Aeneas, seinem Sohn.
Die zu erbeuten, welch ein hoher Sieg!

Kaum hatt' ers ausgeredt, so sprengten schon
Die andern, peitschend ihr Gespann, herbey,
Und laut rief ihn der Sohn Lykaons an:

Verwegner, kriegerischer Tideussohn!
Die Spize meines schnellbeschwingten Pfeils
Bezwang dich nicht. Versuch' es denn mein Spieß!

Er sprach's und schwang und schoß den langen Speer,
Traf des Tydiden Schild, und durchhin fuhr
Die ehrne Spize, bis zum Panzerrock.
Gleich schrie Lykaons hochberühmter Sohn:
Ha! Tief in Wanst getroffen! Bald ists aus!
Und mir, mir ward der hohe Ruhm zu Theil!

Doch unerschrocken rief der starke Held:
Geirrt! Verfehlt! Ihr aber weicht wohl nicht,
Bevor nicht Einer wenigstens von Euch,
Dahingestreckt, den grausen Kriegesgott
Mit seinem Blut getränket haben wird.

Er sprach's und schoß und Pallas lenkte selbst
Gerad' aufs Nasenbein am Aug den Spieß,
Und, durch die weißen Zähne nieder schnitt
Das scharfe Erz die Zunge vorn ihm ab,
Daß unterm Kinn heraus die Spize fuhr.
Er fiel vom Wagen, und umher erklang
Die schöne Stralenrüstung über ihm.
Die schnellen Rosse schauderten zurück.
Ihm aber drauf erschlaffte Geist und Kraft.

(Die Fortsezung nächstens.)

---

## 2.

# Ueber das moralische Gefühl,

oder

Beantwortung der Fragen:

Giebt es ein moralisches Gefühl? Wie fern hat es der Mensch von Natur? Was sind seine eigentlichen Gründe? Und was hat es also für einen Werth in Ansehung der Erkenntniß und Empfehlung der Pflichten?

von

J. G. H. Feder.

## Vorerinnerung.

Dieß sind die Fragen, über welche seit einem halben Jahrhunderte so oft gestritten worden ist; oder auf die es doch allemal hätte angesehen seyn sollen, wenn über das moralische Gefühl gestritten ward.

Ungeachtet es nicht an Schriftstellern gefehlet hat, die, was zur Aufklärung und Entscheidung dieser Fragen erforderlich ist, mit Gründlichkeit ausgeführet haben: so gränzen doch hiebey die tiefsinnigsten Untersuchungen der Psychologie alle so zusammen, daß es nicht leicht einem gelingen kann, in allen Stücken anderer Meynungen so zu treffen, oder von den seinigen sie also zu überzeugen, daß nicht immer Zweifel und Widersprüche übrig bleiben, oder neue entstehen. So hat es wenigstens bisher die Erfahrung gelehrt.

Es hätte daher nicht leicht ein würdigerer Gegenstand, moralischen oder metaphysischen Inhaltes, zu einer Preisfrage ausgesucht werden können, als eben dieser war, und welchen die Vorsteher des Stolpischen Legats zu Leyden vor einigen Jahren dazu gewählt haben. Der Verfasser des gegenwärtigen Aufsazes glaubte einigen äußerlichen und innerlichen Beruf zu haben, bey der Beantwortung dieser Frage zu konkurriren.

Die Gesellschaft, der das Recht, den Preis zu ertheilen, zukömmt, hat seine Abhandlung des Druckes nicht werth gefunden. Der Verfasser würde es nicht nur an sich schon für Pflicht der Bescheidenheit gehalten haben, diesem Urtheile sich zu unterwerfen; sondern er würde, nachdem er unter denen Abhandlungen, welche die Gesellschaft bekannt gemacht hat, einige, deren Grundsäze mit den seinigen mehrentheils übereinstimmen und gründlich ausgeführet sind, angetroffen hat, um so viel weniger darauf verfallen seyn, die seinige dem Drucke zu übergeben, wenn nicht, außer einer unangenehmen Misdeutung, die seinen Meynungen in einer der publizirten Abhandlungen gelegenheitlich gegeben ward, der Wunsch einiger Freunde, unter welchen der des Herrn Professor Ehlers, dessen Beantwortung der aufgegebenen Preisfrage gewiß unter die vorzüglichsten gehöret, die der Gesellschaft vorgelegt worden sind, von besonders starkem Gewichte war, zum entgegenstehenden Entschlusse ihm hinlängliche Beweggründe geschienen hätten.

Gegenwärtiges ist also eine Uebersezung davon, ohne erhebliche Zusäze und Auslassungen, wenigstens ohne alle Veränderung in den Hauptbegriffen und Grundsäzen; nur aber mit derjenigen Freyheit, die erlaubt ist, wenn ein Verfasser sich selbst übersezt.

---

# Erster Abschnitt.

## Entwicklung der Begriffe, auf denen die Untersuchung beruht, und Bestimmung der Streitpunkte.

### §. 1.

#### Was Empfinden, Sinne und Gefühl heißen?

Empfinden heist so viel, als etwas, so gegenwärtig ist, gewahrnehmen. Denn es wird so wohl der Erinnerung und andern Vorstellungen, die die Einbildungskraft hervorbringt, als auch insbesondere dem, was man zufolge eines Schlusses sich vorstellet, entgegengesezt. Der Anblick eines Eindruckes in der Erde ist Empfindung, die Vorstellung, die dabey entsteht, von einem gewissen Thiere und dem Fußtritte desselben, ist bloße Vorstellung des Gedächtnisses und der Einbildungskraft, und der Gedanke, daß jener Eindruck die Wirkung des Fußtrittes eines solchen Thieres sey, ist Schluß der Vernunft. Es werden aber die Ausdrücke empfinden oder fühlen bisweilen in einer weitläuftigern Bedeutung angewandt. Wenn man nemlich eine Vorstellung oder ein Urtheil in sich gewahr wird, von welchen man sich keinen weitern Grund anzugeben weis; so sagt man, daß man es so empfinde, oder fühle; wenn gleich diese Vorstellung oder dieses Urtheil nicht von dem gegenwärtigen Eindrucke der Sache, auf die sie sich beziehen, allein, sondern von der Verknüpfung mehrerer Ideen und Urtheile herrührten. Von einer wirklichen Empfindung lässet sich, nemlich aus andern Empfindungen oder Vorstellungen nicht mit Grund angeben, warum man sie so habe. Solche Vorstellungen und Urtheile müssen also freylich wohl bloße Empfindungen zu seyn scheinen; sie sind es aber darum doch nicht wirklich. Zwar es ist bey allen Vorstellungen und Gewahrnehmungen der Seele Empfindung eines gegen-

wärtigen Eindrucks, oder einer gegenwärtigen Veränderung ihres Zustandes. Nur das, was sie sich vorstellet, ist nicht immer die bloße Folge des gegenwärtigen Eindrucks, und des Gegenstandes, dessen sie sich dabey bewust ist.

Es ist leicht zu vermuthen, daß solche Ideenverknüpfungen zur Hervorbringung von Empfindungen und Gefühlen *) der zulezt beschriebenen Art bey den innern Empfindungen am leichtesten sich eräugnen können; als wobey das Vergangene und Gegenwärtige weniger von einander verschieden sind, als bey den Empfindungen der **) äußern Sinne. Innere Empfindungen werden nemlich die Gewahrnehmungen des gegenwärtigen Zustandes unsres Innersten, den äussern Sinnen auf alle Weise verborgenen Wesens genannt. Vermöge dieses innern Sinnes haben wir Bewustseyn, und bilden uns daraus ferner die Begriffe, vom Denken und Wollen, von allen den Kräften und Eigenschaften unserer Seele. Und wenn sich sagen lässet, daß die Seele gewisse Verhältnisse der ihr gegenwärtigen Vorstellungen, ihre Uebereinstimmung oder ihren Widerspruch, unter sich oder mit ihren Trieben, unmittelbar, ohne Schluß, gewahr wird,

*) Dieser deutsche Ausdruck wird in dem Falle, wo man, ohne mit Deutlichkeit es zu erkennen, und Gründe angeben zu können, eine gewisse Vorstellung von einer Sache hat, zu gleicher Zeit aber so stark afficirt oder gerührt wird, daß man es für eine blosse Vorstellung auch darum nicht halten will, ohne Zweifel darum am häufigsten gebraucht, weil derjenige von den äussern Sinnen, der eigentlich Gefühl heist, eben diese beyden Umstände in sich vereinigt, daß er erstlich zwar die Deutlichkeit nicht hat, oder uns nicht so viel unterscheiden lässet, als der Sinn des Gesichts, hingegen aber von der Gegenwart einer Sache die gewisseste Versicherung uns giebt.

**) Wolf und andere sagen: Die Sinnen; es ist aber wider die Analogie. S. Gottscheds Sprachlehre S. 231. u. 235.

wird, so sind auch dieses Empfindungen des innern Sinnes, im Gegensaze auf das, was man von diesen Verhältnissen, als ehemals empfunden sich erinnert, oder sich einbildet, oder schliesset.

## §. 2.

**Grosser Unterschied der ursprünglichen Beschaffenheit unserer sinnlichen Erkenntnisse und der allmählig gewöhnlich werdenden so genannten Entscheidungsurtheile.**

Die Vorstellungen der Einbildungskraft und die Schlüsse der Vernunft von der Empfindung zu unterscheiden, erfodert nicht nur der genauere Sprachgebrauch; sondern die Wichtigkeit der Folgen des Unterschiedes dieser Erkenntnißarten macht es nothwendig. In einigen Fällen ist dieses sehr leicht. In vielen Fällen hingegen ist es so schwer; die Vermengung der aus der Erinnerung und Einbildung entstehenden Ideen und der Schlußfolgen mit den Eindrücken, die die eigentliche Empfindung ausmachen, fängt so frühe an, und wird durch die Gewohnheit so geläufig und unvermerkt, daß es die gröste Anstrengung des Verstandes erfodert, um sich durch die sichersten Beobachtungen von der Wahrheit der Sache zu überzeugen, und der zum Vorurtheil gewordenen Täuschung zu widerstehen. So geht es in Ansehung der allen Menschen insgemein so gewöhnlichen Urtheile von der Entfernung, Grösse, Lage und Stellung der sichtbaren Gegenstände; die ein jeder für reine Empfindungsurtheile zu halten gewohnt ist, da doch aufs gründlichste und deutlichste erwiesen werden kann, daß bloß allein aus einem gegenwärtigen Eindrucke, den das Aug erhält, ohne Anwendung der ehemals durch das Gesicht und das Gefühl erlangten Erkenntnisse, solche Urtheile nimmermehr bey uns entstehen könnten. Das gleiche gilt auch von den Urtheilen, die wir bey den Empfindungen des Ohres alsbald zu fällen gewohnt sind, indem wir da den Gegenstand, der diese Empfindung verursachet, den Ort, und unzählige Eigenschaften desselben im vollen Bilde uns

vorstellen, gleichsam, als ob man nur Gehör zu haben brauchte, um alles das auf einmal zu erkennen; da doch hier schon gemeine Erfahrungen und mäßiges Nachdenken einen jeden überzeugen, daß, wo die Seele nichts als die bloße Empfindung des Ohres vor sich hat, wie, wenn man etwas ganz unbekanntes, ohne es zu sehen, zum erstenmale tönen oder schallen höret, man gar nicht im Stande ist, so zu urtheilen.

Aber wenn man auch anfängt einzusehen, daß die bey den Empfindungen so plözlich entstehenden Urtheile in dem gegenwärtigen Eindrucke des einen Sinnes nicht allein ihren Grund haben; so fehlet doch noch gar vieles daran, um zu wissen, was eigentlich für eine Erkenntniß aus dem jedesmaligen Eindrucke eines jedweden Sinnes an und für sich entstehet. Diese seit Lockens Zeiten rege Untersuchungen, die den scharfsinnigsten Beobachtungsgeist, die feinste Analyse, und grosse Fertigkeit in richtigen analogischen Schlüssen erfodern, sind von verschiedenen Philosophen, besonders aber von Condillac*), und Bonnet so weit gebracht worden, daß wenn auch die Folge und Verbindung der Elemente unserer Erkenntniß noch nicht Schritt für Schritt mit völliger Gewißheit angegeben werden können, dennoch ein jeder, der sich diese Entdeckungen zu Nuze machet, hinlänglich vorbereitet ist, um bey einzelnen Erkenntnissen, wie sie sich bey erwachsenen Menschen finden, auf die wahren Spuren ihres Ursprungs zu kommen, und wenigstens nicht alles so fort einer eigenen ursprünglichen und einfachen Erkenntnißkraft, oder einem eigenen Instinkte zuzuschreiben.

Diese Entdeckungen der Psychologie haben zugleich gelehrt, und werden es noch immer weiter lehren, wie viel weniger bey den natürlichen Arten zu empfinden und zu urthei-

*) Besonders in dem Traité des Sensations.

theilen nothwendig ist, als gemeiniglich geglaubt wird, wie viel Kunst und Uebung bey der Bildung unserer Gefühle vermögen; und zugleich die alte Hypothese von den angebornen Begriffen noch viel mehr unwahrscheinlich und unbegreiflich gemacht; so wie die andern Gründe, die dieser Hypothese entgegen sind, die wirksamste Anleitung seyn musten, zur Untersuchung der wahren Gründe und des eigentlichen Ursprungs unsrer Erkenntnisse.

## §. 3.

### Vom Verhältnisse unserer Vorstellungen zum Willen, und wie fern die wahren Empfindungen sich dabey erkennen und von Einbildungen und Schlußurtheilen unterscheiden lassen.

Unsere Seele bleibt nicht gleichgültig bey den Veränderungen ihres Zustandes; mit ihren Gewahrnehmungen sind Wohlgefallen, oder Misfallen, Begierden oder Verabscheuungen beständig verknüpft. Gemeiniglich erfolgen diese Aeuserungen des Willens viel stärker bey den wirklichen Empfindungen, als bey den bloßen Vorstellungen; welches ganz begreiflich ist, indem ja diese leztern abgezogene, verfeinerte, oder sonst geschwächte Eindrücke sind. Unterdessen kann die Menge der Vorstellungen und die öftere und plözliche Wiederholung ihrer Eindrücke ersezen, was der Stärke der einzelnen Eindrücke abgeht. Und daher kömmt die Gewalt der Einbildungskraft, die einen Menschen ja aller Sinne berauben und bey der Heftigkeit der Leidenschaft, die ein Phantom in ihm erregt hat, gegen alles, nicht nur was die Vernunft ihm vorstellet, sondern was wirklich vor seinen Augen und Ohren vorgeht, unempfindlich machen kann. Selbst die Begriffe und Urtheile des Verstandes, wahre und falsche, wenn sie lebhafte Phanthasien zum Hinterhalte haben, und genau mit ihnen vereinigt sind, können große Empörungen im Gemüthe hervorbringen, oder auch starken sinnlichen Eindrücken Einhalt thun, und die Seele in Ruhe erhalten.

Dieses giebt nun die Folge, daß weder die Stärke, noch die Schnelligkeit des Eindruckes, den eine Vorstellung auf den Willen macht, an sich ein sicherer Beweis ist, daß dieselbe das Werk der Natur und weiter nichts, als eine simple Art zu empfinden sey.

Aber wie, wenn eine Vorstellung immerfort dieselbe bleibt, und denselben Eindruck auf den Willen macht, wenn auch noch vieles dagegen räsonniret, noch so viele Mühe angewandt wird, dieselbe zu zernichten; wie, wenn eine Sache schlechterdings für sich allein, ohne alle Rücksicht auf andere, und deren Verknüpfung mit derselben, ein gewisses Wohlgefallen oder Misfallen erregt: muß es nicht alsdenn für ausgemacht angenommen werden, daß jene Vorstellung und diese Willensregung die Folge einer natürlichen Empfindung seyn?

Allerdings; wenn nur diese Bedingungen recht gewiß sind. Aber man muß ganz unwissend in der Psychologie seyn, wenn einem nicht bekannt ist, daß man fast nirgends so leicht sich irren könne, als hierinne; daß eingewurzelte Vorurtheile das Ansehn unmittelbar einleuchtender Wahrheiten, und unwiderstehlicher Empfindungen bekommen; daß durch öftere Verknüpfung unzählig viele Eindrücke zu einem einzigen Gefühle zusammenschmelzen, und die Einflüsse der angeknüpften Schluß- und anderer Neben-Ideen bey den Gemüthsbewegungen die gewisse Vorstellungen nach und nach in uns hervorbringen, zulezt gar nicht mehr unterschieden werden können.

In welcher Geschwindigkeit und Menge bringen nicht Worte Ideen, Urtheile und Gemüthsbewegungen hervor, wenn wir einen lebhaften bilder- und gedankenreichen Vortrag hören, oder, wenn wir in Materien, die uns geläufig sind, obgleich abstrakte und tiefsinnige Betrachtungen lesen! Wie wenig sind wir uns da der unzähligen mittlern Wirkungen bewust, durch die die Eindrücke der Buchstaben

ben aufs Auge, oder der artikulirten Töne aufs Ohr, die Gefühle von Wahrheit und Wichtigkeit im Verstande und Willen hervorbringen!

Es ist kein zu sehr gewagter Gedanke einiger, die in diese Untersuchungen tiefe Blicke gethan haben, daß, wenn die Menschen nur von einer Sprache wüsten, es wohl geschehen könnte, daß einige sich einbildeten, das Vermögen bey gewissen Worten gewisse Vorstellungen und Gemüthsbewegungen zu bekommen, wäre uns natürlich und angeboren; so wie sich nun viele überreden, daß sie das Vermögen Entfernung und Lage der Körper zu erkennen, vom bloßen Sehen haben; oder, wie noch mehrere für ganz gewiß annehmen, daß die Vorstellungen und Willensregungen, die uns die verschiedenen Physiognomien, so wohl der beständigen Karaktere, als der übergehenden Affekten, erwecken, von dem ursprünglichen Verhältnisse dieser Gesichtsbilder zur menschlichen Natur herkommen.

Ein anderes Beyspiel, das schon vieles lehren kann, und keinem Zweifel ausgesezt ist, giebt die Liebe zum Gelde. So gewiß es ist, daß die wenigsten Reize dieses so allgemein verehrten Abgottes ihm eigenthümlich und innerlich sind, sondern von der genauern Verknüpfung mit den Vorstellungen von den andern angenehmen und nüzlichen Dingen herkommen: so wirket er dennoch auf die Seele des alten Geizhalses so gewaltig, so schnell, so absichtslos, als wenn er der natürliche Gegenstand unserer Begierden und des lebhaftesten unserer Sinne, als wenn er das höchste und lezte Gut wäre; von welchem alles andere erst seinen Werth erhalte.

## §. 4.

### Was heist moralisch gut oder recht?

Was Empfindungen und Gefühle heißen, und wie weit das gewöhnliche Verhalten unsers Verstandes und Willens bey einzelnen Vorfällen von den einfachen ursprünglichen

Kräften und Anstalten der Natur entfernt sey, giebt das bisherige schon hinlänglich zu erkennen. Nunmehr müssen wir, ehe die vorgelegten Fragen beantwortet, oder auch nur eingesehen werden können, die Begriffe von dem, was moralisch gut und recht ist, deutlich und gewiß machen. Dieß hat nun allerdings große Schwierigkeiten; da eben diejenigen, die die Unterscheidung dessen, was moralisch gut oder böse ist, dem Gefühle und einem eignen Sinne zuschreiben, leugnen, daß eine allgemein ausreichende Erklärung davon gegeben werden könne, und dieses zu einem Beweise gebrauchen, daß diese Unterscheidung nicht für die Vernunft, sondern für das Gefühl gehöre. Wir wollen aber versuchen, ob wir nicht aus allgemein eingeräumten oder hinlänglich erweislichen Merkmaalen diese sichere und genugthuende Erklärung zusammenbringen können.

1) Nach den Begriffen des gemeinen Menschenverstandes, die noch durch keine Systemabsichten und Hypothesen verkünstelt und verstellt sind, wird nichts anders gut genannt, als was entweder einem unserer äußern oder innern Sinnen unmittelbar angenehm, oder nüzlich ist, d. h. geschickt das Angenehme zu erhalten oder zu befördern, oder das Unangenehme zu verhindern. Da aber oft etwas nach seinen verschiedenen Verhältnissen und Folgen so wohl angenehm oder nüzlich, als auch unangenehm oder schädlich seyn kann; so muß dasjenige, was schlechthin gut genannt werden soll, entweder ganz ohne üble Folgen seyn, oder doch besser, als alles andere, was an seine Stelle hätte kommen können. **Vollkommen** gut aber, oder recht (perfectum, justum, omnibus numeris absolutum) wird dasjenige heissen müssen, was nicht nur in Ansehung der Vermeidung des Unangenehmen und Schädlichen, sondern auch in Ansehung der Erreichung des Angenehmen und Nüzlichen, alles andere übertrifft, was an seiner Stelle möglich gewesen wäre. **Moralisch** oder sittlich gut wird also dasjenige heissen, was zu den Sitten oder der Einrichtung der freyen Handlungen gehöret, und so be-

beschaffen ist, daß es so viel gutes, als möglich ist, mit sich führet, oder nach sich ziehet. Da aber die freyen Handlungen in einer doppelten Rücksicht beurtheilet werden, nemlich entweder auf den Handelnden und die Folgen, die sie für ihn haben, oder auf andere; so wird in Rücksicht auf einen selbst moralisch gut oder recht seyn, was ihm selbst in allen Folgen, die es nach sich ziehet, in Ansehung seiner ganzen Glückseligkeit, folglich nicht nur seiner äusserlichen, sondern auch und vornemlich seiner innerlichen Vollkommenheiten den grösten Vortheil bringt; *) in Rücksicht auf andere aber, was diesen unter allen Arten zu handeln, die da möglich waren, am meisten Vortheil oder am wenigsten Nachtheil bringet.

2) Dieß sind auch die natürlichen Begriffe von Pflicht und Verbindlichkeit. **) Daß die Pflichten, die ein Mensch

 sich

*) Wenn ein Philosoph, von dem was einem Menschen gut und nüzlich ist, von dem was ihm den grösten Vortheil bringt, redet; so wäre es unbillig, wenn man solches bloß von äußerlichen Vortheilen und Gütern verstehen wollte, da ja gemeiner Menschenverstand und Empfindung lehren, daß unsere Zufriedenheit und Glückseligkeit hauptsächlich von dem innern Zustande unseres Geistes abhängen.

**) Der Beweis, der hier aus den beyden Hauptgattungen der Pflichten geführt wird, lässet sich auch auf den allgemeinen Begriff von Pflicht und Verbindlichkeit gründen. Und es wird nicht undienlich seyn, auch diesen Begriff hier zu erörtern, da bey gewissen Erklärungen dieses und anderer verwandter Begriffe ein Zirkel zu seyn scheint; und auch sonst noch im Folgenden Verwirrung daher entstehen könnte. Wolf ist allerdings auf den Grund der Sache gegangen, da er gesagt hat, daß Verbindlichkeit so viel als moralische Nothwendigkeit sey. Aber damit erklärt er sich nicht bestimmt genug, daß er sagt, durch die Verknüpfung eines Beweggrundes mit einer Handlung entstünde die Verpflichtung oder moralische

sich selbsten schuldig seyn soll, alle auf dem Grunde seines eigenen grösten Vortheils beruhen, kann wohl niemand in Zweifel ziehen, der einige Wissenschaft von dieser Sache besizet. Derjenige verdiente ja wohl ausgelacht zu werden, der etwas als eine Pflicht, die ein Mensch sich selbst und zwar, als wovon wir jezt nur noch reden, vermöge natürlicher Erkenntniß schuldig wäre, empfehlen, und doch eingestehen wollte, daß seine Zufriedenheit und sein Vergnügen darunter mehr leiden, als gewinnen würden. Daß aber die Pflichten gegen andere durch die Rücksicht auf den grösten Vortheil, die gröste Summe von Glückseligkeit, die dadurch für sich erhalten werden kann, oder, wie man es kurz ausdrückt, durch die Rücksicht aufs gemeine Beste bestimmt werden, lässet sich gegen diejenigen, die es leugnen wollen, nicht nur aus der Induktion, sondern auch schon aus gewissen allgemeinen Grundsäzen beweisen. a) Kein nachdenkender Mensch wird einräumen, daß etwas, was gemeinschädlich, d. h. bey der Vergleichung und Schäzung aller seiner Fol-

lische Nothwendigkeit (s. Institutt. 1. N. et G. §. 35. coll. § 37.) denn nicht ein jeder Beweggrund ist hinlänglich dazu; sondern nur der vernünftige Beweggrund. Eine natürliche Pflicht (und aus den natürlichen Pflichten entstehen die andern) ist nach dem gemeinen Grundbegriffe ein Verhalten, wozu man sich entschließen muß, wenn man vernünftig handeln will. Vernünftig handeln heißt aber nichts anders, als nach der richtigsten Erkenntniß des Verhältnisses der Dinge zu unsern wesentlichen Zwecken, d. h. den unabänderlichen Grundtrieben des Willens, sein Verhalten bestimmen. In den vernünftigen Begriffen von den Handlungen und den Grundtrieben zusammengenommen liegt also der Grund der Verbindlichkeit oder moralischen Nothwendigkeit. Moralische Geseze sind Geseze des vernünftigen Wollens, und lehren die bey der Voraussezung gehöriger Vorstellungen aus den physischnothwendigen Gesezen des Wollens entstehende, und also hypothetische Nothwendigkeit. Was dieß für Anwendungen für unsre Untersuchung gebe, läßt sich leicht schließen, und ist im Texte zum Theil schon angezeigt.

Folgen der gemeinen Wohlfahrt, der Glückseligkeit und Vollkommenheit des menschlichen Geschlechts entgegen ist, gebilliget, gut geheißen, recht genannt werden könne; wenn es einmal Pflicht seyn soll, auf andere Rücksicht zu nehmen. Also ist doch die Gemeinnüzigkeit wenigstens ein negatives Merkmaal bey allen Handlungen, die pflichtmäßig oder recht seyn sollen, in Rücksicht auf andere. b) Die physischen Grundgeseze des Wollens, oder die Grundtriebe, nach welchen, weil sie unveränderlich sind, die freyen Handlungen sich richten müssen, und in welchen die lezten Zwecke liegen, welche durch diese aufs geschickteste zu befördern das einzige Geschäfte der Weisheit ist, bringen eben diese Folge zum Vorschein. Denn neben dem Triebe zum eignen Vergnügen und Wohlseyn, reget sich im Menschen, obgleich schwächer, dennoch eben so natürlich und allgemein, ein Trieb, den Schmerz und das Misvergnügen anderer zu lindern, und ihnen Vergnügen und Zufriedenheit zu verschaffen. Und in diesen beyderley Trieben sind alle Triebe des menschlichen Herzens begriffen; man mag dann übrigens der Urquellen der Lust oder der unmittelbar angenehmen Dinge so viele annehmen, als man will. *) c) Wenn es für die Grundregel des Rechtverhaltens angenommen werden kann, andere zu lieben, wie sich selbst, sich an ihre Stelle zu sezen, oder ihnen so zu begegnen, als man wünschet, daß in gleichem Falle einem von ihnen begegnet werde: was kann denn die Pflicht gegen sie anders seyn, als, was ihnen angenehm und nüzlich ist, zu thun, so weit es die gleichen Pflichten gegen mehrere andere und die Pflichten gegen sich selbst zulassen? d) Was die Pflichten gegen Gott anbelangt, so leuchtet einem jeden bald ein, daß nicht das Interesse Gottes der Grund davon ist, so

*) Das heist, man mag mit dem Epikur, aus dem Triebe zur Erhaltung und zur körperlichen Lust, alle Arten von Vergnügungen herleiten, oder das Vergnügen am Wahren, Großen, Regelmäßigen, und andere der feinern, idealischen, Vergnügungen für ursprünglich besonders in der Seele gegründet halten.

so wie das Interesse anderer Menschen bey den Pflichten gegen sie; sondern es sind solche Gesinnungen und Handlungen, die mit den vernünftigen Begriffen von Gott, und dem Verhältnisse, in welchem wir mit ihm stehen, übereinstimmen. Daß aber eben diese Gesinnungen und Handlungen die gemeine Wohlfahrt befördern, wird niemand läugnen, der diese vernünftigen Begriffe von Gott, und einige Achtung für die Religion hat. Doch wir wollen diesen Punkt besonders untersuchen.

3) Es giebt viele, die keine Begriffe von Pflichten, kein Recht der Natur Statt finden lassen, als bey der Voraussezung, daß ein Gott ist. Ob nun gleich diese Meynung etwas Uebertriebenes hat, so kann doch auch aus ihr nichts anders folgen, als daß das Nüzlichste, das Gemeinnüzige, dasjenige sey, was wir für recht halten, und uns zur Pflicht machen müssen. Denn wenn Gott ein gutes Wesen ist, ein vollkommenes Wesen, welches nicht im Elende und Verdruß anderer Wesen seine Wonne und Erhaltung findet, welches nicht irgend ein Vergnügen, das sie geniessen könnten, aus Misgunst, oder aus Mangel des Wohlwollens, ihnen versagt: so muß das sein Wille seyn, daß es einem jeden seiner Geschöpfe immer so wohl gehe, als es sein Verhältniß zum Ganzen und der gemeinen Wohlfahrt desselben zulässet, und sein Wille also in Ansehung der freyen Handlungen der Menschen, daß ein jeder, so viel an ihm ist, die gemeine Wohlfahrt befördere; folglich seine eigne sich zwar am nächsten angelegen seyn lasse, weil sie von seinem Verhalten hauptsächlich abhängt, aber sich dabey doch immer nur als einen Theil des Ganzen betrachte, dessen Vollkommenheit zu befördern das höchste Gesez des göttlichen Willens ist. Zu dem Ende kann uns zwar Gott durch Offenbarungen Geseze vorschreiben, von denen wir den Grund nicht einsehen, uns befehlen oder verbieten, ohne daß wir verstehen, wie es die gemeine Wohlfahrt in diesem oder jenem Leben also erfodere. Aber, da wir einmal die Versicherung haben, daß Gottes Wille der höchsten Gü-

Güte und Weisheit gemäß sey, so leidet unsere Vorstellung, daß das nur recht sey, was die gemeine Wohlfahrt befördert, darunter gar nichts; sondern es muß uns vielmehr eben dieselbe antreiben, auch solche Geseze, deren Grund wir nicht einsehen, aufs genauste zu beobachten.

4) Auf gleiche Weise halten wir uns verpflichtet, den Befehlen unserer Obern nachzukommen, auch wenn wir nicht einsehen, ob sie die besten Zwecke durch die geschicktesten Mittel befördern; ja so gar bisweilen, wenn wir einsehen, daß sie nicht klug, nicht recht oder billig sind. Aber wir erkennen uns doch nur darum dazu verpflichtet, weil das gemeine Beste erfodert, solchen Befehlen der Obern noch zu gehorchen. Eben also erfüllen wir Verträge, die unbillige Foderungen enthalten, weil es der Gegentheil haben will, und solche Verträge gelten zu lassen, ein geringeres Uebel noch zu seyn scheinet, als das Gegentheil seyn würde.

5) Warum erkennet man einen Unterschied bey den Gesezen der Natur, daß einige vollkommen, andere unvollkommen, verpflichteten, d.h. daß es bey einigen erlaubt sey, Gewalt und Strafen zu gebrauchen, um ihre Beobachtung zu erzwingen, bey andern nicht? Ist nicht alles recht, was recht ist; ist nicht alles, was recht ist, moralisch nothwendig? Die zureichendeste Antwort auf diese noch immer für manchen verwirrende Frage giebt der wesentliche Begriff von dem was recht ist. Gewaltthätigkeit und Strafen sind ein Uebel. Sie dürfen also nicht gebraucht werden, wo es nicht gewiß genug ist, daß dasjenige, was erzwungen werden soll, so viel Gutes enthalte, um das Uebel der Strafe und Gewalt zu überwiegen; es kann rathsam seyn, aber kein Gegenstand der zwingenden und strafenden Geseze. Eben also dasjenige, was gewiß immer gut ist, aber für das gemeine Beste nicht so nothwendig, daß ihm die Freyheit der einzelnen Personen aufgeopfert, daß die Verabsäumung desselben mit Strafen geahndet würde. Dasjenige, was durch Zwang und Strafen gar nicht bewirkt werden kann,

oder

oder doch nicht so gut, als durch andere Mittel, dasjenige, was nicht so wohl in äußerlichen Handlungen besteht, als vielmehr in gewissen Gesinnungen des Verstandes und Neigungen des Herzens, kann gleichfalls nicht zu den erzwingbaren Pflichten gerechnet werden. So sehen wir also bey dieser Unterscheidung der Pflichten deutlich die Beförderung der gemeinen Wohlfahrt, der grösten Summe von Gutem, und daß niemanden ohne Noth ein Uebel angethan, in der Noth aber das kleinere Uebel dem grösseren vorgezogen werden müsse, als die lezten Absichten und die höchsten Regeln des Rechtverhaltens durchleuchten.

6) Und diese sind es auch, aus welchen alle Regeln von der Bestimmung des Rechtverhaltens bey der Kollision der Pflichten herfließen. Denn man mag entweder zur Regel annehmen, daß diejenige Pflicht vorzuziehen sey, welcher die andere subordinirt ist, d. h. in der sie ihren Grund hat; oder daß diejenige vorgehe, die eine äußerliche und vollkommene Sanktion hat; oder diejenige, deren Vernachläßigung das meiste Aergerniß stiften würde, deren Ansehn entweder allgemein oder hier wichtiger ist; oder diejenige, die einem besonders obliegt, indem man die andere mit vielen Menschen gemein hat; oder was für Kautelen man noch machen will: so wird sich bey gründlicher Untersuchung entdecken, daß das mehreste Gute zu stiften, das Wohlseyn des menschlichen Geschlechts aufs beste zu sichern und zu befördern, der lezte Grund von allen diesen Vorschriften ist.

7) Endlich findet bey allen gewöhnlichen Erklärungen von dem was recht ist, der Verstand keine hinlängliche Beruhigung, bis sie auf jenen Grundbegriff zurückgeführt und durch denselben genauer bestimmt worden sind. Ich will es noch nicht auszumachen suchen von der Erklärung, daß recht sey, was bey richtiger und ruhiger Vorstellung unserm Herzen Beyfall abzwingt; als in welcher der Streitpunkt mit liegt. Im folgenden wird es sich aber doch zeigen, daß

in

in der Vorstellung der Gemeinnüzigkeit, obgleich nicht der einzige, dennoch einer der vornehmsten und lezten Gründe jenes Beyfalles, und derjenige, der bey der Kollision die andern überwieget, enthalten ist. Von den gemeinen Erklärungen lässet es sich gleich einsehen. Daß recht sey, was den Gesezen gemäß ist, kann für die positive Jurisprudenz ein hinlänglicher Grundbegriff seyn. Aber der Philosoph kann dabey nicht stehen bleiben. Er untersucht die Geseze selbst, ob sie recht seyn, oder nicht, billig oder unbillig, tyrannisch oder menschenfreundlich, thörigt oder weise; und ihr Verhältniß zu den wahren Vortheilen der Menschheit entscheidet darüber. Eben so ist es mit der Erklärung, daß recht sey, was dem Willen des Obern gemäß ist. Wer ist der Obere? Derjenige, der physische Macht hat, mich zu zwingen? — So giebt es kein Recht mehr. Derjenige, der das Recht hat, mich zu zwingen? — Nun ist es Zeit, sich vorzusehen, daß man nicht in einem Zirkel herumläuft. Was heist also dieß, daß einer das Recht hat, dem andern seinen Willen zu einem Geseze zu machen, und ihn zur Befolgung desselben zu zwingen? Heist es so viel, daß er in dem Verhältnisse mit dem andern steht, daß dieser bey vernünftiger Erwägung es seinen Grundtrieben, den Grundgesezen der Natur, daß er es seinem eignen und dem gemeinen Besten gemäß finden muß, ihm schlechterdings, oder doch bis zu gewissen Bedingungen zu folgen? — so kann ich es zugeben, daß recht sey, was dem Willen des Obern gemäß ist. — Daß diese Erklärungen eben dahin führen würden, wenn man sich unter dem Obern Gott, und unter den Gesezen die ausgemachten, die unmittelbar einleuchtenden, die physisch nothwendigen Geseze der Natur denken wollte; ist nicht schwer aus dem Vorhergehenden abzunehmen.

8) Aber sind dieß nicht vielleicht nur Begriffe, die unter uns aus Schlüssen und Instruktionen entstanden sind? Sind es wirklich die gemeinen Begriffe des menschlichen Ge-

Geschlechts, nach welchen es in allen Zeitaltern und an allen Orten Recht und Unrecht unterscheidet, Sitten und Gebräuche billiget und misbilliget?

Es ist bekannt, daß die Verschiedenheit der sittlichen Begriffe unter den vielen gesitteten und wilden Völkerschaften des Erdbodens von jeher so groß geschienen, daß einige daraus so gar die eben so ungereimte als schädliche Folge gezogen, aller Unterschied zwischen Recht und Unrecht sey willkürlich, bloß das Werk positiver Geseze und Gewohnheiten, die Natur wisse nichts davon. Aber wenn man diese Sache genauer untersuchet; so entsteht die vollkommenste Ueberzeugung, daß alle diese Völker und alle Menschen in den Grundbegriffen von recht und unrecht mit einander einig seyn, daß dieses eben diejenigen seyn, die wir bisher mit einander übereinstimmig und auf dem Begriff des Gemeinnüzigen zusammenlaufend gefunden haben; und daß eben diese gemeinschaftlichen Grundbegriffe, bey der Verschiedenheit der übrigen Bestimmungsgründe, in den einzeln Arten von Handlungen jene Verschiedenheit der Gesinnung hervorbringen musten. Niemand wird fodern, daß hier von allen sittlichen Begriffen, Gesezen und Gewohnheiten aller Zeiten und Gegenden dieses gezeigt werde. Es wird genug seyn, wenn diejenigen Bemerkungen angegeben werden, mittelst deren man bey jedweder Anwendung die nöthige Aufklärung und Ueberzeugung erhalten kann.

Man muß also vorläufig bedenken, daß viele Nachrichten, die man hiebey zum Grunde legt, falsch sind. Die meisten Menschen mögen gar gerne etwas vom Gemeinen Abweichendes finden, damit sie etwas, was Verwunderung erregt, zu erzählen haben. Man schliest ferner oft von dem Verhalten einzelner Mitglieder auf den sittlichen Karakter und die Denkungsart der ganzen Nation; da sich doch nicht einmal von dem, was einer thut, auf das, was er, bey ruhigem Nachdenken, wenn ihn nicht die Begierde dahin reist,

reist, für recht und billig erkennt, schliessen lässet. Bisweilen hat der Erzähler die Absicht, herrschende Begriffe durch entgegenlaufende Gewohnheiten und Begriffe anderer verdächtig zu machen. Und wie leicht irrt man sich nicht bey der Auslegung der Handlungen, indem man Absichten hinzudenket, durch die sie verwerflich werden, da sie bey andern Absichten gebilligt oder doch eher verziehen werden konnten? Eine große Menge von abweichenden Sitten und Denkarten bleibt aber noch immer übrig, und muß da seyn, wie wir angenommen haben, eben zu folge jener gemeinen Grundbegriffe. Denn

a) erstlich können ja die Menschen, bey ungleichen Einsichten und ungleichen Erfahrungen, nicht dieselben Begriffe von der Nüzlichkeit und Schädlichkeit der Handlungen haben. Aus Unwissenheit macht sich ein Kind über manches kein Bedenken, hält es für gut, was ein Erwachsener als schädlich und unrecht verabscheuen muß. So überlassen sich rohe Völker den Ausschweifungen des Geschlechtstriebes, und schränken sich nicht durch die gemeinnüzigen Geseze weiserer Völker ein, weil sie noch keine Süßmilche, oder andere verständige Beobachter von den fürchterlichen Folgen dieser Ausschweifungen belehrt haben; die freylich auch durch die besseren Einsichten nicht immer verhindert werden können, wegen der Heftigkeit der sinnlichen Begierden.

b) Es ist dasselbe nicht zu allen Zeiten und unter allen Umständen gleich nüzlich oder schädlich. Die vortreflichsten Geseze können mit der Zeit bey großen Veränderungen der politischen oder physischen Verhältnisse, schädlich werden. Was in einem Freystaate sehr gemeinnüzig seyn kann, ist in einer Mongrchie oft nicht zuläßig. So verliert Solons Gesez, daß bey einem Aufruhr derjenige straffällig seyn sollte, der, statt Antheil zu nehmen, sich ruhig verhielte, das Paradoxe, so es bey der Zusammenhaltung mit den Verordnungen unserer gegenwärtigen Staaten hat; wenn

man bedenkt, daß der Staat, für den dieses Gesez gegeben war, nur allein von seinen rechtschaffenen Bürgern seine Rettung zu erwarten hatte, und daß, wenn diese sich ruhig verhalten wollten, eine Handvoll Lotterbuben unter einem verwegenen Anführer alles über den Haufen werfen konnten. So ist es nicht mehr befremdend, daß dem jungen Spartaner die Geschicklichkeit etwas zu entwenden zur Ehre angerechnet wurde, wenn man weis, daß dieses Heldenvolk beynahe gar kein Eigenthum unter sich hatte, und in diesem Unternehmen also nur eine kriegerische Uebung fand. So ist es endlich doch begreiflich, wie mehr als ein Volk, ohne die menschliche Natur abzulegen, ja zufolge des Grundgesezes andern gutes zu thun, für recht und billig halten konnte, seine Alten, selbst die eigenen Eltern, umzubringen; wenn man hinzu nimmt, daß es das einzige Mittel ist, dem langsamen Tode des Hungers, oder dem schmäligen Tode von der Hand des Feindes sie zu entziehen. *)

c) Obgleich der Mensch einen natürlichen Antrieb hat, auf andere zu sehen; so findet er doch nicht gleich die Gründe, die ihn bestimmen, die gemeine Wohlfart des menschlichen Geschlechtes zum höchsten Geseze sich zu machen. Es ist schon viel, wenn er nur erst das gemeine Interesse derer, mit welchen er in genauerer Verbindung stehet, zum beständigen Augenmerke annimmt. So wie sein Gesichtskreis nicht viel weiter reichet, so schränkt sich auch die Tugend des wilden oder halbgesitteten Menschen insgemein aufs Wohlwollen für seine Familie oder höchstens für sein Vaterland ein; und den Vortheilen desselben opfert er die Gerechtsame anderer um so viel eher auf, je mehr er bey die-

*) Ich führe keine Zeugnisse an, weil es zu leicht und ganz überflüßig seyn würde. Locke, Montesquieu, Iselin, Helvetius sind ja in allen Händen. Und das Historische dieser Untersuchungen zu bereichern, ist hier die Absicht gar nicht.

diesen eben dieselben Gesinnungen gewahr wird. Aber die moralischen Empfindnisse des Menschen bleiben doch auf dieser Stufe nicht immer stehen. Nachwelt und Ausländer kommen endlich auch in Betrachtung; und dieß bringt wichtige Veränderungen in den Grundsäzen von dem, was recht ist, hervor.

d) Aber nichts kann so große Verschiedenheiten dabey bewirken, als die Verschiedenheit der religieusen Meynungen und Vorurtheile. Und wer will alle Quellen des Aberglaubens abzählen, und der Phantasie hierinne Gränzen sezen? Die Vernunft zu verläugnen, wird einer der ersten Grundsäze, wenn Aberglaube und Schwärmerey erst festen Fuß gewonnen haben; und je unbegreiflicher die Orakelsprüche derer, die Gottesgeheimnisse zu verkündigen vorgeben, sind, desto heiliger werden sie gehalten, desto verdienstlicher scheint es sich ihnen zu unterwerfen. So wenig es also möglich seyn würde, von allen den Meynungen über recht und unrecht, Sünde und Gottesdienst, die den Erdboden überschwemmt haben, und in kein vernünftiges Verhältniß zu den Grundgesezen der Natur sich bringen lassen, den Ursprung in der jedesmaligen, wer weis wie zufällig entstandenen, Ideenverknüpfung aufzufinden: so ist doch klar, daß nichts so sonderbares ausgedacht werden kann, was nicht mittelst dieses Triebwerkes den Gemüthern beygebracht werden könnte. Aber der Grund des Beyfalles ist doch allemal die an sich richtige Vorstellung, daß nichts einem jeden insbesondere heilsamer, nichts gemeinnüziger seyn könne, entweder zur Erlangung des Guten oder zur Abwendung des Bösen, als was die Gottheit selbst vorschrieb.

Wenn diese Bemerkungen einigermaßen erwogen worden sind; so kann wenigstens so viel schwerlich mehr geleugnet werden, daß nicht die meisten Pflichten und Grundsäze des Rechtverhaltens auf den angegebenen Begriff von dem, was recht ist, zurückführen; und ferner, daß es schlechter-

dings nicht angehe, daß etwas für recht erkannt werde, wovon offenbar ist, daß es die Summe der Glückseligkeit in der Welt, oder die gemeine Wohlfart, in allen seinen Folgen berechnet, vermindere. Aber vielleicht giebt es doch noch einige Pflichten, die kein gutgearteter und unverdorbner Mensch verläugnen und die keiner auf eine den Beyfall, den man ihnen zu geben gezwungen ist, hinlänglich erklärende Art aus jener Rücksicht auf ihre nüzliche oder schädliche Folgen herleiten kann? Muß, wenn dieses so ist, alsdenn nicht eingestanden werden, daß jener Begriff wenigstens nicht allgemein, nicht der Probierstein aller moralischen Empfindungen und Urtheile sey?

Dieß ist, wie wir im folgenden finden werden, *) eines der vornehmsten Argumente der Freunde des moralischen Gefühls, in der uns verwerflich scheinenden Bedeutung. Aber ich bin überzeugt, daß sie entweder unsern Begriff einseitig ansehen und misdeuten, oder sich selbst täuschen, und den Grund ihrer Empfindnisse und Neigungen nicht scharf genug untersuchen. Wir werden in nachfolgenden Bemerkungen noch einiges Licht für diese Untersuchung gewinnen; jezt will ich nur kurz meine Meynung sagen, von der ich, vermöge der Natur des Streites, fodern darf, daß sie durch Induk-

*) In der zweyten Abtheil. des dritten Abschnittes. Bey dieser Gelegenheit will ich doch den Innhalt der ganzen Abhandlung vorläufig anzeigen. Der zweyte Abschn. enthält eine kurze Geschichte der Lehre vom moral. Gefühl. Des dritten Abschn. Erste Abth. Untersuchung des Wesens und der Gründe des M. G. in so fern es der Grund des Wohlgefallens und Misfallens an Handlungen und Karakteren ist. Die zweyte Abth. Untersuchung des M. G. in so fern es der Grund der Erkenntniß, was recht ist, seyn soll. Der vierte Abschn. der im lateinischen Aufsaze nicht vorkömmt, enthält eine Vergleichung des M. Gefühls mit dem Gefühle des Wahren und Schönen; und Anwendung der Lehre vom M. G. auf die Lehre vom Gewissen.

duktion widerlegt werde, und von der ich, so sehr, als von irgend einer philosophischen Wahrheit überzeugt bin, daß sie nie werde widerlegt werden können. Dieß ist meine Meynung, daß, wo wir weder göttliche noch menschliche Autorität zum Grunde haben, warum wir etwas für recht oder unrecht halten, von welchen Gründen bereits gezeigt worden ist, wohin sie zurückführen, wir entweder die Nüzlichkeit oder Schädlichkeit der Folgen dafür annehmen müssen; oder gar keinen Grund mehr haben, der hierinne etwas entscheiden könne; und, daß, wo sich in keinem dieser beyden Gründe der Ursprung unserer Billigung oder Mißbilligung zeigen will, es entweder Ideenadsociation und Gewohnheit, wovon uns der Ursprung selbst nicht mehr bekannt ist, oder ein bloßes physisches Wohlgefallen oder Mißfallen unseres Temperamentes; dergleichen jeder Mensch, wie die Erfahrung lehret, in hundert Fällen auch gegen den Rath der Weisheit und das Gebot der Vernunft haben kann, oder sonst etwas zum Kennzeichen des moralisch Guten und Bösen für sich allein unzuläßiges sey, was in einem solchen Falle unsere Billigung, oder unsere Verabscheuung hervorbringt.

## §. 5.

**Was kann moralisches Gefühl heißen, und angebornes moralisches Gefühl? Ob es absolut unmöglich, und was bey der Behauptung der Wirklichkeit desselben zu beweisen nöthig ist?**

Diejenigen, die von der Richtigkeit des Bisherigen überzeugt sind, mögen zum Theil wohl glauben, daß es nun keines weitern Beweises mehr brauche, daß recht und unrecht nicht durchs Gefühl erkannt werden könne, und daß der Name des moralischen Gefühls also ein leerer oder doch unschicklicher Name sey. Denn wie sollte der von Zeit und Umständen so sehr abhängige Grad des Nüzlichen oder Schädlichen, der absolute und relative Grad der Gemeinnüzigkeit der den Menschen erkennbaren Folgen der Handlungen, in der Empfindung des gegenwärtigen Eindruckes einer Hand-

lung oder der Vorstellung von ihr begriffen seyn können? Aber so entschieden dieses Endurtheil einigen auch schon vorkommen mag; so ist doch noch vieles vorher auszumachen, ehe der Streit für geendigt angesehen werden kann. Es lassen sich allerhand Vorstellungen vom moralischen Gefühle machen, bey denen die absolute Möglichkeit desselben noch nicht geleugnet werden kann. Wir wollen diese jezt deutlich auseinander sezen; so wird sich ausweisen, was in Ansehung der Wirklichkeit der Sache noch zu untersuchen ist.

Einige der berühmtesten Schriftsteller in dieser Materie, die von andern sehr oft mißverstanden worden, verstehen unter dem moralischen Gefühle nichts anders, als die Eigenschaft unsers Geistes, bey der Vorstellung einer gemeinnüzigen und aus Wohlwollen unternommenen Handlung mit einem eigenen Wohlgefallen, bey der entgegengesezten Vorstellung mit einem eigenen Mißfallen erfüllt zu werden. Sie geben zu, und behaupten zum Theil recht sorgfältig, daß die Vorstellung, daß eine Handlung gemeinnüzig sey, von den Einsichten der Vernunft, der Erfahrung und analogischen Schlüssen, oder der Instruktion herkomme. Und sie nennen daher die Gefühle, die dadurch erweckt werden, nachfolgende Empfindungen; weil sie auf andere Wirkungen des Verstandes erst folgen, da die Empfindungen des äußern Sinnes vielmehr vor den andern Arten von Erkenntnissen vorhergehen. Um ein moralisches Gefühl in dieser Bedeutung zu behaupten, braucht man also auch nicht jene veraltete Hypothese von den angebornen Begriffen anzunehmen. Man könnte dennoch sagen, daß das mor. Gefühl angeboren sey, nemlich als das Vermögen, ein gewisses Wohlgefallen oder Mißfallen zu verspüren, wenn dereinst die Seele gewisse Vorstellungen von Handlungen und Gemüthseigenschaften haben würde. Was aber bey diesem Begriffe vom mor. Gefühl noch zu untersuchen wäre, würde dieses seyn: Ob jenes Gefühl von Wohlgefallen und Mißfallen wirklich ein ganz eigenes, bloß bey den Vorstellungen vom moralisch

lisch Guten und Bösen entstehendes, und einfaches, nicht aus der Adsociation verschiedener, bey andern Anlässen, bey allgemeinern Eigenschaften der Dinge entstehender Vorstellungen und Empfindnisse entspringendes, nicht in mehrere auflösliches, Gefühl sey? Wenn es sich finden sollte, daß es ein zusammengeseztes Gefühl ist, so könnte es dann nicht wohl ein eigener Sinn genannt werden; weil durch die eigentlich so genannten Sinne eigene, einfache Grunderkenntnisse entstehen; sondern es wäre das allgemeine Vermögen zu erkennen und gerührt zu werden bey der Verknüpfung verschiedener einfacher Eindrücke. Es wäre weiter zu untersuchen, wie vieles bey der Proportion und Mischung der Empfindungen, woraus das Gefühl des moralischen Vergnügens und Mißvergnügens erwüchse, durch willkührliches Bestreben und andere Umstände verändert werden könne, und was natürlich und nothwendig dabey sey? Und hieraus müste sich von selbst die Folge ergeben, in wie weit dieses Gefühl wenn gleich nicht als das erste und wesentliche, dennoch als ein mittelbares, nachfolgendes, subordinirtes Merkmaal des moralisch Guten und Bösen angesehen werden könne?

Noch in einer stärkern Bedeutung und gleichfalls bey Voraussezung der allgemeinen Richtigkeit des angenommenen Begriffes vom moralisch Guten und Bösen lässet sich das moralische Gefühl als möglich gedenken; wenigstens beym ersten Anblicke. Immerhin, könnte man sagen, mag jener Begriff vom moralisch Guten und Bösen vollkommen richtig seyn, und auf Vorerkenntnissen der Vernunft beruhen. Kann nicht dieselbe Sache durch mehrere Merkmaale erkennbar seyn; wovon einige Erfahrungen und Räsonnement voraussezen, andere aber in die Sinne fallen? Das Verhältniß des Quadrats der längern Seite zu den Quadraten der beyden kürzern Seiten giebt eine wissenschaftliche Erklärung vom rechtwinklichen Triangel. Aber ohne dieses Verhältniß zu wissen, lehret uns doch schon das Auge den recht-

winklichen Triangel erkennen. Und gesezt auch, daß dieses sinnliche Merkmaal nicht so gut vor allen Irrungen uns bewahret, als andere wissenschaftliche Untersuchungen thun würden; so ist es doch immer ein Merkmaal, an welches wir uns in den mehresten Fällen halten und halten können. Sollte es nicht in Ansehung des moralisch Guten und Bösen auch so seyn, daß die Vernunft ein, vielleicht für gewisse Fälle zur genauern Unterscheidung nöthiges, Merkmaal hätte; und dem ohngeachtet auch dem Gefühle schon ein Unterschied sich offenbarte, und daß dieser fühlbare Unterschied in einigen Fällen uns nöthig wäre, wo die Vernunft sich noch nicht zu rechte zu finden wüste, da in andern die Vernunft dem Gefühle zu Hülfe kommen müste? Widerspruch in den Begriffen ist wohl hiebey nicht. Die Sicherheit der Behauptung erfodert aber noch vieles. Sollte sich unabhängig von aller vorhergehenden deutlichen oder dunklen Vorstellung von der Gemeinnüzigkeit, oder der Uebereinstimmung mit andern Begriffen des Verstandes, bey den moralisch guten und bösen Handlungen, Karakteren und Gesinnungen, ein unterscheidendes, Begierde und Verabscheuung erweckendes Gefühl äußern; so käme es doch gar sehr darauf an, wie beständig dasselbe ist, und ob es eigenes genug hat, um zum Kennzeichen des Guten und Bösen gebraucht werden zu können; oder wenn dieses nicht allgemein anginge, in welchen besondern Fällen es denn mit Sicherheit geschehen könne?

(Die Fortsezung künftig.)

---

3. Schrei-

## 3.

# Schreiben
an
# Herrn Matthias Claudius
in Hamburg.

---

Auf der Reise. In Franken. Nov. 1775.

Meinen ersten Brief schrieb ich Ihnen aus Vevay umrauscht von den lauten Freuden der Weinlese. Diese Freuden waren für mich desto größer, da sie mir neu waren. Sie wissen, mein Liebster, daß der Harz, so wenig wie die nördlichen Gegenden unsers lieben Deutschlands, den Weinbau kennt, einen Mangel, welchen Sie in Ihrem Rheinweinliede meinem Vaterlande auf eine Art vorwerfen, die ich Ihnen nicht übel nehme, weil meine Freundschaft für Sie zärtlicher ist, als mein Patriotismus für den Blocksberg. Voll von diesen Freuden, jede Minute zählend, die ich außer den Weinbergen zubrachte, schrieb ich Ihnen einen kurzen Brief. Wie verschieden ist in diesen Tagen meine Fassung von derjenigen, in welcher ich damals war! Getrennt, und so plözlich getrennt von unserm Haugwitz, welcher jeden Genuß der Reise so herzlich mit uns theilte, und jeden erhöhte, fahren wir, mein Bruder und ich, in schlimmer Jahrszeit, auf schlimmen Wegen, denken an unsern Verlust, sehen uns traurig an, und reden in mancher Station fast kein Wort. Aber in gewissen Augenblicken besiegt, bald die Hofnung des nahen Wiedersehens meiner Geschwister und so theurer Freunde, bald die Erinnerung des Genossenen, den Ekel des Gegenwärtigen. Große schweizerische Bilder steigen mir auf vor meiner Phantasey, ich durchreise noch einmal, mit meinem Bruder und Haug-

wiß, von Kanton zu Kanton, dieses Land der großen Natur und der reinen Menschheit. Ich höre den Gotthard rauschen mit hundert Katarakten, sehe vom Gipfel des Rigi noch einmal die Sonne untergehn über dreyzehn Seen, sehe den grünlichen von Felsen eingeschlossenen Wallenstädter See, in welchen sich, über Eichenbuschbehangne Klippen, silberne Ströme stürzen mit lautem Getöse, sehe die unbestiegnen, von ewigem Schnee bedeckten Alpen, besuche die Schlachtfelder, wo eine Hand von Helden ganze Heere vertilgte, höre in fruchtbaren Thälern das Geläute der Heerden, von welchen sich nähren die glücklichsten und besten Menschen, Menschen frey wie die Adler Gottes, und einfältig wie Tauben. Vom Weinbehangenen Ufer des Lokarner Sees versez' ich mich an den Rheinfall bey Schafhausen, und meine Seele erhebt sich in frohem Schauer bey'm grösten Anblicke der Natur? Wenn dann meine Phantasey ermüdet ist, und ausruhen will, so führ ich sie in das Haus meines Lavaters; es wird mir wohl, wie mir jedesmal innig wohl ward, wenn ich die Schwelle dieses geliebten Hauses betrat. Inniger Friede, stiller, seliger Genuß erfüllte oft meine Seele, noch eh ich ihn sah, wann mir seine lieben Kinder froh und kosend entgegenliefen, oder wenn ich durch die halboffene Thür des Nebenzimmers seine treue, sanfte, liebenswürdige Gattin erblickte. Und wenn ich ihn selber sah! Wenn er mit herzlicher Liebe uns alle drey in seine Arme schloß! O mein liebster Claudius! Sie müssen ihn selbst noch sehn! Die heiste Thräne stürzt mir aufs Blatt, Worte fehlen mir, wenn ich von Lavatern sprechen will, und doch will ich von ihm stammeln, weil auch Sie ihn so innig lieben.

Sie wissen, mein Theurer, wie viel ich von ihm erwartete, wie sehr ich mich auf ihn freute. Ich bewunderte sein Genie, eh ich die Physiognomik gesehn hatte, ich liebte sein Herz, eh ich ihn selber sah. Aber wie gewinnt dieses Herz näher gekannt zu seyn, dieses Herz, welches so viel umfas-

umfasset, als sein Genie! Dieses Herz, das für Eifer brennt, und so voll ist von sanfter Toleranz! Das so vielen Freunden sich öffnen kann, und jedem, als wär er der Einzige! Das nie mit sich selbst in Widerspruch ist, sondern immer einfältig, wie ein Kind, und doch wie groß! wie überwallend! wie kühn! wie frey! wie allgemein wirkend! wie sorgsam im Kleinen und im Großen! wie entschlossen! wie feurig! wie voll Heldenmutes! wie lauter in seinen reinen, ungemischten Empfindungen! Keinen Mann hab ich gesehen, der im Guten und Großen immer so kühn bis an die Gränze des Uebertriebenen flöge, und doch so selten diese Gränze überschritte, immer von einem, ihn nie verlassenden Gefühle des Wahren begleitet, immer erhellt durch eine Fackel, welche ihm den Pfad sichert, und rund umher neue Gegenstände zeigt.

Dieses Gefühl bewahrt ihn, bey seiner zarten Gewissenhaftigkeit, für jeden Anstrich von schwacher Aengstlichkeit. Immer bereit, alles seinem Gott, der Wahrheit und den Menschen aufzuopfern, brennend für Eifer wie ein Märtyrer, in Ideen der Zukunft lebend wie ein Heiliger, ist er dennoch voll von Empfindung für jeden edlen Genuß dieser Welt. Mit kindlicher Freude geniest er die Geschenke der Natur, deren kleinste Schönheiten er mit Enthusiasmus fühlt; sehr gerne theilt er die Freuden einer heitern Gesellschaft, das sanfte Lächeln und den frohen Scherz. Wer empfindet mehr das Wonnegefühl des Genies! Wer mehr, als er, die Schärfe des Wizes, und das Verdienst der Kunst! Aber vorzüglich geniest er das süßeste Glück des Lebens, das Glück der zärtlichsten Ehe, mit der feurigsten Dankbarkeit gegen Gott, mit dem seligen Himmelgefühl, mit welchem er seine Gattin an sein liebendes Herz drückt. Auch sie hängt mit dem treuen, seelenvollen Auge oft an seinem schmelzenden Blick, drückt ihm mit Thränen im schwimmenden Auge vorbeygehend die Hand, wenn sie, abgerufen von süßen Mutterpflichten, oder sorgend für ihr häusliches Geschäft,

ihn auf einen Augenblick verläßet. Ihre beyden ältesten Kinder (denn das dritte ist noch an der Brust) versprechen viel, zeigen ein zartes, liebendes Herz, und werden mit eben so vieler weisen Einsicht, als inniger Herzlichkeit, erzogen. Jede unschuldige Freude wird ihnen gewährt, jede Gelegenheit zum Versehen aus dem Wege geräumt; wenn sie dennoch fehlen, werden sie, ohne weichliches Nachgeben, mit sanftem Ernste bestraft. Die seligen Freuden des häuslichen Lebens erhalten ihn vielleicht vorzüglich in der Heiterkeit, welche ihn nie verläßet, ob er gleich mit Geschäften überladen ist, und zum Theil mit kleinen, dem Geist uninteressanten Geschäften, welche er sich selbst auflegt, um seinen Durst nach Wohlthun zu löschen. In den verstohlnen Augenblicken, mein Liebster, welche jedem andern zur Ruh unentbehrlich seyn würden, schreibt er die Werke, welche das Erstaunen Deutschlands sind, das Erstaunen Europens und künftiger Jahrhunderte seyn werden. Wird die Zukunft es glauben, daß Lavater, von tausend Geschäften umringt, in ersparten Augenblicken, ein Werk von einer selbst erfundenen Wissenschaft schrieb, welches, so wie es die Frucht eines unermeßlichen Genies ist, zugleich die Frucht vieler Beobachtungen, und eines langen Lebens zu seyn scheint? Wie wird die gerechtere Nachwelt einstimmig einen Mann bewundern, der, als Jüngling, mit Gefahr seines Lebens, einen mächtigen Diener der Ungerechtigkeit stürzte, und einer seufzenden Provinz die Freyheit gab! Der, als Jüngling, von Gleims unsterblichen Kriegsliedern entflammt, durch herzliche, patriotische Gesänge, die Liebe des Vaterlands und der heiligen Natur in die Herzen der Schweizer strömte! Der bald darauf den Entwurf zu dem großen Gedichte Aussichten in die Ewigkeit der Welt in geistvollen Briefen an seinen Zimmermann mittheilte, an den Zimmermann, der, gleich den Weisen Griechenlands, die Wahrheit nicht so oft mühsam mit der täuschenden Wünschelruthe unsrer Philosophen aufsucht, sondern aus ihren Tiefen sie hervorzaubert, und mit trunknem Dichteraug ihr entge-

entgegensieht! Zimmermann, eine Ehre des Jahrhunderts, geliebt und bewundert von allen, die ihn lesen, gefürchtet von jedem seichten Kopfe, die Wonne seiner Freunde! Wie wird sie den Mann bewundern, der, eh er dreyßig Jahr alt war, eine neue Wissenschaft ankündigte, die menschlichste aller Wissenschaften, welche lehrt aus der Bildung des Menschen die verborgne Natur des Menschen kennen zu lernen, eine Wissenschaft, welche der Tugendhafte liebt, welche dem Philosophen ein Born von Weisheit, jedem forschenden Verstande eine Quelle der nüzlichsten Kenntnisse, dem Naturkündiger und dem Arzte ein unendliches Studium, jedem Genie, das aus Lavaters Fülle schöpfen kann, eine reiche, lautere Nahrung des Geistes seyn wird! Der Heuchler, der in der Stille die Zähne knirscht, muß, in dem Augenblicke, da er entlarvt wird, in das allgemeine Lob einstimmen, um seine Grimasse zu verbergen. Der Kurzsichtige wird anfangen müssen zu argwohnen, daß sein Maulwurfsauge nicht das schärfste war. Der stolze Polyhistor staunt, daß ein Sterblicher da noch den Zugang zu einer Wissenschaft fand, wo er geglaubt hatte, daß aller menschlichen Erkenntniß Säulen des Herkuls gesezt wären. Der systematische Schüler des so lang angebeteten Wolfs wird bey den Stralen dieses neuen Lichtes von seinem Katheder auffahren, wie Pluto im Homer, da er von seinem schwarzen Thron aufsprang, fürchtend das verhaßte Licht werde den Tartarus erhellen und seine bebenden Schatten. Und solch ein Werk schreibt Lavater im fünf und dreyßigsten Jahre seines Alters!

Aber selbst das ist nicht die schönste und gröste Seite Lavaters. Wenn er im vertraulichen Kreise weniger Freunde nach und nach sich entfaltet, und dann Flammen des Genies und Erguß des edelsten Herzens den horchenden Freund entzücken, wenn er, mit der Schnelligkeit, der Kraft und dem Lichte des Blizes, die tiefste Tiefe, und jede Seitenkrümmung dieser Tiefe erleuchtet, wenn er an gewöhnlichen Gegenständen tausend neue interessante Seiten bemerkt, und

jede

jede in dem Lichte verschiedner möglichen Verändrungen zeigt, wenn er, immer treffend, allgemeine Säze alltäglich vorgebracht verschmäht, und alles individualisiret, alles lokal darstellt; wenn er Gedanken auf Gedanken, wie mancher Professor Wort auf Wort, anhäuft, wenn er Erfindung auf Erfindung, wie mancher schöne Geist Figur auf Figur, baut; oder, wenn er einen Freund in der vertraulichen Abendstunde auf die Zinne seines Hauses führt, und mit dem lezten Strale der sinkenden Sonne über erröthete Schneegebirge sich stille Wonne ins Herz strömen lässet, und sich diese Wonne über seine Lippen wieder ins Herz des Freundes ergiest, er dann entweder vom seligen Genuß der Natur, von der süßen Thräne spricht, welche das erste Blättchen im April uns entlockt, oder von der gleich sanften Wehmut, mit welcher uns ein besonnter Herbsttag erfüllt, wenn in bunten Schattirungen der Wald so schön sich schmückt wie im May, wir den schönen Schmuck genießen, und uns selbst unbemerkt, bey'm Gedanken, daß alle diese goldne und röthliche Pracht bald der Raub des nahen Wintersturms seyn wird, eine Thräne im Auge zittert, und wir nach und nach daran erinnert werden, daß aller Genuß in diesem Leben nur kurz ist, daß man von jedem Freunde scheiden muß, daß aber der Lenz die Bäume wieder belaubt, und ein bessers Leben den Freund dem Freunde wieder zuführt, o mein Claudius, wenn er sich und den Freund in solche Empfindungen süß einschwärmelt, dann hängt man mit der Seele an seinen Lippen, denen die Rede wie Honig dem Stocke enttråufelt! Dann geht man in seliger Fassung so selbstbehåglich wieder heim, wie jener sagte, daß er immer mit satter Seele die Gastmahle des Plato verlassen håtte! Wohl mir, daß ich ihn so genossen habe! Dreymal wohl dem liebenswürdigen Pfenninger, der ihn oft, und noch vollkommner geniest! Pfenninger, der theure Pfenninger, in dessen reine mondhelle Seele sich der ganze Lavater ergiest, der ganz verstanden ihn ganz versteht, ganz empfunden ihn ganz empfindet, der mit Lavatern, wie

Lava-

Lavater mit ihm, jede Regung seiner Seele theilt, jeden Winkel des Herzens ihm öffnet!

In seinen Predigten unterscheidet sich Lavater von allen Predigern, welche ich gehört habe. Er predigt für das Volk, nicht in einer Sprache, welche man beredt nennet, niemals durch eine Phrase den geringsten Anspruch auf Beredtsamkeit verrathend, aber gewaltig, und nicht für die Schriftgelehrten und Pharisäer; er predigt mit einfältigen Worten, wie jene Lehrer der Menschheit, welche zu Tausenden durch Eine Predigt der Lehre Jesu zuwandten, mit dem Ergusse des Herzens, der Innigkeit, dem sich mittheilenden Gefühle, dem ein Herz nur vorsezlich widerstehen kann. Seine Zunge ist ein Schwert gegen das Laster, aber sanft gegen den Fehlenden, sanft für jede Meynung in der christlichen Religion, welche nicht aus Kälte, nicht aus verborgnem Groll gegen das Christenthum stammet. Aber wenn er redet von den Lehren jener Schriftgelehrten, welche, wie übertünchte Gräber, mit gleißender Tugend sich schmücken, und dahinten lassen das Fürnehmste im Gesez, die Liebe zu Gott und den Gehorsam des Glaubens, welche viel schwazen von Menschenliebe, und nicht wissen, woher Menschenliebe ihre Kraft nehmen könne, und allein nehmen müsse, welche sich Löcher graben da kein Wasser ist, und verlassen die lebendige Quelle des Heils! Welche die Stirne haben, sich Christen zu nennen, und im Herzen zweifeln an der ersten Wahrheit der Religion, der Genugthuung Jesu Christi! Dann waffnet sich seine Rede mit der Kraft einer Lehre, die vom Himmel stammt; er zerstört die luftigen Systeme dieser Halbchristen, und ruft das Feuer vom Himmel auf die Altäre des Unglaubens, und betet für die Ungläubigen. Er kennt zu sehr den Menschen, um zu glauben, des Predigers Pflicht sey allein den Verstand zu erhellen, er weis, daß der Mensch, Gottlob! ! ! nicht ganz Verstand ist, daß auch das Herz will erfüllt seyn, und daß die

die Lehre, welche nur erhellt ohne zu erwärmen, unfruchtbar ist wie die Dezembersonne.

Ein Zug, welcher Lavatern vorzüglich karakterisirt, ist die Weite des Herzens, mit welcher er alles Gute und alles Große umfasset. Auch entdeckt er alles Gute und Große mit dem Blicke des Falken. Und wie freut ihn die Entdeckung! Ein Mann habe nur Eine interessante, nur Eine schöne Seite, und Lavater bemüht sich, ihn in diesem Lichte zu zeigen. Alles, was gut und groß ist, zu entdecken, zu empfehlen, auszubreiten, wirksam zu machen, zu vervollkommnen, ist der heißeste Wunsch, die stete Beschäftigung eines Mannes, dessen Lieblingspflicht es ist, sich aufzuopfern Gott in seinen Nebenmenschen, Allen Alles zu seyn, eines Mannes, dessen Wandel schon im Himmel ist!

Aber, werden Sie's glauben, mein Claudius, daß ein Mann, dessen Licht so hell leuchtet, ein Mann, der von seinen Freunden ohne Erguß des Herzens nicht genannt wird, ein Mann, welchem die edelsten Seelen so gern nachempfinden, daß dieser in der Ferne bewunderte, in der Nähe mit Enthusiasmus geliebte Mann kalte Freunde, daß er sogar Feinde hat? Feinde, deren Zeugniß zwar nicht mit sich selbst besteht, die aber, aus elendem Neide, von seinen Stralen geblendet, in ihm die Flecken suchen, welche nur Mängel ihrer schwachen Augen sind!

Nicht um sie zu schonen, sondern um meine Feder nicht mit Namen zu beflecken, die mein ganzes Herz verachtet, mit Namen von Leutchen, denen nur ein rasender Schwindel Eifersucht gegen Lavatern eingeben konnte, um nicht den Schein zu geben, daß ein Freund von Lavatern durch den Stich solcher Wanzen könne entrüstet werden, verschweig ich Ihnen außer den Mauern von Zürich unbekannte Namen, und überlasse sie dem Bewustseyn ihrer selbst, welches sie vor ihren eignen Augen mehr, als alle verdiente Strafschriften, brandmarken muß.

Leben Sie wohl, mein theuerster Freund! Grüßen Sie Ihr liebenswürdiges Weibchen, die in ihrer herzlichen Einfalt mir so ehrwürdig ist, und durch ihre Zärtlichkeit Sie so glücklich macht. Mein Bruder umarmt Sie. Lieben Sie mich, wie ich Sie liebe! Vielleicht wissen Sie noch nicht ganz, wie groß diese Foderung ist.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

---

4.

# Geschichte des fünften Welttheils im Kleinen

von

Christian Wilhelm Dohm.

## Vorerinnerung.

Für eine kleine Geschichte fodert schon der Wohlstand auch nur eine kleine Vorrede. Die meinige soll dem Leser nur ein paar nothdürftige Worte zur Aufhellung des Titels und zur Erklärung meiner Absicht sagen.

Fünfter Welttheil ist ein Ausdruck, der eben izt anfängt in der deutschen Bücher- und Gesellschaftssprache das Bürgerrecht zu gewinnen. Doch ist er noch neologisch und fremd genug, um bloß aus diesem Grunde von manchen gebilligt, und von manchen getadelt zu werden. Außerhalb Deutschland ist dieser Name bey weitem nicht mehr so

auffallend, als unter uns, bey denen die dunkeln Begriffe, welche man sonst sich unter Terra australis, Südländer u.s.w. dachte, nur ganz neuerlich, seit Erscheinung der Hawkesworthischen Reisen in unsrer Sprache, anfangen etwas gesondert und aufgeklärt zu werden. Britten und Franzosen kannten lange schon, wenigstens einen Theil der Länder, deren Lage nicht erlauben wollte, sie zu einem der vier bekannten Welttheile zu rechnen, und folgerten daraus den ganz natürlichen Schluß, daß man aus diesen Ländern einen fünften bilden müsse. Und vielleicht kannte keine Nation unter den Europäern diesen Erdtheil besser, als die Holländer, ob diese gleich aus guten Ursachen wohl die lezten seyn möchten, ihm einen Namen zu geben, der die Aufmerksamkeit reizen könnte.

Die Benennung und Bestimmung der verschiednen Theile der Erde ist eine ganz willkührliche, wissenschaftliche Sache. Natürlich war's, die vielen grössern und kleinern Inseln, welche durch die weiten Meere, die Asien, Afrika und Amerika theils trennen theils umgeben, zerstreut liegen, zu keinem dieser Erdtheile zu zählen, sondern zu einem neuen sie zusammenzufassen. Nur die oft mangelhafte Kenntniß dieser Gegenden hat hin und wieder die Gränzen unbestimmt und zweifelhaft gelassen. Ich will mich bemühen sie hier mit einigen festern Bestimmungen anzugeben, soweit nemlich dieß hier meine Absicht fodert, das ist, nur im Großen, nicht mit der Genauigkeit einer Karte, da ohnedem eine solche detaillirtere Gränzscheidung das natürliche Resultat dieser Geschichte selbst seyn wird.

Alle, die bisher mit dieser Sache sich zu thun machten, kommen darin überein, daß alle Länder, welche unter den südlichsten Spizen von Afrika und Amerika, und zwischen diesen beyden Welttheilen, bis etwa zu 30 Gr. S. Br. hinauf; ferner unter dem südlichen Asien, etwa vom 12ten Gr. S. Br. bis tief zum Südpol herab; — endlich zwischen

schen Amerika und Asien (die dicht an der Küste des festen Landes gelegnen Inseln ausgenommen) bis etwa 30 Gr. N. Br. hinauf — daß alle diese Länder nicht zu Afrika, Amerika und Asien gehören. Der gröste Raum, den wir auf unsrer Kugel kennen, umfast diese Länder, die von den vier bekannten Welttheilen gleichsam getrennt sind. Ich nehme sie alle zusammen und mache aus ihnen einen neuen Welttheil, da ich glaube, daß wir zunächst mit fünfen genung haben, und die genauern Abtheilungen noch nicht hieher gehören.

Aber nun, wenn man sich den Begriff von der Unermeßlichkeit des Raums gebildet hat, in dem diese Länder eingeschlossen sind, wird man leicht begreifen, daß sichre und vollständige Gränzen derselben nicht ohne einige Schwierigkeiten sich bestimmen lassen. Im höhern Norden kennen wir die Südsee bis izt noch sehr ärmlich, nemlich nicht unter allen Graden der Länge. Bis etwas über den 30sten Gr. N. Br. zwischen Japan und Kalifornien, wissen wir, gehn einige Inseln hinauf, die wir noch zur Südseewelt rechnen. Dann folgt ziemliche Leere in unsern Karten, bis jenseits des 50sten Gr. die neuern Entdeckungen der Russen anfangen, die bis zum 70sten fortlaufen.

Noch eingeschränkter, unbestimmter und schwankender ist unsre Kenntniß im südlichern Theile der Südsee. Das Kap Horn unter 57 Gr. 48 M. S. Br. ist die äußerste südliche Gränze, die man bis izt mit Sicherheit ansezen kann. Nur mutvolle Seefahrer, oder verwegne Boukaniers, wagten es zuweilen über diese bekannte Gränze wegzuschreiten, aber ohne uns erhebliche und genug bewährte Kenntnisse mitzubringen. Franz Drake — vielleicht der gröste und unternehmendste Europäer, der je in die Südsee kam — fand 1579 unter dem 60sten Gr. kleine Inselchen. Jaques l'Hermite 1624 unter 61 Gr. einen angenehmen frischen Wind und ein englischer Kapitain David 1680 unter 63 Gr.

Eiß. Das Jahr hernach erreichte ein Boukanier Barthelemy Sharp den 60sten Gr. und hielt sich beständig so südlich, daß er aus der Südsee in die Nordsee kam, ohne die magellanische oder lemairische Meerenge zu paßiren. Im J. 1684 kamen Cowley und Dampier bis $60\frac{1}{2}$ Gr. und 1688 Davis und Waffer bis 63 Gr. 1709 kam Louis Feuillee gleichfalls aus der Nordsee in die Südsee, ohne die bekannten Meerengen zu berühren, bis zum 60sten Gr. 1715 erreichte ein andrer Franzose le Gentil de la Barbinais $61\frac{1}{2}$ Gr. Im J. 1741 kam der große Anson bis zum 60sten Gr. und endlich der lezte in dieser ruhmwürdigen Reihe der Welterweitrer Cook auf seiner ersten Reise 1769 bis zu 60 Gr. 10 M. und auf der zweyten 1773 bis zum 71sten Gr. und fand daselbst nicht Vermehrung unsrer Kenntnisse, sondern Meer und Eiß.

Hoffentlich wird diese lezte Reise (deren Beschreibung wir von dem Deutschen, Forster erwarten) uns noch manche wichtige Kenntniß geben, ehe sie uns bis in die Eißgegend bringt. Bis sie erschienen ist aber, reicht unsre Kenntniß der südlichern Südsee nur bis höchstens 60 Gr. und dieß nur unter wenigen Graden der Länge und mit äußerst dürftigen Datis.

Ungleich bestimmter sind die Gränzen des in der Südsee liegenden Theils der fünften Welt gegen Westen und Osten. Die Inseln Juan Fernandes, St. Felix und St. Ambrosius, die Gallapagas, Kalifornien und Neu Albion scheinen hier die äußersten Gränzen von Amerika zu machen. Wenigstens kann man sicher Alles, was jenseit des 250sten Gr. östlicher Länge liegt, zum neuen Welttheil rechnen, der dann östlich im Norden der Südsee bis 160sten Gr, d. i. bis Japan und im Süden bis zum 150sten Gr. d. i. bis zu den Molucken, als den äußersten Theilen von Asien fortgeht.

Im

Im indischen Meere unter Südasien kann man mit Sicherheit alle Inseln, welche jenseits der Breite vom nördlichsten Neuholland, d. i. 12 Gr. S. Br. liegen, zur fünften Welt rechnen. Gegen Westen und Osten ist hier die Gränze des Alten und Neuen nicht so genau zu bestimmen. Im Osten macht sie am natürlichsten Neuholland, und im Westen kann man das Gebiet von Afrika wohl nicht weit über die Inseln Bourbon und Frankreich hinaus, höchstens nicht über den 90sten Gr. östlicher Länge ausdehnen.

Zwischen Amerika und Afrika in der Mitte der Nordsee kann man die Gränzen des fünften Welttheils etwa mit 35 Gr. S. Br. anfangen. Aber wie weit sie in Süden fortgehn, ist unentschieden.

Das Kap der Beschneidung, welches Bouvet 1739 entdeckte, war bisher die äusserste Gränze; aber Cook und Forster suchten und fanden es nicht. Wie es scheint, müste also hier unsre Kenntniß wieder bis gegen das Kap der guten Hoffnung zurückgehn, da das Kap des Terres australes oder Terre de vue unter 42 Gr. S. Br., welches Gonneville entdeckt haben soll, vermutlich nur durch Irrthum seine Stelle auf unsern Karten erhalten hat und auch schon von Bouvet sich nicht wollte finden lassen.

Dieß sind, dünkt mich, die bestimmtesten Gränzen, die man bis izt dem fünften Welttheil geben kann. Alle Länder, Wasser und Menschenarten also (um das Ganze noch in einen Blick zu fassen) vom Kap Horn und Kap der guten Hoffnung so tief zum Südpol herab, als uns Forster bringen wird; — zwischen den südlichern Spizen von Afrika und Amerika; unter dem 12 Gr. S. Br. im indischen Meer; — und zwischen Amerika und Asien von dem Gallapagas bis zu den Molucken, und von Kalifornien bis Japan, nördlich bis zum 30sten Gr. N. Br. hinauf; — alle diese weiten Räume rechne ich zu keinem der vier bekannten, sondern zum fünften Welttheil.

Diesen in einen fünften und sechsten zu theilen, find ich aus dem Grunde nicht gut, weil es zu viel Schwierigkeiten machen würde, hier genaue und bestimmte Gränzen abzustechen, die doch von jeder neuen Entdeckung wieder würden umgeworfen werden. Mehrere und genauere Abtheilungen sind aber hier allerdings noch Bedürfniß. Künftige Reisen der Britten werden uns vielleicht noch dazu die Data und Veranlassung liefern. *) Auf unsern Charten haben wir allenfalls noch Plaz zu einem sechsten und siebenten Erdtheil, die sich immer mit den vier ältern messen dürften; — wenn anders nicht diesseits und jenseits des 71sten Gr. S. Br. Meer und Eiß unsere geographischen Erwartungen bedecken, wie es schon ein scharfsinniger Denker **) aus theoretischen Gründen und Cook's neueste Erfahrung geweissagt haben.

Die beste Abtheilung für eine systematische Geographie der Südseewelt scheint mir die des De Brosses. Er nennt nemlich alle Länder um die magellanische Meerenge, zwischen Süd-Amerika und Süd-Afrika bis tief in den Süden hinab, Magellanien; alle Länder unter dem südlichen Asien in der Gegend von Neu-Holland Australasien (ein Name, den man diesen Ländern schon seit langer Zeit gegeben hat) und die vielen andern Inseln in der Mitte der Südsee bis in den Norden hinauf, Polynäsie (von πολυς und νησος). Da diese Länder, so viel wir wissen, allenthalben durch grosse Meere getrennt sind, so ist diese Eintheilung ohne Zweifel die natürlichste und simpelste, die man machen kann.

Aber

*) Vielleicht können wir sie schon in den nächsten drey bis vier Jahren von dem eben izt auslaufenden Clarke erwarten. Wenigstens geht seine Bestimmung gerade nach den Gegenden, wo vielleicht am natürlichsten Gränzen zu machen seyn möchten.

**) S. Recherches philos. sur les Americains. T. 2. p. 333.

Aber zu meinem jezigen Zweck ist sie nicht brauchbar. Ich will nicht eine Geographie, sondern Geschichte des fünften Welttheils schreiben. Hierbey sind ich noch eine Anmerkung nöthig. Eine Geschichte im eigentlichen Verstande von diesen Ländern und Menschenarten läst sich gar nicht denken, da alle diese Nationen keine Annalen haben, und nicht einmal einer mündlichen Tradition fähig sind. Hypothesen über die mögliche Bevölkerung dieser Länder; — über die Zurückleitung der guten Neu-Seeländer, Otaheiter u. s. w. zur Arche Noahs und über ihre Vertheilung unter die Geschlechter Sems, Hams und Japhets — dieß sind Uebungen eines müßigen Scharfsinns, mit denen ich hier nichts zu thun habe.

Meine Absicht also, genauer bestimmt, ist nichts anders, als — Geschichte der Offenbarung des fünften Welttheils für den kleinsten und besten aller Welttheile, für Europa. Eine chronologische Vorstellung des allmähligen Fortschritts unsrer geographischen Kenntnisse über die vier bekannten Welttheile *) hinaus; — eine getreue Angabe, wenn, wo und wie neue Erde und Menschheit gesehn wurde; und eine kurze Darstellung alles Wichtigen, was die Entdecker in Natur und Menschen sahn: — Dieß, dächt ich, müßte (besonders in unsrer Zeit) ein sehr interessantes Schauspiel für jeden denkenden Leser seyn. Für diese Idee darf ich also vielleicht einigen Beyfall hoffen, wenn ich sie in der Ausführung nur nicht verfehle! Sollte ich etwa zuweilen aus dem rechten Wege gleiten, so wird es ja wohl an kundigen Richtern nicht fehlen, die mich durch lehrreiche Erinnerungen wieder hineinleiten.



*) Ich möchte wohl für diese vier Welttheile im Gegensaz der neuentdeckten Länder das kürzre Kunstwort: Die alte Welt des sechszehnten Jahrhunderts, gebrauchen.

Schon zwanzig Jahre zurück hat ein vortreflicher Schriftsteller, der Präsident de Brosses ein Werk geliefert *) in dem er ungefähr gleiche Ideen mit mir ausführte. Seine Auszüge sind so genau, richtig und bestimmt, und der Geist, in dem er excerpirt, ist so philosophisch, daß ich natürlich sein Buch als die erste Quelle bey meiner Arbeit zu nüzen mir vornahm. Und ich gestehe mit dankbarem Vergnügen, daß es mir ohne de Brosses Vorgange noch lange nicht möglich gewesen wäre, diese kleine Arbeit zu unternehmen. Daß ich aber auch neben ihm die ursprünglichen Quellen dieser Geschichte besucht und gebraucht habe, bedarf beynahe keiner Erinnerung, da ich in Göttingen geschrieben habe.

---

I.

Die erste Küste des fünften Welttheils sah der Mann, der dem vierten den Namen gab. Schon zwey Reisen nach dem leztern hatte Amerikus Vespucius für den spanischen König Ferdinand gemacht, als ihn der grosse Emanuel von Portugall berief, noch eine dritte zu unternehmen und neue Länder und Reichthümer im Süden der Linie zu finden. Den 10ten May 1501 lief Amerikus von Lissabon aus. Die kanarischen Inseln und Afrika's Küste vorbey bis zum grünen Vorgebirge (unter 14 Gr. N. Br.) war gebahnter Weg. Hier suchte Vespucci einen ungebahnten, und segelte 67 Tage queer über ein Meer, dessen Gränzen er nicht kannte 350 deutsche Meilen weit. Unter fünf Gr. S. Br. am 14ten August zeigte sich ihm das erste Land; — und dieß Land war Brasilien, izt die ergiebigste und unerschöpfliche Quelle von Portugalls Reichthümern! Nicht

*) *Histoire des Navigations aux Terres australes.* a Paris 1756. 2 Tom. in 4.

Nicht befriedigt durch eine so wichtige Entdeckung segelte Amerikus vom 5ten bis zum 52sten Grade in den Süden hinab und sahe hier am 1sten April 1502 eine Küste vom Australlande, die erste, die von Europäern gesehn wurde. Er lief zehn deutsche Meilen an dieser Küste hinab, ohne entscheiden zu können, ob sie einem festen Lande oder einer Insel angehöre. Ganz nackt und dürre fand er diese Küste, ohne Haven, ohne Spur von Bewohnern. Es war hier damals Winter, und die Kälte war so heftig, daß keiner unter dem Schiffvolke sie lange ausstehn konnte. Die Nebel waren so stark, daß man Mühe hatte, von einem Schiffe sich auf dem andern zu sehn. Die Nacht währte funfzehn Stunden. Dieß waren keine günstige Umstände, ein neu entdecktes Land genauer auszukünden. Amerikus muste sich dießmal begnügen, nur das Daseyn eines Landes unter 52 Gr. gelernt zu haben, und nach Lissabon zurückkehren, wo er am 7ten Septemb. 1502 anlangte.

Aber der unternehmende Mann wollte diesen ersten Versuch noch nicht den lezten seyn lassen. Er wollte seine spätern Jahre durch eben so rühmliche Thaten, wie sein männliches Alter, verherrlichen. Er hoffte den Osten durch den Süden zu finden. Der König Emanuel war dazu gemacht, solchen Ideen zur Ausführung die Hände zu bieten. Er schickte 1503. eine schöne Flotte nach den neu gefundnen Südgegenden ab, die nach Malakka bestimmt war. Vespucci befand sich bey dieser Unternehmung, aber leider! war er nicht Regierer derselben. Ein stolzer und unwissender Admiral machte sie völlig mißlingen. Man kam nicht südlicher als die Allerheiligenbay in Brasilien 13 Gr. S. Br. und Amerikus sah keine Australküste mehr.

2.

Ein Franzose war der zweyte, den der Zufall an eine Küste warf, die dem fünften Welttheil angehört. Portu-

gall war im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts durch Gama's Entdeckung und die Reichthümer des ostindischen Handels ein Gegenstand des Neides und der Nacheiferung für alle europäische Nationen, die zur See fahren konnten. Die Franzosen, denen noch bis izt der Handel nach Indien mislungen ist, waren doch beynahe die ersten, die es versuchten, dem portugisischen Wege nachzugehn. Man weis, wie weit die französische ostindische Kompagnie von der holländischen und brittischen in spätern Zeiten zurückgelassen ist, und doch bildete sich schon hundert Jahre vor beyden eine Gesellschaft französischer Kaufleute, die den Entschluß fassete, um das so eben entdeckte Kap der guten Hoffnung ein Schiff nach dem östlichen Indien zu schicken. Binot Paulmyer de Gonneville wurde zum Ausführer dieser Unternehmung bestimmt, und lief im Junius 1503.*) von Honfleur an der Mündung der Seine ab. Er segelte glücklich bis um die südliche Spize von Afrika herum. Hier ergriff ihn ein schrecklicher Sturm, der ihn in ein ganz unbekanntes Meer warf, und bald hernach an eine Küste brachte, deren Namen er auf keiner Karte fand und die er daher Südindien (les Indes meridionales) nannte, nach der Gewohnheit dieser und auch schon älterer Zeiten, alles Unbekannte Indien zu nennen. Französische Schriftsteller glauben es rühmen zu dürfen, daß einer aus ihrer Nation schon sechszehn Jahre vor dem Magellan auf einem Südlande war. Aber es macht hier doch, dünkt mich, einen wichtigen Unterschied, daß Gonneville an ein neues Land nur verschlagen wurde; Magellan aber es suchte.

Sechs Monate verweilte Gonneville in Südindien, sezte sein beschädigtes Schiff wieder zur Rückfahrt in Stand und

*) Charlevoix (s. die Fastes du nouveau Monde, die seiner Histoire & Description du Japon vorgesezt sind, T. I. p. 29 der Edition in 4.) und durch ihn andre haben hier ein unrichtiges Datum 1535.

und brach nach Frankreich auf, weil er an die Fortsezung seiner Reise nun nicht mehr denken konnte. Er hatte Zeit genug gehabt, über das neue Land Beobachtungen zu machen; aber unglücklicher Weise fiel er einem englischen Korsaren in die Hände, der ihm alles, und auch sein Tagebuch wegnahm. Doch brachte er einen Südindier mit nach Frankreich zurück, den er in seine Familie verheyrathete. Einem Nachkommen dieses Fremdlings, verdanken wir die Nachricht von dieser Reise, welche uns noch übrig geblieben ist. Er war ein Geistlicher und fühlte einen außerordentlichen Trieb, die Landsleute seines Stammvaters in den Schooß der römischen Kirche zu bringen. Er entwarf daher aus allen Familiennachrichten, die ihm noch übrig waren, und besonders aus einem Bericht des Gonneville an die Admiralität, eine Beschreibung von Südindien,*) durch die er den Pabst Alexander VII und alle gutherzige und begüterte Christen, bewegen wollte, ihn mit einer Flotte nach Südindien zu schicken, damit er das Vergnügen hätte, seinen ungläubigen Verwandten das Evangelium zu predigen. Dieser fromme Wunsch blieb nun zwar unerfüllt, indeß verdanken wir ihm doch diese Nachricht von einer Entdeckung, von der wir sonst nichts wissen würden. Ob wir ihr durchgehends trauen können? ob Paulmyer nicht aus Bekehrungsliebe das Vaterland seines Vorfahren etwas vortheilhafter schilderte, als er es in seinen Papieren vorfand? — Dieß sind Fragen, die sich nur zweifelnd beantworten lassen.

Hät-

*) Der Titel dieser Schrift ist: Memoires touchant l'etablissement d'une mission chretienne dans le *troisiéme monde*, autrement appellé *la Terre australe*, Meridionale antarctique & inconnue, presentés à N. S. P. le Pape Alexandre VII par un Ecclesiastique originaire de cette même terre. Paris 1663. Einen Auszug derselben findet man in Francheville Histoire de la Compagnie des Indes p. 604. und in de Brosses l. c. T. I. p. 102.

Hätte dieser Schriftsteller uns nur einige geographische Bestimmungen von dem neuentdeckten Lande angegeben; so könnte man untersuchen, ob es vielleicht hernach wieder von einem Europäer betreten sey? Aber sonderbar genug, scheint der ehrliche Geistliche sich gar nicht um die Grade der Breite und Länge eines Landes bekümmert zu haben, zu dessen Aufsuchung und Bepredigung er eine Flotte ausgerüstet haben wollte. —

Unsre Karten haben es unter 42 Gr. S. Br. und 7 Gr. westl. Länge gesezt; aber sie haben hiebey (wie auch schon De Brosses anmerkt) offenbar der einzigen Nachricht, welche wir von Gonnevill's Reise haben, widersprochen. Denn diese sagt ausdrücklich, daß der Sturm Gonnevilln verschlagen habe, da er schon das Vorgebirg der G. H. umsegelt hatte. Freylich konnte ihn nun der Sturm wohl wieder westlich vom Vorgebirge wegführen; aber er konnte es auch eben so gut nicht. Und im Grunde ist es immer wahrscheinlicher, daß das Schiff weiter östlich vom Kap oder tief südlich herunter, als soweit nach Westen zurück verschlagen wurde. Doch warum wollten wir hier irgend etwas entscheiden, da uns alle Data darzu schlechterdings abgehn?

Der fünfte Welttheil hat also eigentlich an dieses Land ohne geographische Lage kein weiteres Recht, als daß es keinem der vier andern angehörte und ein unbekanntes Land war.

Gonneville war in dasselbe zwey Tagereisen vorwärts und längs der Küste zu beyden Seiten noch weiter eingedrungen. Er fand es ganz ausnehmend fruchtbar, und sah viele Pflanzen und Thiere, die in der Christenheit noch nie gesehen waren *), die er nicht kannte und auch nicht beschreiben

*) Der eigne Ausdruck des Paulmyer.

den konnte, weil er keinen Banks oder Forster auf dem Schiffe hatte. Ein wißbegieriger Passagier hatte zwar von vielen natürlichen Produkten Zeichnungen genommen; aber auch diese wurden eine Beute des englischen Räubers.

Die Einwohner waren simple gutartige Menschen, und in manchen Dingen den Otaheitern nicht unähnlich. Sie liebten über Alles Vergnügen und wollüstige Ruhe und daher die Arbeit nicht mehr, als gerade nöthig war, jene zu erwerben. Sie mochten lieber verzehren, was der Boden freywillig hergab, als ihn mit Mühe ergiebiger machen. Pflanzen machten daher ihre vornehmste Nahrung aus; Jagd und Fischfang ersezten das Uebrige.

Männer und Weiber giengen halbnackt. Denn ihre Kleidung bestand bloß aus einem Mantel von feinem Binsen, Fellen oder Federn, der den Männern bis ans Knie und den Weibern etwas weiter reichte, sonst aber bey beyten Geschlechtern ganz gleichförmig war. Die Weiber hatten noch Halsbänder von Knochen oder Muscheln zum Schmuck; die Männer aber Bogen und Pfeile, die von hartem ausgebrannten Holz gemacht und mit einer knöchernen Spize versehn waren.

Sie wohnten in Dörfern, die aus 30, 40, 50 bis 80 Hütten bestanden, welche alle durch Lagen von Blättern und Kräutern mit einander verbunden, und auch damit bedeckt waren. Alle ihre Geräthe waren von Holz, auch ihre Töpfe zum Kochen; nur diese mit einer Art von Thon umgeben, der sie vor dem Verbrennen sicherte.

Das Land war in kleine Kantone getheilt, deren jeder einen König hatte. Diese kleinen Herrscher hatten ununmschränktes Recht über Leben und Tod ihrer Unterthanen, und despotisirten eben so gut, wie in der alten Welt des-

potisirt wird. Ihre Armeen bestanden nur etwa aus 5 bis 600 Mann. Aber diese kleinen Könige führten damit eben so ernsthaft und eben so empfindlich für ihre Unterthanen, Kriege als unsre großen Europäischen.

Die Franzosen fanden eine ungemein gute Aufnahme bey den Südindiern. Das Feuergewehr hätten diese gerne abgelernt. Auch waren sie klug genug, vieles zu bewundern, was sie hier zum erstenmal sahn, und dessen Mechanismus sie nicht begreifen konnten; besonders den Bau des Schiffs, die Kanonen, die Spiegel u. s. w. Vor allen aber kam es ihnen ganz unbegreiflich vor, wie die Europäer durch ein Blatt Papier in der Abwesenheit ihre Gedanken sich mittheilen konnten? —

(Wird fortgesezt.)

---

5.

# Fingals Höle.

## Eine Erklärung des hieben befindlichen Kupferstichs.

---

Es ist noch so lange nicht, daß man die Volkane als einzele, seltne Naturerscheinungen ansah. Man hatte noch nicht Acht darauf gegeben, daß ein großer Theil der Erde voll von ihren Produkten ist, und daß sie wahrscheinlich an sehr vielen Stellen selbst die gegenwärtige Oberfläche derselben hervorgebracht haben. Nicht allein Bimstein und Lava haben ihnen den Ursprung zu danken, es giebt Steinarten von ganz verschiedner Natur, die eben sowohl durch sie entstanden



Liebe. fc.

den sind. Dahin gehören die großen, aus unregelmäßigen, zusammenliegenden, oder ineinander geschobenen Prismen bestehenden Steinmassen, die man hie und da findet, und die eins der großen Schauspiele der Natur ausmachen, die sowohl den mit ihren Geheimnissen vertrauteren Gelehrten, als den bloßen Liebhaber mit Bewundrung und Ehrfurcht erfüllen. Man nennt den Stein, woraus sie bestehen, Basalt. Er ist meistens von schwarzer Farbe, feinem Korn, großer Härte, nimmt Politur an, schlägt Feuer mit dem Stal, und läst sich ohne Zusaz schmelzen. Agrikola hat die stolpischen Basalte beschrieben. Von eben der Steinart ist die Riesenstraße (Giant's causeway) in der Grafschaft Antrim in Irrland *). Herr Desmarest hat ähnliche Prismen in einem großen Theil von Auvergne bemerkt, und ist zuerst auf die Gedanken gerathen, ihren Ursprung den Volkanen zuzuschreiben **) Herr Raspe hat, bey Gelegenheit des Schloßbergs zu Felsberg im Hessischen, der aus lauter dicht an und in einander liegenden Basaltseulen besteht***), und der Wacken des Habichwaldes, diese Meynung noch weiter verfolgt †). Eine der merkwürdigsten Entdeckungen dieser Art aber haben wir erst neulich Herrn Banks zu verdanken. Nicht zufrieden, durch Erforschung einer ganz neuen Welt im Süden, von allen Seiten die Grän-

zen

*) Eine mehr unterhaltende als lehrreiche Beschreibung davon siehe in Hibernia curiosa S. 48 — 62. Man hat zwey große englische Kupferstiche, die noch einen bessern Begriff davon geben, und in den Planches de l' Encyclopedie, livraison cinquieme, nachgestochen sind.

**) Memoires de l'Acad. des sciences. 1771. S. 705-775 und Explication des pl. de l' Encycl. livr. cinqu.

***) Deutsche Schriften der gött. Societät der Wissensch. 1. B. 73 — 93. Phil. Transact. 1772. 1773.

†) S. seinen Beytrag zur allerältesten und natürlichen Historie von Hessen, oder Beschreibung des Habichwaldes und verschiedener andern Niederhessischen alten Vulcane. Cassel. 1774. 8.

zen des Naturreichs erweitert zu haben, unternahm er 1772 eine Reise in die nördlichen und westlichen Gegenden von Schottland, deren Merkwürdigkeiten, eben deswegen vielleicht, weil sie so nah liegen, gröstentheils weniger bekannt waren, als die Schäze des entferntesten Indiens, und selbst der neuen Welt. Es glückte ihm zu finden, was selbst dem aufmerksamen Pennant und dem antikaledonischen Johnson entwischt war, das herrlichste Naturprodukt dieser Art, und dieß in der kleinen, fast ganz unbemerkt gebliebenen Insel Staffa. Sie liegt, unter den westlichen, in dem Sunde von Mull, nicht weit von der, durch ihre gothischen Ruinen und durch das Grab des H. Kolumba, schon berühmteren Insel Jona, und ihre gröste Länge ist ungefähr eine englische Meile, ihre Breite gegen eine halbe. Buchanan gedenkt ihrer nur obenhin, und seit der Zeit haben sie höchstens die nächsten Einwohner gekannt. Pennant sah sie und ihre Basaltseulen nur von ferne; Banks untersuchte, zeichnete, beschrieb sie, und theilte seine Bemerkungen und Zeichnungen Herrn Pennant mit, der sie der Beschreibung seiner Reise eingerückt hat *).

Die Basaltsäulen, woraus diese und die nahgelegene kleinere Insel Boo=scha=la ganz besteht, haben vier, fünf, sechs, sieben Seiten, doch kommen die von fünf und sechs am meisten vor, sind von einer schmuzig braunen Farbe, da die von Antrim ein schönes Schwarz haben, stehen und liegen in allen möglichen Richtungen, sind, wie die von Antrim, alle gegliedert, oft von einer Höhe bis über funfzig Fuß, und machen zusammen einen Anblick, der nicht grösser, wunderbarer und majestätischer seyn kann.

Wir können unmöglich Herrn Banks in der ganzen Beschreibung folgen, die ohne Kupferstiche, deren sechs beygefügt

*) A Tour to Scotland and Voyage to the Hebrides. 1772. Chester. 4. 1774 S. 261 - 271.

gefügt sind, sich auch schwerlich deutlich machen ließe, und versuchen es um desto weniger, da wir nächstens eine Uebersezung der ganzen Reise zu erwarten haben. Doch denken wir unsern Lesern ein Vergnügen zu machen, wenn wir ihnen die schönste seiner Zeichnungen, Fingals Höle, mittheilen. Ohne zu glauben, daß Fingal diese Höle bewohnt habe, welches auch wegen des einfließenden Wassers nicht einmal möglich ist, und ohne zu untersuchen, ob ein Fingal, oder Fiuhe Mac-Coul, gewesen sey, oder nicht, wird alle Leser Ossians die Vorstellung einer Höle entzücken, die noch izt den Namen seines Hauptthelden führt, und vielleicht die prächtigste ist, so die Natur jemals hervorgebracht hat. Es ist rohen Völkern natürlich, solchen auffallenden Gegenständen den Namen irgend eines Nationalhelden beyzulegen, den Ueberlieferung oder Dichtkunst ihnen heilig gemacht, und der allem, was ihn trägt, durch diesen Anstrich von Alterthum und Ehrwürdigkeit, noch mehr Schönheit, Größe und Erhabenheit mittheilt. Ein Gelehrter hat schon so viel über diesen Punkt gesagt, und hat es so gut gesagt, daß uns nichts hinzuzusezen übrig bleibt *).

Fingals Höle ist das merkwürdigste dieser merkwürdigen Insel, und kaum läst sich ein prächtigers Schauspiel denken. Der Raum ist an beyden Seiten mit Reihen solcher Basaltsäulen eingefasset, und das Dach aus den abgestumpften Enden derselben zusammengesezt. Zwischen ihren Winkeln ist eine gelbe stalaktitische Materie ausgeschwizt, die die Winkel recht sichtbar zu machen hilft, und zugleich ihre Farbe auf die angenehmste Art abändert. Was am meisten zur Verschönerung der Höle beyträgt, ist, daß sie von außen erleuchtet wird, und die von der einströmenden Ebbe und Flut des Meers bewegte Luft trocken, gesund und ganz frey von

*) S. Hrn. Sprengels Beurtheilung von Pennant's Reise in Hr. Gatterers historischem Journal. Th. IV. besonders S. 256 — 259.

von den feuchten Dünsten ist, die solche Hölen gewöhnlich zu erfüllen pflegen.

Wir wollen nur noch ihre Ausmessungen nach Herrn Banks hersezen, und dann unsern Lesern überlassen, sich aus dem Kupferstiche, mit Zuziehung derselben, eine Vorstellung von der Höle selbst zu machen.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Die Länge von dem Felsen außerhalb ist | 371 | Fuß | 6 | Zoll |
| = = von der Höhe des Bogens = | 250 | = | 0 | = |
| Breite beym Eingange = = = | 53 | = | 7 | = |
| = = am äußersten Ende = = | 20 | = | 0 | = |
| Höhe des Bogens beym Eingange = | 117 | = | 6 | = |
| = = am Ende = = = = | 70 | = | 0 | = |
| Höhe eines außenstehenden Pfeilers = | 39 | = | 6 | = |
| = = eines andern in der Nordwestlichen Ecke = = | 54 | = | 0 | = |
| Tiefe des Wassers beym Eingange = | 18 | = | 0 | = |
| = = am Ende = = = = | 9 | = | 0 | = |

B.

---

## 6.

# Winkelmann's Briefe an Herrn H.

Rom. den 22ten Dec. 1764.

Ein Schreiben, wie dasjenige ist, womit Sie mich beehret haben, hätte augenblicklich beantwortet zu werden verdient, wenn ich nicht bey Gelegenheit der Absendung, der Handschrift meines Versuchs über die Allegorie, und also, ohne Ihnen Kosten zu verursachen, schreiben wollen. Dieses mühsame Werk, welches vornehmlich auf die Kunst gerichtet ist, ist viele Jahre hindurch eine Nebenbeschäftigung für mich gewesen, und es sind in demselben verschiedene Stellen der griechischen Skribenten erklärt, und einige verbessert. Es wird auf Ostern erscheinen, und vielleicht ein ganz Alphabeth betragen. Mein großes italienisches Werk geht langsam, weil derjenige, mit welchem ich es gemeinschaftlich übernommen hatte, fallit gemacht, und also die Kosten auf mir allein liegen.

Das erste Wort meines Schreibens hätte Dank und Preis seyn sollen für die Nachricht der mir von einer erleuchteten und berühmten Gesellschaft erzeigten Ehre, welches die erste öffentliche in meinem Vaterlande ist. Aus Berlin, wo ein französischer Despotismus in der Akademie herrscht, konnte ich dieses nicht hoffen. Ich nehme Ihre Auffoderung willig an, der Societät mit Nachrichten von hier aufzuwarten; ich würde aber Sachen, welche die Gelehrsamkeit allein betreffen, nicht berichten können, weil ich gegen das Allerneueste in dieser Art etwas gleichgültig bin. Denn was gut ist, verliert nichts bey mir, wenn ich auch der lezte bin,

der es erfährt. Ich lese weder Zeitungen noch gelehrte Blätter, und da mein einziger Umgang und Freund mein Herr ist, der Patriarch und Archimandrit der Alterthümer, so habe ich keine Gelegenheit, gelehrte Neuigkeiten zu nuzen und anzubringen. Ich höre dergleichen von meinen Kollegen in der Vatikana, aber mit halbem Ohre, und mache, was ich zu thun habe. Ich ersuche Sie indessen, mir wissen zu lassen, was für einen Gebrauch man von Nachrichten, die ich geben kann, zu machen gesonnen sey, damit ich den Entwurf derselben darnach einrichten könne. — —

Sie haben, mein Freund, einen Griechen gewählt, der Ihrer Einsicht würdig ist. Mich däucht, ich habe in den neusten Nachrichten etwas über eine Stelle desselben gesagt, aber ich weis nicht was; denn, da ich allein alles schreiben muß, kann ich keine Abschrift für mich machen. Hier haben Sie eine magere Nachricht von den Handschriften des Apollonius in der apostolischen Bibliothek.

| | | |
|---|---|---|
| In der alten Vatikana sind zwey Kodices, nemlich | N. | 1691 u. 1358 |
| In der Heidelbergischen drey, nemlich | N. | 150 |
| | | 186 |
| | | 280 |
| In der Urbinatischen ein einziger | N. | 146. |

No. 1691 ist in klein Folio, auf Pergament, mit den Scholien, sehr sauber geschrieben, scheint aber aus dem funfzehnten Jahrhundert. N. 1358. in Quart, auf Papier, ohne Scholien, war ehmals des Fulvius Ursinus, und ist noch neuer als jener. N. 150. in Quart, auf Papier, mit Scholien, enthält nur drey Bücher, und ist nicht älter, als der vorhergehende. N. 189. in klein Folio, auf Pergamen, aber ohne Scholien, von gleichem Alter. N. 280. in Quart, mit Scholien, ist der älteste unter allen, aber doch nur aus

dem

dem vierzehnten Jahrhunderte, wie es scheint. N. 146. auf Papier, mit Scholien, scheint von eben dem Alter.

In N. 280 sind Scholia interlinearia, aber unerhebliche, als Lib. I. v. 35. über αὐτόσχεδον stehet εὐθέως. v. 45. über δηρὸν, ἐπιπολύ. v. 88. über πηοσύνη, συγγένεια. v. 89. über εὐρηνεσσιν, καλοπροβάτοις. Ueber alle nomina propria steht eine Horizontallinie z. B. Ἰήσων. Πελίην, Ὀρφεύς.

In der griechischen Litteratur stehen wir schlechter in Italien, als man auswärts glaubt. In Rom ist nur ein einziger Mann, a cui (wie man zu reden pflegt) non crocchia il ferro nel greco. Die beyden griechischen Professoren, außer mir, in der Vatikana können zur Noth einen Kirchenvater langsam buchstabiren. Der vorher erwähnte Mann heißt, Giacomelli, ist Prälat, und Segretario delle Lettere ad principes. Ihm, und der griechischen Sprache habe ich die ersten Schritte, die ich in Rom gemacht habe, zu danken.

Um nicht mit leerer Hand zu erscheinen, und meine Willfährigkeit zu zeigen, theile ich Ihnen ein Paar Inschriften mit, welche vor einem Monat, etwa drey Milien jenseit Veletri, in einem Weinberge, entdeckt sind. Es stehen dieselben beyde auf einer Begräbnißurne von etwa 6 Palmen lang, und zwar beyde auf der vordern Seite. Es war das Begräbniß des Vaters des Heliogabalus. Ich ging selbst dahin, und habe sie in einem großen Plazregen abgeschrieben.

CEΞΤΩ ΟΥΑΡΙΩ ΜΑΡΚΕΛΛΩ

ΕΠΙΤΡΟΠΕΥC ΑΜΠΥΔΑΤΩΝ ΕΠΙΤΡΟΠΕΥC ΑΝΤΕΠΑΡ-ΧΕΙΟΥ ΒΡΙΤΑΝΝΕΙΑC ΕΠΙΤΡΟΠΕΥC ΑΝΤΛΟΓΩΝ ΠΡΕΙ-ΒΑΤΗC ΠΙCΤΕΥΘΕΝΤΑ ΜΕΡΗ ΤΩΝ ΕΠΑΡΧΩΝ. ΤΟΥ ΠΡΑΙΤΩΡΙΟΥ. ΚΑΙ ΡΩΜΗC ΛΑΜΗ ΡΩΤΑΤΩ ΑΝΔΡΙ. ΕΠΑΡΧΩ. ΕΠΑΡΙΟΥ CΤΑΤΙΟΤΙΚΟΥ ∅ ΗΓΕΜΟΝΙ ΛΕ-ΓΙΩΝΟC. ΑΥΓΟΥCΤΗC ΑΡΞΑΝΤΕΠΑΡΧΕΙΟΥ ΝΟΥΜΙ-ΔΙΑC ΙΟΥΛΙΑ COΑΙΜΙΑC. ΒΑCCΙΑΝΗ. CΥΝΤΟΙC ΤΕΚ-ΝΟΙC ΤΩ ΠΡΟC ΦΙΛΕCΤΑΤΩ, ΑΝΔΡΙ. ΚΑΙ. ΓΛΥΚΥΤΑΤΩ ΠΑΤΡΙ ∅ *)

*) Muß so gelesen und verbessert werden: Σέξτῳ Οὐαρίῳ Μαρκέλλῳ, ἐπιτροπεύσαντι ὑδάτων, ἐπιτροπεύσαντι ἐπαρχείου Βριταννείας, ἐπιτροπεύσαντι λόγων πρεοβάτης, πιστευθέντι τὰ μέρη τῶν ἐπαρχῶν τοῦ πραιτωρίου καὶ Ῥώμης, λαμπροτάτῳ ἀνδρὶ, ἐπάρχῳ ἐραρίου στρατιωτικοῦ, ἡγεμόνι Λεγιῶνος Αὐγούστης, ἄρξαντι ἐπαρχείου Νουμιδίας Ἰουλία Σοαιμιὰς Βασσιάνη σὺν τοῖς τέκνοις, τῷ προσφιλεστάτῳ ἀνδρὶ, καὶ γλυκυτάτῳ πατρί. Das Lateinische ist die Uebersezung davon.

SEX. VARIO. MARCELLO

PROC. AQAR. C. PROC. PROV. BRT. CC. PROC. RATIONIS ∅ PRIVAT. CCC. VICE. PRAEFF. PR. ET. VRBI FVNCTO ∅ C ∅ V. PRAEF. ∅ AE-RARI. MILITARIS ∅ LEG ∅ LEG ∅ AVG ∅ PRAESIDI. PROV. NVMIDIAE ∅ IVLIA SOAE-MIAS BASSIANA ∅ C ∅ F ∅ CVM FILIS ∅ MARITO. ET. PATRI. AMANTISSIMO ∅

Diese Inschriften könnten Stoff zu einer artigen gelehrten Abhandlung geben, um so viel mehr, da niemanden die Abschrift derselben mitgetheilt ist, die ich allein nur habe.

Ich

Ich fand einen schönen Kopf des **Kommodus** in eben dieser Vigna, welchen ich dem Herrn Kardinal schenkte.

Zum Beschluß muß ich Ihnen sagen, daß ich bin, wie Sie mich gekannt haben, meiner Niedrigkeit bewust (σκιᾶς ὄναρ ἄνθρωπος) und erkenne, daß das, was Sie mir geben, weit über mir ist. Ich schreibe frey, aber ich denke, rede und handele nicht auf gleiche Art.

Von dem **Polybius** des Herrn Ernesti habe ich noch keine Nachricht. Seinen **Homerus** erwarte ich jezo aus der Schweiz. Einen solchen Mann schaue ich an mit überwärts gebeugtem Haupte, wie bey Betrachtung eines erhabenen Tempels, und überdenke hierauf sein Verdienst mit niedergeschlagenen Augen. Machen Sie demselben eine tiefe Ehrenbezeugung in meinem Namen, aber recht sehr tief, wie ich dieselbe mit einem gekrümmten Rücken machen würde.

La tanta ſtrepitoſa ſpedizione de' Miſſionarj letterarie antiquari Daneſi ha fatto naufragio. Uno ſolo é rimaſto in vita, e s' é inviato à tornarſene à caſa per le Indie; gli altri ſono morti. Gli ſoggetti nonerano ſcelli con Giudizio, pantico, larmento quello che guidava la truppa. Un mio amico mi ſcrive da Conſtantinopoli che richieſto dal Reſidente del Ré di Danimarca alla Porta, di riconoſcere le antichità da queſti Miſſionarii raccolte in Egitto, rimaſe in vedere roba che ſi trova qui à Roma per un Zecchino in Piazza Navona; e queſto é perſona, che ne può rendere Conto. Non baſta di aver imparato à ſtracciare un poco l' Arabo — — vi vuole altro per riuſcire in tal intrapreſa. Addio.

Ihr ganz eigener

Winkelmann.

2.

Rom. den 30sten März. 1765.

Theuerster Freund,

Ich bin nicht fruchtbar genug an Begriffen, um auf dreyfache verschiedene Art für die mir erzeigte Ehre Dank zu sagen; Ihnen selbst kann ich χάλκεια χρυσείων bringen. Was ich selbst nicht kann, wird durch andre geschehen.

Ich habe dem Kardinal Ihre gegen Denselben bezeigte Hochachtung verdolmetschet, und er hat mir aufgetragen, Ihnen und den Herren der Gesellschaft wissen zu lassen, daß er großen Antheil an meiner Aufnahme nimmt. Ich erhielt hierüber in einer großen Versammlung bey demselben von Kardinälen, Prälaten, Damen u. s. w. die Glückwünsche. Was muß er für ein Mann seyn? sagen Sie. Er ist der liebenswürdigste Mann, bey dem grösten Talente, den ich kenne; er hat drey und siebzig Jahre auf dem Nacken, aber er denkt als ein Mann von vierzig, und baut, als wenn er gewiß wäre, noch zwanzig Jahre zu leben. Seine Villa vor Rom geht, außer der Kirche von St. Peter, über alles, was in neuern Zeiten gemacht ist. Er hat sogar das Erdreich dazu geschaffen, und ist selbst der einzige Baumeister derselben. Eine andre Villa steht zu Nettuno am Meere, auf den Trümmern des alten Antium, und ist gebaut, wie Hadrian dieselbe würde entworfen haben. Eine dritte Villa, die er ebenfalls erbaut, ist zu Castello, nicht weit von Albano. Nach Nettuno gehen wir zusammen nach Ostern, auf acht oder vierzehn Tage, und nach der Rückkunft geht die Landlust auf der Villa vor Rom an, wo wir wohnen bis zur Hälfte des Julius; ich aber bin entschlossen, den ganzen Sommer außer Rom zu bleiben. Meine Zimmer daselbst würde sich mancher Fürst wünschen. Ich bin der Liebling, ohne Neid, in einer sehr zahlreichen Hofstaat des Kardinals, in welcher nur allein zehn Sekre-

taire

taire sind, welche alle genug zu thun haben. Meine Bestallung ist die Aufsicht der Bibliothek und des Kabinets, welche beyde allein zu meinem Gebrauche sind. Sie können sich also vorstellen, daß ich gänzlich aus der Einsamkeit herausgezogen bin, und nicht auf Herrn B.... habe warten dürfen: ich suche aber dieselbe, so viel ich kann, und da ich mich nicht dem geringsten Zwang unterworfen habe, (denn ich habe alles in Rom gemacht, was vielleicht einem andern Glück und Heil und verdorben hätte, und mir ist alles gelungen,) so lebe ich nach meinem Sinne. B.... fängt an zu merken, daß Rom ein ganz verschiedenes Land ist von dem, was er sich aus einem Monate Aufenthalt vorgestellt. Dieses alles wird mir nimmermehr einfallen lassen, einem anderwärtigen Rufe Gehör zu geben, wozu noch kömmt, daß ich binnen zwey Jahren meinen Freund aus Spanien erwarte, in dessen Schooß ich hier meine Tage beschließen will.

Meine Monumenti inediti haben zwar einen Stoß erlitten, aber die Arbeit ist nicht unterbrochen, ἀδοκήτων πόρον εὗρεν θεός. Es ist eine Arbeit, welche unendlich viel neues Licht geben wird.

Von des Tzetzes Antehomer et Posthomer findet sich nichts in der Vatikana; wohl aber ἡ μικρὰ Ἰλιάς. Vecchia Vatic. N. 1701. Ferner ὑποθέσεις ἀλληγορικαὶ τῆς Ὁμήρου Ἰλιάδος Ibid. No. 1759.

Vom Museo Capitolino sind nur drey Bände heraus. Die Zeichnungen haben Geschmack und Verständniß; in einigen Kleinigkeiten ist gefehlt. Monsigre Bottari arbeitet izt an dem vierten Band der erhobnen Arbeiten, deren Erklärungen zeigen werden, was seine Kräfte vermögen.

Von Civita Turchino ist mir nichts bekannt; ich glaube aber, der Herr Ritter sey irrig. Die Hetrurischen Grabmäler sind bey Corneto, vier Meilen von Civita Vecchia, an der See. Weil die Transaktionen in keiner Bibliothek in Rom sind, und ich also nicht weis, was jener davon vorgebracht, so will ich nichts überflüßiges melden.

Des Donati Supplement ist noch nicht erschienen; er wird auch nicht alles liefern können, was mir bekannt ist.

Der Virgil ist elend, und dennoch geht er häufig ausser Italien. Sie werden den Kallimachus und Nikander von Bandini aus Florenz gesehen haben, von einem Menschen besorgt, welcher nicht griechisch lesen kann.

Vom Museo Farsetti habe ich auch nicht einmal den angezeigten Brief gesehen. Dieser würdige reiche Mann hat die Hände sinken lassen, weil die Venezianer keine Conventikula in Häusern von Privatpersonen gestatten, folglich ist die von ihm entworfene Akademie der Zeichnung ins Vergessen gerathen.

Mir ist kürzlich begegnet, was Cicero von sich sagt, da er als Quästor aus Sicilien zurückkam. Ein junger sächsischer Graf kam zu mir, mir etwas zu melden, was ihm in Bologna war aufgetragen worden, wo er gehört hatte, daß ich in der Welt sey und etwas geschrieben habe. Er glaubte aber, es sey alles in lateinischer Sprache, und hiemit hatte die Unterredung ein Ende. Sein Begleiter hatte den berühmten Namen Mengs niemals nennen hören, welches ich ohne einen kleinen Verweis nicht verschmerzen konnte; denn Mengs ist ein Sachse und ich nicht. Ad Garamantes mit solchen Leuten! Ein junger Däne kam vor einigen Jahren von Paris hieher, blos und allein die Prozeßordnung zu studiren; er nannte sich . . . . . . Hannoveraner habe ich noch nicht in Rom gesehen; aus dem

dem Hildesheimischen einige Domherren; aber die aus katholischen Ländern sind mehrentheils in der Wiege verdorben.

Der Anfang der gemeldeten ὑποθέσεων ist:

Ἐπεὶ, Φαιδρὰ πανσέληνε Σελήνη σελασφόρε.
Ὀυκ ἐκ ῥοῶν Ὠκεανοῦ φαίνουσα λελουμένη,
Ἀλλ' ἐκ πορφυρᾶς τῆς κλίνης, ὡς ἐπεῖσιν εἰκάσαι,
Ἀνασκιρτῶσα φρουγῆς, καὶ πλέον τοῦ φωσφόρου,
Χρήζεις ἐλαύνειν πόῤῥω σοι ταῖς ψυχικαῖς ἀκτῖσι
Τῶν σκοτεινῶν τῶν λέξεων καὶ βίβλων τὴν ἑσπέραν.

Weiter hinein sagt dieser ehrliche Mann:

Ἐπὶ τῶν δύο στρατιῶν Ὅμηρος ὑπῆρχεν,
Θηβαϊκῆς καὶ Τρωϊκῆς. οἶδας ἐκ Προναπίδου.
Καὶ Διονύσως ἔφη ὁ Κυκλογράφος τοῦτο.
Μάθε καὶ ἄλλοθεν καλῶς ἀκριβεστέρως τοῦτο.
Ὁ ποιητὴς Στησίχορος υἱὸς ἦν Ἡσιόδου,
Ἐν χρόνοις τοῦ Φαλαριδος ὢν καὶ τοῦ Πυθαγόρου·
Οὗτοι δ' Ὁμήρου ὕστεροι χρόνοις τετρακοσίοις.

Fiat applicatio ad marmor Parium.

Was ich gewünscht hätte, wäre gewesen, einen alten ehrwürdigen Kodex vom Athenäus zu finden; denn dieser Skribent muß uns billig am Herzen liegen; allein vergebens. Alle Kodices, wo ich in Italien gewesen bin, sind zu neu, und der älteste, welcher in der Farnesischen Bibliothek, ehmals zu Rom und nachher zu Parma, war, ist aus derselben entwendet; denn in Napel, wo diese Bibliothek jezo stehet, ist derselbe nicht mehr zu finden. Ich habe ein paar Stellen desselben in der Allegorie verbessert und erkläret.

Ich erinnere mich, daß die Inschrift die Vaters vom Heliogabalus bereits in den Gazette litterarie di Firenze von einem Römer, ungeachtet mit ein paar Fehlern, eingerückt

rückt worden. Mich deucht, ich schrieb Ihnen bey Gelegenheit, daß der Eigenthümer des gedachten Weinbergs bey Veletri eine Tafel von Bley voll von erhobener Inschrift entdeckt, welche derselbe mit der Thür eines hohen Zimmers im Palazzo Ginetti, wo ich mich damals befand, an Größe verglich. Er hatte sie bereits verschmolzen, und zehnmal siebzig Pfund davon verkauft, und dieses aus Furcht, das Publikum, oder die Communita gedachter Stadt möchte ihm dieselbe nehmen.

Ich habe Gelegenheit gehabt, mit dem berühmten Wilkes sehr genau bekannt zu werden, und, da er im Karneval hier war, hatte ich Zeit um ihn zu seyn; er hielt sich aber kaum acht Tage in Rom auf. Er führt ein schönes Kind bey sich, die sich Corradini nennt, und aus Parma ist; nur Schade, daß sie eine Tänzerin abgegeben hat. Er hat sie von Paris mitgeführt, und da sie ihre eigene Equipage, aber auf ihres Anbeters Kosten, hält, so ist dieses ein theurer Bissen. Sie gingen mit vierzehn Postpferden von hier nach Napel. Er hat daselbst, wie er mir schreibt, ein bequemes Haus auf einer angenehmen Höhe, von dem Geräusch entfernt, genommen, um seine Geschichte von England from the revolution zu endigen, und eine neue Ausgabe von Churchhill's Werken zu besorgen. Er hält Zimmer für mich bereit, und es könnte geschehen, daß ich ihm und seiner Schönen im Herbst einen Besuch machte. Er hat zu Paris in englischer Sprache eine Vertheidigung drucken lassen unter dem Titel: a letter to the worthy electors of the borough of Aylesbury in the County of Bucks. Lond. 1764. 8 welche vermuthlich in Deutschland nicht bekannt ist, weil sie in England selbst selten ist.

Von Ihnen möchte ich wissen, ob man an einem Orte, wie G . . . . ist, vergnügt leben könne, und wie man es angebe, es zu seyn. Denn ich kann mir nicht vorstellen, wie dieser und ein jeder Ort, wo Akademien in Deutschland

land sind, Leipzig ausgenommen, und die Ernsthaftigkeit, die ein Professor annehmen muß, hierzu Gelegenheit gebe. Mich deucht, man müsse in dieser Lebensart alt werden, und vor der Zeit, man mag wollen, oder nicht. Es würde aber noch schwerer werden für jemand, der einen gütigen Himmel, und ein schönes Land, wo die ganze Natur lacht, lange Zeit genossen hat. Ich bin mit unaufhörlicher Freundschaft Ihr ganz eigener

Winkelmann.

3.

Rom, den 13ten Jul. 1765.

Da ich nach Dresden zu schreiben habe, will ich wenigstens um den nächsten Weg nach G . . . . zu nehmen, in einigen Zeilen auf Ihr theures, werthes Schreiben antworten. Bald aber werde ich mich schämen, es in Deutsch zu thun, und dieser Gedanken ist mir allererst durch unsern Briefwechsel entstanden. Ich merke, ich schreibe hölzern. Das Herz aber ändere ich nicht, ob ich gleich sollte die Sprache ändern. Auf Michaelis wird endlich meine Allegorie nebst der Zuschrift an das Tageslicht treten, da ich schon anfing zu befürchten, es habe der Moder oder das Feuer dieselbe verzehrt. Mein Italienisches Werk wird glücklich seyn, wenn es nach einem Jahre erscheinen kann; aber es sind zwey Bände in Großfolio mit mehr als 180 Kupfern. Ich wünschte, einer mir wichtigen Entdeckung in griechischen Alterthümern nachspüren zu können, von Ihnen, mein Freund, oder von andern Ihrer gelehrten Freunde in G . . . . . belehrt zu werden, zu welcher Zeit der Gebrauch angefangen, einen Trompeter, ὡς κήρυκα, von einem feindlichen Heere an das andre zu senden. So bald ich Lust bekomme, werde ich eine vollständigere Ausgabe der Geschichte der Kunst besorgen. Wir sind heute klüger, als wir gestern waren.

Es hat sich Ihnen, wie mir, der Mangel an griechischen gedruckten Büchern zu Florenz, an einem und eben demselben Skribenten gezeigt. Ich ging in ganz Florenz umher, den Apollonius mit den Scholien zu finden, aber vergebens. Es wundert mich, daß derselbe in der Magliabecchischen Bibliothek fehlet: denn ob gleich der beschrieene Besizer dieser Bibliothek keinen einzigen Vers in demselben verstanden hat; so hätte er doch diesen klaßischen Dichter haben sollen. Mit der Nachricht von dem Etymologiko Magno aus der Vatikana kann ich Ihnen schwerlich vor der Mitte des Novembers aufwarten; denn vom Julius an bis dahin sind Ferien in derselben, und ich wohne eine deutsche halbe Meile davon entfernt. Jezo bin ich in meines Freundes Villa vor Rom, das ist, in dem Mittelpunkte von Schönheiten der alten und neuern Kunst. Ich genieße hier eine stolze Ruhe, und lebe, wie ich es mir ehemals nicht in Träumen wünschen können. Ich bin aus Dankbarkeit gegen meinen Wohlthäter dem Publikum eine Beschreibung derselben schuldig, an welche ich Hand legen werde, wenn acht oder zehn Statüen ihren Plaz bekommen haben. Die Zeichnungen zu den Kupfern sind bereits gemacht. In dieser angenehmen Beschäftigung beneide ich, laut ihrer Nachricht, niemand Ihrer Brüder in Deutschland.

Ich wundere mich, daß meine beyläufige Anzeige eines Freundes in Spanien Ihre Aufmerksamkeit erweckt. Es ist Herr **Mengs**, in welchem ich mehr das edle Herz, welches schwerlich einer unsrer heutigen Monarchen hat, den geometrischen und metaphysischen ursprünglichen Kopf, als den grösten Künstler seiner Art und Zeit schäze. Der gemeinschaftliche Knoten dieses unsers Bandes ist dessen Gattin, eine schöne Römerin. . . . . Ich erwarte sie und ihn gegen künftigen Winter aus jenem barbarischen Lande in diesem unsern gemeinschaftlichen Vaterlande.

Das

Das unglückliche Schicksal des Herrn von Werpup wird Ihnen bekannt seyn. Ich habe ihn nur einmal gesprochen, er besuchte aber fleißig meinen Herrn, und hatte den lezten Morgen seines Lebens Abschied von demselben genommen. Künftig ein Mehrers. Ihr

Winkelmann.

---

7.

# Brief aus England an Herrn Hofrath Kästner.

vom 16ten Okt. 1775.

Herrn Hornsby's Observatorium zu Oxford ist vielleicht eines der ersten in der Welt. Sie werden es schon aus einem Briefe des Hrn. Hornsby an Hrn. Bernoulli kennen, den Hrn. Lambert, wie ich höre, hat drucken lassen.*) Wenn das Gebäude ganz fertig ist, wird Herr H. selbst eine umständliche Beschreibung davon bekannt machen. Sein Transitinstrument ist von außerordentlicher Güte. Herr H. sieht selbst Sterne der sechsten Größe am Tage, wenn die Luft sehr heiter ist, und sie eine beträchtliche Höhe haben. Hätte man einem alten Griechen so was gesagt, so hätte er wohl eher auf ein Mittel gerathen, der Sonne ihr Licht zu benehmen als auf dieses. Das Instrument, das gewiß viel über hundert Pfund wiegt, ist so balancirt, daß seine Axe die Pfannen, worin sie sich dreht, nur etwa mit zwey Pfunden drückt, und es kann umgedreht werden, ich

*) Berliner Ephemeriden für 1777. 163. S. der Sammlung.

ich meine end for end, wie die Engländer sagen, daß das westliche Ende der Axe in die östliche Pfanne zu liegen kömmt, und umgekehrt, ohne daß man es einmal mit den Händen anrührt, und mit so leichter Mühe, daß es ein Mädchen thun könnte. Dieß ist ein neuer Gedanke des Hr. Bird gewesen, dessen erstes Transitinstrument dieses Oxfordische ist. Seinen Zenith Sektor kann man in einer Viertelminute drehen und mit der grösten Genauigkeit, da zur Wendung des Bradleyischen in Greenwich, außer einem Paar Astronomen, noch ein Paar Handwerksleute nöthig sind. Außer diesen Instrumenten hat Hr. H. zwey Quadranten von Bird jeden von acht Fuß (diese vier Instrumente kosten 1100 Pf.) zwey Dollondische vierteha1bfüßige Tubos mit dreyfachem Objektivglas; einen zehn Fuß langen mit doppeltem Objektiv und fast fünfzölliger Apertur, der den Durchmesser 250mal vergrößert, und die himmlischen Gegenstände noch alsdann sehr helle sehen läst. Für diesen hat er Dollonden 52. Guineen bezahlt, und es ist das beste Instrument von der Art, das Dollond je gemacht. Weder vorher noch nachher hat er so was zu Stande bringen können. Seine Uhr ist eine Sheltonische, wie die zu Göttingen; nur hängt das Pendul von einem starken meßingenen Zapfen, der unmittelbar in dem steinernen Pfeiler sorgfältig befestigt ist, herab; so daß das Pendul beständig an der Mauer hängen bleibt, wenn das Räderwerk weggenommen wird. Einen beweglichen Sektor von fünf Fuß und etwa 50 Graden macht Hr. Bird jezt für ihn.

Hrn. H's. Hauptbeschäftigung ist, und wird beständig seyn, nicht allein das Verzeichniß der Fixsterne zu vermehren, und zu verbessern, sondern auch hauptsächlich die mannigfaltigen eigenen Bewegungen der Sterne so viel als möglich zu bestimmen. Mit solchen Instrumenten, und H's Genauigkeit wird sich in 10 oder 15 Jahren schon vieles ausrichten lassen. Mit unsers Mayer's Bemühungen in dieser Sache ist er nicht ganz zufrieden .... Er glaubt, bey der

der lezten Verschwindung des Rings den Saturn oval gesehen zu haben, welches wohl ein sicherer Beweis einer schnellen Umdrehung um die Axe wäre. Den französischen Astronomen ist er gar nicht gewogen, den deutschen aber desto mehr; er will Deutsch lernen, und ich habe ihm Grammatiken und Wörterbücher anzeigen müssen. Hr. H. ist in seinen besten Jahren, ein geborner und unermüdeter Beobachter. Wenn er seine Instrumente geprüft hat, und von ihrer Richtigkeit überzeugt ist, oder ihre Unrichtigkeiten kennt, so beobachtet er, und schreibt nieder, ohne sich zu bekümmern, ob es mit andrer Leute Beobachtung übereintrifft, oder eine Hypothese von Newton oder Bradley umstößt. In seinen Durchgängen giebt er Zehntheile von Sekunden an, und, wenn er die Durchgänge durch die 7 Fäden seines Instruments auf die Mitte reducirt, so beläuft sich der Unterschied bey Sternen um den Aequator nicht leicht auf 0, 3″ davon bin ich Zeuge gewesen. Bey der starken Vergrösserung seines Instruments ist es aber auch nicht so wunderbar. Er ist so bescheiden, zu gestehen, daß er, wo er keinen Raum theilen kann, der sich wie die Zeit verhält, oder das Ohr durch das Auge unterstüzen kann, nur auf halbe Sekunden sicher ist, z. B. zwischen der Erscheinung des Feuers, und dem Knall eines entfernten Geschüzes. . . . .

Sie werden vielleicht begierig seyn, etwas von unserm Landsmann Forster zu hören. Einiges, was er mir selbst erzählt, seze ich her. Sie haben sich dem Südpole bis auf 18° 50′ genähert, oder sind in 71° 10′ südlicher Breite gewesen, wo sie das Eis hinderte weiter zu gehen. Allein lange vorher hatten sie den antarktischen Zirkel einmal paßirt, giengen aber wieder zurück. Das südlichste Land, das sie gesehen haben, und das man, glaub ich, überhaupt kennt, liegt nicht im stillen, sondern im südlichen Atlantischen Meere, etwa zwischen 40 und 50 Graden östlicher Länge vom Kap Horn, und 60 Graden südlicher Breite. Sie hießen es Südgeorgien, und die entfernteste Insel dabey das süd-

liche Thule. Da sahen sie nichts als Gebirge mit Schnee bedeckt, über denen einer der traurigsten Himmel hing, den sie auf ihrer Reise gesehen haben. Doch haben sie einen einzigen schwarzen Hügel auf den Insel bemerkt. Das Kap de la Circoncision, das zwischen 20 und 30 Graden östlich von der Insel Ferro und zwischen 50 und 60 Graden südlicher Breite, z. B. auf Vaugondy's Karte, angegeben ist, haben sie zweymal vergebens gesucht, und nicht gefunden, existirt also wohl nicht, und ist ein Gesicht des Herrn Bouvet. In dem Archipelagus zwischen Neuseeland und Neuholland, aber nördlicher (Manicola steht auf Vaugondy's Karte, ist aber falsch, und soll, wenn ich mich nicht wieder irre, Molicolo heißen; so sprechen es nemlich die Einwohner aus) haben sie eine Insel mit Einwohnern entdeckt, die im Gesicht den Affen ähnlicher sind, als irgend ein bekanntes Volk, sind aber bey ihrem Affengesichte viel sinnreicher, als die übrigen Südländer. Die gröste Insel, die sie gefunden haben, ist auf 80 englische Meilen lang, und liegt unter dem 22sten Grad der Breite, nicht weit von Neuholland. Sie haben sie Nova Caledonia genannt. Eine unsern Nordlichtern ähnliche Erscheinung, oder Südlichter, haben sie im Februar und März 1773 siebenmal bemerkt, als sie vom Kap gerade nach Süden segelten, hernach auf der ganzen Reise nicht mehr. Den dunklen Bogen haben sie nicht gesehen, sondern die Stralen schossen vom Horizont herauf. Die Spanier haben ihnen etlichemal aufgepasset, und zu einer andern Zeit hätte ein kleiner Fisch beynah die merkwürdigste Reise um die Welt, die vielleicht noch ist gethan worden, auf einmal unterbrochen. Herr Forster und Hauptmann Cook ließen sich einen Fisch zubereiten, der sehr eßbar und schön aussah; sie hatten aber kaum einen Bissen verschluckt, als sie sich übel befanden, und ob sie ihn gleich wieder wegbrachen, so verursachte ihnen doch das Gift dieses Thieres ein fast achttägiges Uebelbefinden. Hätten sie mehr gegessen, glaubt Herr Forster, so wäre ihr Tod unvermeidlich gewesen, und alsdann hätte

dem

dem Schiffe der unternehmende und erfahrne Schiffer und der Naturkündiger gefehlt, und da wär es wohl zur Rückreise Zeit gewesen. Herrn Forster's Sohn, ein Mensch von 21 Jahren, und vortreflicher Zeichner, hat die Reise mitgemacht, war aber nicht der einzige Zeichner, den sie hatten. Er hat eine außerordentliche Menge Zeichnungen von neuen Pflanzengeschlechtern und Arten, und von Thieren gemacht. Alle, die Herr Banks nicht hat, werden bekannt gemacht werden. Von der Chlamydea des Herrn Solander, die Forster Phormium tenax nennt, oder die Pflanze, deren Stengel einen der Seide gleichen Faden giebt, und von der man sich so viel versprach, und noch verspricht, hat er viel Samen mitgebracht. Man hat ihn überall in England vertheilt und gesäet, es ist aber bis jezt noch nichts herausgekommen. Der Samen ist gar zu dünn, und so wenig mehlig, daß er leicht in der Erde verdirbt. Zu den neuen Thieren gehört ein Vogel, der die gewöhnliche ceram gar nicht, sondern statt derselben eine hornige Substanz hat, ein aalförmiges Thier, das er Echidna variegata nennt, und mehrere andre, die mir jezt nicht beyfallen. — — Sie sind nicht wie Spanier, sondern wie Christen auf den entdeckten Inseln verfahren. Sie haben sich oft, nicht aus Furcht, sondern aus Güte und Mitleiden zurückgezogen, wenn sich die armen Leute einer Landung widersezten, und nur ein einzigesmal, da sie Wasser nöthig hatten, und die Wilden um sie her kamen, und, aller Vorstellungen durch Zeichen ungeachtet, endlich einen Angriff thaten, und einem Matrosen eine Lanze queer durch die Backe durchwurfen, musten sie sich, zur Rettung ihres eignen Lebens, des Schießgewehrs gegen sie bedienen, und vier tödten, ehe sich die übrigen zurückzogen. Die Reisebeschreibung wird erst in einem Jahre erscheinen, und deutsch und englisch von Hrn. Forster herausgegeben werden. Ein gemeiner Matrose von dem Schiff Resolution hat indessen schon 15 Bogen Reisebeschreibung drucken lassen, und fährt ferner fort, und wird auch schon ins Deutsche übersezt. Hr. F. sagt, sie

wäre voller Unwahrheiten, und hie und da vorsezlicher Lügen. Herr F. ist ein Mann von ungewöhnlichem Feuer. Ich glaube, er würde den Jupiter umsegeln, wenn er darauf wäre. — — Noch muß ich nicht vergessen, daß der saure Kohl so vortreflich wider den Scharbock ist befunden worden, so wie auch das Bier, noch eh es in den Kessel kömmt, Mash im Englischen, Maisch, glaub ich, im Deutschen. Eben so sehr hat auch Harrison's Uhr genüzt. Diese vortreflichen Hülfsmittel haben nun den Engländern Mut gemacht, ihre Untersuchungen um den Südpol fortzusezen. Es wird ehstens wieder ein gewisser Hauptmann Clerke auslaufen.

— — Herr Shuckburgh, ein junger gelehrter Engländer, hat Herrn De Lüc, und zwar mit bessern Instrumenten, alles nachgemessen, und einigen Unterschied befunden. Bey der geometrischen Messung nahm er nicht allein die Höhe einer Station über der andern, sondern auch die Tiefe der niedrigern unter der höhern, wodurch er nicht allein die Absehungslinie seines Instruments korrigirte, sondern auch die Beobachtung von Refraktion befreyte. Seine auf diese Art gefundenen differiren stark von den mit dem Thermometer und Barometer erhaltenen, fast immer auf 22 Fuß in loco. — —

— — Ein gewisser Herr Henley, ein Mann von großer Einsicht und Genauigkeit in Versuchen, behauptet, im Torpedo sey gar nichts Elektrisches, obgleich die hiesige Societät Herrn Walsch eben erst dafür gekrönt, daß er die Sache außer allen Zweifel gesezt hat. — —

---

8. För-

## 8.

# Förmer und Störmer

oder

# die Reformatoren.

## Ein Nachtstück.

Ich kann nicht so vieles in den Gesichtern lesen, als Lavater. Aber ich mache mir doch bisweilen gewaltig weitgehende Vorstellungen bey der Betrachtung lebendiger oder gezeichneter Menschengestalten. Und ohne mich zu überreden, daß sie einem jeden andern, der gute Augen und Mutterwiz hat, eben so einleuchten müssen, wie mir, glaube ich doch, mit völlig so gutem Grunde, als die metaphysischen Beweise von der Möglichkeit dessen, was nicht ist, für sich haben, annehmen zu dürfen, daß dasjenige, was ich mir da vorstelle, in der That so seyn könne. Und — wie es denn insgemein einem so geht — wenn ich nur erst weit hineinkomme, so bleibt zulezt fast kein Zweifel mehr übrig, daß es nicht so seyn müsse.

So ging es mir neulich. Eine gute Weile war ich vor einem Kopfe gestanden. Ich betrachtete die Stirn, das Kinn, den Mund, und vor allen Dingen das Aug — und sah — was euch nächstens, in Abhandlungen und Rezensionen und Predigten und Assembleen, von allen, die aus der ersten, oder aus der sechsten Hand, von den Fragmenten etwas vernommen haben, kunstmäßig benannt werden wird — und dachte: der Mann hätte ein Reformator seyn können.

Dieser starke, aber aus innerer Kraft zurückgehaltene Blick sieht, forschet, unterscheidet, aber wartet, eh er auf

euch hinblizt. Oder es blizt vielleicht nie aus ihm, und donnert nicht. Aber, was er gesehn und überlegt und geordnet hat, wird erst reife Frucht in ihm selbst. Dann streut es Saamen aus. Nicht ohne Unterschied — auf Felsen, wo es nicht Grund hat, und von den Vögeln des Himmels aufgefressen, von wilden Thieren zertreten, oder, wenn's hoch kömmt, von den Winden in fremde Gegenden getragen wird, oder unter die Disteln und Dornen, oder auf dem unreinen Boden, wo es mit dem Unkraute sich vermenget, und mit dem Unkraute ausgerottet wird von denen, die das Feld zu reinigen bestellt sind; sondern auf's gute Land, nach gehöriger Zubereitung streut er ihn aus, auch wohl unvermerkt, daß, wenn er aufgeht und Früchte bringt, andre meynen, es sey ihre Saat. — Er freut sich dann der bessern Saat, wenn die Erndte ihm auch weder Dank noch Vortheil bringt.

Vor dieser ruhigen und bescheidenen Mine hütet sich keiner. Sie halten den Mann wohl gar für unbedeutend, oder für folgsam in allen Stücken. Er geht auch wohl mit euch in die betretene Bahn. Denn, was soll man den Leuten ihre Felder verwüsten, oder durchbrechen durch Zäune und Hecken, um neue Wege zu machen, und alle Augenblicke mit den Feldhütern sich herumzanken, wenn es nur einen geschickten Gang erfodert, und sonst ein wenig Weisheit, um auf freyoffenen Wegen eben so bald, oder auch wohl noch eher und sicherer an's Ziel zu kommen?

Man muß nur die freyoffenen Wege recht kennen. Dem sehe ich's an, daß er sie genau kennt. Wenn denn nun die Leute meynen, er werde mit ihnen den gewohnten Weg fortwallen; seht, so zeigt er ihnen hier einen Fußsteig, den die mehresten übersehen haben, und, wenn sie erst hinein sind, so folgt er ihnen wieder nach. Er pflanzt auch wohl Blumen hin, um hineinzulocken, und schafft Dornen fort, und Steine aus dem Wege; manchmal nur so im Vorbey-

gehn,

gehn, als ob er nicht daran gedacht hätte. Und unvermerkt wird es der gemeine Weg; es müste dann ein Schreyer zu früh Lerm machen, und die Leute anfallen, die nicht mit hereinwollen, welche nun erst aufmerksam gemacht würden, und eifrig, für die Gerechtsame der Gewohnheit zu streiten.

Dieser Mund sieht fürwahr nicht aus, als ob er den Männern widersprechen werde, wenn sie durchaus Recht haben wollen. Aber des Tages hernach, wenn sie Recht behalten haben, möchte er ihnen wohl ein Gleichniß erzählen, daraus sie begreifen könnten, und andre gewiß begreifen werden, daß sie Unrecht gehabt haben. Oder noch lieber, glaub ich, läßt er es immer bey ihrem Rechte bewenden, ohne direkten und indirekten Widerspruch, wenn er weis, daß sie sich um so viel eher besinnen, und doch thun werden, was er will; oder, wenn er merkt, daß sie ihm unter dem Namen Sortir erlauben werden, was sie als Entrer nicht gestatten wollten.

Der Mann hat überall nichts Beleidigendes in seiner Miene, nichts Auffallendes, nichts Verdächtiges. Manches Besondere freylich; aber das sieht kaum einer. Die einen nicht aus Blödsinnigkeit, die andern nicht aus Vorurtheilen; und vornehmlich viele darum nicht, weil sie auf nichts recht Acht haben, was nicht ihnen, und ihren Idealen ähnlich sieht.

Ich mochte so etwas vom Reformator gemurmelt haben. Eine herzhafte Stimme rufte mir zu: Haben Sie dieß hier auch schon betrachtet? dieß — ist ein Reformatorgesicht; Ja, sagte ich. Er sagte noch vieles.

Ich hatte den Kopf schon oft angesehen, von dem er sprach. Die besondre Wölbung der Stirne, nebst den Falten der zürnenden Unzufriedenheit zwischen den starken, gesenkten Augbraunen, der Blick, der es euch nicht verhält, daß der Mann sich fühlt, und euch schon mit sich gemessen hat, dieß

 Kinn,

Kinn, das dem Widersacher Troz bietet, und diese Züge des Mundes, die ihn verachten, hatten gewisse dunkle Erinnerungen in mir rege gemacht, die sich doch nie völlig entwikkelten. Einen Reformator hatte ich mir noch nicht dabey gedacht. Weil ich aber immer vermuthe, daß ich etwas nicht gesehen habe, was andre sehen, wenn sie über einen Gegenstand anders urtheilen, als er mir vorkömmt; so sah ich izt noch einmal recht ins Gesicht. Reformator — dachte ich. Der gute Freund hat doch Recht. Freylich, der konnte auch Reformator seyn! Dieß ist der Reformator Störmer, und jenes der Reformator Förmer. Es wär auch sonderbar, wenn es in der Natur, wo alles sonst so mannigfaltig ist, nur Eine Art von Reformatoren gäbe.

Darauf kam ein andrer Zuschauer. Ich fragte ihn, ob er auch die beyden Gesichter für Reformatorgesichter halte. Nach einigem Besinnen sagte er: ja, allerdings! Förmer und Störmer, sagte ich. Förmer und Störmer, versezte er. Kennen Sie diese Leute? — J. Ich kenne sie aus beschreibungen. — F. Vielleicht weiß ich mehr von ihnen. — J. Sie würden mir damit wilkommen seyn. — Darauf er also.

Ob die beyden Reformatoren auf die gemeine Weise in Sünden empfangen und geboren, gewiegt, geschnürt und getragen worden, oder welche Unterschiede bey beyden sich hierinne eräugnet, möchte zwar keine unerhebliche Frage seyn; aber, da ich nichts mit Gewißheit davon sagen kann, so mag ich's auch nicht auf Muthmassungen ankommen lassen. Das ist gewiß, daß sie als Knaben schon sehr merklich unähnlich waren. Der kleine Störmer stieg behend auf die Bäume, sprang rasch über Gräben weg, und ließ sich nicht abschrekken, wenn auch einmal Bein und Stirne Narben davon trugen. Knabe Förmer hatte auch wohl Gelüsten, besann sich aber mehrentheils noch zu rechter Zeit, und blieb davon. Beyde waren gewaltig eigensinnig, und das sezte manchmal Ohrfeigen, die Störmer austheilte, und Förmer empfing.

Allein,

Allein, außer der Furcht vor den Ohrfeigen, machte auch eine gewisse Gutherzigkeit, oder, wenn man will, die mehrere Zärtlichkeit und Weichheit des jungen Konrad Förmers, daß er öfterer nachgab, als der andre. Wenn dieser nach einem losen Streiche von seinen Vorgesezten ausgescholten ward, so weinte er; jener zürnte. Förmer lernte meist alles, was man ihm aufgab; Störmer nicht, aber er lernte vieles, was man ihm nicht aufgab. Jener ging in den angewiesenen Wegen weiter fort, als man verlangte; Dieser blieb oft zurück darüber, daß er gern Sprünge zur Seite machte. Der Erfolg davon war, daß der Eine das, was man lehrte, viel besser gefasset hatte, und verstand; der Andre hingegen manches im Kopfe hatte, was man nicht lehrte. Daher kam es auch, daß dieser seinen Lehrern weit mehr mit Einwürfen zu schaffen machte, woran er auch sonst noch Lust fand, besonders, wenn ihm einer was nicht recht gethan hatte.

Und wie behandelten ihn hierbey seine Lehrer? fragte ich.

Ungeschickt genug, zum Theil. Ohne einen Einzigen, der das Gold unter dem Unrathe zu unterscheiden wuste, und, indem er dem Stolze des Jünglings eine unschädliche Nahrung gab, sein ganzes moralisches Gefühl verfeinerte, wär er vielleicht auf immer verdorben worden.

Wieder auf Förmern zu kommen, so sezten ihn seine Nachgiebigkeit und Begierde zu gefallen als Jüngling eine Zeit lang in die äußersten sittlichen Gefahren. Dennoch gab er auch schon damals öftere Proben eines Karakters, dem Gewohnheiten keine Geseze sind. Er rauchte und schnupfte nicht Toback, und bediente sich keines Fernglases, ungeachtet diese drey Stücke damals zum Mechanischen des Studirens gerechnet wurden. Und unter allen zulässigen Kleidungsarten wählte er immer die ihm bequemste und anständigste. Er war nichts

weniger als nachläßig darin, sondern erwarb sich vielmehr das allgemeine Lob eines guten Geschmacks. Ja, er soll schon damals den Grundsaz haben von sich hören lassen: Wenn man Sitten und Meynungen bessern wollte, müßte man nicht nur das, was Realität hat, schonen, sondern sich als einen der gewissesten Kenner und eifrigsten Liebhaber desselben auszeichnen. So viel weis ich zuverlässig, daß der Direktor des Gymnasiums damals oft sagte, er habe nie so viel Fleiß und gute Sitten unter seinen Schülern gesehen, und daß er dem Einfluß, den Förmer hatte, ausdrücklich etwas davon zuschrieb.

Störmer sollte die Rechte studiren; er bestimmte sich aber, nach einigen Versuchen, den Kameralwissenschaften. Förmer studirte Theologie; als er aber damit fertig war, beschloß er bey den schönen Wissenschaften zu bleiben, und sein Leben dem Erziehungsgeschäfte zu widmen. Jener wurde, wie bekannt, frühe Kammerdirektor bey'm Fürsten von **. Förmer starb als Rektor der Stadtschule zu A. Die Geschichte des erstern ist mir so genau nicht bekannt. So viel weis ich, daß er mit den Verbesserungen und neuen Anstalten, mit denen er gleich beym Eintritt in sein neues Amt schwanger ging, und beym ersten Unwillen, den ihm einer der ältesten und angesehensten Räthe des Fürsten verursacht hatte, eilig herausrückte, sich und andern Leuten unzählig vielen Verdruß zugezogen, daß er zwey nicht unbrauchbare, aber den Neuerungen abgünstige Beamte um ihren Dienst gebracht hat, und den seinigen zu verlieren mehr als einmal in Gefahr gewesen ist; welches vielleicht auch geschehen wäre, wenn der Fürst, der Genien zu beurtheilen wuste, ihn nicht zu sehr geschäzt hätte. Er wurde mit der Zeit bedachtsamer, und lernte sich mäßigen. Aber da hatte er sich bereits so viele Feinde gemacht, daß er auch bey den heilsamsten Vorschlägen von allen Seiten Schwierigkeiten fand. —

Man

Man sagt doch, daß er viel Gutes gestiftet habe, und daß das Projekt, die Gemeinheiten aufzuheben, und die Frohndienste abzuschaffen, von ihm zuerst aufs Tapet gebracht, und die Ausführung dazu entworfen worden sey. —

Richtig. Und dafür danken ihm alle redliche Leute noch. Doch sagen sie, keines von seinen Projekten konnte so, wie er's entworfen hatte, ausgeführt werden, und Stand halten. Er änderte und besserte auch selbst sehr oft an seinen Planen. Das Uebel war nur dieses, daß er schlechterdings nicht zugeben wollte, daß jemand seine Fehler eher einsehen könnte, als er selbst, und daß sie nicht immer wieder gut zu machen, oder doch vieler Aufwand vergeblich war.

Förmer fand beym Antritt seines Amtes, daß er Ursach hätte, mit dem Zustande der Schule, den Einrichtungen und Gewohnheiten derselben höchst unzufrieden zu seyn. Fast gerade das Gegentheil von seinem Ideal. Und, was das traurigste war, fast gar keine Hoffnung, etwas recht Gutes zu Stande zu bringen, da die Vorsteher der Schule Leute waren, denen es gröstentheils nicht nur an Einsichten, sondern auch an Gutartigkeit des Willens zu fehlen schien.

Störmer wäre vielleicht auf den Einfall gerathen, zu untersuchen, ob die Rechte der Stadtobrigkeit über die Schule auch gegründet genug seyen, und ob nicht, bey einigem Zweifel gegen das rechtliche Herkommen, wenn große Zwecke erreicht werden sollen, die Nothwendigkeit es rechtfertige, die Macht des Landesherrn zu Hülfe zu nehmen. Förmer aber, der in der Rechtsgelehrsamkeit so weit nicht gekommen war, hatte auch außerdem noch zum gewissen Grundsaz angenommen, daß, wenn man bessern will, man vor allen Dingen Liebe und Zutrauen sich erwerben müsse.

Dieß ließ er daher für's erste sein Hauptaugenmerk seyn; und bald gelang es ihm. Unterdeß suchte er in Befolgung

folgung der gegenwärtigen Einrichtungen so viel Gutes auszurichten, als ihm möglich wäre; oder nur allmählig unmerkliche Abänderungen zu machen. Dieß hielt er auch für nöthig, um sich erst durch Erfahrungen recht gewiß zu überzeugen, ob dieses und jenes, was in seiner und andrer Pädagogen Theorie verworfen war, so schlechterdings und überall nichts taugte; und ob die Reformen, die er im Kopfe hatte, auch für das Terrein wären, und in alle nicht zu ändernde individuelle Umstände einpasseten. Man weis auch, daß er nicht unterließ, über die Lauterkeit seiner Absichten bey sich selbst ernstliche Untersuchungen anzustellen, so oft er Neuerungen vorhatte —

Halten Sie das für nöthig in praxi? — Sie haben Recht, so zu fragen. Glauben Sie mir auf mein Wort, Förmer hätte Ihnen diese Frage auch so beantwortet, wie ich, vielleicht auch an Ihrer Stelle izt so gefragt. — Nun weiter. Nachdem er also von der Richtigkeit seiner Ideen hinlänglich versichert war, und auch glaubte, Zutrauen genug gewonnen zu haben, rückte er mit seinen Vorschlägen sachte heraus. Sie wurden fast durchgehends mit freundlichen Gesichtern angehört; aber — gehn wollte es nicht.

Langsam kömmt man auch zum Ziele, dachte er, und bisweilen eher, als wenn man rennen will. Er fing also die Sache etwas weitläuftiger an, aber, wie Sie ohne Zweifel einsehen werden, gründlich. Er streute so viele Prämissen aus, als nöthig waren, die Konklusion zum Durchbruch zu bringen; durch's ganze Land, und noch weiter. Jezt las der älteste Bürgermeister etwas in einer Zeitung, gehörig herausgestrichen und leicht gemacht: Hm! dachte er. Könnten wir das bey uns auch nicht so machen? Ich will es einmal dem Herrn Rektor sagen. Es ist ein williger, guter Mann. Er nimmt gern an, wenn man ihm etwas sagt. Izt wurde dem Herrn Hospitalvorsteher von seinem Herrn Sohn, einem nicht ungeschickten Kandidaten, etwas

etwas einleuchtend gemacht. Gegen ein wenig Bewunderung, so Förmer für seine von der Universität mitgebrachte Gelehrsamkeit zu bezeugen die Guthrit hatte, ließ dieser sich, ohne es sehr zu argwohnen, belehren, in allem, was ihm, und andern durch ihn, zu wissen nöthig war. Es waren unter den nöthigsten Verbesserungen von Außen, ohne die so oft das nöthigste zu den innerlichen Verbesserungen fehlet, Dinge, die durch den Schüler, der Spiritus hatte, der Frau Mama, und so weiter, beygebracht werden konnten. Aber Förmer schränkte sich auf diese kleine Maschinerien nicht ein. Er hatte sich Gönner in der Regierung und Freunde im Konsistorium gemacht. Nachgerade durfte er es auch bey'm Scholarchate wagen, seine Ideen, als die seinigen, vorzulegen.

Auf diese Weise brachte der sanfte, gefällige Mann zu Stande, was hundertmal für moralisch und physisch unmöglich war erklärt worden. Er brachte es dahin, daß Mittel ausgefunden wurden, noch zwey Mitarbeiter an der Schule zu besolden, ohne den übrigen ihre Einkünfte zu vermindern. Unzählige Misbräuche in der Lehrart und Disciplin wurden abgestellt. Was, durch einen vorher ungeschickt angefangenen Versuch des Konrektors, beynah auf immer unmöglich gemacht worden war, in der obersten Klasse, statt des Neuen Testaments, griechische Profanautoren zu lesen, führte er, da er die rechte Zeit abwartete, ohne Widerspruch ein. Nicht nur dieses; sondern es wurde auch genehmiget, daß, statt etlicher, auf Auswendiglernen des großen Katechismus, oder des Hutterus, überflüßig gezählter Stunden, künftig Naturhistorie gelehrt werden sollte. Nimmermehr würde dieß durchgegangen seyn, wenn er nicht, mittelst seiner philologischen und philosophischen Toleranz, und geziemender Ehrerbietigkeit, den Superintendenten gewonnen, und durch sein ganzes Betragen allen Verdacht geheimer übler Gesinnungen gegen die Religion abgewendet hätte.

Ueber

Überhaupt brachte ihm dieses bey seinen reformatorischen Absichten unschäzbare Vortheile, daß sein Lebenswandel unbescholten, und seine Sitten untadelhaft waren. Er war kein Kopfhänger. Aber klug war er, und dem Wohlstande getreu, und hütete sich vor jedem Extrem. Dadurch war er, was so schwer ist, wenn man Extreme ergreift, sich immer gleich, und allen, wenn es nöthig war, ähnlich. —

Können Sie mir noch eins sagen: war Förmer ein guter Wirth? Oder hatte er oft Zulagen nöthig?

Was thut dieß zur Sache? —

Recht so. Sie haben mir meine obige Frage wiedergegeben. —

Nicht doch. Aber im Ernste, Förmer wuste sich auch von der Seite in Achtung zu erhalten, und schlimmen Verdachte zu begegnen.

Hier giengen wir auseinander.

---

Beliebt's Ihnen nicht einen Spruch unter dieß Nachtstück zu sezen? — Einen Spruch noch? So sey's denn der: die Welt muß Störmer haben; aber nicht alle, die reformiren wollen, müssen Störmer seyn. Förmer war doch auch ein Reformator.

D.

---

Aus

## 9.

## Aus einem Briefe vom 20. März. 1775.

Ein gewisser Mr. de Maimieux, ein Mann, der mit der Energie eines Jean Jaques und seiner Moral richtigere spekulative Grundsäze über die Bestimmnng des Menschen verbindet, hat die Kühnheit gehabt, bey seinem Aufenthalte zu Petersburg, der Kaiserin ein Manuskript zu überreichen, worin der wärmste Haß gegen alle Art Despotismus athmet, und wo das Kolorit ganz aus dortigen Lokalfarben gemischt ist. Sie hat es so gut aufgenommen, daß sie ihn auf ihre Kosten nach England schickt, um es dort drucken zu lassen, weil sie sagt, dieß Land der Freyheit sey das einige, wo dieß Buch ohne Gefahr gelesen werden, und gefallen könne. Es ist eine Art von Jus Publikum Universale; eine zwar etwas geile Frucht eines herrlichen Stammes. Zur Ehre der Menschheit, kann ich Sie auch nun für ganz gewiß versichern, daß Diderot kein böses Ende in St. Petersburg genommen, sondern daß man ihm 20000 Rubel Geschenk, und 3000 zur Reise angeboten; daß er aber dieß alles ausgeschlagen, uud sich nichts als einen Ring von gar keinem Werth ausgebeten, den ihm die Kaiserin von der Hand gegeben, und der aufs höchste 15 Rub. werth ist.

Anzei-

## Anzeige.

Herr Forster wird seine Reise selbst in dreyen Sprachen, englisch, französisch und deutsch, herausgeben. Die deutsche wird folgende Vorzüge vor der englischen haben. Er wird die meisten verdrießlichen Nachrichten von Wind und Wetter, und den Richtungen des Schiffs aus dem Text herauslassen, und sie dafür in einer Tafel am Ende beybringen, wodurch man sie, Tag für Tag, geschwind und gut übersehen kann. Ferner, da Hauptmann Cook auch eine eigne Beschreibung der Reise herausgiebt, wird Herr Forster das Eigne derselben in Noten beybringen. Das ganze Werk wird zwey Bände in Quart betragen, 12 Landkarten und 50 andre Platten enthalten, und etwan in einem Jahre erscheinen.

---

## Inhalt.

Deutsches Museum.

Zweytes Stück. Febr. 1776.

I.

# Hermann, Varus und Thuisto.

In der
Kön. Deutschen Gesellschaft zu Göttingen
den 26. Febr. 1774. vorgelesen
von

Abr. Gotth. Kästner.

Dem Wesen, das der alte Deutsche, mehr Philosoph als Grieche und Römer, nicht in Stein bildete, nicht in Mauern einschloß, zu dem er, in der stillen, ernsten Dunkelheit eines Haines, Gebete über die Gipfel uralter Eichen steigen ließ, dem dankte, in Gesellschaft eines Druiden im Teuteberger Walde, Hermann, daß es durch seinen Arm das Vaterland befreyt hatte. Er übersah das Winfeld, und sagte zu seinem Begleiter: In diesem Sumpfe vor uns versank Varus, indem er sich den Dolch in die Brust stieß. So was, heist die äuserste Gränze des Muts bey den Römern, die zweifeln, ob sie nach einem Dolchstoße noch seyn werden; Zaghaftigkeit ist es, die nicht wagt vor ihrem Schicksale zu stehen; der Deutsche, der, wenn er weicht, es nur thut, um wieder anzufallen, der schämte sich einer solchen Flucht, von der er nicht zurückkehren kann. Seze noch dieses hinzu, belehrte ihn der Druide: Man kann dem Unermeßlichen nicht entfliehen, und Der vergilt in einem bessern Leben, standhaften Gehorsam gegen seine Schickungen.

Indem kam ein Schatten aus dem Sumpfe empor. Ja, ich bin noch, sprach er; und deine stolze Freude, Cherusker, zu mäßigen, will ich dir Dinge verkündigen, welche die Geister, bey denen ich mich jezo befinde, euren Alrunen nicht eröffnen.

Hier, diese meine Legionen, denen ihr Barbarn die Pflicht versagt, die auch feindliche Leichname fodern, die werden in sechs Jahren von Römern bestattet werden. Diese Römer werden uns rächen; Inguiomar, kühn, weil dir dein Ueberfall gelungen ist, wird sie angreifen, wo eure Sümpfe und Wälder euch nicht zu statten kommen, deine List wird seiner Verwegenheit nachgeben müssen, und kaum wirst du ihnen entrinnen. Gemahlin und Sohn, wirst du römischer Gewalt überlassen müssen; und endlich werden Verwandte, deine Herrschsucht, mit deinem Tode strafen.

Das alles, weis ich, rührt dich wenig, wenn dein Vaterland durch dich von Roms Herrschaft frey bleibt. So höre denn: Rom wird dein Germanien allgemeiner und strenger beherrschen, als August es durch meine Legionen beherrscht hätte.

Meinen Rechtsgelehrten schnittet ihr Wilde die Zungen aus; Leute die nicht gut genug wären bey ihnen Schreiber zu seyn, die werden von euren Nachkommen über die Alpen geholt werden, damit sie euch nach römischen Gesezen richten, die ihr nicht versteht, und die diese Richter selbst sehr wenig verstehen. Deutsche Sitten, die jezo bey euch wirksamer sind, als bey uns weise Geseze, die werden von fremden Rechten verdrungen werden; und, nicht etwa von den Rechten des blühenden Roms, unter dem großen Oktavius: Nein; von einer Kompilation, die einer seiner schwachen halbgelehrten Nachfolger, durch etliche Pedanten machen läst. Die ist allemal gut genug, euch dumme Deutsche zu regieren, die ihr jezo die römische Weisheit nicht annehmen wollt.

Rom

Rom wird Priester bekommen, grössere Geister, als die unsrigen sind; nicht, die den Konsul oder Feldherrn fragen, was sie in der Leber des Opferviehes, in dem Fluge der Vögel sehen sollen? — Nein, Männer, vor denen Fürsten knien, von denen Könige, auch eure Könige, verordnet, gezüchtiget, abgesezt werden. Freylich wird das unbändige Deutschland immer auch gegen diese Herrschaft Roms streben, wie es gegen unsere gestrebt hat: aber noch viel ohnmächtiger. Unter ein schwereres Joch wird es den Nacken geduldig beugen müssen.

An der Schwermut, die sich in Hermanns Gesichte zeigte, ergözte sich der römische Schatten. Aber neben Hermannen stand ein deutscher Fürst, ansehnlicher als Varus jemals einen Deutschen gekannt hatte. Auch zeigte Glanz, der von seiner Gestalt ausging, er gehöre nicht mehr zu den Deutschen, mit denen noch Römer fechten konnten. Ihn beschwerte kein Schild, denn Unsterbliche bedürfen der Schuzwaffen nicht, aber, weil auch der Geist eines alten Deutschen sich nicht gern wehrlos zeigt, so führte seine Rechte einen Lichtstral, den statt der Spize ein Stern zierte.

Varus fing an in seinen Sumpf zu sinken. Bleib Römer! befahl ihm der Geist. Hast du dich an das Licht, das über die Erde scheint, gewagt, nur um die boshafte Freude zu haben, die einzige Freude, die euch gestraften Unterirdischen noch übrig ist, Menschen Kummer zu machen, so kannst du auch jezo meinen Glanz ausstehen.

Hermann, kenne deinen Ahnherrn Thuisko. Ich bildete unser Volk nach dem Maaße meiner Einsichten. Ich empfahl ihnen, was meine Vorfahren im Osten gelernt hatten, die Verehrung des Einigen, Unsichtbaren, Ewigen. Hättet ihr meine Lehren in ihrer reinen Einfalt und Kürze beybehalten, so wäre nur Ein Volk auf der Erde weiser als die Deutschen, und nur deswegen weiser, weil der Unendliche, nach Absichten, die jezo noch kein Sterblicher versteht,

sich selbst diesem Volke näher zu entdecken, für gut befunden hat.

Vernünftig ist es von euch, daß ihr nur mein Andenken ehrt, nicht wie die Römer, die einen, der auf Kreta begraben liegt, für den obersten Gott halten. Aber lernt auch wieder, was ihr vergessen habt: daß Wünsche, deren Erfüllung auf eine höhere Macht, als auf menschliche, ankömmt, an niemanden, als an den Höchsten zu richten sind. Er ist nicht so was schwaches, wie ein römischer Kaiser, der schon die nächsten Provinzen durch Legaten muß regieren lassen. Von euch verlangt Er keine Opfer, als Ehrfurcht und Erfüllung eurer Pflichten. Auch opfert ihr die Gefangenen freylich nicht Ihm, sondern einem von den Göttergespenstern, die ihr mit dem blödsinnigen Rom gemein habt. Wäre dieses Gespenst auch ein wirkliches Wesen, wie könnte ein Deutscher es ehren, wenn er es durch eine Handlung ehren soll, die einem Deutschen unanständig ist: Entwaffnete umzubringen.

Sey dieses Unterrichts werth, Hermann! Was ich ihm beyfüge, soll die Nebel zerstreuen, die sich aus jenem Sumpfe über dein Gemüth gezogen haben.

Wenn Deutsche in Ländern, die sie jenseits der Alpen erobern werden, die Geseze eingeführt haben, nach denen deutsche Feldherren ihre Krieger belohnen, wenn Italien, Jahrhunderte lang, eine Provinz des deutschen Reichs gewesen ist, dann werden die Deutschen ein römisches Gesezbuch annehmen.

Ungefähr so nahmen die Römer von dem überwundenen Griechenlande Künste und Wissenschaften an. Ich sage nur ungefähr so. Denn der Römer lernte Alles was er weis von den Griechen, und war nicht fähig Alles zu lernen, was der Grieche lehren konnte. Der Deutsche braucht das römische Recht nur als ein Hülfsrecht, in Fällen, wo sein einfaches altes Herkommen nicht zulänglich entscheidet.

scheidet. Solche Fälle müssen entstehen, weil Deutschland nicht lange mehr ein zusammenhängender Wald bleiben wird, dessen Einwohner zufrieden sind, wenn sie ihre Freyheit gegen die Römer schüzen können, weil der Deutsche, nachdem er die römische Macht überwältiget hat, nach dem Fürsten aus deutschem Geblüte überall in Europa herrschen, nicht nur wie bisher siegen, sondern auch arbeiten wird.

Wenn der Deutsche blühend und reich genug ist, des römischen Rechts zum Dienste des seinigen zu bedürfen, dann wird er ihm eigne deutsche Rechte erfinden, von denen der spizfündigste Prätor sich keinen Begriff machen könnte.

Die Erde wird dem Deutschen, vorzüglich vor allen Völkern Europens, ihre euch noch unbekannte Schäze entdecken. Solche Schäze zu heben opfert der niedrigdenkende Römer Verbrecher oder Unglückliche auf: bey dem Deutschen wird es das Geschäft freyer, edler, Mitbürger seyn. Für sie werden deutsche Geseze entstehen, die kein römischer Jurisprudent fassen würde, weil sie auf wahrer Kenntniß der Natur, nicht auf stoischen Hirngespinnsten, und gerichtlichen Formeln beruhen.

Wenn sonst in jeder Nation ein König unzähligen Knechten befiehlt, so wird ein deutscher König, Fürsten, ihm gleichen Königen, gebieten. Auch werden sie ihm nur gehorchen, weil sie ihn selbst zum Gebieter gewählet haben, und nach Gesezen gehorchen, die sie selbst verfasset haben. Dieses erhabene, Deutschland auf immer eigne, Fürstenrecht, würden wohl Amphiktyonen bewundern, aber aus dem Senate, der vor dem **Oktavius** kriecht, würde keiner was davon fassen.

Unter uns gesagt, **Varus**; dieser dein großer **Oktavius**, ist ein ganz mittelmäßiger Kopf, und die Nachwelt wird das meiste, was sie von ihm weis, von einem Baumeister und ein paar Poeten erfahren.

Freylich wird er gegen die meisten seiner Nachfolger groß bleiben, weil die meisten klein seyn werden. Von

vielen unter ihnen ist dieser Ausdruck zu schwach; Ungeheuer, die nicht werth sind daß die Erde sie trägt, werden der römischen Welt befehlen.

So tief wird Deutschland nie sinken. Seine Fürsten werden Menschen seyn; manchmal schlechte Menschen, ohne Vaterlandsliebe, Affen der Ausländer, unwürdig Deutsche zu beherrschen, aber selbst die tadelhaftesten unter ihnen, nicht eben Bösewichter, nur Thoren oder Dummköpfe.

Die Priester, denen Europa gehorchen wird, werden in den Ruinen des jezigen Roms wohnen, das ist alles, was sie mit deinen Römern, Varus, gemein haben. Stolz könnt ihr gewiß nicht auf sie seyn.

Die Herrschaft dieses künftigen Roms, wird in ihrem Ursprunge gerechter seyn, als des gegenwärtigen seine. Die nordische Welt ehrt es, als Lehrerin der erhabensten Weisheit. Doch Rom, wenn es sich durch Tugenden erhoben hat, sinkt allemal wieder durch grössere Laster.

Deutschland wird sich immer der Tyranney des zweyten Roms widersezen, wie der Herrschaft des jezigen, das hast du selbst gesagt, Varus; aber etwas ist noch beyzufügen, das du freylich zu verschweigen besser fandest.

Dieses Rom, wenn seine Gewalt am unwiderstehlichsten geworden ist, wird vor einem Deutschen — die Demütigung, Hermann, kann ich dir nicht ersparen, — nicht vor einem Herzoge, vor einem Druiden, zittern. Er wird diese priesterliche Macht südwärts zurücktreiben, das nordliche Deutschland, und alle uns verwandte Völker werden durch diesen edlen Deutschen wieder frey seyn; das werden die Nationaltugenden des Deutschen wirken, Arbeitsamkeit, Mut, Standhaftigkeit, gesunde Vernunft. Wenn Völker, die reich an feurigem Wize, spizfündiger Tiefsinnigkeit, künstlicher Staatsklugheit, hoch auf den Deutschen herabsehn, noch drey Jahrhunderte länger unter dem römischen Joche seufzen, und endlich kaum einen Anfang von

dem

dem wagen, was der Deutsche so lange vor ihnen ausgeführt hat.

Das, Hermann, laß dir zur Aufrichtung dienen, und wisse, daß Germanien dich noch nach Jahrtausenden als seinen Befreyer preisen wird. Von deines Vaterlandes nächsten Schicksalen eröffne ich dir nichts. Solche Verkündigungen thun nur Wesen, die Menschen beunruhigen oder verderben wollen. Der Tugendhafte macht sich nie Kummer über die Zukunft, so lang ihn sein Gewissen befriediget: Er sey das Werkzeug einer gütigen Allmacht.

Thuisto entzog sich den Augen der beyden Sterblichen; indem ihre Blicke ihm aufwärts folgten, entfloh Varus der Verachtung, mit welcher sie ihn nun würden angesehen haben.

---

2.

# Ueber das moralische Gefühl.

## Zweyter Abschnitt.

## Kurze Geschichte der Lehre vom moralischen Gefühl.

---

### § 1.

### Anzeige der hieher gehörigen Meynungen der griechischen Philosophen.

Bey der Verschiedenheit der Begriffe vom moralischen Gefühl ist es nicht zu verwundern, daß einige geglaubt haben, diese Lehre sey den Alten ganz unbekannt gewesen; a) andere hingegen behaupteten, daß sie in allem, was sie da-



a) S. Robinet de la Nature part. III. ch. III.

von annahmen, die vortreflichsten der alten Philosophen zu Vorgängern hätten. b)

Es ergiebt sich aus den vorhergehenden Entwickelungen dieses Begriffes, daß der vornehmste Unterschied, der bey der Bestimmung desselben Statt finden kann, dieser ist, daß man das moralische Gefühl entweder nur zum Grunde der Empfehlung und Billigung dessen, was moralisch gut ist, oder auch zum Grunde der Erkenntniß und Unterscheidung desselben annimmt.

Für die leztere Meynung findet sich wenig Schuz unter den alten Psychologen. Denn obgleich in ihren Erklärungen von dem, was gut und recht ist, viele Verwirrung herrschet; so daß auch die Skeptiker daher einen ihrer Gründe nahmen, um den natürlichen Unterschied des Guten und Bösen zu bestreiten: c) so erhellet doch so wohl aus diesen Erklärungen selbst, als aus ihren andern Lehren, daß sie insgemein von der Vernunft die Erkenntniß dessen, was recht ist, herleiteten. Doch fehlet es nicht ganz an gelegenheitlichen Aeusserungen, oder auch eigentlichen Lehrsäzen, die hieher gezogen werden können. Diese finden sich sonderlich beym Plato. Nach dessen Zeugnisse, d) mit welchem auch Aeschines e) übereinstimmt, war Sokrates der Meynung, daß die Tugend nicht gelehrt werden könne; daß die vortreflichsten Patrioten und Gesezgeber nicht nach den Einsichten ihres Verstandes, von denen sie hätten Rechenschaft und Unterricht ertheilen können, sondern nach einem gewissen richtigen Bedünken (ευδοξια) was rechtschaffen sey, ausfanden und ausübten. Da er aber daneben zugleich behauptete, daß dieses Vermögen auch nicht von der Natur her-

b) S. Hutcheson am Ende der Vorrede zur Untersuchung der Begriffe von Schönheit und Tugend.

c) S. Sextus adversus dogmaticos L. XI. c. 2, 3.

d) Im Gespräche *Menon.*

e) In dem besondern Gespräche über diesen Saz.

herkäme, sondern durch eine besondere göttliche Mittheilung (θειαμοιρα) entstünde, wie das Vermögen zu weissagen; so sieht man, daß diese Meynung von der neuern Lehre vom M. G. doch sehr unterschieden ist. Von der Schönheit der Tugend kömmt vieles beym Plato vor; ja selbst da, wo Sokrates dem Alcibiades f) beweisen will, daß alles, was recht ist, auch nüzlich sey, gebraucht er nur dieß zum Grunde, daß, wer recht handle, schön handle, und wer unrecht thue, schändlich handle, alles schöne aber gut, und folglich nüzlich sey. Unterdessen ist der Saz, daß die Tugend schön sey, noch keine Entscheidung für die Untersuchungen über das moralische Gefühl; jedermann wird ihn zugeben, was er auch in Ansehung des leztern für Meynungen hat; die Frage würde nur seyn, wovon die Schönheit der Tugend, oder das Wohlgefallen, das sie erwecket, herrühre? Am meisten könnte Plato darum für einen Vertheidiger des M. G. angesehen werden, weil er lehret, daß wir die Begriffe von dem, was schön, recht und gut ist, mit auf die Welt bringen, und denen nach gleich urtheilen, wenn uns etwas vorkäme, ob es völlig recht und schön sey, oder nicht. g) Allein nach angebornen Begriffen urtheilen, ist doch wieder etwas anders, als durchs Gefühl unterscheiden. Und da die vornehmsten Vertheidiger des M. G. die angebornen Begriffe ausdrücklich verwerfen; so kann also auch Plato um dieser Lehre willen nicht auf ihre Seite gestellt werden. h)



f) Alcibiades I.

g) S. den Phaedon.

h) Eine Erklärung, die Cicero vom Honesto giebt Fin: II, 14. sieht ziemlich so aus, als ob wir vom Gefühl vielmehr, als von der Vernunft die Erkenntniß desselben hätten. „Honestum igitur id intelligimus, quod tale est, vt detracta omni vtilitate, sine vllis praemiis fructibusque, per se ipsum possit *jure* laudari. Quod quale sit, non tam definitione, qua sum vsus, intelligi potest, (quamquam aliquantum potest) quam *communi* omnium *judicio*, & opti-

Ausdrücklich aber haben die Erkenntniß dessen, was recht und unrecht sey, von der, durch Erfahrung unterrichteten Vernunft hergeleitet die Peripatetiker und die Stoiker. Aristoteles lehret, daß die Tugend durch Uebung erlangt werde, i) und daß sie in der Fertigkeit bestehe, bey seinen freyen Handlungen die Mittelstraße zu beobachten, in welcher die einzige rechte Art zu handeln bestünde, da auf unzählige Arten gefehlt werden könne, durch zu viel oder zu wenig thun; daß diese Mittelstraße aber zu bestimmen das Werk der Vernunft und der Klugheit sey. k) An einem andern Orte untersucht er noch genauer, was uns dabey bestimme, und folgert, daß es keine sinnliche Begierde, daß es nicht Empfindung sey; sondern das Räsonnement (διανοια); daß wenn dieses das Bessere, dasjenige, was am geschicktesten ist, die lezten Zwecke zu befördern, ausgefunden hätte, der Wille alsdenn gereizt würde, dasselbe zu begehren. l)

Die Stoiker lehrten, daß tugendhaft leben nichts anders heiße, als der Natur der Dinge, wie die Erfahrung sie uns kennen lehre, sich gemäß verhalten; daß die Instinkte von der Vernunft regiert werden müsten; daß das Laster von Unwissenheit herkomme, Tugend von der Wissenschaft, daß sie gelehrt werden könne. m)

Aber

optimis cuiusque studiis atque factis „. Unterdessen ist doch des Cicero Absicht hiebey eigentlich nur gewesen, den Epikurschen Lehrsäzen zu widersprechen, daß der Mensch alles um seines eigenen Vortheils willen thue, und daß der Unterschied zwischen Recht und Unrecht nur auf Volks Meynungen beruhe, honestum id solum dici, quod sit populari fama gloriosum.

i) Ethic. II. 1. η δε ηθικη (αρετη) εξ εθους περιγινεται, οθεν και τουνομα εσχηκε.

k) c. V. 17.

l) *Magn. Mor.* I. c. 18, 19.

m) Το κατα λογον ζην — τεχνιτης επιγινεται της ὁρμης — Ισον εςι το κατ' αρετην ζην τω κατ' εμπειριαν των Φυσει συμ-

Aber ganz anders ist es, wenn man unter dem moralischen Gefühl nur die Empfindung eines eigenen, nicht von den Vorstellungen des Nuzens, den man davon hat, herkommenden Wohlgefallens an dem, was edel und rechtschaffen ist, versteht; und daß durch diesen Reiz die Natur unmittelbar zu dem, was recht ist, antreibe. Denn alsdann ist dieses eine Lieblingsmeynung der vortreflichsten unter den alten Moralisten. Es wird dieses aus dem folgenden hinlänglich erhellen; indem ich die Gründe für diese Meynung fast ganz allein aus Stellen der Alten hernehmen werde.

## § 2.

### Neuere Vertheidiger des mor. Gefühls.

Und eben dieses haben auch die ersten und verständigsten unter den neuern Vertheidigern des moralischen Gefühls nur haben wollen.

Der Lord Shaftesbury ist der Wiederhersteller dieses moralischen Systems gewesen; zu einer Zeit, wo man entweder dem epikurschen System zugethan war, oder doch hauptsächlich von den Drohungen und Verheißungen der Religion die Empfelung der Tugend hernahm.

Der Lord, dem die Religion in Ansehung des Charakters wenig zu entscheiden schien, n) suchte zu behaupten, daß un-

συμβαινοντων. S. *Laertius* L. VII. Doch ist freylich der Λογος der Stoiker nicht immer die räsonnirende Seele; und manche Stellen, sonderlich beym Seneka, lassen einen ungewiß. Selbst in dem vortreflichen CXX. Briefe, ob er gleich da die Frage: quomodo ad nos prima boni honestique notitia pervenerit? so beantwortet: Hoc nos docere natura non potuit. — Nobis videtur observatio collegisse et rerum saepe factarum inter se collatio, per analogiam nostro intellectu et honestum et bonum iudicante, sagt er nicht das, was diese Säze außer dem Zusammenhange zu sagen scheinen können.

n) S. *An Inquiry concerning virtue.* part. I. Sect. I.

unabhängig von den zu erwartenden Strafen und Belohnungen, rechtschaffne Sitten und Handlungen, vermöge der ihnen eigenthümlichen Schönheit reizten; und dies Vermögen diese Schönheit zu empfinden, nannte er den moralischen Sinn. (Moral Sense, Sense of right an wrong.) Er sezt aber die moralische Güte der Handlungen in der Uebereinstimmung mit dem gemeinen Besten. Diese Uebereinstimmung zu erkennen, sey die Sache des Verstandes; aber das Herz bliebe bey dieser Erkenntniß nicht gleichgültig. Und beydes, die Fähigkeit das Gemeinnüzige vom Schädlichen zu unterscheiden, und jenes zu billigen und zu lieben, dieses zu verabscheuen, zusammengenommen mache das Wesen der Tugend und Rechtschaffenheit aus. o)

Wenn er behauptet, daß keine Meynungen, keine Vorurtheile den moralischen Sinn ganz vertilgen können: so erklärt er dieß wiederum selbst dahin, daß die Einsicht, was gemeinnüzig oder schädlich sey, nicht ganz benommen werden könne. p) Und wenn er dafür streitet, daß das Vermögen die Schönheit und Häßlichkeit der Handlungen zu unterscheiden von Natur dem Menschen zukomme; so thut er dieses nur im Gegensaze auf die Meynung, daß dieser Unterschied willkührlich und zufällig wäre, nicht im Gegensaze auf Erfahrung und Unterweisung; oder er meynt nur, daß der lezte Grund, warum gewisse Handlungen Wohlgefallen, andere Misfallen erwecken, ursprünglich in uns und angeboren sey. q)

Hutcheson, der den Shaftesbury selbst für seinen Vorgänger erkennt, zugleich aber auch die Alten vollkommen inne hatte, ist ungleich tiefer, als der erste, ein, und ungleich systematischer dabey zu Werke gegangen. Man darf nur seine Schriften ganz mit Aufmerksamkeit durchlesen, so sieht man,

o) S. Part. II. Sect. III.

p) Part. III. Sect. I.

q) S. The Moralists. part. III. Sect. II.

man, wie weit er davon entfernt war, die Unterscheidung des moralisch Guten und Bösen der Handlungen einem Instinkte, von dem sich keine Rechenschaft geben ließ, oder einem, von der Erfahrung oder der Untersuchung der Vernunft unabhängigem Gefühle zu überlassen.

Man kann nicht gründlicher beweisen, als er es selbst gethan hat, daß die Gemeinnüzigkeit dasjenige sey, was Handlungen und Geseze recht und gut mache; daß die Vernunft dazu verliehen sey, um dieses auszuforschen, und daß Mangel der Erfahrungen und Einsichten eine der hauptsächlichsten Ursachen sey, warum in der Anwendung des moralischen Beyfalls die Menschen nicht alle mit einander übereinkämen.

Und dieser Begriff herrscht durchaus in seinem System. r) Er sagt zwar, „daß die menschliche Natur in der Sache der Tugend nicht gänzlich gleichgültig gelassen worden, sich selbsten Beobachtungen von dem Vortheil oder Nachtheil gewisser Handlungen zu bilden, und nach diesen ihr Betragen zu ordnen; daß die Schwäche unserer Vernunft, und die Bedürfnisse unserer Natur so groß, daß sehr wenige diese großen Vernunftschlüsse würden gemacht haben.„ s) Aber es giebt der Zusammenhang leicht zu erkennen, daß er nur von den Vortheilen, welche rechtschaffne Handlungen für die handelnde Person selbst haben, dieses verstehe, und daß nicht vom Eigennuz der Beyfall, den wir gemeinnüzigen Handlungen ertheilen, herkomme, behaupten wolle. Es kömmt aber dieser Beyfall seiner Meynung nach, davon her, daß wir, gleichwie gegen das Uebereinstimmende, Erha-

r) S. die Abhandlung vom moralischen Guten. Abschn. III, IV, V. in der Untersuchung unserer Begriffe ꝛc. desgl. die Abhandl. vom moralischen Gefühl Abschn. IV. in dem Trakt. von der Natur und Beherrschung der Leidenschaften.

s) S. die Vorrede zur ersten eben angezogenen Schrift.

Erhabene und mehrere, den äussern Sinnen nicht merkbare Eigenschaften, also gegen das Edle und Tugendhafte oder die in einem gehörigen Grade liebreiche Neigungen innerlich empfindlich wären; nicht zufolge der Vernunft, angeborner Begriffe, der Ideenverknüpfung oder der Gewohnheit, sondern wegen ursprüngiicher Bestimmungen unserer Natur, vermöge deren wir Wohlwollen gegen andere hätten, und Wohlgefallen an Handlungen, die aus Wohlwollen zum gemeinen Besten unternommen worden wären. Und diese Bestimmung unserer Natur an den liebreichen Neigungen und daher entspringenden Handlungen, wenn wir sie als solche erkannt haben, ein uneigennüziges und unmittelbares Wohlgefallen zu empfinden, heist bey ihm das moralische Gefühl. t)

Hume ist der dritte der berühmtesten Vertheidiger des moralischen Gefühls. Aber er ist darinnen wiederum mit uns einstimmig, daß Erfahrung und Nachdenken, oder mit Einem Worte, die Vernunft uns lehren müsse, was recht und unrecht sey; als wovon der Unterschied einzig und allein in der Nüzlichkeit und Schädlichkeit der Handlungen, nach allen ihren, uns erkennbaren, Folgen erwogen, bestehe. Das mor. Gefühl, als eine, von der Vernunft verschiedene Eigenschaft, leitet er nur daher, daß uns außerdem das Recht und Unrecht nicht so afficiren würde, wie es thut, sondern wir bey aller Erkenntniß des Gemeinnüzigen oder Gemeinschädlichen der Handlungen gleichgültig bleiben würden. „Der vornehmste Grund unseres moralischen Beyfalls, schreibt er da, wo er sich besonders angelegen seyn lässet, seinen Begriff vom moralischen Gefühle deutlich vorzulegen, u) liegt in der Nüzlichkeit der Eigenschaften und Handlungen. Nothwendig muß also die Vernunft bey allen Untersuchungen dieser Art gebraucht werden. Denn sie allein nur kann uns

t) S. die Abh. vom moralischen Guten Abschn. I. und II. desgl. die Sittenlehre B. I. Abschn. I. §. V. u. Abschn. IV.

u) Enquiry concerning the principles of morals. Append. I.

uns die Beziehungen der Gemüthseigenschaften und Handlungen lehren, und ihre vortheilhaften Folgen für die Gesellschaft, oder für denjenigen, der sie besizt und ausübt selbst, ausfindig machen. — Aber obgleich die Vernunft bey den gehörigen Unterstüzungen und Vorerkenntnissen im Stande ist, die schädlichen oder nüzlichen Folgen der Handlungen und Eigenschaften zu zeigen; so ist sie doch allein nicht fähig, moralischen Beyfall oder Tadel hervorzubringen. Nüzlichkeit ist die Uebereinstimmung mit einem gewissen Entzweck; wäre dieser uns völlig gleichgültig, so würden die damit übereinstimmenden Mittel es auch seyn. Es ist ein Empfindniß nöthig, um dem, was nüzlich ist, den Vorzug zu verschaffen vor dem, was schädlich ist. Dieses Empfindniß kann kein anderes seyn, als dasjenige, welches uns theilnehmen machet am Glücke und Elende des menschlichen Geschlechts; indem dieß die Folgen sind, jenes von der Tugend und dieses vom Laster. Die Vernunft also macht uns die Folgen der Handlungen bekannt, das Wohlwollen (humanity) aber machet, daß wir diejenigen begehren, welche nüzlich und wohlthätig sind."

Ich habe mich darum bemüht, die Begriffe dieser berühmten Schriftsteller und eigentlichen Urheber der Lehre vom moralischen Gefühle so deutlich und ausführlich vorzulegen; weil ich gar oft angemerkt habe, wie sehr sie von denjenigen, die schon andere Begriffe mitbringen, und nicht mit genugsamer Aufmerksamkeit lesen, misverstanden werden; und wie man um einiger, nicht aufs vorsichtigste bestimmter Aeusserungen willen, ihnen Meynungen beylegt, die den Hauptgrundsäzen ihres Systems, und ihren deutlichsten Erklärungen zuwider laufen.

Wo kömmt denn nun die Meynung her, daß das moralische Gefühl ein von der Vernunft unabhängiges, oder ihr wohl gar entgegengeseztes Vermögen, recht und unrecht zu erkennen, wäre; und von wem ist sie angenommen worden? Ich bin geneigt zu glauben, daß sie guten Theils aus

den misverstandnen Lehren der eben angezognen englischen Weltweisen, und den verworrenen Beschreibungen anderer, die man sich davon hat machen lassen, entsprungen ist. Aber es können freylich auch übereilte Schlüsse aus den Beobachtungen über die Beschaffenheit und den Ursprung mancher Urtheile von dem, was recht und nicht recht ist, einige von selbst darauf geführt haben. Unter den Schriftstellern, die sich auf eine recht deutliche und bestimmte Art darüber erklärt haben, ist mir Robinet zuerst bekannt geworden; v) ein kühner, aber seichter Räsonneur, der paradoxe Meynungen anderer zusammenrafft, und sie auf die unüberlegteste Art übertreibt, ohne bey den Folgen, die er, eine aus der andern, zieht, eingedenk zu bleiben, was für einen Sinn und was für eine Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit die ersten Gründe derselben hatten. Nach Robinets Vorstellungen also w) empfinden wir den Unterschied zwischen dem, was recht und unrecht ist, wie wir den Unterschied zwischen dem Süßen und Bittern empfinden, ohne alle vorhergehende Reflexion. Daher wissen auch Kinder und Idioten, wenn sie unrecht thun. Es habe dieses Empfindungsvermögen nichts mit dem Verstande gemein. Unmittelbar zufolge der Organisation unseres Wesens werden uns die moralischen Unterschiede bekannt; zufolge eines sechsten Sinnes. Vermöge der Analogie der andern Sinne wären wir also auch berechtiget, für diesen moralischen Sinn ein eigenes Organ im Gehirn anzunehmen, auf welches die moralischen Eigenschaften wirkten; wenn wir gleich den Ort, wo

v) In einer der neulichen Abhandlungen über diese Materie werden etliche holländische Schriftsteller angeführt, die gleiche Vorstellungen vom mor. Gef. zu hegen scheinen. Ich kenne aber diese Schriftsteller weiter nicht, und will also nur auf die Abhandlung selbst verweisen. Es ist die vom Herrn Kolonius und befindet sich mit in des Hrn. Prof. Ehlers Fasciculo dissertationum philosoph. argum. Flensb. et Lips. 1775. 8.

w) de la Nature part. III, ch. II, IV, V.

wo dasselbe zu finden, nicht genau anzugeben, noch die Art und Weise, wie das Moralische darauf wirke, zu erklären wissen. Ich will noch eine Stelle mit völlig seinen eigenen Worten hersezen: „Quoique le moral ne s'entende, ni se voye, ni ne se goute; il se fera pourtant sentir par un sens different des autres, infiniment plus subtil, plus noble, plus parfait, & peut être tout a fait interieur; l'on n'en pourra jamais conclure autre chose, si non que le sens moral n'est ni le tact, ni le gout, ni l'ouie, ni l'oderat, ni la vue d'autant, que son objet n'est nì palpable, ni savourable, ni sonore, ni odorant, ni visible; et *malgré tout cela le moral sera une modalité sensible et aussi sensible, que le doux et l'amer, que le blanc et le noir &c.* Die Gründlichkeit seiner Einsichten und der Beurtheilung, womit er seine vermeyntlichen Vorgänger gelesen hat, kann man aus der gleich darauf folgenden Stelle leicht schließen. De plus ce point essentiel, me paroit *deformais tout à fait decidé.* L'on a très bien prouvé, que les distinctions morales ne sont pas du ressort de l'entendement, qu'elles ne sont pas des *aprehensions* purement intellectuelles, mais, qu'elles sont determinées *uniquement* par le sentiment. Je souhaiterois, que le Lecteur eût bien lù et medité les deux Auteurs Anglois, que j'ai nommés ci dessus, sans quoi ce petit Traité, qui est comme la suite de leurs recherches, ne lui paroitra, qu'un paradoxe perpetuel.

## §. 3.

### Einige Gegner der Vorhergehenden.

Shaftesbury's Vorstellungen von dem Verhältnisse der menschlichen Natur zur Tugend musten nothwendig den Theologen misfallen; so wohl wegen des vortheilhaften Begriffes von der natürlichen Tüchtigkeit des Menschen zum Guten, den sie enthalten, als besonders auch wegen des Zweckes, auf den sie abzielten, die Wichtigkeit der Religion in

in Ansehung der Tugend und guten Sitten zu bestreiten. Aber auch bey denjenigen, die noch weniger Achtung für die Religion hatten, als er, bey den Anhängern des Epikurschen oder Cyrenaischen Systems, fand er Widerspruch. Unter diesen zeichnet sich bey gegenwärtiger Rücksicht **Mandeville** aus, der bekannte Verfasser der Fabel von den Bienen. Dieser Mann, der, was auch seine Absichten gewesen seyn mögen, sich es einmal zum Geschäfte gemacht hatte, alles, was andern vortreflich und ehrwürdig zu seyn schien, zu verkleinern und zu tadeln, hingegen die Gemeinnüzigkeit der lasterhaften Neigungen und ihrer Ausschweifungen zu beweisen, greift jene Begriffe von der Gutartigkeit der menschlichen Natur, und den damit verknüpften, und vom Lord zu einer der vornehmsten Folgen seines Systems gemachten Lehrsaz, daß die Lasterhaftigkeit den Menschen unglücklich mache, besonders in seinen Dialogen x) sehr scharf an, und erklärt sie sowol für ungegründete, träumerische Einbildungen, als auch für schädlich, und dem nöthigen Bestreben nach Weisheit hinderlich.

Auch der rechtschaffene **Hutcheson**, so angelegen er sich auch seyn ließ, das Ansehn der Religion bey seinem System zu sichern, wurde dennoch anstößig dadurch, daß er unabhängig von der Religion Tugend in der menschlichen Natur annahm, und vielleicht auch um der Folgen willen, die man, wider seine wahre Meynung, aus einigen Aeusserungen zog. Unter den Philosophen fand er jedoch vielen Beyfall, zuerst in seinem Vaterlande, bald aber auch unter uns. Einer der ersten aber, die sich ihm mit Nachdruck widersezt haben, ist Basedow. y) Seine Bemerkungen sind sehr gründlich und lehrreich. Aber **Hutchesons** Meynung ist doch nicht aus dem zuträglichsten Gesichtspunkte dabey vorgestellt, und trift daher manches, was dagegen gesagt wird, nicht sowol sie selbst, als nur Misdeutungen und

x) S. Tome III. de la traduct. françoise à Londres 1740.
y) S. die Philalethie Th. I. §. 31.

und Misbrauch derselben. Nach der Vorstellung, die dieser Gegner der Hutchesonschen Meynungen machet, könnte es wohl manchem so vorkommen, als ob er die Entscheidung dessen, was recht sey, einem Instinkte und nicht der Vernunft überlassen wissen wollte.

Einen neuen Abschnitt in der Geschichte dieser Lehre kann man bey dem vortreflichen Schriftsteller Adam Smith machen. Er hat die verschiedenen Systeme über die Gründe der Tugend und die Erkenntniß des Rechts mit Sorgfalt und Unparteylichkeit studiert, und indem er das Wahre, das sie alle haben, von den Vernachläßigungen und Verstellungen bey der Ausführung scharfsinnig unterscheidet, eine Mittelstrasse zwischen den Abweichungen derselben ausgefunden, welche die Schwierigkeiten auf allen Seiten ungemein vermindert. Ob ich gleich weder zuerst von ihm in die Bahn eingeleitet worden bin, noch mit ihm überall genau zusammen treffe; so ist mir doch sein Buch z) zur Bestätigung und Aufklärung meiner eigenen Bemerkungen über die Sympathie, als den vornehmsten Grund der moralischen Gefühle, sehr nützlich gewesen. Das eigene seines Systems läst sich mit wenigem nicht zergliedern; und die Uebereinstimmung desselben mit dem meinigen, oder die Abweichungen beyder von einander will ich andern, wenn es der Mühe werth scheinen sollte, zu beurtheilen überlassen.

z) Theory of moral sentiments. Es ist vom Hrn. Pastor Rautenberg eine vortrefliche Uebersezung desselben gemacht worden.

3.

# Zerbin

oder die

## neuere Philosophie,

eine Erzählung

von

## Jakob Michael Reinhold Lenz.

O let those cities, that of plenty's cup
And her prosperities so largely taste,
With their superfluous riots hear these tears —

*Shakespeare.*

Wie mannigfaltig sind die Arten des menschlichen Elends! Wie unerschöpflich ist diese Fundgrube für den Dichter, der mehr durch sein Gewissen, als durch Eitelkeit und Eigennuz sich gedrungen fühlt, den vertaubten Nerven des Mitleids für hundert Elende, die unsere Modephilosophie mit grausamen Lächeln von sich weist, in seinen Mitbürgern wieder aufzureizen! Wir leben in einem Jahrhundert, wo Menschenliebe und Empfindsamkeit nichts seltenes mehr sind: woher kommt es denn, daß man so viel Unglückliche unter uns antrift? Sind das immer Unwürdige, die uns unsere durch hellere Aussichten in die Moral bereicherten Verstandesfähigkeiten als solche darstellen? Ach! ich fürchte, wir werden uns oft nicht Zeit zur Untersuchung lassen, und, weil wir unsere Ungerechtigkeiten desto schöner bemänteln gelernt haben, aus allzugrosser Menschenfreundschaft desto unbiegsamere Menschenfeinde werden, die zulezt an keinem Dinge ausser sich mehr die geringste moralische Schönheit werden entdecken können, und folglich auch sich berechtigt glauben, an

an dem menschlichen Geschlecht nur die Gattung, nie die Individuen zu lieben.

Folgende Erzählung, die aus dem Nachlaß eines Magisters der Philosophie in Leipzig gezogen ist, wird, hoffe ich, auf der großen Karte menschlicher Schicksale verschiedene neue Wege entdecken, für welche zu warnen noch keinem unserer Reisebeschreiber eingefallen ist, ob schon unser Held nicht der erste Schiffbrüchige darauf gewesen.

Zerbin war ein junger Berliner, mit einer kühnen, glühenden Einbildungskraft, und einem Herzen, das alles aus sich zu machen verspricht, einem Herzen, das seinem Besizer zum voraus zusagt, sich durch kein Schicksal, sey es auch von welcher Art es wolle, erniedrigen zu lassen. Er hielt es des Menschen für unwürdig, den Umständen nachzugeben und diese edle Gesinnung (ich kenne bey einem Neuling im Leben keine edlere) war die Quelle aller seiner nachmaligen Unglücksfälle. Er war der einzige Sohn eines Kaufmanns, der seine unermeßlichen Reichthümer durch die unwürdigsten Mittel zusammengescharrt hatte, und dessen ganze Sorge im Alter dahin ging, seinen Sohn zu eben diesem Gewerbe abzurichten. Sein Handel bestand aus Geld, welches er auf mehr als jüdische Zinsen auslieh, wodurch er der Wurm des Verderbens so vieler Familien geworden war, deren Söhne sich, durch ihn gereizt, aufs Spiel gelegt hatten, oder zu andern unwiederbringlichen Unordnungen gebracht worden waren. Umsonst, daß er izt seinen Sohn in alle den Kunstgriffen unterrichtete, womit er die Unglücklichen in sein Nez zu ziehen gewohnt gewesen, umsonst, daß er ihm vorstellte, wie leicht und bequem diese Art zu gewinnen sey, umsonst, daß er, wegen seines offenen Kopfs, und der an ihm sich zeigenden Talente, alle mögliche Liebkosungen affenmäßig an ihn verschwendete: Zerbins Gradheit des Herzens (soll ich es lieber Stolz nennen?) drang durch, und weil er sahe, daß die Grundsäze seines Vaters allen möglichen Gegenvorstellungen des

Kindes entwachsen waren, und er doch am Ende der Obermacht der väterlichen Gewalt nicht würde widerstehen können, so wagte er einen herzhaften Sprung aus all diesen Zweydeutigkeiten und, ganz sich auf sich selbst verlassend, entlief er seinem Vater, ohne ausser seinem Taschengelde einen Heller mitzunehmen.

Sich selbst alles zu danken zu haben, war nun sein Plan, sein großer Gedanke, das Luftschloß aller seiner Wünsche. Und weil er von jeher ausserordentliche Handlungen in den Zeitungen mit einem Enthusiasmus gelesen, der alle andere Begierden in ihm zum Schweigen brachte, so war sein fester Gesichtspunkt, den ihm nichts auf der Welt verrücken konnte, nun, unter einem fremden Namen, sich bloß durch seine eignen Kräfte emporzubringen, sodann als ein gemachter Mann zu seinem Vater zurückzukehren, und ihn, zur Ersezung des von ihm angerichteten Schadens, zu ausserordentlichen Handlungen der Wohlthätigkeit zu bewegen, oder wenigstens nach seinem Tode seine Erbschaft dazu zu verwenden, um auch von sich in den Zeitungen reden zu machen. Meine Leser sehen, daß wir unsern Helden im geringsten nicht verschönern. Die edelsten Gesinnungen unserer Seele zeigen sich oft mehr in der Art unsere Entwürfe auszuführen, als in den Entwürfen selbst, die auch bey dem vorzüglichsten Menschen eigennüzig seyn müssen, wenn ich den Begriff dieses Worts so weit ausdehnen will, als er ausgedehnt werden kann. Vielleicht liegt die Ursache in der Natur der menschlichen Seele und ihrer Entschliessungen, die, wenn sie entstehen, immer auf den Baum der Eigenliebe gepfropft werden, und erst durch die Zeit und Anwendung der Umstände ihre Uneigennüzigkeit erhalten. Man lobpreise mir was man wolle von Tugend und Weisheit; Tugend ist nie Plan, sondern Ausführung schwieriger Plane gewesen, mögen sie auch von andern erfunden seyn.

Er wandte sich in Leipzig zuerst an den Professor Gellert, den er, durch eine lebhafte Schilderung seiner dürftigen

tigen Umstände, und durch alle mögliche Zeichen eines guten Kopfs, leicht dahin bewegte, daß er ihn unentgeldlich in die Zahl seiner Zuhörer aufnahm, und ihm zugleich eine Menge Informationen in der Stadt verschafte, mit denen er, so sparsam sie ihm auch bezahlt wurden, Kost und Wohnung bestreiten konnte. Gellerts Moral war, wie natürlich, sein Lieblingsstudium; er schrieb sie Wort für Wort nach, zeigte aber seine Hefte keinem Menschen, sondern, wenn er durch öftere Lesung recht vertraut mit ihnen worden war, verbrannte er sie, um sie desto besser im Gedächtniß zu behalten.

Er trieb nach und nach auch andere Wissenschaften, und es glückte ihm, durch seinen offenen Kopf, geheimen, ungezierten Fleiß, und beständigen Glauben an den guten Ausgang seiner Bemühungen, daß er von dem Professor Gellert zum Führer und Mentor eines reichen jungen Grafen aus Dännemark empfohlen werden konnte. Er disputirte auch über eine sehr wohl ausgearbeitete gelehrte Abhandlung von der Unmöglichkeit, die Quadratur des Zirkels zu finden und erhielt dadurch die Erlaubniß, als Magister der Mathematik, ein Privatkollegium über die doppelte Baukunst, und ein anderes über die Algebra zu lesen, von der er ein großer Liebhaber war. Uebrigens gewann er dem Grafen, durch seine ihm natürliche Anhänglichkeit an andere Leute, und Theilnehmen an ihre kleinsten Umstände, sein ganzes Vertrauen ab.

Wie schlüpfrig sind doch die Pfade durchs Leben! Wie nah sind wir oft, wenn wir den sichersten Gipfel unserer Wünsche erreicht zu haben meynen, unserm Untergange! O du, der du die Herzen der Menschen in Händen hast, und ihnen nach ihrem innern Werth auf die Schaale legst: sollten die besten Menschen nicht oft im Fall seyn, deine Waage anzuklagen? Aber du wägst in die Vergangenheit und in die Zukunft, wer darf rechten, wer kann bestehen vor Dir? Glücklich das Herz, das, bey allen scheinbaren Ungerechtig-

keiten seines Schicksals, noch immer die Hand segnen kann, die ihn schlägt!

Unser Held war bis hieher seinem großen Zweck immer näher gerückt, aber er hatte andere Wünsche, andere Begierden, die auch befriedigt seyn wollten. Er hatte ein reizbares, für die Vorzüge der Schönheit äusserst empfindliches Herz. Mäßigkeit und Gesundheit des Körpers und Geistes hatten sein Gefühl fürs bessere Geschlecht noch in seiner ganzen Schnellkraft erhalten, und seine moralischen Grundsäze schienen Winde zu seyn, dieses Feuer immer heftiger anzublasen. Er war oft ganz elend, so elend, daß er erschöpfte Wollustdiener, unter denen sein Graf auch war, um ihre Gleichgültigkeit, und den Geist freylassenden Kaltsinn beneidete; sah er aber das ungeheure Leere, das alle ihre Stunden, selbst ihre Vergnügen, belastete, sah er, wie jämmerlich sie sich winden und zerren musten, um wieder einmal einen Tropfen Freude an ihren Herzen zu fühlen; so tröstete ihn das wieder über seine innerlichen Leiden, und machte sie ihm unendlich schäzbar.

Der Graf Altheim war, bey seiner Ankunft in Leipzig, an einen der reichsten Bankiers empfohlen worden, der aus einem gewissen Eigensinn sich nie verheyrathen wollte, sondern, mit seiner einzigen jungen und sehr schönen Schwester, eine der glänzendsten Haushaltungen in ganz Leipzig führte. Die Bekanntschaft in dem Hause des Herrn Freundlach, (so hieß der Bankier) vielleicht auch die öftern Vorstellungen Zerbins, hatten ihn von seinen vorigen Ausschweifungen mit Frauenzimmern von verdächtigem Rufe zurückgebracht; er war übrigens eine der wächsernen Seelen, die sich gar zu gern von andern lenken lassen, weil sie zu bequem, und am Ende zu unvermögend sind, ihren Verstand selber zu brauchen. Er wollte keinem Menschen übels, ausser wenn er gegen ihn durch andere war aufgebracht worden, alsdann aber war sein Zorn auch unversöhnlich, so lange das Maschinenwerk des fremden Verstandes, der ihn in Bewegung

gung sezte, fortwirkte. Er hatte Zerbinen auf zu viele Proben gesezt, um ihm nicht uneingeschränkt zu trauen; so lange der also das Regiment in seiner Seele führte, ging alles nach Wunsch, und er hatte so viel Achtung für ihn, daß er ihm allemal seine Pension von seinen Wechseln voraus bezahlte, aus Furcht, er möchte durch jugendliche Verschwendungen in die Nothwendigkeit gesezt werden, Zerbinens Finanzen in Verwirrung zu bringen.

Ganz anders ging es, als eine weibliche Gewalt sich des Zepters in diesem Herzen bemächtigte. Freundlach hatte eine Schwester; die Grazien schienen bey ihrer Geburt in Berathschlagungen gesessen zu seyn. Alles war auf ihrem Gesicht, auf ihrem Körper vereinigt, was bezaubern konnte, große schwarze Augen, die mehr sagten, als sie fühlte, Mienen, welche eben soviel Neze für die Freyheit der Herzen waren. Zu unserer Ritter Unglück fing das unfreundliche zwey und zwanzigste Jahr leis an ihre Thür zu klopfen an, zu dem sich die grausenvolle Idee einer alten Jungfer in scheuslicher Riesengestalt gesellte, und den ersten ruhigen Augenblick abzuwarten schien, um sie mit all ihren Schrecknissen zu überfallen. Sie hatte bis in ihr zwanzigstes Jahr kokettirt, das heist, mit der sorgenfreyesten Seele von der Welt, nur an den Kützel gedacht, täglich einige zwanzig wohlfrisirte Anbeter mit den unterthänigsten Reverenzen unten an ihrem Fenster vorbeykriechen zu sehen, jeder in Gedanken der Glückliche, jeder der Betrogene. Diese Arten von Wallfahrten waren das einzige Mittel, das ihre Reize, ihren guten Humor, ihre ganze Wohlhäbigkeit erhalten konnte, so daß jeder regnige Herbst- oder Wintertag ein wahrer Leidenstag für sie war. Sodann sanken all ihre schönen Gesichtszüge; sie kroch in einen Winkel; schlug einen Roman auf, der ihr nicht schmeckte, und in dem sie kaum zwey Zeilen gelesen hatte, wo nicht gleich ihre Gedanken sich an andere Gegenstände hefteten, und so in einander verwirrten, daß ihr das Buch aus der Hand fiel, und sie wie aus einem tiefen Traum erwachte. So schlich ihr Leben, vom

vierzehnten, bis zum zwanzigsten Jahr, in einem ewigen Dakapo unbedeutender Eroberungen hin, die, wie die Seifenblasen, womit Kinder spielen, oft aneinander zerplazten. Sehr oft hatte ihr ihre kleine scheckige Phantasey ihre Liebhaber und deren Handlungen auch in einem falschen Licht vorgespiegelt, so daß sie bisweilen ganz irre an ihnen ward, und ihre ungereimtesten, zufälligsten Handlungen in einen Roman zu bringen sich zermarterte, über den sie sich oft zu ihrem grösten Verdruß sehr spät die Augen muste öfnen lassen.

Wie gesagt, dieser Zustand konnte nicht immer fortwähren; sie muste auf eine Versorgung denken. Schönen, die Männer haben wollen, sind wie eine Flamme im Walde, die desto heftiger um sich frist, jemehr Widerstand sie antrift. Nichts, nichts wird verschont, alle mögliche Kunstgriffe werden angewandt, was sich ihnen in Weg stellt, muß brennen. Unser unerfahrne Zerbin war das erste Schlachtopfer dieses weiblichen Alexandergeistes. Nicht daß ihre Bemühungen auf ihn selbst abgerichtet waren, sondern er sollte das Instrument in ihrer Hand seyn, auf ein anderes Herz Jagd zu machen.

**Hohendorf**, ein Sächsischer Offizier, der in Leipzig bey unserm Zerbin die Kriegsbaukunst erlernte, hatte gleichfalls ein Empfehlungsschreiben, und durch dasselbe, einen freyen Zutritt bey Freundlach. Er war ein junger wohlgewachsener Mensch; Mademoiselle Freundlach hatte ihn durch hundert kleine Streiche, die bey ihr freylich unbedeutend waren, an sich gezogen; ihr gefielen seine leidenschaftlichen Stellungen, seine oft bis zum Erhabnen beredte, oft bis zum Kindischen läppische Sprache, seine Aufmerksamkeiten, seine Serenaden, seine Ausgaben ohne Ueberlegung, die sich alle aus Fehlschlüssen herschrieben, und mit Fehlschlüssen endigten. Das einzige wunderte sie, konnte sie mit ihrem gesammten Verstande nicht klein kriegen, daß er ihr nie etwas vom Heyrathen vorsagte, da er doch sonst hundert Albernheiten zu ihren Füßen beging.

Die

Die wahre Ursache davon aber war, daß er schon eine Frau hatte, zwar nur von der linken Seite, der er aber ein besiegeltes Versprechen, sie gleich nach seines Vaters Tode zu heyrathen, in den Händen eines königlichen Notars hinterlassen hatte, und die mit ihren zwey Kindern gewiß nicht ermangelt haben würde, sobald sie von einer neuen Verbindung gehört hätte, der Braut ihren unterthänigen Glückwunsch abzustatten. Ob **Mademoiselle Freundlach** was davon gemerkt, weis ich nicht, genug sie fing an seit einiger Zeit in alle Betheurungen und Feyerlichkeiten **Hohendorfs** ein Mistrauen zu sezen.

**Altheim** war ganz ein anderer Mensch; gerade zu, ohne Arges, nicht so hinterm Berge haltend, nicht so unerklärbar, als **Hohendorf**. Das war ein Mann für **Renatchen** (so hieß Mademoiselle Freundlach) der ihr wenigstens ihr kleines Köpfchen nicht zerbrach. Es kam nur darauf an, ihn in dem Grad verliebt zu machen, als **Hohendorf** war; das fand aber anfangs ein wenig Schwierigkeit. Er hatte zu viel Wasser in seinem Blut, zu dickhäutige Nerven; das Feuer ihrer Augen konnte den Thermometer so geschwind nicht steigen machen. Das erste, das ihr bey dieser Verlegenheit in den Wurf kam, war **Zerbin**; die Kälte des Grafen schien ihr nicht die Frucht einer ohnmächtigen Natur, sondern einer durch lange Verschanzungen bebollwerkten Ueberlegung. Sie machte also einen Plan, diese Festung zu unterminiren, den unser scharfsinnige Kriegsbaumeister einzusehen zu unwissend war, ein Triumph, der ihrer aufgebrachten Einbildung mehr schmeichelte, als **Alexandern** die Eroberung von **Babylon**; und ihr erster Angriff war auf **Zerbinen** gerichtet, den sie für den Kommendanten dieses Plazes hielt.

**Zerbin**! Dieser unerfahrne, ungewahrsame, mit allen Ränken weiblicher List so gänzlich unbekannte Hauptmann: wie hätte der einem Angriff von der Art lange widerstehen können? Es hatte sich noch nie ein Frauenzimmer die Mühe ge-

genommen, seine Unschuld zu erschüttern, da er nicht reich, und noch weniger angenehm war, obgleich seine äussere Gestalt ziemlich gut ins Auge fiel. Er wuste keine einzige, ich sage keine einzige von den Millionen artiger Kleinigkeiten, mit denen Frauenzimmer von gutem Ton heutzutage unterhalten werden; er stand wie Saul unter den Propheten, sobald er in eine Gesellschaft von Damen trat. Er sah lauter überirdische Wesen außer seiner Sphäre an ihnen, für die er, weil er kein einziges ihrer Worte und Handlungen begriff, noch einsah, eine so tiefe innerliche Ehrfurcht fühlte, daß er bey jeder Antwort, die er ihnen geben muste, lieber auf sein Angesicht gefallen wäre, und angebetet hätte. Mit einem solchen Gegner war freylich der Sieg nicht halsbrechend; den ersten Abend, als er nach Hause kam, aß er keinen Bissen; die Nacht brachte er schlaflos auf stechenden Federn zu; den Morgen verunglückten alle seine algebraischen Rechnungen, und er sah sich genöthigt eine Kur vorzuschüzen, und seine Zuhörer einen Monat lang zu entfernen, um sich vor ihnen nicht lächerlich zu machen. **Hohendorf** blieb dem ungeachtet sein vertrautester Freund, und er war so übermäßig treuherzig gegen ihn, ihm im geringsten nicht den Vorzug merken zu lassen, den er in **Renatchens** Herzen zu haben schien, sondern alles das mit seiner Schüchternheit so wohl zu bemänteln, daß er ihm sein ganzes Vertrauen abgewann. Indessen betrog ihn diese Schüchternheit wohl zuweilen selber und es fing sich ein Gespenst in seinem Herzen an zu regen, das er vorher kaum dem Namen nach kannte, die unbändigste Eifersucht, die jemals an der Leber eines Sterblichen genagt hat. Diese, weil er sie des Tags über unterdrückte, machte sich in der Nacht Luft, und machte ihn bisweilen in ein lautes Stöhnen und Weinen ausbrechen, das Altheim, der in einem Zimmer mit ihm schlief, nicht unaufmerksam lassen konnte.

Eine der originellsten Scenen war es, Zerbin mit Renatchen, Hohendorfen und Altheim Triset spielen zu sehen. Jede Karte hatte in des armen Liebeziechen Ideen eine

eine Bedeutung, deren geheimer mystischer Sinn nur ihm, und seinem Abgott anschaulich war, und sie dachte gerade bey jeder Karte nichts. Er spielte erbärmlich, und machte sie eine Parthie nach der andern verlieren, und wenn sie im Ernst böse auf ihn ward, hielt er das für die feinste Einkleidung ihrer unendlichen Leidenschaft für ihn, die kein anderes Mittel wüste, sich ihm, ohne von den andern bemerkt zu werden, verständlich zu machen. Sie, die außer dem Interesse ihrer großen Paßion, kein anderes kannte als das elende Interesse des kleinen Kartenspiels, konnte, wenn er ihr mit allen zehn Karten in der Hand, das Herz Aß anspielte, in Feuer und Flammen gerathen, das er alles sehr wohl zurechtzulegen wuste, und in ihren heftigen, oft unbescheidenen Verweisen allemal verstolne Winke der Zärtlichkeit, oder wol gar das Signal zu einem Rendezvous zu entdecken glaubte, nach dem er sich den andern Tag die Beine ablief, ohne jemals ihr Angesicht zu sehen. Der würde ihm einen üblen Dienst geleistet haben, der ihn auch nur von fernher auf die Spur geholfen hätte, was der wahre Bewegungsgrund ihrer ganzen Maskerade gegen ihn sey. Er soll einmal wirklich die ganze Nacht unter ihrem Fenster gestanden haben, weil sie ihm auf seine Invite in Koeur das Neapolitain in Karo gebracht hat, das er, wegen seiner viereckigen Rautenfigur, für ein unfehlbares Zeichen eines Rendezvous unter dem Fenster hielt.

Es dauerte nicht lange, so drang Altheim in seinen Kummer; das heist, Zerbin gestand ihm, daß die Reize Renatchens nicht die Reize eines Menschen, sondern der Gottheit selber wären, die sich unter ihrer Gestalt auf Erden sichtbar zeigen wollen. Altheim ward mitleidig mit seinen nächtlichen Seufzern, er ward neugierig — lüstern, verliebt. Der Stolz, Zerbinen selbst, und auch Hohendorfen, ihre vermeynte Eroberung streitig zu machen, beschleunigte seine verliebte Bekehrung. Zerbin merkte dieß, denn was merkt das Auge eines Liebhabers nicht, er fing an, die Verzweiflung, die bisher auf seinem Gesicht gewütet hatte, in sich hin-

hineinzukehren, und unter einer lachenden Miene zu verbergen. Er ward gewizigt, gescheut, erträglich in Frauenzimmergesellschaften, und darum nur desto unglücklicher, da er seinem Herzen nie Luft lassen durfte und der verborgene Gram desto giftiger mit Skorpionenklauen dran zwickte. Er sah nun deutlich aus der plözlichen Verwandlung Renatchens gegen ihn, daß alle ihre Anlockungen nur ein blinder Angriff gewesen waren, der eigentlich seinem Herrn gegolten hatte. Die Wunde war geschlagen, er blutete — und niemand hatte Mitleiden mit ihm. Sie that kalt, spröde, bisweilen gar verächtlich gegen ihn, um ihn völlig aus seinem Irrthum nüchtern zu machen, nur, wenn sie merkte, daß sein Stolz zu tief gekrümmt worden war, bekam er einen aufmerksamen Blick, um nicht, wie Petrarch sagt, die Demuth, die zu tief hinabgedruckt wird, zur Wut zu entflammen. Wer war unglücklicher, wer war erleuchteter, als er izt, über die große Triebfeder weiblicher Seelen? Er sah, daß kein andrer Weg für ihn übrig war, noch bey vollem Verstande zu bleiben, als das Haus auf immer zu meiden, und seinen Wohlthäter in dem Besiz der schönen Beute zu lassen. Er sezte sichs fest vor, brach es ein paarmal, sezte sichs wieder vor, schwur sichs, bis er endlich Meister über sich ward, und nun von Altheimen im Namen seiner Geliebten große Vorwürfe darüber erwartete: aber leider! man vermißte ihn nicht einmal.

Izt nahm sein Schicksal eine tragischere Wendung. Daß des Menschen Herz ein trozig und verzagtes Ding sey, ist ein Gemeinspruch, der auch den allereinfältigsten auf den Lippen schwebet, den aber, wenn er sich an uns selbst wahr macht, kein menschlicher Scharfsinn, wär es auch des gröstmöglichen universellsten Genies, daß ich so sagen mag, auf der That ertappen, und ihm mit gehörig zubereiteter Brust begegnen kann. Wir schwanken immer, müssen zwischen Hofnung und Verzweiflung schwanken; die am kühnsten beflügelte Seele schwankt desto fürchterlicher. Glück-

lich,

lich, wessen starkgewordene Vernunft in dieses Schwanken selbst ein gewisses Gleichgewicht zu bringen weiß!

Zerbin verzagte nun an sich und an der Möglichkeit geliebt zu werden, das gewöhnliche Schicksal der edelsten Seelen, die ihr Unglück nicht zufälligen Umständen, sondern ihrer eigenen Unwürdigkeit zuzuschreiben so geneigt sind. Der Geck weis sich aus einer solchen Verschiebung sehr geschwind herauszufinden, bey dem edlen Mann aber frißt sie, wie ein Wurm, an der innern Harmonie seiner Kräfte. Alle seine langgehegten und gewarteten Vorstellungen, Empfindungen und Entwürfe liegen nun auf einmal, wie auf der Folter ausgespannt, verzerrt und zerrissen da; der ganze Mensch ist seiner Vernichtung im Angesicht. Er erholte sich zwar wieder, seine Seele nahm ihre vorige Schnellkraft wieder, aber nur um desto empfindlicher und untröstbarer zu leiden.

Unterdessen nahmen die Negoziationen zwischen Altheim und Renatchen ihren erwünschten Fortgang, und Hohendorf, der dieses nur zu bald inne ward, verzweifelte darüber. Er kam oft zu Zerbinen, der, hinter zugezogenen Fenstergardinen, in mathematischen Büchern vergraben saß, in denen er leider! oft den ganzen Tag emsig las, ohne doch zwey Zeilen zu verstehen, auch an die erste Seite immer wie gebannet blieb, so sehr hatten seine Gedanken, wie ausgerissene unbändige Hengste, einen andern Weg genommen. Das Studium lag; alle seine Schüler verließen ihn; Hohendorf allein blieb ihm, doch mehr um ihm seine Noth zu klagen, als Festungen erobern zu lernen. Zerbin hörte alle seine Klagen, Verwünschungen, Schmäh- und Lästerungen über Altheim und Renatchen mit großer Geduld an, und hatte nie das Herz, die seinigen dazuzufügen, sondern akkompagnirte ihn aufs höchste mit einigen halberstickten Seufzern, oder einem frostigen Lachen und einer so sokratischen Miene, daß er den Scharfsichtigsten selber betrogen haben würde, weil er fest entschlossen war, und einen gewissen

wissen Reiz drinn fand, sich mit dieser erkünstelten Gleichgültigkeit das Herz abzustossen. — Aeussere Umstände kamen dazu; Altheim blieb der warme, sorgsame Freund nicht mehr für ihn; zwey Paßionen können das Herz eines gewöhnlichen Menschen nie zu gleicher Zeit beschäftigen; dazu kam eine gewisse Art von Zurückhaltsamkeit gegen ihn, weil er ihn selbst in Renatchen verliebt gewußt hatte. Ihr Umgang ward kalt, trocken, mürrisch; er ging des Morgens früh aus dem Hause, und kam des Nachts spät heim; sie wurden sich so fremd, daß sie sich für einander zu fürchten anfingen. Der Tod der Freundschaft ist Mistrauen: seine Wechsel kamen an; er vergaß Zerbinen die Pension auszuzahlen; Zerbin war zu stolz, ihn zu mahnen; er wollte sich im geringsten nicht blos geben, daß er die Veränderung seines Herzens gegen ihn merkte. Das Gefühl der Freundschaft ist so zart, daß der geringste rauhe Wind es absterben macht, und oft in tödlichen Haß verwandelt; die Liebe zankt und söhnt sich wieder aus; die Freundschaft verbirgt ihren Verdruß, und stirbt auf ewig. Zwey Freunde sehen nur ein anders gestaltetes Selbst an einander; sobald diese Täuschung aufhört, muß ein Freund vor dem andern erblassen und zittern.

Zerbin, der ausser Wohnung und Tisch nichts frey hatte, fing an, die Nothwendigkeit einzusehen, seinem Schmerz, dessen Gegenstand nicht edel genug war, ihn auf die Länge bey sich selbst zu rechtfertigen, einige Zerstreuung zu geben. Er wollte das Schauspielhaus, die Kaffeehäuser besuchen, um nicht von dem Alp Hypochonder erdrückt zu werden, der sich so gern zu einem Kummer gesellt, der durch keine Leidenschaft mehr veredelt wird. Alle seine Gelehrsamkeit hatte aus seinem Kopf Abschied genommen; er muste wie ein Schulknabe wieder von vorn anfangen, und, was das schlimmste war, stellte sich ihm Renatchen, und alle mit ihr sich eingebildete Freuden, wie eine feindselige Muse, bey jedem Schritt im Wege, und riß, wie jenes Ungewitter vor Jerusalem, in der nächsten Stunde alles

wieder ein, was er in der vorigen mit Mühe gebaut hatte. Meine Leserinnen werden vielleicht bey dem ersten wahren Gemälde einer Männerseele erstaunen, vielleicht aber auch bey ernsthafterm Nachdenken den Unglücklichen bedauren, der das Opfer einer so unredlichen Politik ward. Wie gesagt, seine Schüler verliessen ihn; der Mangel nagte und preste; er gerieth in Schulden — und das — weil er zu verschämt, zu stolz — vielleicht auch zu träge war, jemand anders anzusprechen, bey seiner Aufwärterin, die er, sobald er sich das Herz genommen haben würde, Altheimen zu mahnen, mit Interessen zu bezahlen hofte, sich also dadurch die Erniedrigung ersparte, andern Leuten Verbindlichkeiten zu haben.

Altheim wuste indessen allen Wendungen Renatchens zu einem förmlichen Heyrathsverspruch so geschickt auszuweichen, daß sie es endlich müde ward, auf neue Kunstgriffe zu sinnen, und sich lieber der angenehmen Sicherheit überließ, die die grösten Helden des Alterthums so oft vor dem Ziel aller ihrer Unternehmungen übereilte. Sie suchte nun aus seiner Leidenschaft alle nur mögliche Vortheile für den gegenwärtigen Augenblick zu ziehen, und, da der Graf nichts weniger als geizig war, verschwendete er unermeßliche Summen, ihr tausend Abwechselungen von Vergnügen zu verschaffen. Beyde dachten an Vermeidung des Argwohns und an die Zukunft nicht; böse Zungen sagten sogar schon in der Stadt sich ins Ohr, ihre Bekanntschaft sey von sichtbaren Folgen gewesen. Ein Theil dieser Nachreden mochte sich auch wohl von Hohendorf herschreiben; sie bekamen sie selber zu Ohren, ohne sich darüber sehr zu kränken, oder ihre Aufführung behutsamer einzurichten, so daß man am Ende Renatchen überall nur die Gräfin nannte.

Zerbin hörte diese Benennung und viel ärgerliche Anekdötchen in allen Gesellschaften, die er noch besuchte; seine Göttin so von ihrer Würde herabsteigen, so tief er-

niedrigt zu sehen, konnte nicht anders, als den lezten Keim der Tugend in seinem Herzen vergiften. Er suchte sich eine bessere Meynung vom Frauenzimmer zu verschaffen, er suchte sein Herz anderswo anzuhängen; es war vergeblich. Der Herr des Hauses, das er und der Graf zusammen bewohnten, hatte eine Tochter, die dem Bücherlesen ungemein ergeben war, und sich zu dem Ende ganze Wochen lang in ihr Kabinet verschloß, ohne sich anders als beym Essen sehen zu lassen. Er beredete den Grafen, ihm bey seinem Hausherrn die Kost auszudingen, welches der mit Freuden that, weil dieser Tisch wohlfeiler, als der im Gasthofe, war, und er zu seinen verliebten Verschwendungen jezt mehr als gewöhnlich zu sparen anfing. Zerbin suchte bey Hortensien (so hieß die Tochter seines Wirths) wenigstens den Trost einer gesellschaftlichen Unterhaltung — aber leider! muste er auch hier die gewöhnliche Leyer wieder spielen sehen. Sie legte alles, was er redte und that, als Anstalten zu einer nähern Verbindung mit ihr aus, zu der sie denn auch nach der gewöhnlichen Taktweise einen Schritt nach dem andern ihm entgegen that. Es ist ein Mann, sagten alle ihre Blicke, alle ihre Mienen, alle ihre dahin abgerichteten, ausgesuchten, in ihrem Kabinet ausstudierten Reden; er will dich heyrathen! Du wirst Brod bey ihm finden; es ist doch besser Frau Magistern heißen, als ledig bleiben, und er denkt honett. Er dachte aber nicht honett; er wollte diese steifen, abgezirkelten, ausgerechneten Schritte in den Stand der heiligen Ehe nicht thun, so sehr Algebraist er auch war — er wollte lieben. Er wollte Anheften, Anschließen eines Herzens an das andere ohne ökonomische Absichten — er wollte keine Haushälterinn, er wollte ein Weib, die Freude, das Glück, die Gespielinn seines Lebens; ihre Absichten gingen himmelweit auseinander; er steuerte nach Süden, sie steuerte nach Norden; sie verstunden sich kein einzig Wort. Doch glaubte sie ihn zu verstehen; alle seine Gefälligkeiten, alle seine Liebkosungen (denn was liebkost nicht ein Mensch in der Ver-

zweif-

zweiflung?) beantwortete sie mit einer stumpfen, kalten Sprödigkeit, die ihn immer entweder mit Blicken, oder wohl gar mit Worten, auf den Ehestand hinauswies, als ob bis dahin keine Verschwisterung der Herzen möglich, oder vielmehr, als ob sie von keiner andern, als die hinter den Gardinen geschieht, einige Begriffe hätte. Der arme Mensch ging drauf, verzehrte sich in sich selber. Er muste etwas lieben — Hier fing das Schreckliche seiner Geschichte an.

(Wird fortgesezt.)

---

## 4.
## Beyträge
## zur alten deutschen Litteratur
vom
## Hrn. Prof. Eschenburg.

---

Konrad von Würzburg ist den Liebhabern unserer alten poetischen Litteratur aus dem Goldast, Morhof und näher noch aus der Schweizerischen Sammlung von Minnesingern bekannt, wo man einige Proben seiner Dichtkunst findet. Ich wüste indeß nicht, daß man bisher von einem oder andern seiner Werke etwas Bestimmtes angegeben, noch weniger, daß jemand eines grössern Gedichts von diesem Verfasser erwähnt hätte, welches gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts in die damalige neuere Sprache umgekleidet, und in aller Absicht einer nähern Bekanntmachung würdig ist. Es befindet sich unter den gedruckten Büchern der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, und ich verdanke die Mitthei-

sung desselben dem Herrn Bibliothekar Leßing, dessen scharfsichtiges Auge diese Entdeckung, unter so vielen andern, gemacht hat. Es ist ein kleiner Oktavband von sechszehn und einem halben Bogen, und hat folgende Aufschrift:

Ein schöne Historia von Engelhart auß Burgunt, Hertzog Dietherichen von Brabant, seinem Gesellen, vnnd Engeldrut, deß Königs Tochter auß Dennmark, wie es jhnen ergangen, vnd was jammers vnd not sie erlitten, gantz lustig und kurtzweilig zu läsen. Vormals nie im Druck außgangen. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, M.D.LXXIII.

Die Anzeige des Druckorts und der Jahrzahl ist am Ende wiederholt, und der Name des Buchdruckers, Kilian Han, hinzugesezt. Gleich auf das Titelblat folgt der Innhalt dieser Historia, oder die Ueberschriften der Abschnitte, worein sie abgetheilt, und deren jedem ein Holzschnitt, von mittelmäßiger Zeichnung und Ausführung, vorangesezt ist. Darauf erklärt der Verfasser in einer poetischen Vorrede dem Leser die moralische Absicht seines Gedichts, nämlich die Empfehlung der Treuwe, worunter er besonders redliche und zuverläßige Freundschaft zu verstehen scheint. Er personificirt dieselbe, beklagt ihre Entstellung, und die Gleichgültigkeit, welche sein Zeitalter gegen sie beweist, und wünscht sie durch seine Erzählung, die er

von hoher Treuwen ein ware Märe

nennt, wieder in ihr ehmaliges Ansehen zu sezen. Am Ende dieser Vorrede nennt er sich, von Wirzburg ich Cunrat; und sezt noch hinzu, er habe den Stof seiner Erzählung aus dem Lateinischen genommen.

Große poetische Schönheiten muß man in dieser Erzählung freylich nicht suchen; und doch hat sie sehr viel Anziehendes, sowohl wegen ihres anmuthigen und lehrreichen Inhalts, als wegen des naifen und treuherzigen Vortrags, in welchem sie erzählt wird. Und von diesem leztern hat dieß Gedicht unstreitig bey der schon erwähnten Uebertragung dessel-

desselben aus seiner Originalsprache in das neuere Schwäbische sehr viel verloren, die vielleicht den Burkard Waldis, der mehrere alte Gedichte so behandelt, oder irgend einen andern Klügling, wie Morhof diese Leute mit Recht nennt, zum Urheber hat. Man hätte wenigstens bey einer solchen Umkleidung für die Aufbewahrung und den Abdruck des Originals zugleich Sorge tragen sollen. Doch, meine Absicht ist nur, den Inhalt dieser poetischen Erzählung, und gelegentlich einige Verse derselben auszuziehen.

In Burgund lebte ein Edelmann, dem seine Gemahlin,

Ein schönes Weib — —
An Hertzen und an Leibe,

zehn Söhne geboren hatte, die insgesamt von der besten Hoffnung waren:

Gott hett auf sie geweihet
Hoher seligkeit ein Wunder.

Doch unterschied sich Einer von ihnen vorzüglich sowohl durch seine gute Denkungsart und Fähigkeiten des Geistes, als durch die Annehmlichkeit seiner Gestalt:

So recht gar Leuteselig
Was sein tugentreicher Leib,
Das viel mannich edel Weib
Nach seiner Liebe was versehnet.

Dieser Sohn hieß Engelhart. Um sich noch mehr auszubilden, entschliest er sich in fremde Länder zu gehen, und wählt vor andern Dännemark. Bey seinem Abschiede gibt ihm sein Vater drey Aepfel mit. Wenn er jemand auf der Reise antrifft, der mit ihm Gesellschaft machen will, soll er ihm einen Apfel geben. Verzehrt er denselben ganz, ohne ihm etwas davon zu reichen, so soll er ihn meiden: gibt er ihm aber einen Theil davon, so soll er seine Freundschaft annehmen. Ueber alles empfiehlt ihm der Vater die Treue. Der Sohn verspricht ihm Folgsamkeit, reitet davon, und es begegnen ihm nach einander zwey junge Leute, die mit

ihm Gesellschaft machen wollen, aber beyde nicht Probe halten, sondern die Aepfel, die er ihnen gibt, allein verzehren. Darauf begegnet ihm ein Dritter, an körperlicher Bildung ihm selbst völlig ähnlich:

Sie waren vngesundert
An allen Dingen beyde.

Dieser nimmt den Apfel, den ihm Engelhart beut, schält ihn, und gibt ihm die Hälfte zurück. Engelhart wählt ihn also zum Gefährten. Sein Name ist Dietherich von Brabant, und der Zweck seiner Reise gleichfalls, fremde Dienste zu nehmen. Sie kommen in Dännemark an, und werden am dortigen Hofe aufs beste empfangen. Der König läst sie vor sich, und hält sie, ihrer Aehnlichkeit wegen, für Brüder; sie bezeugen ihm aber, daß nur ihre Gesinnungen brüderlich, und dazu vereint wären, ihm ihre Dienste anzubieten, um sich dadurch zu bilden:

Biß sich gebessert vnser Jugent,
Von der viel süssen reinen Tugend,
Der ein Wunder leit an euch,
Ob wir zwey jar oder drey,
Beleiben hie, das muß vns geben,
Jmmer Tugendreiches Leben.

Der König nimmt ihre Dienste an; sie machen sich an seinem Hofe durchgängig beliebt, und leben mit einander in der treuesten Freundschaft. Der König hat eine Tochter, Namens Engeldrut, deren Schönheit und Tugend ausnehmend ist. Unsre beyden jungen Edelleute gefallen ihren Augen, folglich auch ihrem Herzen:

Dann was den Augen sanffte thut,
Das duncket auch das Hertze gut,
Vnd ist jn zwar wol damitte,
Hertz vnd Augen han den sitten,
Das sie gesellen vnder ein,
Das Aug muß deß Hertzen seyn,
Zu lieblichen dingen,
Leiten vnde bringen.

Nur

Nur ist sie von beyden, wegen ihrer grossen Aehnlichkeit, gleich stark eingenommen; und in der Verlegenheit, welchen von beyden ihre Liebe wählen soll, entscheidet endlich der Name Engelharts, weil er der wohlklingendste und der schicklichste zu dem ihrigen ist.

Aus Brabant kömmt ein Bote an Dietherichen, der ihm meldet, daß sein Vater, Herzog von Brabant, gestorben sey, und er zurückkehren müsse, sein Land in Besitz zu nehmen. Eben so stark, als sein Schmerz über den Verlust seines Vaters, ist bey ihm die Betrübniß über die Nothwendigkeit, sich von seinem Freunde zu trennen. Er bietet diesem einen Theil seiner Länder an, wenn er mit ihm ziehen will; allein Engelhart hält es für Undank, des Königs Dienste so bald wieder zu verlassen, und nimmt von seinem Freunde den zärtlichsten Abschied. Dieser macht einen zweyten Versuch, ihn zu überreden, und will am Ende lieber den Besiz seines Landes, als Engelharts Umgang und Freundschaft aufgeben. Allein die Vorstellungen dieses leztern, daß es jenes Ehre fodre, zurück zu kehren, und seine eigene, da zu bleiben, und sein Versprechen, er wolle, falls er diesen Hof verließe, zu Diethrichen kommen, bewegen diesen endlich, sich von seinem Freunde loszureißen, nachdem er sich vorher bey Hofe beurlaubt hat. Engelhart fährt fort, sich an demselben immer beliebter zu machen. Jedermann ist sein Freund, außer einem Schwestersohne des Königes, Ridschier von England, der ihn mit eifersüchtigen und gehäßigen Augen ansieht. Unterdeß stirbt die Königin. Engeldruts Schmerz über den Tod ihrer Mutter, vereint mit den Schmerzen ihrer Liebe, machen diese Prinzeßin äusserst niedergeschlagen und schwermüthig. Ihr Vater sucht sie zu trösten, und fällt unter andern darauf, ihr Engelharten zum Kämmerer zu geben, um sie durch dessen Gesellschaft aufzuheitern. Der, sagt er,

Der kan dir alle schwere,
Mit freuden gar vertreiben,

Teutsch lesen vnd schreiben,
Harpffen vnd singen,
Tantzen vnd springen,
Kan er auß der massen wol,
Damit er alle stunden sol,
Kurtzweile machen dir,
Er pflege dein so thut er mir,
Auß dermassen Liebe nu.

Die Prinzeßin läßt sich diesen Antrag gern gefallen, und er wird natürlicherweise eine Gelegenheit für beyde, sich ihre gegenseitige Liebe einander zu entdecken. Diese Entdeckung geschieht auf folgende Art. Engelhart wartet der Prinzeßin bey Tafel auf, und läst beym Vorschneiden das Messer aus der Hand fallen, mit einer Verwirrung, die auf einmal sein ganzes Herz verräth. Folgende Unterredung wird durch diesen Vorfall einige Tage hernach veranlast. Die Prinzeßin fragt ihn:

Engelhart wie was dir do,
Oder was bedauchte dich,
Da so rechte faste sich,
Die Frauw dein Gesicht verkehrt?
Frauw sprach der verwirte,
Ich entweiß nicht wenn oder wo?
Ich meyne sprach die schöne do,
Da du mir soltest schneiden,
Was du da kündtest leiden,
Das wüßte ich gern sonder spot,
Mir entward nie Frauw, helff mir Gott,
Sprach er da mit schamen,
Zwar es thet dir bey Namen,
Etwas, ich sahe es wol,
Frauw sprach er, ich entsol,
Noch gedar euch sagen nicht,
Von den sachen nichts icht,
Dauon ich also beschwert ward,
Ich wil es wissen Engelhart,

Also lieb als du bist,
    Viel reine Frucht, seit es entist,
Dann keiner schlachte raht,
    Ich entschliesse euch die Gethat,
So kundte ich euch mit hulden,
    Was ich da kundte dulden,
Jammers vnde Schmertzen,
    Ich was in meinem Hertzen,
Verdacht auf euwre Liebe also,
    Daß ich von rechter Liebe do,
Wann seit ich euch edel Frauw erkoß,
    Vernunft vnd Sinne ich verloß, u. s. f.

Engeldrut lehnt alle diese Erklärungen von sich ab, und bittet ihn, sie mit dergleichen Reden zu verschonen, wiewohl im Grunde ihr Herz sehr damit zufrieden ist:

    Wann dieweil daß sich die reine,
Der ersten bitte mußt schamen,
    Sie enthett jn anders bey Namen,
Mit reden also geschweigt do,
    Sie was viel hertzigliche fro,
Daß er sie meinen wolte,
    Doch thet sie was sie solte,
Vnd hatt die geberde,
    Also jr groß beschwerde,
Auff stund von der beyder sinn,
    Es ward an jr der sitte schein,
Den mannich Frauwe treiben kan,
    Den noch verzeihet einem Mann,
Den sie von Hertzen meynet doch.

Engelhart verspricht ihr diese Zurückhaltung, ob er gleich befürchtet, daß sie sein Tod seyn werde. Er weiß noch nicht, wie glücklich er ist; die Furcht einer verschmähten Liebe macht ihn trostlos, schwermüthig, und zulezt krank. Engeldrut besucht ihn in seiner Krankheit, und heilt dieselbe durch die Erklärung, daß sie in seine Verbindung

mit ihr willigen, und dieselbe veranstalten werde, wenn er zugleich mit Ritschier Ritter werden, und Proben seiner Tapferkeit geben will. Der König bewilligt ihm dieses, und der Thurnier wird angestellt. Engelhart erscheint auf demselben, und mit ihm eine Menge von Rittern, unter denen er sich vorzüglich unterscheidet, und wahre Wunder der Tapferkeit thut. Die Beschreibungen, welche der Dichter von diesem Thurnier, dem Schilde, und der übrigen Rüstung Engelharts macht, sind merkwürdig, und in ihrer Art wirklich episch. z. B.

Engelhart reiht under jn,
Schlahende und stechende,
Vnd ein straße brechende,
Durch die Ritterliche Schar,
Er thet als der Adalar;
Der kleiner Vogel nicht engert,
Der Ritter biderwe und wehrt,
Die küne und edel waren,
Der kundte er wolgefahren,
Vnd was so neidig auff sie,
Daß ein grimmer Löwe nie,
So gierig was nach einem Vehe, u. s. f.

Izt kann die Prinzeßin dem neuen Ritter ihre Liebe nicht mehr verschweigen; sie verabredet eine nächtliche Zusammenkunft mit ihm im Garten. Bey dieser Gelegenheit gibt uns der Dichter eine weitläuftige Beschreibung von der Schönheit und dem Schmucke seiner Heldin. Den Abschnitt, worin ihre nächtliche Zusammenkunft erzählt wird, überschreibt er: Wie die schöne Königin Engeldrut Engelharten unter jrem Mantel empfehet, vnnd ihn an ihre Brust trucket. — Zum Unglücke muß Ritschier in den Garten kommen, und ihre Umarmungen stören. Engeldrut räth ihrem Geliebten, weil sie verrathen sind, sogleich aus dem Lande zu fliehen, um dem Zorne ihres Vaters auszuweichen. Allein Engelhart kann sich dazu nicht entschliessen: er bezeugt ihr,

ihr, daß ihn doch die Liebe tödten würde, wenn er auch hier seinem Tode entgienge; und will sich lieber, auch seiner Ehre wegen, aller Gefahr aussezen. Sie verabreden, beyde auf ihre Unschuld zu bestehen. Ritschier hinterbringt dem Könige sogleich am frühen Morgen das, was er entdeckt hat, und stellt ihm die Folgen dieser Vertraulichkeit aufs schwärzeste vor. Der König wird über diese Nachricht äusserst unwillig, und giebt sogleich Befehl, den Engelhart ins Gefängniß zu werfen. Hierüber wird die Prinzeßin noch unruhiger; in ihrer Bekümmerniß thut sie unter andern folgendes Gebet:

Ir Hende lauter vnd blanck,
Schlug sie zusammen, und sprach:
Gott alles glückes Vberdach,
Gedenck an mich viel armes Weib,
Also daß meines Freundes Leib,
Von deiner krafft beschirmet wese,
Hilff Herre daß er genese,
Drumb daß ich immer diene dir,
Thu deine erbarmunge mir,
Vnd deiner reinen güte schein,
Gnediglicher Herre mein,
Verdirbet er so bin ich todt, u. s. f.

Die Räthe des Königs überreden ihn, den Engelhart nicht unverhörter Sache hinrichten zu lassen, weil man ihn vielleicht ohne Grund angeschwärzt habe. Er wird vorgefodert, und läugnet das Verbrechen, dessen er beschuldigt wird. Ritschier zeugt wider ihn; er besteht aber darauf, daß er unschuldig sey. Endlich wird die Sache dahin entschieden, daß beyde durch einen Zweykampf ihre Schuld oder Unschuld beweisen sollen. Dieser Thurnier wird nach Verlauf von sechs Wochen angesezt. Engelhart, der sich schuldig weis, fürchtet einen unglücklichen Ausgang desselben, und fällt daher auf das Mittel, seinen Freund Dietherich für sich kämpfen zu lassen. Seiner Reise zu demselben

ben gibt er bey dem Könige den Vorwand, daß er vorher in ein Kloster gehen wolle, um für seine vielfachen Vergehungen zu büßen. Dabey verspricht er, sich zur bestimmten Zeit zu stellen. Unterdeß geht er nach Brabant, zu Herzog Diethrichen, bey dem er in der Nacht ankömmt, und der ihn mit großen Freuden empfängt:

Er kam herauß gegangen,
Und gelauffen jhm entgegen,
Sein Arm begundte er legen,
Vmb den viel tugentreichen,
Er gab jme liebleichen,
An beyd Wangen manchen Kuß do.

Sie verabreden, einer des andern Rolle zu spielen. Engelhart bleibt in Brabant, und wird für Diethrichen gehalten; dieser geht indeß nach Dännemark, und kömmt daselbst gerade an dem Tage an, da der Thurnier gehalten werden soll. Die Rüstung der beyden kämpfenden Ritter und die Hize ihres Kampfs werden mit vieler Lebhaftigkeit beschrieben:

Sie stochen vnd schlugen,
Mit den viel scharfen Klingen,
Daß von den Stachelringen,
Geschach ein mittelreisen,
Auß dem gefochten Eisen,
Deß Feuwerblick hohe aufffstaub,
Recht wie der Wind das dürre Laub,
Kehret in dem Walde,
So fiel da nieder balde,
Von den Schilden mannich Span,
Es hat (weiß Gott) angethan,
Jr guten Schwert desselben Tags,
Wann sie wurden manniches schlags,
Benötiget und bezwungen,
Hey wie sie beyde klungen,
Auf dem Geschmeide lauter,

Gott

Gott Herre du viel trauwter,
Gedachte da viel mannich sinn,
Gib Engelharten den Gewin,
Daß er bekom alle den Sig,
Er strickte wol den treuwen strick.

Der Sieg bleibt eine Zeitlang zweifelhaft; endlich erhält ihn Dietherich, der seinem Widerpart eine Hand abhauet, und ihm vollends das Leben nehmen will, als der König dem Kampfe Einhalt thut, und Diethrichen, der noch immer für Engelhart gehalten wird, seine Tochter zur Belohnung verspricht. Die Hochzeit wird angestellt, und das Beylager vollzogen, wobey aber Diethrich ein Schwert zwischen sich und der Engeldrut legt, welche Treue gegen seinen Freund ihm dieser bey seiner Gemahlin erwiederte, beyde unter dem Vorwande, daß sie sich diese Enthaltsamkeit zur Büssung ihrer Vergehungen auferlegt hätten. Sogleich nach der Hochzeit kehrt Dietherich wieder zurück nach Braband, und Engelhart kömmt von dorther wieder nach Dännemark. Hier erhält er bald, da der König stirbt, die Krone, und lebt mit seiner Engeldrut in dem grösten Glücke, woran er auch seine Eltern und Verwandten Theil nehmen läst.

Nicht lange hernach wird Dierherich auf einmal mit einer schweren Krankheit befallen, die der Verfasser die Muselsucht nennt, und eine Art von Aussaz war. Das Ausfallen des Haars und Barts, eingefallne Augen, eine blutrothe Farbe des Körpers, Heiserkeit der Kehle, und heftige Schmerzen sind die Zufälle, welche von dieser Krankheit angegeben werden. Er läst sich in einer der anmuthigsten Gegenden ein Gartenhaus über das Wasser bauen, wo er für sich allein wohnt, und Erleichterung seiner Krankheit hofft. Hier erscheint ihm einmal im Traume ein Engel, der es ihm als das einzige Mittel seiner Rettung andeutet, wenn er hin zu Engelharten ginge, wenn dieser seine beyden Kinder tödtete, und ihn mit ihrem Blute bestriche. Zu der Wahl

dieses

dieses Mittels kann er sich auf keine Weise entschliessen; indeß bewegt ihn der Mangel an Pflege, und die Hintansezung, welche er in seinem eigenen Hause und Lande erfahren muß, zu dem Entschlusse, nach Dännemark zu gehen, wo er von seinem Freunde auf die liebreichste Art empfangen und gepflegt wird. Auf die dringenden Anfragen desselben, ob er nicht irgend ein Mittel für seine Krankheit wisse, erzählt er ihm endlich, nach vieler Ueberwindung, seinen Traum, der Engelharten in die gröste Unruhe sezt. In dem Kampfe der Freundschaft und der väterlichen Liebe bittet er Gott um die Lenkung seines Entschlusses, und glaubt sich endlich überzeugt, daß er verbunden sey, demjenigen, der sein eignes Leben für ihn gewagt hat, das Leben seiner Kinder aufzuopfern. Er nimmt dazu einen gelegenen Augengenblick wahr; sein Herz empört sich wider die Unternehmung, indem er über den schlummernden Kindern steht, und sie tödten will:

Viel sanffte vberwunden
Hette er zwen starke Riesen,
Dann er gesiegen möcht an diesen
Kleinen Kindelein.

Und bald darauf:

Darnach zuhand ward jm geben,
Von Gottes willen der Gedanck,
Daß er sie wolt on allen Wanck
Erschlagen und tödten,
Sein Hertz rang mit nöten,
Lange zweiffelich alsuß,
Biß er zuletzt mannichen Kuß,
Gab den Kindern beyden,
Vnd er auß seiner Scheiden,
Das Schwert mit nassen Augen scheit.

Er schlägt ihre beyden Häupter ab, und bringt das Blut zu seinem Freunde, der dadurch auf einmal von seiner Krankheit geheilt wird. Engelhart geht mit schwerem Herzen, voll

Freude

Freude und Betrübniß zurück, fragt nach seinen Kindern; und die Wärterin, die sie zu ihm bringen soll, findet sie beyde spielend auf dem Bette, jedes mit einem rothen Faden um den Hals. Dieses Wunder sezt ihren Vater in Erstaunen, und in die gröste Freude. Dietherich geht wieder in sein Vaterland zurück, und beyde leben in der Folge sehr glücklich. Das Gedicht schliest sich mit folgender moralischen Anwendung:

Das ein Herze wol gemuht,
Daran ein selig Bilde gut,
Zu leuterlicher Treuw nehme,
Vnd sich der falschen Vntreuw scheme,
Wann er hör in seinen Tagen,
Von so frembden wunder sagen,
Als den viel traut Gesellen zweyn,
Vmb jre hohe Treuw erschein.

* * *

Bey der Durchlesung dieses Gedichts habe ich nur ein kleines Glossarium besonders merkwürdiger Wörter und Ausdrücke gesammelt, die in demselben vorkommen, und deren Mittheilung Deutschen Sprachforschern nicht unangenehm seyn wird:

**Armuth**, für Erniedrigung, Herablassung:
Es war an dir ein groß tugent,
Und ein viel groß armut,
Daß du junger Fürste gut
So nider je gemachtest dich, u. s. f.

**Augenblicke**, im eigentlichsten Verstande des Worts, für Blicke der Augen:
Jr spielende Augenblicke
Empflogen auf ihn — —

**Begehen**, etwas, für: thun, ausführen, bewerkstelligen, wie es in der Redensart: Sünde, oder überhaupt etwas Böses begehen, noch bis izt im Gebrauch geblieben ist.

Bei-

Beinen, sich, in dem Verstande, wie man sagt sich auf etwas fussen, d. i. stüzen, verlassen:

Sonst hett er sich gebeinet
Auff Tugent — —

Bescheidenheit, für Gehorsam und Folgsamkeit:

— hast du die Bescheidenheit,
Daß du behaltest mein Gebot — —

Bild, für Bildung:

Kein ander Unterscheide
An ihren Bilden ward erkannt

Braste, das Imperfektum von brechen, für fehlen, gebrechen:

Wenn daß ihm braste an gute — —

Und anderswo:

Er war — — also frisch,
Daß jme nicht mehr gebrast.

Conferteure, wie das Franz. couverture für eine Pferdedecke, Schabracke:

Er reit ein Roß ohn maßen stark,
Darauf lag eine Conferteure.

Chůr, anderswo Kuhr geschrieben, das bekannte alte Wort für Auswahl, bemerke ich hier wegen der Redensart: von hoher Chůr, d. i. von hoher Geburt.

Darabe, für davon:

Isset er einen on dich gar,
Und giebt dir nicht darabe —

Dicke für oft, ist auch schon von Frisch bemerkt.

Em für ent vor Labialbuchstaben, als: emberen für entbehren; embieten für entbieten; empfliegen für entfliegen; empführen, u. s. f. — Dagegen wird die Sylbe ent sehr häufig, bloß zur Ausfüllung des Verses vor den Zeit-

wör-

wörtern gesezt, wie man sich auch aus den Gedichten der Minnesinger erinnern wird; als: enthaben, entwissen, entsolten, u. s. f. So auch das Augment ge; als: gerathen, gedürfen, für rathen, dürfen.

Entschliessen, für aufschliessen, entdecken:

Ich entschliesse euch meine Not.

Entwilden, für gesittet machen, die Wildheit benehmen:

Informiret und entwildet.

Entgenzen, einerley mit entgangen, für zerspalten, zerbrechen.

Ersuchen, für finden, durch Suchen erhalten.

Etwar, irgendwo.

Fuge, für Anstand, Lebensart im Umgange:

Er macht mich gar leicht und fro
Mit seiner hüpschen Fuge.

Freudenbloß, freudenbar, für freudenleer.

Geselligkeit, für Gesellschaft.

Gierde, für Begierde.

Jahen, für bejahen, oder eine Sache anerkennen, zugestehen:

Daß alle die deß jahen,
Die sein Antlitz sahen.

Ingesinde, für Hausgenossen.

Kalzidonie, für den Namen des Edelsteins, Chalcedonier.

Kosen (wovon liebkosen) mit einander kosen, d. i. einander viel Angenehmes sagen und bezeugen.

Krank, für dürftig, arm; kranke Habe, geringes Vermögen — Einen krank machen, für kränken, Abbruch thun:

Er wollte jn gerne machen
An seiner starken Würde krank.

Mahnen, überhaupt für ermuntern, anspornen:
Sie ritten Roß viel auserkorn,
Die mahnten sie mit scharfen Sporn.

Mehlich, öftere Endung der Beywörter, die eine Eigenschaft oder Beschaffenheit andeuten, als: hungermehlich für, hungrig, wandelmehlich, für, wandelbar.

Minne und minnen, für Liebe und lieben, kömmt auch in diesem Gedichte verschiedentlich vor.

Nehren und ernehren, für erretten.

Ob, bedingungsweise, für wenn, wie das Englische if.
Ob dieser Knabe mit mir fährt,
So bin ich immer glückes voll.

Schlacht, wie izt noch Schlag gebraucht wird, für Art, Gattung:
Daß diese Jüngelinge
An aller Schlachte Dinge
So gar gleich an einander sind.

Schwinden, für ohnmächtig werden; auch impersonal:
Daß ihm für Liebe nicht geschwand,
Das war ein großes Wunder.

Seltsam für selten, dünne, wie rarus im Lateinischen. Dünne und seltzam wird von wenigem Haar gesagt.

Siechheit, Siechthum, für Krankheit.

Spulgen für pflegen, gütlich thun: (s. Frisch.)
So bedarf ein Mann wol Gutes,
Der edles Hertzen muthes
Will pflegen und spulgen.

Streben, für kämpfen, streiten:
Kundte ringen und streben —

Sich verbösen, für, sich verschlimmern.

Ver=

Versehnet seyn, sich wornach sehnen.

Viel kömmt auch hier häufig für sehr vor; als: viel rein, viel gefugt (d. i. erfahren) viel süß, viel edel ꝛc.

Wenn zwar, beziehungsweise für denn;

Wenn zwar als ich erkennen kann —

d. i. so viel ich einsehe.

Wider sich denken, für, bey sich denken, im Herzen sprechen.

Wundern, als Neutrum, für, Wunder an einem thun:

Gott hat an jn gewundert.

Wunnespiel, für Wollust, Ergözung.

Wuniglich und wunnesam für wonnevoll, freudenreich; auch für wunderbar.

---

5.

## Schreiben an Herrn Hofrath Wieland in Weimar über die Abderiten im deutschen Merkur.

Die Geschichte der Abderiten, die dem Merkur eingerücket ist, hat Gelegenheit zu vielen Misverständnissen gegeben. Es ist zwar offenbar die Geschichte unsers ganzen kultivirten und polirten Jahrhunderts der Oberfläche nach genommen; allein die meisten Ihrer Leser sind selbst so abderitisch gewesen, daß sie sie nur für die Geschichte der kleinen Republiken und freyen Städte halten wollen, und auf diese nun mit doppelter Verachtung herabsehen.

Sie sind an diesem Misverständniß nicht ganz unschuldig; denn die Autorkokketterie, womit Sie in Ihrem Vorberichte den Argwohn, daß Sie die kleinen Republiken lächerlich machen wollen, abzulehnen suchen, hat, mit Hülfe der Selbstliebe, ihre vollkommne Wirkung gethan. Jedermann sucht Abdera, so nah ers um sich hat, nur bey uns. Unsre gelehrte Jungen, die uns von der hohen Schule zurückgeschickt werden, schämen sich schon ihres Vaterlands, und wollen alle Demokriten machen, und einige von unsern Alten selbst sind durch Ihren Merkur wirklich Abderiten worden. —

Sie haben bey dieser Arbeit, wie überhaupt bey fast allen andern, wie es scheint, wohl wenig die Wirkung berechnet, die sie thun würden. Hier ist sie aber so schlimm, daß ich wünschte, Sie möchten bey Ihrem Publikum nun bald etwas thun, um die Sache wieder gut zu machen.

Ich bin Bürgermeister eines kleinen freyen Reichsstädchens, dessen Gebiet sich nicht ganz auf zwey Stunden Wegs erstreckt, wo es am längsten ist. Ich habe diese Stelle mit Vergnügen angenommen, nachdem ich einige Zeit Professor auf einer nicht unbekannten hohen Schule, und Mitglied eines ansehnlichen fürstlichen Raths gewesen bin. Ich habe die Bürgermeisterwürde meiner kleinen Stadt als eine Ehre angesehen, die mein Vaterland mir anthat, und ihr freywillig große Aussichten aufgeopfert. Sie werden sich also nicht wundern, wenn ich ein Wörtchen für unsere kleinen Städte rede, und Ihnen das Uebel entdecke, das Sie angerichtet haben, da Sie auf unsre Verfassung und unsre Einrichtung ein so falsches Licht geworfen haben.

Zum ersten muß ich Ihnen sagen, daß, wenn Sie nicht in Ihrem Vorberichte den Fingerzeig gegeben hätten, daß man ihre Geschichte als eine Satire gegen die kleinen freyen Staaten ansehen könnte, kein Mensch darauf gefallen wäre, sie dafür anzusehen. Alle die Menschen, die Sie auftreten lassen, einige Bösewichter ausgenommen, sind

nichts

nichts als schiefe Kopieen von schönen Geistern, oder flache Dummköpfe, dergleichen Sie auf Ihren Reisen, in der großen Welt, am Hof und auf Akademien unzählige, und weit mehr werden angetroffen haben, als in unserer kleinen Stadt, wohin niemand den Abderismus gebracht hat, als Ihre Schriftsteller, Vorleser und Apostel des Schönen und Empfindsamen.

Vor etlich und zwanzig Jahren, ehe die empfindsame Schöngeisterey und die Verzierungs- und Verbesserungssucht so sehr um sich gegriffen hat, waren wir noch die glücklichsten Menschen auf Gottes Erdboden. Wir waren unabhängig, und nur Glieder eines Reichs, das uns keine Geseze vorschreiben konnte, die es nicht selbst hielt; unsere Rathschlagungen beschäftigten sich mit nichts, als was die Noth erfoderte, und wurden nur von dem geraden Menschenverstand geleitet. Wir, der Bürgermeister und Rath, hatten vor unsern Mitbürgern nichts voraus, als etwas mehr Erfahrung; aber unsere Lebensart, unsere Haushaltung, unsere Gesinnungen waren mit jedem Bürger gleich. Die Bürger hatten deswegen Vertrauen auf uns, liebten uns, und fühlten nie unsere Vorrechte. Unser Zustand gränzte nah an den Patriarchalischen. Es stieß sich bey uns niemand daran, den Bürgermeister, den er am Morgen auf dem Rathhaus in aller sittsamen Feyerlichkeit seiner Würde gesehen hatte, am Mittage, mit dem Karst auf dem Rücken, in sein Feld gehen zu sehen; und der vornehmste Rathsherr schämte sich nicht, dem ehrlichen Schmid oder Tischler seine Tochter zu geben.

Diese Gleichheit der Lebensart machte uns fähig, das Elend des Armen, den Werth des Rechts, die Nothwendigkeit und Mühseligkeit des arbeitsamen Handwerks- und Baurenstandes zu fühlen; sie gab uns ein sicheres Gefühl von Recht und Billigkeit, weil wir immer an dem Plaz desjenigen standen, den wir richten sollten. Sie mäßigte den Stolz, den wir auf unsre geringen Vorrechte sezen konnten,

 und

und zog das Band zwischen Obrigkeit und Unterthan so eng zusammen, daß beyde immer eins waren.

Die unglückliche Geschmackssucht hat bey den meisten diese so nah an den Patriarchalstand gränzende Verfassung sehr gestört. Einige unsrer jungen Leute, die wir, um unsere geistlichen Stellen und den Bürgermeister- und Stadtschreiberdienst zu besezen, studieren lassen musten, haben diese Sucht unter uns gebracht. Sie führten damals schon allerley Grillen in die Rechtsgelehrsamkeit, die sie aus Heineccii Antiquitäten verschönern wollten; oder sie stimpfelten an der Religion; oder sie wollten die Staatsverfassung veredeln und verphilosophiren. Das that noch nicht so viel Schaden. Unsere neuen Gelehrten wurden aber noch weiter verführt. Bald kam einer mit Schulverbesserungen, der die Kinder das Lesen und Schreiben nach Grundsäzen lehren wollte; ein andrer fand die Zünfte und Handwerksordnungen abscheulich; ein dritter machte unsre Schreibstuben zu Kanzeleyen; ein vierter wollte Fabriken und Manufakturen errichten. Die schlimmsten waren die, die uns Geschmack des Schönen beybringen wollten. Diese, meist in Ihrer Schule gebildeten Herren hingen sich zuerst an unsre Weiber und Töchter, die schon Satan am bequemsten zu verführen glaubte. Sie fingen an, sich bey ihnen einzuschmeicheln, da sie ihre Augen und Zähne lobten, und auf ihre Väter und Männer schimpften, die so schöne Stirnen und Hände der Sonnenhize so unverantwortlich aussezten, und das blos in der kriechenden, niederträchtigen Absicht, Erdäpfel und Salat zu erwerben.

Da machten sie ihnen das erstemal ihren Beruf zur Last. Sie lehrten sie allerley Waschwasser und Präservative, und schon fingen einige an, sich zu malen. Wenn die Zeit kam, die Nüsse herauszumachen, oder den Sauerkohl einzuschneiden, war ein allgemeines Wehklagen, und viele hielten sich Handschuh, um diese sordiden Geschäfte, wie die Herren sagten, zu verrichten. Die jungen Schwäzer aus

Ihren

Ihren Schulen suchten eben so ämsig mehr Geschmack in die Kleidung der Weiber zu bringen. Sie konnten die Kappen, die sie bisher getragen hatten, nicht ausstehen, und führten Hauben und Puder und Frisuren auf bloße Köpfe, und falsche Haare ein. Einige Väter und Männer waren so dumm und weich, daß sie's litten; andere nicht. Da äusserten sich zuerst kränkende Unterschiede. Das Mädchen mit der Haube fand das Mädchen in der Kappe abscheulich lächerlich; diese hielt sich durch ernsten Haß und Widerwillen gegen den vernünftigen Vater und gegen die Mädchen mit Hauben, so gut als sie konnte, schadlos. Waren zwey solche Mädchen in einer Gesellschaft, oder beym Tanz, so war gewiß alle Freude weg. Sie zankten sich, wo sie sich sahen. Die Kappen wusten einen Haufen Dinge gegen die Tugend und den guten Namen der Hauben, und die Hauben rächten sich durch Stolz und Verachtung.

Ihre Apostel waren nicht zufrieden, das Aeußre der Köpfe unserer Weibsleute nach ihren Regeln des Schönen zu modeln; sie bemühten sich auch, das Innre umzubilden. Sie bearbeiteten erst die sinnlichen Werkzeuge. Nun fanden bald unsre Mädchen, daß die Dunggruben und Schweinställe auf unsern Höfen übel röchen; daß unser gutes Hausbier übel schmecke, daß unsre runden Fensterscheiben ein übles Licht gäben, und daß unser ehrlicher Schulmeister nicht rein und zart sänge. Bald wurde ihnen alles um sie her verekelt. Die frohen Tänze, wobey sie sich vordem so lustig gemacht hatten, wurden nun in lauter Pas verwandelt. Wenn man nichts hatte, als den Dudelsack, wollte niemand tanzen, und wenn nicht Alle die Pas verstanden, hatte die Hälfte der Gesellschaft, verstanden sie sie Alle, so hatte die Ganze Gesellschaft Langeweile. Das Pfänderspiel, der lustige Plumpsack, das Gänsespiel wurden von L'hombre und Tarock verdrungen; die geschwäzigen Spinnstuben, die unsern Kindern Freude und Liebe und Hemder gaben, wurden zu Assembleen, die frohen Unterredungen zu Entretiens; das erschütternde Lachen zum wizigen Lächeln, und

die beredte Weinflasche, wobey wir Alten uns so manchen fröhlichen Abend machten, schmolz zu einem kleinen Fingerhut, wobey uns Zeit und Weile lang wird.

Nach diesem Raub unsrer Einigkeit, unsers Fleißes, unsrer Vertraulichkeit, unsrer Freude, nahmen uns diese Ihre Schüler auch den Menschenverstand. Sie lehrten unsre Mädchen, nicht ohne einige Mühe, allerley von Ihren schönen Schriften lesen. — Ihr Herren seyd so empfindlich, daß ich euch die, die unsern Mädchen den Kopf verdreht haben, nicht nennen mag; aber das ist gewiß, daß ihnen der Kopf mit lauter Philosophie über das Schöne und dem Geleyer der Empfindsamkeit verdreht, und das Herz mit den Deklamationen über die Tugend und die Hutchinsonischen Kosmopolitien, am meisten mit den beschleyerten Schlüpfrichkeiten ganz verdorben worden. Die Schriften der besten Leute thaten oft diese Wirkung. Da die guten Männer entweder lauter unthätige Tugend, oder lauter unnatürliche Motiven des Guten predigten, so machten sie unsre Mädchen zu kalten Schwäzerinnen, die immer glaubten, sie säßen auf dem Einen platonischen Pferde, das zu den Wolken springt, und doch nie Kraft hatten, weder die Erschütterung des Sprungs, noch die obere Atmosphäre des Himmels zu ertragen. Weil Ihr Herren so wenig von der Oekonomie versteht, so habt ihr nicht berechnet, daß man nicht mehr in einen Topf schütten darf, als er hält. Ihr gießt mit euren unzählichen Schriften ganze Bäche in unsrer Mädchen enge Köpfchen und Herzchen; das Beste fließt über, und das Schlechtste bleibt drinnen.

Sollten diese unsre armen Mädchen die Kühe melken, so saßen sie über einem Buch, das sie nicht verstanden; sollten sie graben im Garten, so hielten sie schöne Konversationen; sollten sie einem guten armen Mann in seiner Noth beystehen, so begnügten sie sich, mit lauter Empfindsamkeit über die gefühllosen Menschen zu sprechen, die sich des Elenden nicht annehmen; that ihre Nachbarin etwas

Uebels,

Uebels, so hatten sie gleich eine Predigt über das moralische Schöne auf der Zunge; sollten sie selbst eine Verleugnung thun, so lachten sie und sprachen: Freund, eure Tugend ist nur eine Dulcinee. Am traurigsten ist es anzusehen, wo unsre Mädchen, und unsre noch gesunde Buben zusammen kommen, und es ist ein Genie aus Ihrer Schule unter ihnen. Gleich hängen alle die weiblichen Affen an ihm, und indessen, daß er sie mit seinen und Ihren Verschen unterhält, und ihnen tausend schale Dinge vorsagt, stehen unsre guten nervigen Jungen da, und möchten verzweifeln, daß die Dinger sie nicht eines Blicks würdigen, und daß, wenn der Fraz sie überall mit seiner Empfindsamkeit betasten und belecken kann, sie die Mädchen kaum anrühren können, ohne ein Geschrey über blaue Mäler zu hören, und ohne zu sehen, wie die Dinger die Nasen zuhalten, wenn der frischste unter den guten Buben mit seinem Feldgeruch ihnen von drey Schritten naht.

Wir haben in unsrer und einigen nahgelegenen Städten reiche Narren im Rath und außer dem Rath. Die lassen die jungen Laffen mit großer Sorgfalt immer um ihre Töchter seyn, um den armen Mädchen, wie sie sagen, eine feine Erziehung zu geben. Diese Mädchen sind kaum ein halb Jahr unter ihren Händen, so machen sie die Damen, sehn ihre Mitbürgerinnen kaum über die Achsel an, schämen sich ihrer Väter und klügeren Brüder, und ruhen nicht, bis auch die ihre alten Jacken und Gänge dahinten lassen. Sobald ein Rathsherr eine Parucke aufsezt, dünkt er sich besser als seine Mitbürger. Ist der Mitbürger reich, so thut er's ihm nach; und ist er arm, so thut er's doch nach, und verdirbt sich. Der gemeine Mann verliert das Vertrauen zu uns, da wir so anders aussehen, als er; wir verlieren die Achtung für ihn; alle Bande unsrer glücklichen Gesellschaften werden getrennt! Auch unsre Freyheit verlieren wir! Wir schämen uns des Feldbaus, wir müssen mehr Aufwand machen, müssen baar Geld haben, und müssen also Sklaven von denen werden, die's uns geben können.

Der Staat muß es, der einzelne Bürger noch mehr. Was ist es Wunder, wenn wir über den Geschmack an dem, was sie Schön nennen, erst den Verstand und dann auch die Ehrlichkeit verlieren!

Ihr Herren schöne Geister seyd wunderliche Kreaturen, und viel abderitischer, als wir waren, ehe wir das Unglück hatten, euch zu kennen. Ihr nehmts den Abderiten übel, daß sie große Wasserwerke machten, ohne Wasser zu haben. Was thut ihr anders? Ihr schafft für die Menschen erschreckliche Ideale vom Schönen und Vollkommenen, und könnt ihnen doch den Geist nicht schaffen, sie zu beleben. Ihr verdenkts den Abderiten, daß sie ein fünf Schuh hohes Bildchen auf eine achtzigschuhige Obeliske sezten: — ich bitte euch, stehen eure Ideale von menschlicher Glückseligkeit nicht in den Wolken, und wir krabbeln auf der Erde? Wer ist am meisten Abderite?

Glauben Sie mir, mein lieber Herr Autor, es ist nicht so schwer, Demokrit zu seyn, als Sie glauben. Man braucht sich nur ein großes Bild von Weisheit', und vom Schönen und Guten zu machen, und über alles zu lachen, was dem nicht gleich kommt.

Es würde Ihnen, mein Herr, z. B. sehr leicht seyn, meine Vaterstadt eben so lächerlich zu machen, als Abdera. Wir haben ein Gesez, daß bey uns kein Mitglied des Raths studiert haben darf, als der Bürgermeister und der Stadtschreiber, und dieser hat dazu noch nicht einmal eine Stimme. Wie einfältig, werden Sie sagen! Sind es nicht die Wissenschaften allein, die uns zur Regierung fähig machen? Was würde mein goldner Spiegel ohne sie geworden seyn? Das war vormals gut, da die Pfaffen noch allein Wissenschaften hatten, und man diesen vermuthlich keinen Antheil an der Regierung wird haben lassen wollen; aber nun zu unsern aufgeklärten Zeiten! — Stille Demokritus! Siehst du nicht, daß unsre Verhältnisse sehr eingeschränkt sind? Daß aktives Leben nicht nach gelehrten Grillen beurtheilt

werden

werden muß, daß gerader Menschenverstand, Ehrlichkeit und Erfahrung genug ist, einen kleinen Staat zu regieren; daß wir den ehrlichen Mann, der diese hat und zum Feldbau berufen wurde, nicht von der Regierung ausschliessen werden, um sie einigen müßigen Köpfen zu übergeben; daß wir verlangen, daß unsre Rathsherren immer im Plaz des Bürgers stehen, und gleiches Wohl und Weh der Geseze und Verordnungen fühlen sollen?

Wir haben die alten Zunftordnungen, soviel uns die Reichsgeseze erlauben, noch alle beybehalten. — Wie unsinnig! werden Sie sagen. Müssen eure Schuster noch drey Jahre lernen, wie man einen Schuh macht, und um eurer Baurenschuh willen sich noch drey andre Jahre durch die Fremde betteln? — Ja gewiß! Nicht so wohl um geschickte Schuster zu werden, als um Männer zu werden, um gehorchen zu lernen, um der älterlichen Verzärtlungen sich zu entwöhnen.

Wir lassen keinen vor dem fünf und zwanzigsten Jahre heyrathen. — Was, alle Bande der Natur aufheben? und dem geheiligten Ruf der Liebe Schranken sezen? — Ja! Wir wollen keine Kinder zu Vätern machen.

Wir nehmen keine Dichter, keine Künstler von Profeßion, keinen, der von seinen Renten lebt, zum Bürger an. — Nehmt vierzehn Gran Nieswurz! rufen Sie. — Wahrlich nicht! Wir wollen unabhängig leben, und keinen Geldreichthum unter uns aufkommen lassen, damit unsre Bürger dem Staat unmittelbar angeknüpft bleiben.

Wir leiden keine Komödien, keine Singspiele bey uns. — Wir wissen, daß die Gefühle, die sie erregen, uns zu groß sind!

Wir lassen unsre Geistlichen auf die symbolischen Bücher schwören. — Wir wissen, daß Gott die Fehler des Verstandes nicht haßt, und wollen lieber da irren.

Wir haben eine Einrichtung bey uns, die mit dem Abderitischen Nomophylax viele Aehnlichkeit hat. Unser

erster

erster Rathsherr muß Schüzenmeister seyn! — Wie? sagt Demokritus, und ihr wählt also den besten Schüzen? — Allerdings! Dummkopf hin oder her! — Allerdings! — Warum last ihr keinen andern Schüzenmeister seyn? Weil wir die Gesellschaft in Ehren halten wollen! — O ihr Abderiten! Seht ihr aber nicht, daß die Schüzengesellschaften nun, da euer anderthalb Mann Kontingent vom Kreis exercirt wird, Thorheit ist? — Nein, Demokritus! Wir brauchen gesellschaftliche Spiele, um uns in Freud und Leid zusammen zu halten, und sehen die am liebsten, die Leib und Seele anstrengen.

Alle unsere Dienste, bis auf den Nachtwächterdienst sogar, dürfen bey uns nicht anders, als durch eingeborne Bürger versehen werden. — Pfui! ist das Kosmopolitisch? — Nein! Aber wir gönnen das Brod lieber unsern Kindern, als fremden.

Wir haben ein Grundgesez, daß kein Fremder sich hier länger als vier und zwanzig Stunden aufhalten darf, außer im Fall einer Krankheit; wir haben uns deswegen gegen Aufnahme der Posten und Reichsgerichte privilegiren lassen, und ob wir gleich, unter uns gesagt, eine Abschrift eines alten Dokuments haben, wodurch wir verlangen könnten, daß die Kaiserkrönungen wechselsweis einmal in Frankfurt und einmal bey uns geschehen sollten; so haben doch unsre Voreltern, seitdem der Adel und die Höfe sich so sehr geändert haben, das Original weislich verbrennen lassen, aus Furcht, daß wir so glänzend werden möchten als Frankfurt, wo man so viel zu glänzen und so weit zu gähnen anfängt, als an einem Hof in Europa. — Wir leiden auch keine Seltenheiten unter uns, keine Bibliotheken, keine Kabinette, keine ungeheure Glocken, keine ungeheure Fässer — Kurz wir vermeiden alles, was uns Fremde anlocken könnte. — Also wollt ihr nicht reicher werden? Nein! Nicht weiser? Nein! Nicht gelehrter? Nein! Nicht berühmter? Behüte Gott; — Ihr seyd Erzabderiten! Nein!

Wir

Wir fürchten's zu werden. Liebe, liebe Herren! Noch sind unsre Sitten einfältig, noch ist unser Herz unverdorben! Noch haben wir Menschensinn; wir wollen diese Heiligthümer nicht auf das Spiel sezen. Der Baum der Erkenntniß sieht lieblich aus; aber die Früchte sind giftig für die unverdorbenen Menschen, und bekommen nur den verdorbenen wohl. — Wir leiden nicht einmal Drucker und Buchführer unter uns, die die Bücher verkaufen.

Wir leiden unter uns keine Juden! Das ist grausam, werden Sie sagen, und in der That wir wissen nicht recht, warum unsre Voreltern uns das befohlen haben, aber wir haben sie sonst so weise und gut gefunden, daß wir ihnen immer mehr Verstand zutrauen, als wir haben; deßwegen hängen wir so am Alten, und lassen uns keine Neuerungen aufschwäzen.

Ueberhaupt müssen Sie wissen, mein Herr Autor, daß ein kleines freyes Städchen, eben so wie ein kleiner Junge, oft mit dem Strom schwimmen muß. Ich sehe so gut ein, als einer, daß vieles unnöthiges, unproportionirtes, unverdautes, auch schädliches in unserm Unterricht der Religion steht; wollen Sie aber, daß wir deßwegen mit unsern Geistlichen Händel anfangen sollen, die für einen weggepuzten Flecken in der Lehre, hundert Aergernisse im Leben geben würden? Wollen Sie, daß wir bey unsern Bürgern uns Mistrauen zuziehen, und den Geistlichen, die den alten Glauben vor sich haben, so gefährliche Blößen und, durch sie, ein Uebergewicht von Gewalt geben sollen?

Ich weis, daß unsre bürgerlichen Geseze, seitdem wir die römischen Rechte haben, fast unausstehlich sind. Sollen wir aber, wir Tropfen im Ocean, allein zurück schwimmen? Ueberall umringt mit Nachbaren, mit denen wir die meisten Prozesse haben, abhängig von den Reichsgerichten und oft von den Juristenfakultäten, was für einen Riß würde da unser neues Gesezbuch machen? Und dann? Ihr Herren glaubt doch wol nicht, daß ein bürgerlich Gesezbuch so leicht

ge-

geändert wird, wie ein paar Schuh? Freylich in euren Usongen, euren goldenen Spiegeln und dergleichen, habt ihr gut Gesezbücher ändern. Ihr schafft euch lauter Genien, wo ihr sie braucht, lacht über die Feenmärchen unsrer Alten, und macht noch zehnmal unwahrscheinlichere.

Es ist in der That keine große Kunst, Schildbürger- und Schöppenstädter Streiche zu erfinden, und was wir in unsern kleinen Städchen thun, durch verschobene Karikaturen lächerlich zu machen.

Wir sind auch Menschen, und eingeschränkte Menschen, und fehlen wie andere. Aber fehlt das englische Parlament, das französische Ministerium, und die deutschen Höfe, fehlen sie nicht auch? Weil ihr glaubt, ihr könntet unsre kleine Maschine übersehen, weil euch die Folgen unsrer Fehler so nah liegen, weil wir keine Ordensbänder und Sterne an haben, weil ihr über uns, einzeln genommen, den Vorrang habt, so glaubt ihr, daß ihr gegen unsre Narren oder unsre Irrthümer euch alles erlauben könntet.

Ihr macht euch gewaltig lustig, wenn wir einmal in unsrer Rathsstube mit einander zanken. Warum macht ihr euch über das englische Parlament nicht eben so lustig? — Ja, sagt ihr, das geschieht dort um wichtiger Gegenstände willen, und hat wichtige Folgen — Was kümmert uns eure Idee vom Wichtigen! Unser Hirtenhaus muß uns so wichtig seyn, als den Engländern ihre Kolonien; oder wir sind nicht werth, Magistrat zu seyn. Und hat unser Gezänk keine so wichtige Folgen, so ists desto besser für uns.

Ihr nehmts den Abderiten sehr übel, daß sie für ein Gemälde eine kleine Provinz ausschlugen. — Ich will nicht sagen, daß der König, der sie anbot, zehnmal abderitischer war; aber was würdet ihr über uns sagen, wenn ihr wüßtet, daß wir eine alte Eiche haben, für die man uns 800 fl. geboten, und daß wir, in einer Noth des Staats, lieber so viel borgten, als sie weggaben? — Ihr fühlt den Werth des Alterthums nicht, weil ihr immer mit

euren Sitten und Geschmacksverbesserungen nur das Neue liebt. Die Eiche ist uns heilig. Unsre Kinder tanzen im Sommer um sie herum, und wer sie anblickt, liebt unsre Väter um ihrentwillen, und verehrt das Alterthum, dessen Erhaltung und Verehrung uns so theuer ist, weil auf ihm unsre Freyheit ruht.

Ihr lacht über die Abderiten, daß sie ernste Bilder in ihren Gymnasien und Fechtschulen, und wollüstige in ihren Rathhäusern hatten. Wir haben den Kirchhof bey unserm Tanzsaal, und die allerromantischte Aussicht vor unserm Rathhaus. — Oft hat der Kirchhof die wilde Freude des Jünglings gemildert, und oft hat der Anblick unserer frohen Gefilde den Rathsherrn menschlich und gelinde gemacht.

Wir haben auch einmal einen **Demokrit** unter uns gehabt. Dem Mann kam's so lächerlich vor, daß wir manchmal Stunden lang über die Wahl eines Hirten deliberirten. Er konnte nicht ausstehen, daß wir alle Abende unsre Thore verschliessen, und die Fremden, eben als wenn wir eine wichtige Festung zu vertheidigen hätten, gar nicht, oder nur mit vieler Mühe einließen, daß wir keine Messe anrichten wollten, daß wir die Flüsse nicht besser zum Handel nuzten, daß wir den Salpeter, dergleichen es bey uns viel giebt, nicht aufsuchen wollten, daß wir den Tabaksbau, der bey uns gut fortkommen konnte, verboten; daß wir die besten und würdigsten Fremdlinge, die bey uns wohnen wollten, nicht annahmen; daß wir unsre Gesundbrunnen nicht besser ausposaunten und den Badgästen nicht angenehmern Zeitvertreib schafften, und was dergleichen mehr ist. — Wir hatten weder Muße noch Lust, ihm, da er nicht vom Rath war, die Gründe unsers Verfahrens zu zeigen, weil wir sahen, daß sein Kopf Licht hatte, das nur leuchtete, nicht wärmte; doch wurde uns der Thor beschwerlich. Wir waren freylich so Abderitisch nicht, daß wir einen Arzt fragten, ob der Mensch ein Narr wäre; wir fühlten, daß ers war.

und fanden kein besser Mittel, ihn klüger zu machen, als daß wir ihn von der Pflegschaft lossprachen, worin er noch stand. Er verkaufte gleich alles, was er hatte, und ging in eine große Stadt, den Philosophen und schönen Geist zu machen. Man hörte ihn dort gern; da er aber gewohnt war, sich mehr um Andre, als um sich zu bekümmern, so waren seine paartausend Thaler bald hin. Er kam wieder, und sah es für ein Glück an, daß wir ihn zum Thorschreiber machten, an welchem Posten er nun mit unsern Schlüssen sehr zufrieden ist.

Wir bitten Sie, mein Herr, und alle Ihres gleichen, die immer, um die Ehre zu haben uns zu bessern, sich uns ganz anders denken, als wir sind, und dann Flecken abwischen, die sie selbst gemacht haben, oder uns nach ganz andern Maasstäben messen, als wonach wir gemessen werden müssen; ich bitte, lassen Sie uns in Ruhe! Wir sind herzlich mit unsrer Mittelmäßigkeit zufrieden; wir wollen alle die schönen Empfindungen nicht, die Sie uns aufdringen, weil wir die wahren behalten wollen, die wir haben; wir wollen nicht klüger seyn, als unsre Väter, weil wir nicht reicher sind, und so glücklich seyn können, als sie; wir wollen nicht berühmter seyn, als wir sind, weil wir uns am besten dabey befinden, wenn man uns gar nicht kennt; wir wollen nicht mehr glänzen, damit wir niemand verblenden! —

Ihr Apostel des Schönen, habt ihr noch nicht gelernt, daß das Schöne so selten ist; warum schreibt ihr denn so viel?

Ihr Apostel des Guten, habt ihr noch nicht gelernt, daß das Gute anderswo, als in den Gehörnerven und auf der Zunge liegt; warum schwazt ihr denn so viel?

Ihr Apostel der Weisheit, habt ihr noch nicht gelernt, daß Weisheit nur verhältnismäßig Weisheit ist; was sollen uns eure Ideale?

Ihr

Ihr Apostel des Verstandes, habt ihr noch nicht gelernt, daß der Verstand kühlet, und daß wir mehr Wärme, als Kühlung brauchen?

Und ihr, die schalsten unter allen, ihr Apostel der Empfindsamkeit, wißt, daß wahre Empfindsamkeit eine Gabe Gottes ist; und daß die Empfindsamkeit für Schmetterlinge und Veilchen, um die ihr immer herumtanzt, wenn man ihrer nicht so bald müde geworden wäre, ganz Deutschland kastrirt haben würde.

***** in Schwaben.
Oct. 1775.

**
Burgermeister zu
****.

---

6.

# Elise von Mannsfeld.

## Eine
## Ballade aus dem zwölften Jahrhundert.

„Wie manche sehnten sich nach dir,
Du kühle, stille Nacht!
Nur du hast ihnen Labung, Ruh,
Und süßen Schlaf gebracht!

Auch mir kömmst du erwünscht! Izt kann
Ich frey und einsam seyn;
Durch manchen tiefen Seufzer nun
Mir lindern meine Pein.

Ach Gott! Was hab ich denn gethan,
Daß sie so grausam sind?

Mein Vater nannte mich ja stets
Sein liebes, gutes Kind.

Und ihren besten Segen gab
Die Mutter sterbend mir.
Der wird im Himmel einst erfüllt,
Doch wahrlich nicht auch hier.

Daß dieser Segen sich nur nicht
In Fluch verkehr für die,
Die so mich kränken! Gott verzeih,
Und lehr Erbarmen sie!

Ach! Alles trüg' ich mit Geduld,
Wenn, Liebe, du nicht wärst,
Die du durch hoffnungslose Quaal,
Mein krankes Herz verzehrst.

Kann ich's nicht dulden, nun wohlan,
So hab ich einen Trost!
Dann brichst du, armes Herz! Drum sey,
Bis daß du brichst, getrost!„

So eben kehrt ein Rittersmann
Von seinem Ritt zurück,
Und kömmt, geführt von seinem Pfad,
Hart an des Schlosses Brück;

Da dringt des Fräuleins Klageton
Ihm tief ins Herz hinein.
Er wähnt, sie fleh' um Hülf' ihn an,
Und will ihr Retter seyn.

Voll Ungeduld und voll Begier
Umher sein Auge glüht,
Bis endlich, hoch am Fenster, er
Das Fräulein stehen sieht.

„Ach, Fräulein, sag, was jammerst du?
Vertraue mir dein Leid!

Dieß Schwert, der Arm, dieß Leben sey
Zu deinem Dienst geweiht!„ —

„Ach, edler Ritter! Schwert und Arm
Ist nicht, was mir gebricht,
Nur Trost für dieß beklommne Herz
Und, ach! den hast du nicht!„ —

„Entdecke mir dein kränkend Weh!
Das wird dir Lindrung seyn,
Und meine Mitleidsthräne wird
Dir einen Trost verleihn.„ —

Du guter Jüngling! Höre denn:
Ich eine Waise bin,
Und mit den lieben Eltern starb
Mir Ruh und Freude hin.

Ein Ohm und eine Muhme jezt
An Eltern statt mir sind.
Die quälen mich, daß Gott erbarm!
Und tödten schier ihr Kind.

Mein Vater war ein reicher Graf;
Nun ist das Erbe mein.
O wär ich arm! Dieß schnöde Gut
Ist Ursach meiner Pein.

Mein Oheim dürstet Tag und Nacht
Nach meinem Hab' und Gut;
Drum sperrt in diesen Thurm mich ein
Des harten Mannes Wut.

Hier bleib ich, droht er, wo ich nicht
Erwähl' am dritten Tag,
Ob ich den Sohn zum Ehemann,
Ob ich ins Kloster mag.

Wie eilig wär die Wahl geschehn!
Ich thät den Schleyer an,
Ach! liebte nicht mein junges Herz
Den schönsten, besten Mann.

Jüngst beym Turniere sah ich ihn;
Ich sah, und liebt' ihn gleich.
Wie frey, wie edel, und wie kühn!
Nicht Einer war ihm gleich!„ — —

„Sey, edles Fräulein, gutes Muts!
Ins Kloster sollt du nicht;
Noch minder sollt du seyn die Schnur
Vom alten Bösewicht.

Ich kann's! Ich will's! Ich rette dich!
Das ist mein fester Sinn,
Bring dich in deines Jünglings Arm,
So wahr ich Stolberg bin!„ —

„Du Stolberg? O, mein Leid ist hin!
Mein Engel führte dich!
Du bist mein trauter Jüngling, du,
Nach dem ich sehnte mich!

Izt sag' ich's frey und offen dir,
Was schon mein Blick gestand,
Als ich um deine Lanze jüngst
Den Eichenkranz dir wand.„ —

„O Gott! Du mein geliebtes Kind!
Elise Mannsfeld! O!
Dich liebt' auch ich beym ersten Blick;
Noch keiner liebte so!

An meiner Lanze sieh den Kranz,
Den sie nun ewig trägt!

Ach!

Ach! könntest du dein Bild auch sehn,
So tief hier eingeprägt!

Jedoch was säumen wir? Ich bring
Dich heim vor Sonnenschein;
Und unsrer keuschen Liebe soll
Nichts mehr im Wege seyn.„ —

Von ganzer Seele lieb' ich dich,
O Jüngling! aber doch
Sträubt sich mein jungfräulich Gefühl
Beym raschen Vorsaz noch.

Du kennst die arge Welt. Du weist,
Wie im Triumphe sie
Mir Stand und Ehr', und Tugend nimmt,
Wenn ich mit dir entflieh.„ —

O Mädchen! Was ist uns die Welt?
Laß immerhin sie schreyn!
Dein Beyfall nur, mein Beyfall nur
Soll unser Richter seyn!

Und keiner deines Stammes soll
Vernehmen deine That,
Bis uns des Priesters Seegenshand
Zur Eh geweihet hat.

Auch führ' als Gattin ich dich erst
In meine Burg hinein.
Nun geht's zu meiner Schwester hin;
Da soll die Trauung seyn.

Wie wird mein liebes Gustchen sich
Der lieben Schwester freun!
Wie wird des lieben Bruders Glück
Ihr' eigne Wonne seyn!

Elise, laß uns eilen! Komm!
Gleich ist es Mitternacht!

Der Mond, der jezt so hell uns scheint,
Hat bald den Lauf vollbracht.„ —

Nun schlich das Fräulein leisen Tritts
Hinab den Windelsteig,
Bis unten sie zum Fenster kam;
Da ward sie todtenbleich.

Doch schnell ergriff sie wieder Herz,
Und öfnet' es behend,
Und wagt's, und springt dem Ritter zu,
Der ihr entgegenrennt.

Sein Mädchen drückt er sprachlos jezt
Fest an sein klopfend Herz.
Für ungefühlter, reiner Lust
Vergaß sie allen Schmerz.

Dann hob er freudig sie auf's Roß,
Und vor ihr sazt' er sich.
Sie schlang den weißen Arm um ihn.
Fort ging's nun ritterlich! — — —

Vom Roß und freudigem Gebell
Des treuen Greifs erweckt,
Läuft schnell die Zof' ans Fenster hin;
Ihr Fräulein sie entdeckt.

Sie tobt mit wildem Angstgeschrey,
Klagt allen ihre Noth.
Der Alte schäumt und flucht und schwört
Der Nichte Schmach und Tod.

Er fodert seine Sassen auf,
Und eh der Tag begann,
Verließen rüstig sie das Schloß.
Er führte selbst sie an. — — —

Indessen war das Ritterpaar
Durch Anger, Wies' und Feld,

Weit

Weit über Berg und Thal und Forst,
Vom günst'gen Mond' erhellt.

Mit lautem Schaumgetöse stürzt
Die Bude vor sie hin:
„Es geht, mein Kind! Erzittre nicht!
Des Wegs ich kundig bin.„ —

Der Rappe stuzt, und hebt den Fuß,
Und prüft den Strom gemach,
Drauf strebt er wiehernd durch, als wär's
Nur ein Forellenbach.

Nun kamen sie ans Schloß gesprengt,
In Himmelswonn' entzückt.
Beschreib's, wer eine Freude je,
Wie diese war, erblickt!

Nun saßen sie bey'm frohen Mahl;
Der Becher ging umher;
Ein Knappe kam: „Auf, edler Graf!
Der Mannsfeld rücket her!„ —

Und Braut und Schwester jammerten,
Zerrauften sich das Haar,
Indessen Stolberg schon zu Pferd
Im vollen Harnisch war.

Dem Zug er schnell entgegen eilt
Und ruft dem Mannsfeld laut:
„Umsonst ist deine Müh! Sie ist
Als Weib mir angetraut!

Und bin ich nicht vom edlen Stamm,
Deß Ruhm erschallet weit,
Der Führer unsern Heeren gab
Schon zu der Heiden Zeit?„

Mit eingelegter Lanze sprengt
Der Alte gegen ihn,

 Sein

Sein Hauffe folgt. Der Ritter steht,
Und wartet ihrer kühn,

Und zieht sein Schwert. Als Mannsfeld naht,
Verhaut er ihm den Stoß,
Und haut, und haut den Schädel durch,
Daß er zur Erden schoß.

Die Reisigen zerstreuen sich;
Der Ritter eilt nach Haus,
Und ruht die lange, süße Nacht
In Lieschens Armen aus.

Christian Graf zu Stollberg.

---

7.

# Winkelmann's Briefe an Herrn H.

(s. den Anfang im Jänner S. 67.)

---

4.

Theuerster Freund,

Rom. den 1sten Dez. 1765.

Es ist wahr, was in den Zeitungen gemeldet worden; es ist aber die vorgeschlagene Sache nicht zum Entschlusse gekommen. Ich hätte eine Thorheit begehen, und der Liebe des Vaterlandes mein Vergnügen, welches niemand besser als ich kennt, aufopfern können, wenn nicht die Oekonomie den Handel zerrissen hätte. Nicht zu gedenken, daß eine Erfahrung von zehn Jahren in Rom sehr kostbar ist, und schwerlich einem andern Fremden mit gleichen Vortheilen zufallen wird, und daß man in Tobolsk eben so gut als zu

Ale-

Alexandrien ein großer Algebraist werden kann; man hätte aber bedenken sollen, daß, wenn man Rom genugsam jenseit der Alpen kennen könnte, es ein großer Unterschied ist, jemanden von Petersburg, oder aus den Alpen, als von Rom zu berufen. Da nun fast ganz Rom Theil an diesem Entschlusse nahm, und mir der Pabst und einer der würdigsten Kardinäle neue vortheilhafte Anträge gemacht haben, so muß fernerhin an keine Aenderung gedacht werden. Meine Allegorie wird allererst diesen Winter erscheinen, weil Walther dieses Werk in der von ihm selbst zu Dresden angelegten Druckerey besorgt. Ich muß Gedult haben. Es ist nunmehr bald ein Jahr, daß meine Handschrift abgeschickt wurde. Bey müßigen Augenblicken, welcher sehr wenig sind, zumal, da ich izo mit dem Prinzen Georg August von Mecklenburg Streliz, welcher ein ganzes Jahr in Rom zu bleiben gedenkt, beschäftigt bin, und, ausser diesem Herrn, mit dem Duc de la Rochefoucault, welches der gelehrteste Reisende ist, den ich habe kennen lernen, mache ich einen besondern Aufsaz von der Kunst der Griechen insbesondre.

Um die Hälfte vorigen Monats Oktober wurden in dem Weinberge des Hauses Verospi, innerhalb der Mauren von Rom, und nahe der Porta Salara gelegen, zwey sehr wohlerhaltene Statuen entdeckt. Es stellen dieselbe halbliegende junge Mädchen vor, die etwa halb Lebensgröße, und mit einem einzigen sehr dünnen Gewande bekleidet sind. Dieses Gewand besteht, wie überhaupt das Unterkleid aller männlichen und weiblichen Figuren der Alten, aus zwey langen viereckigen Stücken, die in ihrer Länge zusammengenäht sind, und auf den Achseln mit drey Knöpfchen aneinander hängen. An diesen Figuren fällt der zusammengeknöpfte Theil von der einen Achsel bis auf den halben Oberarm herunter, und entblößet dadurch beyde Brüste, deren Form ein jungfräuliches Alter zeigen. Mit dem linken Arm haben sich diese Figuren auf dem ovalen Sockel, auf welchem sie liegen, gestüzt, und die rechte Hand ist hängend ausgestreckt, wie

wenn sie Würfel ausgeworfen hätten, von welchen jedoch keine Spur zu sehen ist. Unter jeder von ihnen liegt ein kleiner Bogen, dessen äussere Enden in Gestalt eines Greifkopfs gebildet sind; es sind aber weder Köcher noch Pfeile angezeigt. Beyde sind einander völlig ähnlich, sogar der Sockel derselben. Zu bedauren ist, daß ihnen bey ihrer Erhaltung die Köpfe fehlen, die man annoch im Nachgraben zu finden hoffet. Aus den Köpfen würde man mit Zuverläßigkeit schliessen können, ob es junge Amazonen sind, wie ich glaube, die etwan anfangen wollen, sich mit dem Bogen zu üben. Denn die Idee in den Köpfen ihrer Satuen ist sich beständig gleich, wie sich an den Statuen der Amazonen in der Villa Mattei, im Pallaste Barberini, an einer andern in der Gallerie des Kapitolinischen Museums u. s. f. zeiget. Diese Bemerkung haben diejenigen nicht gemacht, welche auf einer andern Amazone, ebenfalls im Campidoglio, einen willkührlichen alten Kopf sezen lassen, und zu einer andern an eben dem Orte einen ganz neuen Kopf mit einem Helme gemacht. Die wahren Köpfe ihrer Statuen sind ohne Helm (welchen sie aber auf erhobnen Werken haben) und geben den Begriff einer Virago. Diese Unachtsamkeit ist um so viel mehr zu tadeln, da man im gedachten kapitolinischen Museum zwey herrliche Köpfe von Amazonen hat, die sich auf gemeldete ergänzte Statuen gepaßt hätten. Es sind aber diese Köpfe noch jezo unerkannt.

Diese Entdeckung, welche noch jezo geheim gehalten wird, ließ ich den Tag nachher, da dieselbe gemacht worden, dem Prinzen von Mecklenburg sehen, nebst dem Orte, wo diese Figuren in ihrer Gruft neben einander gelegen hatten. Der Ort scheint ein Zimmer gewesen zu seyn; aus dem Schutte der Trümmer aber ist kein deutlicher Begriff zu ziehen.

Gedachter Weinberg war ehemals ein Theil der bekannten Salustischen (nicht Salustii de bello catilinario, wie die venezianische Unwissenheit vorgiebt) und nachher kaiserlichen Gärten, und es ist derselbe ein unerschöpflicher

Boden,

Boden, wie die Alterthümer beweisen, die jedesmal gefunden worden, wenn es den sorglosen Eigenthümern derselben eingefallen ist, zu graben. Hier wurden unter Pabst Klemens XI, die vier schönsten ägyptischen Statuen des ältesten Stils, im Campidoglio, gefunden.

Ich muß auf heut schliessen, werde aber mit der nächsten Post Nachrichten von andern Entdeckungen übermachen. Ich bin

Ihr beständig ergebener und eigener

Winkelmann.

5.

Rom, den 28sten Dez. 1765.

Theuerster Freund,

Ich gab Ihnen neulich Nachricht von zwey Statuen, die in einem Weinberge des Hauses Verospi, auf dem Grund und Boden der ehemaligen Salustischen Gärten, entdeckt worden; es fiel mir aber nicht ein, um mich für einige Personen deutlicher über die Stellung derselben zu erklären, anzuzeigen, daß dieselben so wohl in Absicht der Größe, als der Lage und der Kleidung, derjenigen Figur eines jungen Mädchens vollkommen ähnlich sind, welches Spielknochen (Astragalos) aus der Hand wirft, und ehemals in dem Besize des Kardinals Polignac war. Man hat noch bis izo die Köpfe dieser Figuren nicht finden können, und folglich wird die Bedeutung derselben nicht zu bestimmen seyn. Andere ganz neue und wichtige Entdeckungen sind seit dieser Zeit nicht gemacht, und ich kann von nichts melden, als von einem kleinen Kopfe einer Pallas, welcher in Elfenbein erhoben geschnitten ist, und, wie man aus der Rundung dieses Stücks ersiehet, zum Zierrathe auf einem Gefäße, oder etwan auf Waffen, gedient hat. Es wurde mir dieser Kopf von meinem Herrn und Freunde gegeben, und diesem war derselbe

derselbe von den Karthäusernonnen zugeschickt, welche die Obliegenheit haben, diejenige Erde, die in den Katakomben in und ausser Rom ausgegraben wird, nachdem dieselbe an dem Orte selbst durchsucht worden, in ihrem Kloster von neuem durchzusieben, damit nichts verloren gehe, was sich etwa von Ueberbleibseln heiliger Leiber in dieser Erde finden sollte. Besagte Pallas war im Aussieben gefunden, so wie einige Zeit zuvor ein schöner erhobengeschnittener Achat, dessen Grund braun und durchsichtig, die Lage der geschnittenen Arbeit aber das schönste Weiß ist. Es ist auf demselben ein Centaur vorgestellt, welcher einen Stein auf eine sizende nackte Figur werfen will. Ueber dieselbe flieget die Seele in Gestalt der Psyche. Diese Figuren sind nur angelegt, und aus dem Gröbsten entworfen, und nicht ausgearbeitet. Es ist dieser Stein durch eben den Kanal an mich gekommen. Die Katakomben sind eine unerschöpfliche Schazgrube der Werke alter Kunst, und was sich von großen Medaglioni in der Vatikanischen Bibliothek befindet, so wohl die Sammlung, welche der Kardinal Carpegna gemacht hat, die von dem Senator Buonarroti erklärt ist, als diejenige, welche man dem Hrn. Kardinal Alexander Albani zu danken hat, ist aus gedachten unterirdischen Grüften geholet. Eben, da ich dieses schreibe, wurde ich von dem Hrn. Kardinal gerufen, einen Kopf der Matidia, der Schwestertochter des Trajanus zu besehen, welcher ihm eben damals aus den Katakomben war zugeschickt worden. Wenn ich unter neue Entdeckungen begreifen wollte, was von unbekannten, obgleich vorlängst gefundenen, Sachen an das Licht kömmt, würde ich Ihnen alle Posttage mit Neuigkeiten aufwarten können. Von dieser Art ist ein Kopf eines Kindes von etwan acht Jahren, welcher entweder den Markus Aurelius in seiner Kindheit, oder den Annius Verus vorstellt. Es ist derselbe den heiligen Weihnachtsabend von dem Bildhauer Bartholomäo Cavaceppi in einem vornehmen römischen Hause gefunden und gekauft. Dieser Kopf ist einer der schönsten, sonderlich in der Arbeit der Haare,

die ich irgend gesehen, und es haben sich an demselben die feinsten Spizen der Locken erhalten. Es ist dieses Stück bisher niemanden bekannt gewesen.

Ich nenne aber neue Entdeckungen in den Alterthümern nicht allein Marmore, die von neuem ausgegraben werden, sondern auch neugefundene Erklärungen unbekannter Bilder auf alten Werken, und da ich Sie mit Nachrichten von Entdeckungen zu unterhalten suche, wird es Ihnen nicht unangenehm seyn können, etwas Neues in dieser zweyten Art zu erfahren. Ich habe lange Zeit über einen Jupiter, welcher auf einem Centaur, nach Art reitender Weiber, sizet, gedacht. Dieser Centaur hält in der einen Hand ein junges Reh, und auf dem Kreuze desselben sizet ein Adler. Ich habe dieses Werks, unter den schwerzuerklärenden Vorstellungen, die ich in der Vorrede zu der Beschreibung der stoßischen geschnittenen Steine angezeigt habe, Erwähnung gethan. Es ist ein dreyeckiger Altar, und stehet in dem Keller unter dem Pallaste der Villa Burghese. Endlich habe ich dieses Räthsel aufgelöset. Es ist ein Jupiter der Jäger (κυνηγέτης) welcher auf einem Centaure jaget, und es kann dieser vielleicht Chiron selbst seyn, der den Achilles auf seinem Rücken reiten lehrte, ihm junge Löwen brachte, und endlich ihn zur Jagd anführte. Jupiter ist auf Münzen der Stadt Tralles mit drey Jagdhunden vorgestellt. Es hätte in meinem Versuche der Allegorie dieses seltenen Werks gedacht werden sollen.

Von Entdeckungen an den vor Alters von dem Vesuvius verschütteten Orten ist, seit meiner leztern Reise, die merkwürdigste ein Tempel der Isis, welcher zu Pompeji ausgegraben worden, und einer von den Tempeln ist, welche ὑπαιθρα, ohne Dach, hießen. Es ist dieses Gebäude eigentlich ein kleiner Plaz, welcher auf zwey Seiten mit einer Mauer eingeschlossen ist, und auf den zwey andern Seiten Säulen, und zwey von dorischer Ordnung, hat, die aber nur gemauert, und mit Gypse übertragen sind. Innerhalb

dieses

dieses eingeschlossenen Plazes ist eine sogenannte kleine Kapelle, mit Pilastern versehen, und mit einem Dache von Ziegeln, in welcher eine Isis stand. Neben dieser Zelle steht ein länglicher Opferaltar. Aus diesem Plaze oder Tempel geht man in zwey, nebeneinander gebauete Zimmer, welche ausgemalt sind. Das eine von den Gemälden daselbst stellt den Merkur vor, wie er einer sizenden weiblichen Figur die Hand gibt, um deren Arm sich eine Schlange gewickelt hat, wo vielleicht auf die Liebe zwischen gedachtem Gott und der Proserpina gedeutet worden, deren Cicero an einem Orte von der Natur der Götter gedenkt. Da aber die Schlange bey einer Proserpina ziemlich weit zu holen seyn würde, die Isis aber mit einer Schlange in der Hand erscheinet, wie dieses an seinem Orte in Erklärung der stoßischen Steine angezeigt worden, so soll hier vermuthlich die genaue Freundschaft zwischen der Isis und dem Merkur angezeigt werden, als welcher nach dem Diodor von Sicilien der Isis erster Rath in Aegypten war, da sie als Königin nach dem Tode des Osiris daselbst regierete. Zwischen diesen beyden Figuren, und zwar hinter ihnen, steht eine, wie mit Lorbeeren bekränzte, weibliche Figur, die mit der rechten Hand dem Merkur den Kaduceus reicht, und an diesem Arme das gewöhnliche Gefäß bey dem Dienste der Isis, Situla genannt, hängen hat, mit der linken Hand aber ein Sistrum hält. Hinter der sizenden Isis steht eine nackte weibliche Figur (die andern sind bekleidet) ebenfalls mit einem Sistrum in der rechten Hand, und mit einer langen Gerte in der linken. Unter der Isis sizet ein Kind, welches vielleicht Harpokrates ist, und unter dem Merkur liegt die Figur des Nils. Ich habe dieses nach einer flüchtigen, und aus dem Gedächtnisse gemachten Zeichnung entworfen, die mir der Herzog de la Rochefoucault, welcher vor ein paar Tagen von Napel zurückgekommen ist, mitgetheilt hat. Ueber der Thüre gedachten offenen Tempels hat folgende Inschrift gestanden:

M.

M. POPIDIVS. M. F. CELSINVS.
EDEM. ISIDIS. TERRAE MOTV. CONLAPSAM.
VNDAMENTO. P. S. RESTITVIT. HVNC. DECVRIONES. OB. LIBERALITATEM.
M. ESSET. ANNORVM. SEXS. ORDINI. SVO. GRATIS. ADLEGERVNT.

Buchstaben der ersten Reihe haben die Länge eines Fin; die in den zwey folgenden Reihen die Länge zweyer der eines Fingers, und die vierte Reihe hat Buchstaben wie das äusserste Glied eines Fingers lang, woraus auf die Höhe dieser Thüre, und folglich auch der Säu- und des ganzen Gebäudes schließen kann. Es würde diese Inschrift verschiedenes zu bemerken seyn, wenn icht innerhalb der Gränzen eines Briefes bleiben wollte.

Ich lag gedachtem Herzog an, von Pesto nach Velia hen, und das zu thun, was mir nicht gelingen wollen, ich die dortigen Alterthümer zu untersuchen, sonderlich, n junger geschickter Maler aus Lyon in dessen Gefolge Ich hatte demselben alle Schwierigkeiten, denen diese unterworfen seyn könnte, vorgestellt, und zu heben ht. Es hat mich aber dieser Herr überzeugt aus sichern richten, die er in Pesto von einer beglaubten Person mmen, die daselbst gewesen ist, daß, ausser wenigen Mauern, von der berühmten Stadt Velia nichts sey, und daß diese Neugier die Kosten nicht tra- da man dahin, aus Mangel gebähnter Wege, nicht nde gehen kann, sondern zu Schiffe gehen muß, welche unter fünf Tagen nicht zu machen ist. Velia heißt gropoli.

Ich muß, ehe ich endige, nach Rom zurückgehen, ine der seltensten Entdeckungen in ihrer Art anzeigen, die gemacht sind, und dieses vor wenigen Tagen. Es e griechische Münze in Metall, welche von der Stadt nesia oder Sipylum auf den Markus Cicero geprägt worden.

worden. Es ist dieselbe in Agro Romano von einem Landmanne gefunden, und sie wurde, von Erde annoch bedeckt, von einem Krämer alter Münzen, welcher aber ein großer Kenner in diesem Gewerbe ist, für einen Augustus in griechischen Kolonien geprägt, gekauft, weil alle kaiserliche Münzen aus römischen Municipien und Kolonien nicht häufig sind. Ebendafür kaufte diese Münze ein hiesiger gelehrter Kamalduensermönch, der P. Abate Sarti, und dieser entdeckte unter dem Kopfe den Namen M. TTΛ. KI. . . . die folgenden Buchstaben des Namens Cicero sind nicht deutlich zu lesen. Der Besizer hatte die Münze, da ich gestern zu ihm kam, ausser dem Kloster zum Abzeichnen gegeben, und ich habe dieselbe also noch nicht gesehen, werde aber heute meinen geliebten Prinzen von Mecklenburg hinführen. Unterdeß hat mir eben derselbe Pater zwey Stellen aus des Cicero Briefen an seinen Bruder gezeiget, die gedachte Stadt Magnesia betreffen, und welche zur Erläuterung der Münze dienen können. Diese Münze ist also die zweyte von ihrer Art, welche in neuern Zeiten bekannt worden ist; die andre ist in dem farnesischen Museo zu Capo di Monte in Napel, und der P. Pedrusi bringet dieselbe bey, man glaubt aber, die Rückseite müsse unrichtig gezeichnet seyn, weil sie verschieden ist von der unsrigen, als welche eine Traube und ein Weinblatt vorstellet. Von der Farnesischen Münze geschieht Erwähnung aus einem ungedruckten Briefe des Fulvius Ursinus, dem dieselbe gehörte, und diese Nachricht findet sich in dem, was man über eine vermeynte Statue des Cicero in dem Museo Capitolino gesagt hat.

Endlich ist der berühmte Wortley Montague von seiner Alexandrinischen und Sinaitischen Reise zurück nach Italien gekommen, und ist izo in Pisa. Ich habe den Aufsaz von seiner Reise, welchen er an die Englische Societät geschickt, und durch meine Vermittelung dem Prinzen von Mecklenburg abschriftlich mitgetheilt hat. Die Hauptsache betrifft die Innschrift an dem Berge Sinai, welche von ihm, als einem großen Kenner der morgenlän-

dischen

dischen Sprachen, sehr genau abgeschrieben ist, aber nicht hat können erklärt werden. Montague hält indessen dieselbe für hebräisch, und zwar aus spätern Zeiten, und ich bin seiner Meynung. Hiervon künftig ein mehreres.

Indem ich dieses schreibe, kommt der würdige regierende Fürst von Anhalt Dessau, welcher gestern hier angelangt ist, in mein Zimmer. Ich bin, wie beständig, Ihr eigener

Winkelmann.

---

## 8.

## Schreiben

## des Herrn Adjunkts Inochodzow*)

## an den Herrn Hofrath Kästner.

---

Petersburg. den 2. Jul. 1775.

..... Von unsrer unglücklichen Expedition will ich Ihnen eine kurze Nachricht mittheilen. Es ist ihnen schon bekannt, daß ich diese Reise mit Herrn Professor Lowitz gemeinschaftlich gethan habe. Wir wurden beyde so wohl mit besondern Befehlen an die Stadthalter, als auch mit akademischen Instruktionen versehen. Ich trat einige Tage vor ihm die Reise nach Moskwa an, und von dort nach Kasan. Von Kasan giengen wir schon zusammen über Orenburg nach unserm Bestimmungsort, dem Städchen Gurjew, welches zehn Werste vom Kaspischen Meere am jezigen Ural-

*) Herr Adjunkt Inochodzow hat ehedem die Mathematik zu Göttingen studirt.

Uralfluß liegt, der vor diesem Jaik hieß. Nach Beobachtung der Venus reisten wir, und zwar zu Anfang des Septembers, über das Kaspische Meer nach Astrachan. Hier trennten wir uns. Herr Professor L. blieb in dieser Stadt, und ich ging die Wolga hinauf nach Zarizin, wo ich die astronomischen Observationen wegen der Breite und Länge anstellte, indeß Hr. L., nachdem er mit geographischer Bestimmung von Astrachan fertig war, in gleicher Absicht nach Kislar und Mosdoh ging, und mir schrieb, ich möchte nach Dmitriewsk gehen, und ihn dort erwarten. Er glaubte mit Ausgang des Jahrs 1770 dahin zu kommen, kam aber erst den 1ten Jun. 1771. Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß uns, ausser astronomischgeographischen Beobachtungen, noch die geodätischen, und insbesondre die Untersuchung des Dmitriewskischen Kanals, aufgetragen worden. Das übrige werde ich aus meinem der Akademie vorgelesenen Berichte kürzlich anführen. Hr. L. machte, gleich nach seiner Ankunft zu Dmitriewsk, einige wenige astronomische Beobachtungen, und beschäftigte sich mit Zubereitung der zu geotädischen Operationen dienlichen Werkzeuge, und weil zu D. keine Künstler vorhanden waren, die ihm helfen konnten, so muste und wollte er alles selber machen, und zwar, nach seiner Art, alles recht sauber. Unter diesen Zubereitungen, Besserungen und Aenderungen verstrich dieser Sommer und Winter. Den ganzen folgenden Sommer war er immer kränklich. Einige Tage, da er ausreiten konnte, besahen wir den Landstrich zwischen der Wolga und dem Jlawla, worauf er den Plan zu dieser Arbeit bauen wollte. Da die dortige Gegend ziemlich besonders aussieht, und beym ersten Anblick unsern Entzweck nicht sehr zu begünstigen schien, so muste er verschiedne male seinen Plan ändern. Während dieser Zeit arbeitete er noch an einem zehnfüßigen Profilmesser, um die speciellen Erhöhungen und Erniedrigungen zu messen, zog auch Silberdrat zum Quadrantenpendel, den wir beyde nicht mehr hatten, und machte Versuche mit neuen Hygrometersteinen. Dabey wurde er be-

beständig von Geschwüren, und andern Krankheitszufällen geplägt, und genöthigt, die Hauptarbeit von einer Zeit zur andern auszusezen. Endlich war er mit seinem Profilmesser fertig, und wollte zu Anfang Oktobers die geodätischen Operationen anfangen, wurde aber wiederum krank, und entschloß sich zulezt, da es schon zu spät im Herbste war, auf der Steppe zu arbeiten, nach Saratow, 180 Werste von Dmitriewsk die Wolga hinauf zu gehen, und sich da kuriren zu lassen. Er trat diese Reise den 1ten December an, mit Versprechen, gleich im Anfang des Frühlings wieder zu D. zu seyn. Er machte daselbst einige astronomische Beobachtungen, und kam den 25sten Jul. 1773 zurück. Wir schlugen gleich unsre Zelte bey dem Kamyschenka auf, brachten unsre Instrumente in Ordnung, steckten die nöthigen Zeichen ab, und wollten eben den Anfang mit unsern Hauptoperationen machen, als, nach Mitternacht, zwischen dem 28sten u. 29sten Jul. ein heftiger Orkan, mit entsezlichem Donnerkrachen, schrecklichen Blizen und einem großen Plazregen, entstand, und auf einmal mein Zelt, und beyde unsre Quadranten, die doch weit von einander waren, umschlug. Herr Lowizens seiner wurde am meisten beschädigt. Da ging's wieder an die Reparatur, während welcher er das Fieber bekam. Etliche Tage nachher ward auch ich davon angegriffen, und nach und nach wurden alle, die bey uns im Lager waren, krank. Gegen Ende Septembers erholte ich mich wieder. Hr. L. stellte, während der Krankheit, seinen zerbrochenen Quadranten wieder her. Nun war schon die Herbstwitterung mit Stürmen und Regen angegangen; dem ungeachtet blieben unsre Instrumente bis den 16ten Dezemb. auf der Steppe stehen. Einige Tage brachten wir mit Rektifikation unsrer Instrumente, mit Messung verschiedner Linien und Profile, mit Bestimmung der Geschwindigkeit und Quantität des Kamyschenkawassers, mit Ausforschung des Grundes bey der Mündung dieses Baches durch den Bergbohrer, und mit ähnlichen Beschäftigungen zu. Wir wollten gern wenigstens mit der niedrigen Stelle des Kamy-

schenka fertig seyn, damit uns im folgenden Frühlinge das hohe Wolgawasser, welches über 38 englische Fuß steigt, nicht hindern möchte. Es war aber vergebens. Sturmwinde und strenge Kälte liessen uns nicht zu unserm Entzweck kommen. Unterdeß wurde Hr. L. immer kränker. Er hatte sich bey der Kälte verdorben, und muste bis im folgenden März wieder das Zimmer hüten. Alsdann reiste er nach Sarepta, einer herrnhuthischen Kolonie unweit **Zarizin**, um sich dort Linderung zu verschaffen, kam aber bald wieder zurück. Den 15ten April 1774 zogen wir auf die Steppe, fingen den 23ten unsre Operationen an, und fuhren damit fort bis den $\frac{8}{19}$ten Aug. den schrecklichen Tag, da unser trauriges Schicksal uns auf immer trennte.

Herrn L's Plan zu dieser Untersuchung war sehr umständlich, und nach aller mathematischen Schärfe eingerichtet, daher auch zu weitläuftig, und erfoderte zu viel Zeit, Mühe und Gedult. Er supponirte eine Horizontalfläche des niedrigsten Standes des **Wolgastroms** durch die ganze Gegend um den **Kamyschenkabach** bis zum Ilawlaflüßchen, das in den **Don** fällt, um auf diese Wasserpaßebene von allen bemerkten Gegenständen, und vermittelst vieler, mit Fleiß zu dem Ende ausgesteckten, Zeichen, absolute Höhen zu referiren; eben so, nur verkehrt, wie man auf Seecharten die Tiefe unterm Wasser zu bemerken pflegt; damit man aus solchen Beobachtungen hernach alle Bestimmungen miteinander vergleichen, und aus verschiednen möglichen Arten diejenige auswählen könnte, welche zur Kommunikation der Flüsse die bequemste und vortheilhafteste wäre.

Auf solche Art maßen wir mit unserm Quadranten, jeder aus seinem Standort, die absoluten Höhen von sichtbaren Gegenständen und aufgesteckten Stäben, und bemerkten zugleich die Richtungen aller dieser Zeichen auf dem Azimuthalzirkel des Quadranten, und bestimmten dieselbe gegen die wahre Mittagslinie, die wir durch die korrespondirenden Sonnenhöhen auf eben dem Azimuthalringe fanden. Die

Beob-

Beobachtungen in dieser Gegend wurden also doppelt für einerley Absicht, und unabhängig voneinander angestellt. Diese lezten Beobachtungen waren schon hinlänglich, so wohl zu Verfertigung des Grundrisses, als auch zu den beyläufigen Berechnungen, indem man auf gedachtem Azimuthalzirkel jede Minute, ja auch halbe Minute, sicher schäzen und haben kann. Herrn L's mathematischer Geist aber begnügte sich nicht mit bloßen Minuten; er wollte auch die Sekunden haben, um die Distanzen in aller Schärfe zu berechnen. Also musten wir unsre Quadranten aus vertikalem Stande in horizontalen sezen, nahmen das astronomische Fernrohr weg, und brachten das geodätische mit seiner Alidade an, und nahmen die Winkel von allen vorigen Zeichen noch einmal. Diese langwierige und verdrießliche Operation nahm uns sehr viel Zeit weg, besonders da die Instrumente, ob sie gleich von außen schön aussahen, dennoch in verschiedenen Stücken bey dieser Lage mangelhaft waren, und auf freyer Steppe nicht so, wie im verschlossenen Zimmer oder Observatorio, gebraucht werden können, sondern, als auf offenem Meere, fast täglichen Stürmen und andern Unbequemlichkeiten ausgesezt sind; so daß viele Tage mit vergeblichen Unternehmungen zugebracht wurden, und man die Zeit zum Observiren fast stehlen muste. Wenn man die Weitläuftigkeit, Beschwerlichkeiten und verschiedene Hindernisse betrachtet, so wird man sich nicht wundern, daß wir vom 23sten April bis den 8ten August nicht mehr als sechs Stationen mit unserm Quadranten vollendet, dabey auch unsre Grundlinien und verschiedenen Profile mit dem Profilmesser gemessen haben. Auch hieraus sieht man, daß Hr. L. eher bedaurt, als darüber getadelt zu werden verdiene, daß diese Untersuchung nicht zu völligem Ende gebracht werden können. Wären wir fertig damit geworden, so hätte er gewiß die erwünschte Absicht vollkommen erreicht. Ueber die Mühe, große Genauigkeit und den mathematischen Eifer dieses Gelehrten wird sich ein jeder wundern, der das Tagebuch seiner Beschäftigungen nachsehen wird.

 Da

Da ich mit ihm, und eben dasselbe gearbeitet, so geht's mir sehr nah ans Herz, daß alle unsre Bemühungen unbrauchbar geworden sind, da wir das Ende nicht erreichen konnten, und folglich die ganze Arbeit, die uns so viel Zeit, Mühe, Verdruß, Beschwerlichkeiten, Krankheiten, Verlust des Vermögens, und ihm zulezt gar das Leben gekostet, umsonst ist . . . . . Inzwischen habe ich meine Gedanken von diesem Kanal, nebst einer Karte, der kais. Akademie der Wissenschaften vorgelegt. Die Akademie hat für gut befunden, meinen ganzen Bericht an den hohen Senat zu schicken, weswegen ich eine rußische Uebersezung davon gemacht. Der Originalaufsaz war Deutsch, damit ihn alle Herrn von der Akademie verstehen könnten.

. . . . In der Mitte des Julius voriges Jahres wurden wir nach St. Petersburg zurückberufen, da wir aber noch nicht fertig waren, baten wir die Akademie um einige Monate Aufschub. Bald nach Absendung unsrer Rapporte zu Anfang des Augusts verbreitete sich das Gerücht von den Gewaltthätigkeiten des Rebellen Pugatschew und seiner Annäherung gegen Dmitriewsk, wir musten also von unsrer Steppe fliehen, und die ganze Arbeit unvollendet lassen. Jeden führte das Schicksal, wo er am sichersten zu seyn glaubte. Herr Lowitz fuhr mit seiner Familie nach einer deutschen Kolonie, 35 Werste von Dmitriewsk gegen Saratow, und also den Rebellen entgegen. Ich ging in die Dmitriewskische Festung, wo ich, zu mehrerer Sicherheit, die Instrumente, und alle meine Sachen, Bücher und Papiere unter der Erde verbarg, denn dieselben anderswohin zu bringen war schon zu spät, weil keine Post- und andre Pferde zu bekommen standen, jeder nur für sich sorgte, und das gemeine Volk im Aufruhr war. Darauf muste ich nach Zarizin, und von dort weiter mit andern nach Astrachan flüchten. Wir waren unter Wegs nicht ohne große Gefahr, indem wir zweymal von dem aufrührerischen Gesindel, das es mit Pugatschew hielt, auf der Wolga angegriffen wurden.

Nach-

Nachdem die Wolke vorbeygezogen war, ging ich zurück nach Dmitriewsk, wo ich zuverläßig und mit dem empfindlichsten Schmerze erfuhr, daß Herr Lowitz, nebst seinem Uhrmacher, einem Soldaten und Bedienten, auf die schrecklichste Art gespiest sey, und zwar mit folgenden Umständen. Er ging in der Nacht zwischen dem 8ten und 9ten August nach der Kolonie, wo er sich unter den Deutschen zu verstecken meynte, wurde aber von Kolonisten, die sich mit den Rebellen eingelassen hätten, verrathen, von da zu ihrem Oberhaupte nach dem Jlawlaflüßchen abgeholt, und dort umgebracht. Seine Frau und sein Sohn musten in der Kolonie bleiben. Die Aufrührer wollten sie nicht mitnehmen, nur wurden sie ihrer besten Sachen beraubt. Die Instrumente, Bücher und Papiere sind durch ein gutes Glück zurückgeblieben. Sie waren in einem leeren Hause niedergelegt, und die Rebellen, die wohl wusten, daß bey den Kolonisten nichts zu finden ist, suchten weiter nicht. . . .

Mit meinen zurückgelassenen Sachen in der Dmitriewskischen Festung ging's anders. Sie wurden durch Verrätherey der wie Pugatschew gesinnten Einwohner, in Stücken zerschlagen, Bücher und Papiere zerrissen, und dem Winde übergeben. Mein zurückgelassener Bedienter hat mit Lebensgefahr einige Stücke von Instrumenten und den zerrissenen Büchern gesammlet, die ich mit mir nach Petersburg gebracht. Gott sey gepriesen, daß ich noch mein Leben gerettet! In der Dmitriewskischen Festung, wo ich Anfangs bleiben wollte, wurden der Kommandant, die Officiere, und verschiedene meiner guten Bekannten ermordet. Ich hatte auch einen Uhrmacher bey mir, den die Rebellen aufhängen wollten; der Strick war schon am Halse, aber er gab sich für einen Kolonisten aus, und einige Bessergesinnte baten für ihn, und so blieb er am Leben.

Des seligen L's Instrumente, Bücher und Papiere habe ich aus der Kolonie mit mir nach St. Petersburg genommen, eben so wie seinen Sohn. Er ist izt im akademischen

Gymnasio, wo er von der Krone Kleidung, Wohnung und Unterhalt hat. Es ist Schade, daß ihn sein Vater mit auf die Reise genommen, wo er keine Gelegenheit zum Studiren hatte. Doch ist er izt sehr fleißig . . . . .

Da ich einmal Hr. L's Instrumente, Bücher und Papiere gedacht, muß ich nicht vergessen, daß er, bey seiner Abreise von Saratow nach Dmitriewsk, verschiedne Instrumente und Sachen, die er beym Kanal nicht brauchen konnte, dort zurückgelassen, daß aber alle bey einer den $\frac{13}{24}$sten May 1774 daselbst entstandnen Feuersbrunst verbrannt sind, und er noch überdem 1550 Rubel in Aßignationen dabey verloren hat. Ein ähnliches Unglück betraf mich im Sept. 1771, da in dem Hause, wo ich wohnte, Feuer auskam, und die besten Häuser nebst allen Buden zu Dmitriewsk in Asche legte. Vieles von meinen Sachen ging dabey verloren; von Instrumenten aber sind mir bloß ein Astrolabium und Mikrometrum Objektivum verbrannt. Hr. L. der weit von mir wohnte, konnte alles damals retten, auch blieb sein Haus unbeschädigt. Noch ist von Hr. L's Geschichte anzuführen, daß er den $\frac{8}{19}$ten Okt. 1772 eine junge Wittwe, Tochter des Kapt. Kindermanns, geheyrathet, der Ihnen als ein Astronom wenigstens dem Namen nach bekannt seyn muß, und der, ausser andern dem Publiko geleisteten Diensten, ein Stück vom ersten Meridian nach Hamburg gebracht.*) Er ist izt unter den Kolonisten. Von dieser hatte er

*) Herr Eberhard Christian Kindermann hat 1744 in 4. eine sogenannte vollständige Astronomie herausgegeben. Auf dem Titel des 1747 herausgekommenen zweyten Theiles nennt er sich: Königl. Polnischen, Churfürstl. Sächsischen Hofmathematikum und Astronomum. Schon vorher hat er eine Reise in Gedanken durch die eröffnete Himmelskugeln geschrieben. Durch diese und andere Schriften hat er damals gezeigt, daß er von Mathematik und Astronomie gar nichts verstand, und mit unbegreiflicher Kühnheit Dinge lehrte, und als von ihm selbst beob-

er zwey Töchter, davon die älteste noch lebt, die jüngste schon bey des Vaters Lebzeiten verstorben ist. Sie blieb, bey meiner Abreise von Dmitriewsk, krank zurück, und war unschlüßig, ob sie nach Petersburg gehen, oder hier bleiben wollte. Jzt weis man nicht gewiß, wo sie ist, doch schreibt man mir aus D. daß sie diese Stadt verlassen. Vermuthlich ist sie zu ihrem Vater gegangen.

Ich bitte Sie, diese Nachricht von unsrer Expedition drucken zu lassen, damit die gelehrte Welt doch eine wahre Geschichte davon wisse . . . . . .

beobachtet angab, die offenbar falsch waren. So bildet er z. B. einen von ihm observirten Mond des Mars ab, hat einen Kometen, den er Hector nennt, aus einem Fixsterne werden sehen. — — — Doch man muß das erstgenannte Buch selbst lesen, wenn man sich eine Vorstellung davon machen will, wie durchaus unsinnig es ist. Fromme Gesinnungen des Verfassers zeigen sich überall darin, nur freylich auch oft sehr ungereimt angebracht und ausgedruckt, und mit Frömmigkeit ist die Verwegenheit, offenbare Unwahrheiten selbst als eigne Erfahrungen zu erzählen, meiner Einsicht nach, kaum anders zu vereinigen, als wenn der Mann stets wachend geträumt hat.

Von seinen nachfolgenden Unternehmungen und Schicksalen ist mir nichts umständliches bekannt. Vermuthlich beschäftigte er sich zu Saratow nicht mehr mit Astronomie; über die hätte sein Schwiegersohn nicht vier Minuten lang mit ihm eins seyn können.

Kästner.

---

## 9.

# Miscellanien, statistischen und historischen Inhalts,

von

C. W. Dohm.

## I.

### Französisches Pachtwesen.

Die Verpachtung der öffentlichen Einkünfte des Staats ist izt beynahe in ganz Europa eine der beliebtesten Methoden der Finanzverwaltung. In Frankreich hat man Zeit genug gehabt, sie kennen zu lernen, und der vortrefliche Türgott sucht sie abzuschaffen, zu eben der Zeit, da man in Rußland daran denkt sie einzuführen. Hier sind einige Beweise, daß Türgott nicht so sehr Unrecht haben möchte:

Die verpachteten Einkünfte von der einzigen Stadt Paris betragen jährlich 40 Mill. Livres. Diese nehmen die Fermiers und zahlen dem König 10, höchstens 12 Mill. Die Gages des Gardes, commis des postes, und alle andre Ausgaben betragen höchstens 2 bis 3 Mill.

| | | |
|---|---|---|
| dieß macht zusammen | 15 | Mill. |
| welche abgezogen von | — 40 | — |
| noch eine Summe von | — 25 | — |

übrig lassen, welche die Herren Pächter blos für die Bemühung erhalten, daß sie jene 12 Mill. die der Staat bekömmt, durch ihre Hände gehn ließen.

Die Oelpachter zahlen dem König jährlich 900,000 Livres und nehmen ein 3,400,000 Livres.

Schon

Schon 1698 wurde die Taxe von den Spielkarten für 100,000 deutsche Rthlr. verpachtet. Izt beträgt sie vermuthlich vier = fünfmal soviel.

Sicher ists nicht übertrieben, wenn man den Profit der Pächter im Ganzen zu 50 Procent anschlägt. Sie haben in der That allen Reichthum des Landes in Händen, und sind dadurch auch fast die ausschließenden Besizer der wichtigsten Handlungszweige der Nation; — sie haben den grösten Antheil an dem indischen Handel, der Spiegelmanufaktur u. s. w. sie sind die Inhaber der besten Staatsobligationen. Kein Wunder also, daß diese Herren in einer so glänzenden Figur in der großen Welt sich zeigen können. Die Generalpächter sind die Ressource verarmter großer Familien; die Patrone der Wissenschaften und der Gelehrten; sie machen die Honneurs von Paris, und halten sich jeder 2 Violinisten, 2 beaux esprits, 2 Sänger, 2 Sängerinnen und wenigstens eine Maitresse allenfals zu 50,000 Livres. Harter Türgott, der so artigen Hausrath verbannen will! —

2.

## Menschenzahlen.

Der Verfasser der Interets de la Françe mal entendues rechnet in Frankreich eine halbe Million geistliche Personen. Wahrscheinlich ist dieß zu viel. Andre rechnen sie 300,000.

1769, als der Generalkontrolleur Terray viele geistliche Einkünfte einzog, will man 140000 gezählt haben, von denen, (macht der Zähler die Anmerkung) 100,000 hätten Kriegsdienste thun können. Noch besser, dächt ich, hätten sie das Land bauen oder in den Manufakturen arbeiten können.

Die Femmes publiques in Frankreich schäzt man auf 100,000. Diese reichten also geradehin, den in die Gesellschaft zurückgekehrten Geistlichen gute Weiber zu geben! —

2. Fran=

3.

## Französische Staatsausgaben.

Der Kriegsetat kostete in folgenden Jahren: *)

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 1739 | — | 70 | Mill. | Livres. |
| 1742 | — | 90 | — | — |
| 1745 | — | 120 | — | — |
| 1747 | — | 130 | — | — |
| 1748 | — | 140 | — | — **) |

* * *

Frankreich unterhielt mitten im Frieden

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | 1739 | eine Armee | von | — | 198,982 | Mann. |
| Im Kriege | 1743 | — | — | — | 281,699 | — |
| Im J. | 1744 | — | — | — | 405,371 | — |
| Im J. | 1767 | — | — | — | 156,453 | — |
| Im J. | 1774 | — | — | — | 223,127 | — |

Die

*) Einige dieser Data gehn von denen sehr ab, welche Herr O. C. R. Büsching in dem ungemein schäzbaren: Etat des Revenues et des Depenses de la Couronne de France depuis 1746. jusqu'à 1751. (S. Th. 2. seines Magazins, p. 233.) mitgetheilt hat. Es ist immer sehr wichtig, dergleichen statistische Varianten fleißig anzumerken, um den, der aus ihnen Schlüsse ableitet, recht oft daran zu erinnern, wie schwankend unsicher zuweilen der Boden sey, auf den er seine Raisonnements bauet.

**) Der Büschingsche Etat hat für 1747, 196,840000, und für 1748, 192,962000 L. Vielleicht aber war hierunter die Marine mit begriffen, die ich unter den Depenses gar nicht bemerkt finde; und die im Jahr 1743, 28 Mill. kostete. Vielleicht auch veranlaste der Krieg in den Jahren 47, 48 manche Ausgaben, die man doch nicht eigentlich unter die Rubrik: Kriegsetat, sezen konnte, und daher in der hier mitgetheilten Rechnung nicht darunter gebracht wurden? Wenigstens kömmt in den gleich folgenden Friedensjahren der Büschingsche Etat dem Verhältniß des meinigen schon näher. 1749 nemlich kostete das Militair 106, und 1750, 55 Mill. Livres.

* * *

Die Affaires etrangéres machen unter den französischen Staatsdepensen eine sehr interessante Rubrik. Man weis, daß diese Nation schon lange wegen ihrer Geschicklichkeit im Negotiiren berühmt ist. Sieht man aber, welche Summen jährlich an fremde Höfe gehn, um dort die französischen Absichten zu befördern; so fängt man an zu zweifeln, ob bey diesen Negotiationen nicht vielleicht noch mehr der Beutel der Landbauer erschöpft, als der Kopf der Gesandten angestrengt werde? Folgende Rechnung mag diesem Zweifel das Wort reden. Die Affaires etrangéres kosteten in folgenden Jahren:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1727 | — | 21,700,000 | Livres. |
| 1729 | — | 30,290000 | — |
| 1731 | — | 14,008000 | — |
| 1733 | — | 33,518000 | — |
| 1739 | — | 39,390000 | — |
| 1741 | — | 40,322000 | — |
| 1744 | — | 44,576000 | — |
| 1745 | — | 48,690000 | — |
| 1747 | — | 55,014000 *) | — |
| 1749 | — | 51,230000 **) | — |
| 1750 | — | 31,300000 | — |
| zusammen in 11 Jahren | | 781,187000 | |

Wenn man rechnet, daß die Pensionen des Königs Stanislaus, des stuartischen Prinzen Eduards und noch einige andre, die unter dieser Summe begriffen sind, im Lande verzehrt und also gewissermaßen nicht der circulirenden Geldmasse entrissen wurden; und dies alles etwa zu 45 Mill. höchstens anschlagen kann: so ging doch gewiß noch aus dem Reiche eine Summe von — 735,016000 L. welches im Durchschnitt auf das Jahr beträgt 30,625000 L.

die

*) Der Büschingsche Etat hat hier 53,880000 L.
**) Bey Büsching 49,970000 L.

die durch französische natürliche und künstliche Produkte hervorgebracht werden musten, um von türkischen Paschas, schwedischen Reichsräthen, deutschen, italiänischen Fürsten u. s. w. verzehrt zu werden. Ein kleiner Trost für den französischen Patrioten kann hiebey noch der Gedanke seyn, daß ein guter Theil dieser Summe nur an die Fremden geliehen werde, und für französische Weine, Manufakturen und Puz wieder ins Land zurückkommen müsse.

4.

## Englische Subsidien.

Im Jahr 1752 wurde dem brittischen Parlament folgender Etat seiner Subsidien vorgelegt:

| | | | |
|---|---|---|---|
| An Preussen | — | 300,000 | Pf. St. |
| An Schweden | — | 300,000 | — |
| An Dännemark | — | 1,20000 | — |
| An Ch. Cölln | — | 50000 | — |
| An Ch. Pfalz | — | 25000 | — |
| An Genua | — | 90000 | — |
| An Modena | — | 15000 | — |
| An den K. von Pohlen | | 96000 | — |

5.

## Englische Accise.

Im J. 1774 betrug die Accise vom Bier 385420 Pf. St. Die Accise überhaupt gegen 3 und eine halbe Million Pf. St.

6.

## Portugiesische Handelspolitik.

In Portugall wachsen sehr viele Wacholderbeeren; besonders auf dem Berge Strella in der Provinz Estremadura schon allein so viel, daß das Reich nicht nur damit sich selbst hinlänglich zum Gebrauch der Kirchen und des Luxus versorgen, sondern auch noch ausführen könnte. Aber alle Wacholderbeeren, welche die Portugiesen gebrauchen, wer-

werden ihnen von den Holländern zugeführt, und die auf dem Berge Strella verdorren. Schade, daß sie die Holländer nicht hier abholen, nach Amsterdam vorfahren, und von da weiter nach Lissabon bringen. Die Portugiesen würden gutmütig zusehn! Denn mit ihrer Wolle (so wie mit der spanischen) hat es gerade diese Bewandniß. Nur müssen die Portugiesen diese noch etwa 6mal theurer von den manufakturirenden Nationen kaufen, als sie sie ihnen verkaufen.

Bey **Alcantara** ist eine Grotte, die eine Menge vortreflichen Salpeter hat; und aller Salpeter, den Portugall gebraucht, wird ihm von den Holländern, und zwar nicht roh, sondern schon im Schießpulver, gebracht.

Keine grössere Seltenheit kann man in Portugall sehn, als frische Butter. Fast alle Butter, welche man verbraucht, wird aus Irrland, 250 deutsche Meilen weit, eingebracht; dieß geschieht aber in solcher Menge, daß sie in Portugall um ein Drittel wohlfeiler ist, als zu Paris die Butter aus den nächsten Dörfern.

Der Schriftsteller, aus welchem ich diese Data habe *) erzählt auch, daß ihm ein alter portugiesischer Finanzminister **Fronteira** (unter König Johann V) habe beweisen wollen, **Portugall** könne und müsse keine Industrie haben, keine eigne Manufakturen anlegen, keine Bergwerke bauen u. s. w. Der Beweis läuft ungefehr darauf aus: Portugall könne mit seinem brasilianischen Golde die Industrie aller andern Nationen kaufen, bedürfe also keine eigne; und es müsse sie kaufen, weil sonst z. B. die Engländer ihnen Brasilien bald nehmen würden, um das Gold, das sie izt durch portugiesische Hände bekommen, selbst aus der Quelle zu holen.

Und dann würde Portugall seine Weine und andre natürliche Produkte nicht absezen können, wenn es sie nicht den Engländern gegen ihre Manufakturen oder den Holländern

*) Dem Verfasser der Memoires instructifs pour un Voyageur, den man gemeiniglich für den unglücklichen korsischen König Theodor hält.

dern gegen nordische Produkte umtauschte. Die Eifersucht dieser Nationen würde es durchaus nicht zugeben, daß die Portugiesen selbst Manufakturen anlegten, und dadurch fähig würden, die Fremden zu entbehren. Und das Reich sey zu schwach, sich gegen die Uebermacht der andern europäischen Nationen zu erhalten.

(Wird fortgesezt.)

---

## Inhalt.



---

## Folgendes ist im Jänner dieses Journals zu verbessern.

S. 5. Z. 5. Minerva. Z. 10. Selbstgefallen. S. 9. Z. 3. gierte. S. 10. Z. 18. hinter Ruhm ein, Z. 20 am Ende ein ? S. 17. Z. 28. muß das mit weg. S. 19. Z. 8. Empfindungsurtheile. S. 22. Z. 8. auch noch so vieles. S. 26. Z. 12. für sie. S. 37. Z. 15. nach Temperamentes ein, Z. 17. nach haben kann ; S. 41. Z. 2. von unten: muß das mir weg. S. 42. Z. 22. wenn. Z. 27. heiße. S. 61. Z. 17. beyden. S. 65. Z. 9. Fiuhn. S. 69. Z. 6. propria. S. 70. Z. 12. Μαρκέλλω. S. 71. Z. 20. non erano. Z. 21. scelti. Z. 21. particolarmento. S. 72. Z. 6 nach bringen . . . . . . . . S. 73. Z. 19. nach πορον das – weg. Z. 20. ἔυρεν. S. 87. Z. 1. von unten: rief.

---

Sanft. Hiller.

Sü = ße, hei = li = ge Na = tur, laß mich gehn auf dei = ner Spur!

Lei = te mich an dei = ner Hand, wie ein Kind am Gän = gel = band!



# An die Natur.

## Vom jüngern Graf von Stolberg.



Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur!
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband!

Wenn ich dann ermüdet bin,
Sink ich dir am Busen hin,
Athme süße Himmelsluft,
Hangend an der Mutter Brust.

Ach wie wohl ist mir bey dir!
Will dich lieben für und für.
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!



# Deutsches Museum.

Drittes Stück. März. 1776.


I.

## Zerbin

oder die

## neuere Philosophie,

eine Erzählung

von

Jakob Michael Reinhold Lenz.

(s. den Anfang im Febr. S. 116.)

Seine Aufwärterin war ein junges, schlankes, rehfüßiges, immer heitres und lustiges Mädchen. Ihre Gutherzigkeit war ohne Grenzen, ihr Wuchs so schön als er seyn konnte, ihr Gesicht nicht fein, aber die ganze Seele malte sich darin. Diese Ehrlichkeit, dieses sorgenfreye, unendlich aufmunternde in ihrem Auge verbreitete Trost und Freude auf allen Gesichtern, die sie ansahen; lesen mochte sie nicht, aber desto lieber tanzen, welches ihre Lebensgeister in der ihr so unnachahmbaren Munterkeit erhielt. In der That war ihr gewöhnlicher Gang fast ein beständiger Tanz, und wenn sie sprach, jauchzte sie, nicht um damit zu gefallen, sondern, weil das herzliche innerliche Vergnügen mit sich selbst und ihrem Zustande keinen andern Ausweg wuste. In ihrem Anzug war sie immer sehr reinlich, und an dieser Tugend sowohl, als selbst im Geschmack, ließ sie ihre Gebieterin unendlich weit hinter sich. — Wie vieles kommt auf den Augenblick an, zu wie vielen schrecklichen Katastro-

phen war nur die Zeit, die Verbindung kleiner, oft unwichtig scheinender Umstände die Lunte! Ach, daß unsere Richter, vielleicht in spätern bessern Zeiten, der göttlichen Gerechtigkeit nachahmend, auch dieß auf die Waagschaale legten, nicht die Handlung selbst, wie sie ins Auge fällt, sondern sie mit allen ihren Veranlassungen und zwingenden Ursachen richteten, eh sie sie zu bestrafen das Herz hätten! — In einem der Augenblicke, wo die menschliche Seele an all ihrem Glück verzagt, brachte Marie (so hieß die Aufwärterin) Zerbinen den Kaffee aufs Zimmer. Der Herr des Hauses war eben mit seiner ganzen Familie zu einem Landfestin zwey Stunden vor der Stadt herausgefahren, von dem er vor Abend nicht wiederkam. Zerbin hatte den Morgen einem Bürger, der ihm zu einem Spazierritt schon vor einer Woche das Pferd geliehen, den lezten Groschen aus dem Beutel gegeben; es fiel ihm, als er sie tanzend hereintreten sah, ein, indem die Empfindung des Mangels kalt und grauenvoll über ihm schwebte, dieses gutartige holde Geschöpf könne wohl in dem Augenblick eben so bedürftig seyn, und aus Größe der Seele, oder aus jungfräulicher Schüchternheit, ihren Verdruß über das lange Aussenbleiben seiner Bezahlung verbeissen: er fragte sie also mit einem ziemlich verwilderten Gesicht: Jungfer! ich bin ihr ja auch noch schuldig; wieviel beträgts denn?

Ob sie nun aus seiner Miene geschlossen, daß ihm die Bezahlung izt wohl schwer fallen dürfte, oder ob etwas in ihrem Herzen für ihn sprach, das nur wünschte durch eine Handlung der Aufopferung sich ihm weisen zu können — genug sie wuste mit einer so eigenen Naivetät ein erstauntes Gesicht anzunehmen, die Hände so bescheiden zu falten, so beklemmt zurückzutreten, daß Zerbin selber drüber irre ward. „Sie mir schuldig, mein Herr? seit wann denn? — Woher denn?„ —„ Hat sie mir nicht fünf Gulden von ihrem Lohn geliehen — und nachher noch fünfe von ihrer guten Freundin verschaft?„ — „Sie träumen. Ich glaube, die gelehrten Herren haben zuweilen Erscheinungen.„ — „Ich muß es ihr bezahlen, Jungfer. Ich will meine Uhr versezen.„ —

Um

Um meinen Leserinnen und Lesern dieses Betragen unserer artigen Bäuerin in ein besseres Licht zu sezen, müssen wir hier erinnern, daß sie Tochter eines der reichsten Schulzen aus einem benachbarten Dorf war, und nicht sowohl wegen des Lohns, als wegen alter Verbindlichkeiten, die ihr Vater dem Herrn vom Hause hatte, bey ihm diente.

Sie sezte sich hierauf in eine noch feyerlichere Stellung, und that die schrecklichsten Schwüre, daß er ihr nichts schuldig wäre; er sprang auf, weinte für Scham, Wut und Dankbarkeit; sie fing mit an zu weinen, sagte, wenn er wieder was nöthig hätte, sollte er sich nur an sie wenden, sie hätte einen reichen Vaterbruder in der Vorstadt, sie würde schon Mittel finden, etwas von ihm zu bekommen; er schloß sie in seine Arme; ihre bebenden Lippen begegneten sich — Einsamkeit, Stille, Heimlichkeit, tausend angsthafte, freudenschaurige Gefühle überraschten sie; sie verstummten — sie gleiteten — sie fielen.

Diese Trunkenheit des Glücks war die erste und einzige, die Zerbinen für seine Lebenszeit zugemessen war, um ihn in desto tieferes Elend hinabzustürzen. Zwar wusten Beyde auch nachmals noch Gelegenheit zu finden, ihre Zärtlichkeiten zu wiederholen; aber wie der erste Schritt zum Laster, so mit Rosen bestreut er auch seyn mag, immer andere nach sich zieht, so ging es auch hier. Zerbins hohe Begriffe von der Heiligkeit, aufgesparten Glückseligkeit, von dem Himmel des Ehestandes verschwanden. Die Augen fingen ihm, wie unsern ersten Eltern, an aufzugehen, er sah alle Dinge in ihrem rechten Verhältniß, sah bey der Ehe nichts mehr, als einen Kontrakt zwischen zwey Partheyen aus politischen Absichten. Hortensia und ihr steifes Betragen hatte nun in seinen Augen gar nichts Widriges mehr, da der Vater eine ansehnliche Stelle im Magistrat bekleidete, und zehntausend Thaler mitgeben konnte: er ward vernünftig. Er hatte die Liebe seiner Marie zum voraus eingeerntet; Liebe schien ihm nun ein Ingrediens, das gar nicht in den Hey-

rathsverspruch gehörte; die grosse Weisheit unserer heurigen Philosophen ging ihm auf, daß Ehe eine wechselseitige Hülfsleistung, Liebe eine vorübereilende Grille sey; eine Misheyrath schien seinem aufgeklärten Verstande nun ein eben so unverzeihbares Verbrechen, als es ihm ehemals der Ehebruch und die Verführung der Unschuld geschienen hatten. In ein Dörfchen zu gehen, und mit seinem freundlichen Mariechen Bauer zu werden — oder dem Vorurtheil aller honetten Leute in Leipzig Troz zu bieten und seine schöne Bäuerin im Angesicht all seiner galanten Bekanntschaften zu heyrathen — welch ein unförmlicher Gedanke für einen Philosophen, dem izt erst die Fackel der Wahrheit zu leuchten anfing, der izt erst die Beziehungen der Menschen, die Abweichungen der Stände, die Thorheiten phantastischer junger Leute, die Irrthümer der Phantasey, und das unermeßliche Gebiet der Wahrheit im ächtesten Licht übersah! Von dieser Zeit an faste er den Entschluß, Professor der ökonomischen Wissenschaften, neben an des Naturrechts, des Völkerrechts, der Politik und der Moral, zu werden. Saubere Moral, die mit dem Verderben eines unschuldigen Mädchens anfing! Er räsonnirte nun ungefähr also:

Der Trieb ist allen Menschen gemein; er ist ein Naturgesez. Die Gesellschaft kann mich von den Pflichten des Naturgesezes nicht lossagen, als wenn diese den gesellschaftlichen Pflichten entgegen stehen. So lange sie sich damit vereinigen lassen, sind sie erlaubt — was sage ich? sie sind Pflicht. Ich darf also die Achtung, die ich der Gesellschaft schuldig bin, nicht aus den Augen sezen. Folglich, wenn ich Marien dahin bringen kann, daß sie um einige Zeit eine Reise zu ihren Verwandten vorschüzt, so sie insgeheim nach Berlin führe, wo ich gleichfalls meinen Vater zu besuchen habe, ihr dort ein Zimmer miethe, das Kind auf die Rechnung meiner künftigen Erbschaft von dem und dem alten Bekannten meines Vaters in der Stille erziehe lasse — unterdessen wiederkomme und eine reiche Parthie — Marie bleibt immer mein, und je verstohlner

wir nachher zusammen kommen, desto süsser — Liebe hat ihre eigene Sphäre, ihre eigene Zwecke, ihre eigene Pflichten, die von denen der Ehe himmelweit unterschieden sind.

Er sezte sich sogleich hin, an seinen Vater zu schreiben, ihm durch die unvermuthete Entdeckung, daß er noch lebte, eine Freude zu machen, und sich zugleich für seine bedrängten Umstände, und zu einer Reise nach Berlin, eine Hülfe von hundert Friedrichd'or auszubitten. In diesem Augenblick trat Marie ins Zimmer. Er kleidete ihr sein Projekt in solche lügen- und schmeichelhafte Farben ein, daß sie mit Thränen in alles willigte. Wiewohl sie ihm die Freuden eines eingezogenen, schuldlosen Lebens, in einem Dorf, wo ihr Vater ihn mit beyden Händen würde aufgenommen haben, mit Worten vormalte, die Steine erweicht haben würden: aber seine Politik drang dießmal durch. Sie wollten sich in Berlin so lange aufhalten, bis sein Vater todt wäre, und er förmliche Anstalten zu einer öffentlichen Verheyrathung mit ihr machen könnte. Sie ergab sich endlich in seine höheren Einsichten, warf sich in seine Arme, drückte ihm ihre Liebe nochmals auf die Lippen, und erhielt von ihm die Versiegelung seiner noch immer eben so heftigen Leidenschaft.

Alles ging gut: er fing hierauf an, statt der verdrüßlichen Lehre von Potenzen und Exponenten, ein Kollegium über die Moral und eins über das Jus Naturä zu lesen, das ihm gar kein Kopfbrechen kostete, und ungemein gut von der Lunge ging. Er bekam einen Zulauf, der unerhört war, und es währte kein halbes Jahr, so ließ er für seine Lesestunden ein neues Kompendium der philosophischen Moral, gepfropft aufs Natur- und Völkerrecht, drucken, das in allen gelehrten Zeitungen bis an den Himmel erhoben ward. Unterdessen blieb das arme Mariechen, die Veranlassung aller dieser Revolutionen, ein unglückliches Mittelding zwischen Frau und Jungfer; ihre glückliche Lustigkeit verlor sich; die Rosen auf ihren Wangen star-

ben; die Zeit ihrer Entbindung nahte heran; Zerbin fing an verlegen zu werden, wenn sie auf sein Zimmer trat. Ein unangenehmer Vorfall kam noch dazwischen.

Dem Hause des Herrn Freundlach gegenüber lag ein Kaffeehaus, das Hohendorf so wohl, als Altheim, in der Zeit ihrer ersten Bekanntschaft mit Renatchen, gleich nach dem Essen gewöhnlich zu besuchen pflegten. In der Zeit des Noviziats, da es bey Beyden noch immer hieß:

Ich aber steh', und stampf', und glühe,
Und flieg' im Geiste hin zu ihr,
Und bleib', indem ich zu ihr fliehe,
Stets unstät, aber immer hier,
Weil, bis mich Glück und Freundschaft retten,
Die oft ein langer Schlaf befällt,
Mich hier, mit diamantnen Ketten,
Das Schicksal angefesselt hält.

Uz.

Obzwar Hohendorf izt fast gar keinen Zutritt in dem Hause mehr hatte, oder doch wenigstens von dem Idol seiner Wünsche allemal sehr frostig empfangen ward: so blieb doch ein gewisser Zauber um dieses Kaffeehaus schweben; er fühlte allemal nach dem Essen einen geheimen Zug hinzugehen, von dem er sich selbst nicht Rechenschaft zu geben wuste. Da sah er denn sein geliebtes Renatchen sehr oft mit Altheimen am Fenster, und rächte sich, oder glaubte sich mit verachtungsvollen Blicken recht herzlich an ihnen zu rächen. Altheim selbst kam auch noch bisweilen dahin, wenn Renatchen etwa sich nicht sprechen ließ, oder einen Besuch bey einer Verwandtin machte, die er nicht wohl leiden konnte, weil sie beyden immer so spizfündige Reden gab.

An einem dieser Nachmittage kam Hohendorf mit Altheim in einem Billardspiel, wo mehrere Personen um den Einsaz spielen, in einer sogenannten Guerre zusammen, und es traf sich unglücklicher Weise, daß die beyden Nebenbuler grade auf einander folgen musten. Hohendorf, der

schon lang eine Gelegenheit an Altheim suchte, machte, ohne daß es ihm selbst Vortheil brachte, seinen Ballen, welches wider die Regel vom Spiel ist. Altheim zeigte seinen Verdruß darüber; Hohendorf schüttelte lächelnd den Kopf; als die Reihe wieder an ihn kam, machte er, nun wirklich unversehens und wider Willen, den Ballen des Altheim zum andernmal. Altheim, fest versichert, daß dieß in der Absicht geschehe, ihn zu beleidigen, warf ihm den Billardstock ins Gesicht; sie griffen nach den Degen; man trennte sie; den andern Morgen ritten sie vor der Stadt hinaus ins Rosenthal, sich auf Pistolen zu schlagen, wo Altheim so glücklich oder so unglücklich war, seinen Gegner zu erlegen, und sich ungesäumt aus dem Staube machte, ohne nachher, weder seiner Geliebten, noch unserm Zerbin, seinem Mentor, jemals mit einer Sylbe Nachricht von sich zu geben.

Zerbin wuste also auch die anderweitigen Schulden, die er, auf die Rechnung der vom Grafen zu bekommenden rückständigen Pension, gemacht hatte, nicht zu bezahlen; er muste eine ganz andre Haushaltung anfangen. Um seinen Hausherrn in guter Laune zu erhalten, redete er nun, bisweilen räthselhaft, bisweilen ziemlich deutlich, von gewissen Absichten, die er auf seine Tochter hätte, deren Jugend und Schöne sehr stark zu sinken anfing. Sobald Marie bey ihren geheimen Zusammenkünften sich unruhig darüber bezeigte, wuste er sie mit der Nothwendigkeit dieser Maskerade zufrieden zu sprechen, damit ihn der Herr des Hauses nicht wegen Hausmiethe und Kostgeld mahnte, welches in der That auch nicht erfolgte, und seine Sicherheit und stillschweigende Verbindlichkeit gegen Hortensien immer grösser machte. Seine ganze Hofnung, der lezte Anker, den er ausgeworfen, stand nun auf die Antwort von seinem Vater. Man stelle sich Mariens Entzücken vor, als sie ihm selbst den Brief aus Berlin von dem Posthause brachte, und den Uebergang zu ihrer Verzweiflung, als sie nun aus seinem Munde hörte, daß auch hier der Tau zerrissen sey. Sein

Vater war, durch einen der kühnsten Diebstäle, da man ihn selbst und seine alte Magd geknebelt hatte, rein ausgeplündert worden, und izt im allerkümmerlichsten Mangel, da er, wegen seines bekannten Wuchers, bey niemand einmal Mitleiden fand. Er bat seinen Sohn, ihn, wo möglich, mit Geld zu unterstüzen, oder zu sich nach Leipzig kommen zu lassen. Es blieb Marien nichts übrig, als Weinen und Schluchzen; sie warf sich ihm zu Füssen; er sollte mit ihr in ihr Dorf gehen, um ihr bey ihrem Vater Vergebung zu verschaffen. Alles war umsonst; er stellte ihr vor, daß eine Geschichte von der Art, wenn sie bekannt würde, ihn unfehlbar um seine Stelle bey der Universität bringen würde, daß er sich durch sein Ansehen, durch seinen Kredit, durch seine Gelehrsamkeit wohl noch so weit bringen würde, sein berlinisches Projekt mit ihr auch hier in Leipzig auszuführen, daß er ein Werk unter der Presse hätte, für welches ihm der Buchhändler dreyhundert Thaler geboten, daß er die zur Erziehung des Kindes verwenden wolle, daß sie ihm versprechen solle, sich an ihre Freundin in der Vorstadt zu wenden, ihr ihren Zustand zu gestehen, eine schleunige Krankheit bey ihr vorzuschüzen, unter dem Vorwand in ihrem Hause zu bleiben, bis die Entbindung vorüber wäre, und unter der Zeit eine andere Magd in ihre Stelle zu miethen u. s. w. Sie versprach alles aus Liebe zu ihm; sie ging von ihm, fest entschlossen, allen möglichen Stürmen des Schicksals Troz zu bieten, um ihm seine Ehre und guten Namen in der Stadt zu erhalten; an den Ihrigen dachte sie nicht einmal. Ihre Hände noch naß von den Thränen, mit denen er sie beschworen hatte, die Sache geheim zu halten, dachte, sah, begriff sie keine Schwierigkeiten bey dieser Sache, fing sogleich an den Anfang ihrer Rolle zu spielen, und sich bey ihrer Jungfer über Kopfweh nnd Fieberschauer zu beklagen. Den Nachmittag hatte sie den Plan gemacht, ihrer Freundin einen Besuch zu geben, und da, gleich als ob sie unvermuthet von einem hizigen Fieber überfallen wäre, sich zu Bette zu legen.

Aber

Aber wie wenig wuste das gute Mädchen, was sie versprochen hatte! Als sie zu ihrer Freundin kam, fand sie sie eben im Ausräumen begriffen, weil sie ihre Miethe aufgesagt hatte, und ein anderes Haus beziehen wollte. Mann und Frau hatten, wie es bey dergleichen Gelegenheit zu gehen pflegt, Händel zusammen bekommen, und maulten izt mit einander. Sie ward mit einem bewölkten Gesicht empfangen; die Furcht, ihr zur ungelegenen Stunde zu kommen, verschloß ihr den Mund. Das Herz entfiel ihr; all ihre Anschläge verwirrten sich, sie wuste nicht aus noch ein. Sie sagte ihrer Freundin, daß ihr nicht wohl wäre; sie ward kaltsinnig bedauert. Ach, ein Ton der Stimme, eine trockene Miene ist, in dergleichen Gelegenheiten, schüchternen und zarten Seelen ein Donnerschlag! Sie kam halb ohnmächtig wieder nach Hause, und doch liebte sie Zerbinen zu sehr, um ihn durch Erzählung dieses ersten mislungenen Versuchs in Bekümmerniß zu sezen. Sie sah nun ihr Schicksal als eine Strafe Gottes für ihren Leichtsinn an, der höchste Grad der Melancholey, und fand ihren Trost, ihre Wollust in verborgenen Thränen. Sie wagte es dennoch, nach ein paar Tagen zum andernmal hinzugehen, nachdem sie Zerbinen eingebildet hatte, es sey alles schon in Richtigkeit: sie fand ihre Freundin nicht zu Hause. Auch dieß sah sie als etwas übernatürliches an; ihr Herz entfiel ihr immer mehr; es war, als ob ihr jemand zuriefe: du sollst dich deiner Freundin nicht entdecken! — O Richter, Richter, habt ihr die Gefühle eines jungen Mädchens je zu Rath gezogen, wenn ihr über ihre That zu sprechen hattet! Ahndet ihr, was das heist, seine Schande einer andern entdecken, was für Ueberwindung das kostet, was für ein Kampf zwischen Tod und Leben in einer weiblichen Seele, die noch nicht schamlos geworden ist, da entstehen muß? Sie faste nun den Vorsaz, in die Hände Gottes, nicht in die Hände der Menschen zu fallen, wie sie nachher ihrem Beichtvater selber gestanden hat. Sie wollte sich ihrem Schicksal überlassen, und das Schlimmste abwarten, ohne Zerbin oder

irgend einem Menschen ein Wort davon zu sagen. — Die Taschen, die damals auch Personen geringen Standes durchgängig trugen, verhehlten ihren Zustand; kurz die Frucht ihrer verbotenen Vertraulichkeit kam, nach ihrem lezten Geständniß, todt auf die Welt.

Nach den Gesezen ist eine verhehlte Schwangerschaft allein hinlänglich, einer Weibsperson das Leben abzusprechen, wenn man auch keine Spur einer Gewaltthätigkeit an dem Kinde gewahr wird. Marie hatte das ihrige in der Geschwindigkeit ins Heu verbergen wollen, da eben das Haus, wegen eines Schmauses in der Vakantzeit, voller Gäste war, und sie alle Augenblicke gebraucht wurde. Der Kutscher war in ihrer Abwesenheit auf den Heuboden gestiegen, den Pferden etwas Futter zu langen, und er war der erste Angeber dieses unglücklichen Mädchens.

Sie ward gefänglich eingezogen: Zerbin ließ sich nichts merken. Man stelle sich die Entschlossenheit, die Großmut, die Liebe dieses unglücklichen Schlachtopfers vor: sie war durch keine Mittel dahin zu bringen, den Vater ihres Kindes herauszugeben. Alle Klugheit, alle Strenge der Obrigkeit war umsonst; nichts als unzusammenhängende Erdichtungen konnten sie aus ihr bringen. Das war eine Scene, als ihr Vater, der Schulz aus dem Reichsdorf, zu ihr ins Gefängniß trat.

Du Alleweltsh — war sein Willkomm, was machst du hier? Hab ich dich so gelehrt, Gottes Gebot aus den Augen sezen?

Sie weinte.

Durch Henkershand dich verlieren — Wer ist der Vater dazu gewesen, sag mirs! Gottes Gericht soll mich verfolgen, wo ich es nicht so weit bringe, daß der Kerl — hier kniff er die Daumen ein, sah in die Höhe, biß die Zähne zusammen, und der Schaum trat ihm vor den Mund.

Sie weinte immer fort.

O du Gottsvergessene — — nenn mir den Kerl nur! — Er sezte sich bey ihr auf eine zerbrochene Tonne nieder.

Ich weiß ihn nicht, Vater, ich kenn' ihn nicht.

Du kennst ihn nicht — so wird Gott ihn finden, Gottes Gericht ihn finden! Du kennst ihn nicht? Du wirst dir doch nicht im Schlaf so was haben anräsonniren lassen — Meine einzige Tochter auf dem Schaffot — Nenn' mir ihn, sag mir ihn, ich will ihm nichts zu leide thun!„ — Freylich war's so gut als im Schlaf, Vater, im Rausch, Vater! als wir von einer Hochzeit kamen. Es war ein Schuhmachersgesell, den Maynzer nennten sie ihn.

Gott wird ihn finden, den Schuhmachersgesellen — O mein Kind, mein Kind! Hier umarmte er sie heulend, und drückte sie, unter erschrecklichem Schluchsen, zu wiederholtenmalen an sein Herz. Wenn ich mich hier in deine Stelle sezte, du bist jung; du kannst noch lange leben —

Ich überlebte es nicht — —

Ich hatte dir mein neues Haus zugedacht; es ist unter Dach; Du solltst mir den Nagler Rein heyrathen; es ist ein junges frisches Blut, und hat dich jederzeit so lieb gehabt. Alle Abend bin ich mit meinem alten Weibe hinspaziert, und haben nach dem Bau gesehen und von dir geredt, wie wir im Winter so vergnügt miteinander leben, und fleißig zu einander zu Licht gehen wollten. Ich habe noch fünf Pfund von dem schönen weissen Flachs; die soll sie mir abspinnen helfen, sagte sie. Sie wird doch izt in der Stadt nicht so galant geworden seyn, daß sie das Spinnrad nicht mehr in die Hand nehmen darf — ach, du gottloses Kind! es war, als ob sie das im prophetischen Geist gesagt hätte.

Sie, auf seine Hand weinend: Könnt ihr mir denn nicht verzeihen, Vater.

Er, der Nagler Rein, stund denn so dabey und lächelte, und die Thränen quollen ihm in die Augen. Sag ich doch, es war, als ob's uns allen geahndt hätte.

Grüßt

Grüßt den guten Rein, sagt, ich werde noch in der Ewigkeit für ihn beten, daß er eine bessere Frau bekomme, als ich ihm gewesen wäre. Sagt ihm, es soll ihm nicht leid seyn um mich.

Wem sollt' es nicht leid seyn um dich. Hier heulte er wieder an ihrem Halse. Darf deine Mutter auch kommen, dich zu sehen?

Meine Mutter — wo ist sie — wo ist meine gute Mutter? Geschwind last sie hereinkommen! Ich habe nicht lange mehr hier zu bleiben.

Walter (so hieß der Alte) schlug in die Hände. Ist denn keine Gnade, kein Pardon nicht möglich? Ich will mich dem Gerichtsherrn zu Füssen werfen —

Meine Mutter, Walter! — Ich schwör' euch, es stirbt kein Mensch so gern als ich — sie flog an die Thür: Meine Mutter! Last meine Mutter hereinkommen!

Hier traten die Mutter und einige Verwandtinnen herein; es ging ein allgemeines Geheul an, das den Kerkermeister selber aus seiner Fassung brachte, daß er das Zimmer verlassen muste. Die grausame Stunde rückte heran. Man sprach noch immer in der Stadt davon, sie würde Gnade bekommen; bis zum lezten Augenblick, noch da ihr die Augen verbunden wurden, stand das Volk in dieser Erwartung; man konnte es nicht begreiffen, nicht fassen, daß eine so liebenswürdige Gestalt unter Henkershänden umkommen sollte; der Prediger war nicht im Stande, ihr ein einziges Trostwort zuzusprechen — — vergeblich! Die Geseze waren zu streng, der Fall zu deutlich; sie ward enthauptet.

Sie hat bis an den lezten Augenblick die liebenswürdige, milde Heiterkeit in ihren Mienen, sogar in ihrer ganzen Stellung, in dem nachläßigen Herabsinken ihrer Arme und des Haupts, noch beybehalten, die ihren Karakter so vorzüglich auszeichnete. Sie stand da, etwa wie eine von den ersten Bekennerinnen des Christenthums, die für ihren Glauben

ben Schmach und Martern getrost entgegen sahen. Sie wandte sich noch oft sehnsuchtsvoll herum, gleich als ob ihre Augen unter dem gedrängten Haufen Volks jemanden mit Unruhe suchten. Jedermann sagte, sie suche ihren Liebhaber, und die nah bey ihr gestanden, versichern, sie haben sie noch in den lezten Augenblicken einen Namen sehr undeutlich aussprechen hören, der von einem heftigen Thränenausbruch begleitet wurde. Sie hielt sich sodann eine Minute die Hand vor die Augen, welche sie hierauf, wie ausser sich, halb ohnmächtig dem Schafrichter reichte, weil sie sich nicht mehr auf den Füssen erhalten konnte. Er band ihr die Augen zu — und die schöne Seele flog gen Himmel.

Zwey, drey Tage war alles in der Stadt in Bestürzung; man sprach in allen Gesellschaften von nichts, als der schönen Kindermörderin. Man schrieb Gedichte und Abhandlungen über diesen Vorfall: Zerbin ging bey alle dem wie betäubt umher, das gewöhnliche Schicksal abgewürdigter Seelen, wenn sie in ausserordentliche Umstände kommen. Wenn ich einen Roman schriebe, so würde ich es nimmer wagen, meine Geschichte mit einem Selbstmorde zu schliessen, um den Verdacht der Nachahmung zu vermeiden, da diese Saite nun einmal von einer Meisterhand ist abgegriffen worden. So aber darf ich mich von meiner Urkunde nicht entfernen, und welch ein Unterschied ist es nicht mit alledem unter einem Selbstmorde, der, durch die Zaubereyen einer raphaelischen Einbildungskraft, zu einer schönen That ward, und das höchste Glück des Liebhabers beförderte, und unter einem, der nichts, als die gerechte Folge einer schändlichen That, und mehr wie eine Strafe des Himmels, als wie ein Fehltritt einer verirrten Leidenschaft anzusehen war! Er kroch, unter der Last seiner Schuld, und der ihm allein empfindbaren Vorwürfe aller seiner Zeitverwandten, stumm und sinnenlos zu der ihn erwartenden Schlachtbank. Folgende Papiere, die man in seinem Schreibpult gefunden, können dennoch einiges Mitleiden für ihn rege machen. Wir wollen sie, unter den Zeichen A

und B, nach Muthmassung der Zeit, in der sie geschrieben seyn können, hier einrücken.

„A. Ich komme zu dir, meine Marie — ich komme, mich mit dir vor denselben Richterstul zu stellen, und von dir mein Urtheil zu erwarten. Die Welt verdammet mich, es ist mir gleichgültig, aber du — solltest du keine Verzeihung für mich haben, Heilige! — So soll es mir süß seyn, wenigstens von dir meine Strafe zu erhalten. Du allein hast das Recht dazu.

B. Ich schreibe dieses, sie vor den Augen der ganzen Welt zu rechtfertigen. Unsere Ehe war kein Verbrechen; zwar war sie von keiner Priesterhand eingeweiht, aber durch unverstellt brennende Küsse versiegelt, durch fürchterliche Schwüre bestätigt. Dieser Lehnstul, an dem wir beyde auf den Knieen gelegen, dieses Bette, auf dem ich mich noch heulend herumwälze, sind Zeugen davon. Ich war die einzige Ursache, daß unsere Verbindung nicht öffentlich bestätigt ward — meine eingebildete Gelehrsamkeit, mein Hochmut waren die einzigen Hindernisse. Ich schmeichelte ihr, ich würde sie nach Berlin bringen, und meinem Vater vorstellen, bloß um ihre Wünsche, ihre Bitten in die Länge zu ziehen. Ich kann nicht trauren über alles dieses; mein Herz ist zu hart. Aber daß sie mich nicht verrathen hat, daß sie für mich gestorben ist, war zu großmüthig; das verdiente ich nicht! Ich eile ihr das zu sagen — ich warne alles Frauenzimmer vor einer so gränzenlosen Liebe gegen unwürdige Gegenstände. Ich wollte ihr nichts aufopfern; sie opferte mir alles auf. Ich kann mich nicht hassen, aber ich verachte mich!„

Er schlich, ohne einem Menschen ein Wort zu sagen, in trübsinniger Schwermut einige Tage hin, sprach selbst von dieser Geschichte mit Hortensien und andern, wiewohl allemal sehr kurz. Am dritten Tage Abends kam er nicht zu Hause; den vierten Tag ward am Morgen seine Leiche in dem zu der Zeit mit Wasser angefüllten Stadtgraben gefunden, in den er sich vom Wall herabgestürzt hatte. Jedermann

mann erschrack; bis endlich, bey Durchsuchung seiner hinterlassenen Papiere, den Leuten die Augen aufgingen. Hortensia ward schwermütig, und Renatchen soll nach der Zeit die Religion verändert haben, und in ein Kloster gegangen seyn.

---

2.

## Lüder Kulenkamp

### von dem Alter eines in der Askewischen Sammlung befindlichen Manuskripts, welches die Schriften des Neuen Testaments enthält.

---

In des, im Jahre 1774 zu London verstorbenen, Herrn Dr. Ant. Askews vortreflichen Sammlung griechischer und lateinischer Manuscripte, die nicht, wie sein übriger Büchervorrath, öffentlich verkauft, sondern zum künftigen Gebrauche eines seiner Söhne aufbehalten ist, befindet sich eine griechische Handschrift, die die Bücher des N. T. die Offenbarung ausgenommen, in sich fasset. Mit dieser Handschrift und der Beschreibung derselben, beschäftigt sich der Herr Dr. J. C. Velthusen in seinen Observations on various subjects, Lond. 1773. 8. bey Gelegenheit einer über 1 Tim. 3, 16. angestellten Untersuchung: und meldet besonders S. 53 u. 58, der Kodex sey im Jahre Christi 834 geschrieben; und, weil noch niemand denselben verglichen hat, sey er in Absicht auf Kritik und Lesearten von großem Werthe. Diese Nachricht fiel mir vor einigen Tagen von ungefähr in die Hände, und, ich gestehe es, sie war mir sehr auffallend, da, meinem Bedünken nach, nicht leicht eine Privatbibliothek irgend ein griechisches Mspt. von einem so hohen Alter wird aufweisen können: noch weniger ein so kostbares Mspt. vom N. T., dessen gehöriger Gebrauch, nach

den eifrigsten Bemühungen den Text desselben zu berichtigen, bis auf gegenwärtige Zeit wäre vernachläßigt worden. Durch diese und ähnliche Gedanken zweifelhaft und mistrauisch gemacht, war ich sehr begierig, den Beweis zu sehen, mit welchem der H. V. seine Meynung, das Alter des Kodex betreffend, bestätigen würde, und war froh, denselben auf der 58sten S. zu erblicken. Allein, kaum hatte ich die daselbst angeführte Unterschrift des Abschreibers gelesen, als ich einsah, daß der daraus hergeleitete Beweis für das hohe Alter dieser Handschrift von der Beschaffenheit sey, daß ein der Sache kundiger Leser augenblicklich einen begangenen Fehltritt wahrnehmen, und das Urtheil fällen muß, Herr V. sey damals vielleicht durch Nebenursachen (z. E. durch das Vorurtheil des Ansehens, S. 54 am Ende) bewogen worden, eine vortheilhaftere Meynung von dem Kodex und dessen Alter zu fassen, wie es zu einer jeden andern Zeit, und bey einer ruhigeren Untersuchung, würde geschehen seyn. Ich komme zur Sache.

Der Kodex, so wie er vom H. V. beschrieben ist, bestehet aus dreyen Bänden in 8. Der Herr Dr. bemerket S. 55, daß die beyden lezten Bände ganz ungezweifelt von Einer Hand sind; aber verschieden von der im ersten Bande. Eine Nachricht, die es höchst wahrscheinlich macht, daß diese drey Bände nicht Einen, sondern zwey Kodices ausmachen, die, so wie sie von verschiednen Händen, auch zu verschiednen Zeiten geschrieben sind. Man kann folglich, wie doch Herr V. thut, von dem Alter des einen Bandes, nicht auf die beyden andern schliessen. Diese können älter seyn, als der erste; und so umgekehrt. — So beweiset auch das Zeugniß Wetsteins, daß diese drey Bände nicht stets für Einen Kodex sind gehalten worden: da er Proleg. P. I. p. 58, N. 109, den ersten Band, P. II. aber, p. 452, N. 22, und p. 454, N. 58. die beyden lezten anführet, ohne auch nur im geringsten den Gedanken zu äussern, daß sie zusammen genommen, nur Einen Kodex ausmachen sollten. Und

doch

doch hatte er selbige in Rich. Meads Bibliothek gesehen, aus welcher sie in die Askewische gekommen sind. — Eben dieses scheint endlich auch schon daraus zu erhellen, daß nur der erste Band eine Unterschrift hat; die also, da sie den beyden lezten fehlet, einen wahrscheinlichen Beweis darbietet, daß diese sämmtlichen Bände weder von Einem Abschreiber herrühren, noch auch gleich anfangs für Einen Kodex sind angesehen worden.

Um aber der Untersuchung, die das Alter des Kodex, oder eigentlich nur des ersten Bandes, von dem hier blos die Rede ist, bestimmen soll, näher zu kommen, so muß ich vorläufig anmerken, daß Wetstein in den angeführten Stellen, sämtlichen dreyen Bänden unter den spätergeschriebnen Handschriften (inter juniores codices) ihren Plaz anweise. Wetstein suchte die Handschriften vom N. T. auf: und je älter die waren, die er fand, um so vielmehr musten sie seine Aufmerksamkeit verdienen. Wetstein sah die Handschriften, von denen hier geredet wird, beym R. Mead: und da das Auge des Kenners, ohne sich aufhalten zu lassen, sich dahin wendet, wo die Nachricht des Abschreibers, wenn eine da ist, zu stehen pflegt, ist es da wahrscheinlich, daß nicht Wetstein es eben so sollte gemacht, ist es zu vermuthen, daß er die Bemerkung am Ende sollte übersehen haben? Unstreitig erblickte er dieselbe. Und eben so gewiß ist es auch wohl, daß er sie gelesen, und, worauf es hier ankömmt, richtig gelesen habe. Aber eben dieses benahm ihm auch, auf einmal, allen Mut, sich ferner mit dem Kodex zu beschäftigen, weil er wahrnahm, daß derselbe zu den ziemlich spätgeschriebnen gehöre, und auf keine vorzügliche Achtung Anspruch machen könne. Hätte Wetstein nur den geringsten Beweis angetroffen, wodurch das Alter des Kodex, bis auf das Jahr 834 hätte können zurückgesezt werden, so würde er wahrscheinlich mit demselben ganz anders zu Werke gegangen seyn: da er in der That nicht viele Handschriften von einem solchen Alter zu vergleichen hatte. Ein Umstand, der bey dem H. V. wenigstens einigen Verdacht hätte erwecken sollen.

Ohne mich indessen hierbey noch länger aufzuhalten, so will ich nun den Grund untersuchen, der Hrn. B. verleitet hat, den Askewschen Kodex ins 9te Jahrhundert zurückzusezen. Diesen gab ihm die Unterschrift des Abschreibers an die Hand, die, zufolge S. 58, am Ende der Evangelisten, in folgenden Worten enthalten ist.

θ
Πληρω τὸ παρὸν τέτρευάγγελιον

η̄ κ ὰ τ — — —
μν Φευραρι ειπ κδ ἔτούσ ωλδ: μ'ν θχθν.

Herr B. übersezt diese Worte: Finished the present Gospel in the month February the 24th of the year 834, after the incarnation: mit der hinzugefügten Anmerkung, er sey ungewiß, ob die lezten Buchstaben, μετα θεανθρωπιαν, oder θεοφανειαν müssen gelesen werden. Aber ist denn θεανθρωπια auch wohl ein griechisches Wort? Oder, wenn man es dazu machen will, drückt es denn wohl schicklich den Begriff aus, den wir mit dem Worte incarnatio verknüpfen? Das andre Wort aber, θεοφανεια nemlich (man hätte auch θεογονια rathen können) zu lesen, das kann, wie bald erhellen wird, aus einem andern Grunde nicht statt finden. Hätte Hr. B. Gelegenheit gehabt, die ganze Unterschrift abzeichnen, und in Kupfer stechen zu lassen, so würden die Züge der Handschrift, so kraus sie auch, der S. 59 gemachten Beschreibung zufolge, aussehen mögen, die wahre Leseart verrathen. Indessen, da dieses nicht geschehen ist, so muß man sich auf andre Weise herauszuwickeln suchen, damit das wahre Alter der Handschrift richtig bestimmt werde.

Dieses ins Werk zu richten, so darf ich nur anmerken, daß die Griechen nie gewohnt gewesen sind, sich der bey uns eingeführten Jahrrechnung zu bedienen. Sie zählten beständig von der Erschaffung der Welt, und rechneten bis auf die Geburt Christi 5508 Jahre. Um also das Jahr Christi herauszubringen, so muß man die eben angezeigte Zahl von der grössern abziehen, die man in den Schriften

der

der Griechen antrift, da denn der Ueberschuß das gesuchte Jahr anzeiget. Z. E. ich fände, eine Handschrift sey im Jahre ͵ζρα, d. i. 7101. geschrieben, so würde nach abgezognen 5508 Jahren, 1593 übrig bleiben, welches das Jahr Christi seyn würde, in welchem der Kodex verfertigt wäre. Diese Anmerkung ist so gewiß, daß mir wenigstens nie ein griechischer Kodex vorgekommen ist, dessen Alter nach der christlichen Zeitrechnung bestimmt wäre; so wie man auch beym Montfaukon und andern hieher gehörigen Schriftstellern kein einziges Beyspiel davon antreffen wird. Aber zugleich widerlegt sie auch ganz augenscheinlich Hrn. V. Vermuthung, es könnten die in der Unterschrift vorkommenden unleserlichen Buchstaben, μετα θεανθρωπιαν oder θεοφανειαν gelesen werden.

Obige Bemerkung um einen Schritt weiter fortgeführt, bringet uns nun mit Gewißheit auf den wahren Zeitpunkt, in welchem die Askewische Handschrift vollendet wurde. Denn wenn die Buchstaben ωλδ das Alter des Kodex anzeigen sollen, wie sie es denn in der That anzeigen; wenn ferner die Griechen nicht gewohnt waren, sich der Jahrrechnung nach Christi Geburt zu bedienen, so ist es offenbar, daß in obiger Signatur, vor dem ω ein Buchstabe fehle, wodurch das zur vollständigen Zahl gehörige Tausend ausgedrückt werden sollte. Dieser ist, im gegenwärtigem Falle, kein anderer, als der geschwänzte Buchstabe ͵ς, der, mit den vorigen die Signatur ͵ςωλδ ausmachen würde. Es mag nun dieses ͵ς entweder verblichen seyn, oder in dem lezten Buchstaben des Wortes ετει stecken, so ist es doch ganz unzweifelhaft, daß man ͵ςωλδ, d. i. 6834 lesen müsse, welche das Jahr Christi 1326 ist. Die noch folgenden Buchstaben zeigen die Indiktion an, die von den Abschreibern bald vor, bald nach der Jahrzahl gesezet wurde. Diese war, in dem erwähnten Jahre, die Zahl 9, und wird ganz augenscheinlich durch das θ angedeutet.

 Das

Das Resultat der gegenwärtigen Untersuchung ist nun offenbar dieses: daß die Askewische Handschrift, von der die Rede ist, um 492 Jahre jünger ist, als wofür sie vom Hrn. V. gehalten wurde; und demnach nicht, wie doch S. 60. von ihm behauptet wird, für die vielleicht älteste, aus welcher die Leseart 1 Tim. 3, 16. zu erweisen ist, könne gehalten und angenommen werden.

Ich muß, ehe ich diese Abhandlung schließe, noch eines ähnlichen Irrthums erwähnen, der dem Gerh. Voßius vom Montfaukon Palaeogr. Gr. p. 48, vorgeworfen wird. Voßius redet nemlich, in seiner Ausgabe der Werke des Ephraem Syrus, von einem Kodex, der im Jahre Christi 531 soll geschrieben seyn. Vermutlich rührte sein Fehltritt daher, daß er entweder das ͵ς übersehen, oder wie Montfaukon will, für eine Abbreviatur des Wortes Κυρίου gehalten hat, anstatt er ͵ςφλα, 6531, und dies ist das Jahr Christi 1023, hätte lesen sollen. Auch dieses Mspt. wenn es noch irgendwo in einer Bibliothek vorhanden ist, ist demnach 492 Jahre später geschrieben, wie Voßius glaubte. Und, damit man nicht auf die Gedanken komme, diese Aehnlichkeit sey einem bloßen Zufalle zuzuschreiben, so finde ich für nöthig, zu erinnern, daß der bemerkte Unterschied von Jahren, nicht mehr und nicht weniger allemal statt findet, wenn, bey griechischen Handschriften, die im sechsten Jahrtausend geschrieben sind, der Fehler begangen wird, dessen sich Voßius und Herr V. schuldig gemacht haben. Man nehme an, es habe eine Handschrift die Signatur ͵ςα, d. i. 6001, so würde, wenn man das ͵ς weglassen, und das α nach der bey uns eingeführten Zeitrechnung zählen wollte, das erste Jahr nach der Geburt Christi herauskommen. Eigentlich aber wäre es doch, nach dem, von 6001, abgezogenen 5508 Jahren, das 493ste Jahr Christi. Nun ziehe man noch das erste Jahr, in welchem der falschen Voraussezung zufolge, das Mspt. vollen=

vollendet wäre, von 493 ab, so wird der angezeigte Unterschied von 492 Jahren da seyn. Eben so, wenn man annehmen wollte, es sey eine Handschrift im Jahre ͵ςϡϟθ, 6999 verfertigt, so würden, wenn man das ͵ς übersähe, 999 übrig bleiben. Nun aber von 6999 die bestimmten 5508 abgezogen, bleiben 1491, das Jahr Christi. Von dieser Zahl aber, die 999 weggenommen, in welchem Jahre der Kodex geschrieben seyn sollte, bleibt 492. So bald man aber nach der Rechnung der Griechen ͵ζα, 7001 schreiben, und dann den angezeigten Fehler begehen wollte, so würde der Unterschied des vermeyntlichen und wahren Alters eines Manuskripts sich auf 1492 Jahre erstrecken.

---

## 3. Skize einer Moral von Hieronymus Peter Schlosser.

Der Körper des Menschen, sein Verstand, seine Einbildungskraft machen den Menschen noch nicht aus.

Es ist in ihm ein Etwas, welches allein empfindet, und allein alle seine übrigen Theile in Bewegung sezt, wenigstens wirken läst. Dieses Etwas wollt' ich am liebsten Geist nennen, wenigstens stellt die heilige Schrift den Menschen vor, daß er Leib, Seele und Geist habe. Um allen Misverstand zu vermeiden, nenne ich aber dieses Etwas lieber den innern Menschen.

Dieser innere Mensch ist leidend und wirkend. Leidend, wenn er die Empfindungen bekömmt, die ihm der Körper, die Sinne, der Verstand, die Einbildungskraft überbringen; wirkend, wenn er den Körper, die Einbil-

dungskraft und den Verstand in Bewegung sezt, denn von innen können die Sinne nicht gerührt werden.

Das Leiden des innern Menschen ist von zweyerley Art, dem innern Menschen angenehm, das nenn' ich Genuß, unangenehm, das ist Leiden im engern Verstand.

Das physische Gesez des innern Menschen ist: wirke, den Genuß zu verlängern, oder, wenn du noch nur das Bild davon fühlst, ihn hervorzubringen, und wirklich zu machen, das Leiden abzuwenden.

Der Körper und die äußern Sinne wirken unmittelbar auf den innern Menschen; der Verstand, theils unmittelbar durchs Gefühl der Wahrheit, theils durch Vermittlung der Einbildungskraft.

Diese wirkt oft auch allein nach ihrem Gesez, oft tritt sie auch den Wirkungen der Sinne bey.

Die Wirkung des innern Menschen, welche durch die Sinne veranlaßt wird, heist Instinkt oder Naturtrieb, die, welche durch die Einbildungskraft allein, oder durch sie, als Mittlerin zwischen dem Verstand und dem innern Menschen, hervorgebracht wird, heist Spontanität, oder freywillig. Das Thier hat keinen Verstand, aber Einbildungskraft. Ihm fehlt ein Ast der Einwirckung auf das innere Thier: aber die Einwirkung der Einbildungskraft betrügt den Beobachter oft, und macht das Thier menschenähnlich.

Der innere Mensch ist wohl, wenn er Genüße hat; übel, wenn er leidet, oder gar keine Genüße hat.

Nach dem Gesez des innern Menschen, das ich oben anführte, ist er in so weit nicht frey, daß er wirken muß, um angenehme Genüße hervorzubringen, oder sie zu befördern. In dem kranken Menschen, oder dem, den sich ennyiret, hat der innere Mensch eine Erschlaffung erlitten, die wir nicht erklären können, weil wir den innern Bau dieses innern Menschen nicht kennen.

Ohne die Einbildungskraft empfände der innere Mensch nichts, als den Eindruck des Körpers, und, von der

Wirkung des Verstandes nur die Wahrheit. Die Einbildungskraft kann ihm aber Empfindungen des Vergangenen und des Gegenwärtigen und des Künftigen geben. Die Vorstellung des Vergangenen, das ihn angegangen hat, und das beständige Gefühl, gewisser sich immer gleicher Eindrücke, gibt dem innern Menschen die Empfindung der Selbstheit oder Idendität; durch die Empfindung der Uebereinstimmung der Begriffe des Verstandes fühlt er Wahrheit; und geht die Wahrheit ihn an, so empfindet er sie durch die Einwirkung, die das Bild der Einbildungskraft auf ihn thut. Was nicht unmittelbar auf ihn wirken kann, unterscheidet er von sich. Dadurch wird der Mensch ein ganzes Identisches Wesen. — Man hat hoffentlich bemerkt, daß der Verstand auch unmittelbar auf den innern Menschen wirken kann.

Der innere Mensch fühlt in jedem Augenblick seinen Zustand. Ist alles, wie ers gewohnt ist, so ists gut; man könnte das Genuß des Lebens nennen; ist etwas in diesem Zustand, das ihm unangenehme Empfindungen macht, so entsteht Schmerz, der körperlich ist, wenn er unmittelbar aus dem Körper kommt, Seelenschmerz heist, wenn die Einbildungskraft das unangenehme Bild vorstellt. Ist etwas mehr angenehm, als der innere Mensch gewohnt ist, so entsteht Seelenvergnügen oder körperlich Vergnügen, die nur wie der Genuß des Lebens gefühlt werden, wenn sie durch öftere Wiederholung Gewohnheit werden.

Durch Hülfe der Einbildungskraft fühlt der Mensch auch seinen vergangenen Zustand. Fühlt er in dem Möglichkeit zu angenehmen Empfindungen, die er izt nicht hat, so entsteht Misvergnügen, das Reue heist, wenn die Ursache des Verlusts dieser Möglichkeit als in dem Menschen liegend, Regret, wenn sie als nicht in ihm liegend, vorgestellt wird.

Durch Hülfe eben dieser Einbildungskraft fühlt der Mensch auch seinen künftigen Zustand. Ist in diesem eine angenehme Empfindung, die er nicht ganz möglich machen

kann, die aber doch wahrscheinlich ist, so entsteht Hoffnung. Ist eine unangenehme Empfindung darin, so entsteht Furcht. Ist die Zukunft so beschaffen, daß der innere Mensch sie möglich, oder unmöglich machen kann, so erfolgt, wie bey dem gegenwärtigen Genuß, oder Leiden, Wirkung dafür oder dawider.

Das ist denn nun der Schlüssel zur Moral, oder vielmehr hier ist der Punkt, wo der Mensch beurtheilt werden muß, um zu sehen, ob er einer Moral fähig ist. Das innere Thier fühlt auch die Zukunft vermittelst der Einbildungskraft. Aber seine Einbildungskraft hat nur eine Triebfeder, den Sinn; die Einbildungskraft des Menschen hingegen wird auch bewegt durch den Verstand. Dieser kann nun nach seinem Gesez die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit der Dinge, die Gründe und ihre Folgen erforschen. Er kann also aus der blossen Gegeneinanderhaltung einer Handlung mit dem, was er vom Menschen weis, einen Schluß von den Folgen der Handlungen auf den Menschen ziehen. Diesen Schluß schafft die Einbildungskraft um zum Bild, das ist, sie malt den Menschen, wie er seyn wird, wenn diese, oder jene Handlung ihre Folgen auf ihn gehabt hat. Der innere Mensch fühlt sich so, und das Gefühl ist ihm dann angenehm oder nicht, je nachdem das Bild ist. Ists dieses, so erfolgt das Gegenwirken, oder auch die Unterlassung der Handlung; ist jenes, so folgt das Hervorbringen der Handlung, oder das Unterlassen der entgegen stehenden Handlung. Die Wirkung des Verstands allein ist blos kalte betrachtende (spekulative) Moral; die Uebertragung in die Einbildungskraft, gibt der Erkenntniß Leben, und macht die Moral thätig (praktisch).

Die Moral überhaupt ist also nichts, als eine Sammlung von Begriffen menschlicher Handlungen in Rücksicht auf die Folgen betrachtet, die sie auf den Menschen haben. Die betrachtende Moral entsteht, wenn der Verstand diese Handlungen nach seiner Art sämmelt; die prakti-

praktische, oder thätige, wann die Einbildungskraft sie nach ihrer Art sammelt.

Nach was für einer Art der innere Mensch die Empfindungen, als angenehm oder unangenehm, fühlt, ist unbekannt, und muß bloß aus Erfahrungen gelernt werden; das sollten die ästhetischen Theoristen merken. Wie der Verstand wirkt, wie er der Einbildungskraft seine Jdeen und Erfindungen übergibt, wie er, und sie, und die Sinne auf den innern Menschen wirken, wie der auf den äußern, und selbst wieder auf Einbildungskraft und Verstand wirkt, alles das, weis ich nicht. Hier sollte man die berufene Frage von der Verbindung des Leibes und der Seele suchen. Nicht diese, sondern wie der innere Mensch, und der äußere verbunden sind, das ist das Problem, denn Verstand, Gedächtniß, Einbildungskraft u. s. w. gehören, wie die Sinne, zum äußerlichen Menschen, drum leben Narren, die den Verstand verloren haben, und Kinder, wo er noch nicht wirkt.

Nicht jeder Mensch fühlt einerley Empfindungen, als angenehm oder unangenehm, deswegen läßt sich keine allgemeine, auf alle anzuwendende Moral denken; doch gewisse Hauptempfindungen sind bey allen gleich, die können also allein Stoff der Moral seyn.

Die Erziehung, der Umgang, die Lebensart, das Alter u. s. w. scheinen den innern Menschen umzuschaffen; das kommt aber meist daher, weil die Einbildungskraft umgeschaffen werden kann, und folglich auch ihre Bilder; weil der Verstand umgeschaffen werden kann, folglich auch der Stoff, den er der Einbildungskraft übergibt, weil die Sinne ihre Eindrücke ändern können.

Verstand und Einbildungskraft werden oft betrogen, aber der innere Mensch läßt sich nicht betrügen; er wirkt hingegen oft, wenn schon die Hauptzüge im Bild unangenehm, oder gleichgültig sind, weil er durch die Wirkung wirklich angenehme Empfindungen zu erzeugen hofft, das macht oft den Unterscheid vom Heuchler zum ehrlichen Mann, vom Genie zum Miethling, von Affektation zur Wahrheit.

Der

Der innere Mensch kann heucheln! Hat er das einige Zeit getrieben, so wirkt sein Instrument oft ohne seine Theilnehmung, doch oft kann auch ein kleiner Zug im Bilde, dessen ganzes keine Wirkung thäte, angenehme Empfindungen machen, oft sezt die Einbildungskraft zum Bild hinzu. Daher entstehen Ideale. Hält der Verstand das Bild mit dem Urbild zusammen, so wird das Gefühl des innern Menschen objektiv wahr; thut das der Verstand nicht, so entstehen schädliche Enthusiasten; thut ers, und das Gefühl ist noch stark, und macht auf einen hohen Grad thätig, so entsteht der ehrwürdige Enthusiast, den nur kalte Schurken verachten.

Die Sprache ist eine Wirkung, die dem innern Menschen am leichtesten wird, und deswegen wird so viel ohne Empfindung gesprochen. Sie wird am ersten Habitude, und oft scheint der Ausdruck, ohne den Uebergang auf den innern Menschen, bloß durch die sinnlichen Eindrücke, oder die Darstellung eines Bilds der Einbildungskraft gewirkt zu werden; daher kommen die Komplimente. Mit andern Wirkungen ist der innere Mensch sparsamer, deswegen sagt Hudibras: Liebe in Worten auszudrücken ist leicht, aber wer sich aufhängt aus Liebe, der muß des Teufels seyn, wenn er sie nicht fühlt.

Der innere Mensch wirkt nicht frey. Er muß nach seinem Gesez immer wirken, was ihm angenehm ist, und was das unangenehme entfernt. Er fühlt aber das angenehme und unangenehme, nur in so fern seine Sinne, oder die Einbildungskraft es ihm vortragen. Diese sind eingeschränkt; also er auch. Die Einbildungskraft empfängt einen großen Theil ihrer Bilder aus dem Verstand; der ist eingeschränkt; also der innere Mensch auch von der Seite. Die Einbildungskraft stellt tausendmal Bilder vor, wie die mechanische Bewegung des Körpers sie hervorbringt; die ist zufällig, also die Einbildungskraft oft auch, und der innere Mensch folglich mit.

Das läst uns begreifen, daß wir eher nicht über die Freyheit des Menschen und über die Zurechnung ein Urtheil fällen können, bis wir wissen, wie weit die Dinge eingeschränkt sind, die auf den innern Menschen wirken.

Was hilft also alles das Räsonniren über Pflicht, Tugend, Religion? Nichts, als daß die Einbildung mit Bildern des Guten erfüllt, und nachher Gott überlassen wird, wie fern diese auf den innern Menschen wirken könne, oder nicht. Ich rede als Philosoph und als Christ; als Richter muß ich anders reden, denn da beurtheile ich nicht den Werth der Handlung, sondern ihre Folgen auf den Staat.

Die Offenbarung thut mehr nicht, als daß sie die Begriffe des Verstands vermehrt, ihm neue gibt, und neue Folgen der menschlichen Handlungen zeigt. Ihre Beweiskraft ist verschieden. Meist ist sie bloß Kraft der Wahrscheinlichkeit, oft, und zwar da, wo die durch sie erlernten Begriffe mit alten schon erkannten einstimmen, wird sie Wahrheit, aber nur individuelle; oft wird sies durch Erfahrung.

Die Entscheidung der Wahrheit der Offenbarung aus der Empfindung ist also nicht zu verwerfen; sie entscheidet allein, aber da sie bloß individuel ist, so ist sie andern nicht aufzudringen. — Den Glauben kann sich keiner geben. — Er ist nichts als Uebergewicht der Wahrscheinlichkeit — auch wenn Christus den verdammt, der nicht glaubt, sagt er nicht, wer den Thathandlungen nicht glaubt. Er hindert also nicht ihn von der Lehre zu verstehen, und wer Christi Lehre vor menschlichen Pflichten nicht annimmt, ist wirklich verdammt; das ist unglücklich, denn durch sie allein kann der innere Mensch immer wohl seyn — Die Wirkung des Heiligen Geists kann sich am Sinn, Verstand, Einbildungskraft, innern Menschen äußern. Ob ihr widerstrebt werden kann, hängt ab von der Lehre der Freyheit, von der ich oben sagte, daß sie vom Menschen nicht zu entscheiden sey.

Spe-

## Spekulative Moral.

Der Verstand denkt sich den innern Menschen, und prüft, was er für Eindrücke haben müsse, um angenehme Empfindungen zu haben. Er denkt sich ihn in drey Verhältnissen. In Ansehung der Eindrücke, die der äußere Mensch mit allen seinen angebornen, oder erworbenen Werkzeugen auf den innern Menschen machen kann; in Ansehung der Eindrücke, die Gott auf ihn machen kann; in Ansehung derjenigen, die andere Menschen auf ihn machen können. Denkt er zugleich die Handlungen, wodurch der Mensch diese Eindrücke selbst hervorbringen, oder verhindern kann, und hält sie mit dem zusammen, was er von den Empfindungen und deren Werth weis; so denkt er sich eine spekulative Moral; sonst ist er nur Physikus, Psycholog, philosophischer Theolog.

Der Genuß des Lebens ist dem innern Menschen angenehm; der Genuß der Gesundheit ist ihm angenehm, die Erweiterung der Seelenkräfte sind ihm angenehm; die Erhaltung aller Werkzeuge, wodurch angenehme Empfindungen hervorgebracht werden können, sind ihm angenehm. Alle Handlungen also, die Leben erhalten, Gesundheit schüzen und fördern, Seelenkräfte erhalten und erweitern, die Werkzeuge zu angenehmen Empfindungen erhalten, müssen dem innern Menschen angenehm seyn; die entgegengesezten unangenehm. Jene heissen gut, diese bös; das Gute und Böse kann also nur im Verhältniß mit gewissen bestimmten Geschöpfen gedacht werden; die Frage, ob es innerlich gute und böse Handlungen gibt, ist also, wie die, ob es ein Schall gibt, wenn kein Ohr ist. Das ist das erste Kapitel der Moral.

Gott ist unendlich stärker, und weiser als der Mensch. Er kann dem innern Menschen angenehme Empfindungen schaffen. Hat Gott etwas offenbart, wodurch er dieses auch zu thun bewegt wird, oder glaubt der Verstand etwas zu finden, wodurch Gott dazu bewegt werde, so scheint dem

Ver-

Verstand die Handlung, die dieses bewirkt, wieder angenehm. Ferner, der Verstand sieht, daß dem innern Menschen das Gefühl von Gott geliebt zu seyn, und Gott wieder zu lieben, angenehm ist; Findet er Handlungen, wodurch die Liebe Gottes erhalten, oder die Liebe gegen Gott genossen werden kann, so erkennet er diese Handlungen wieder für den innern Menschen angenehm. Das ist das zweyte Kapitel der Moral.

Das dritte scheint verwickelter, es ist es aber nicht.

Der Verstand erkennt, daß die Liebe und das Glück und Wohlwollen anderer Menschen dem innern Menschen angenehm ist; er sieht dabey, daß andre Menschen Einem angenehme Empfindungen schaffen, oder unangenehme machen können. Er sieht ferner Mittel, die Annehmlichkeit der Liebe, und die in dem Glück und Wohlwollen anderer Menschen zu genießen, sieht andere, wodurch andre Menschen einem wohl zu thun, oder ihn in seinen angenehmen Empfindungen nicht zu stören bewegt werden. Diese erkennt er dann, theils in sich selbst, theils der Folgen wegen für angenehm. Die Kenntniß anderer Menschen, ihrer Denkungsart, ihrer Gewohnheiten kommt hier alle in den Anschlag. Was der Genuß der Liebe zum andern Geschlecht fodert, und wie Gegenliebe erworben wird; was der Genuß der Freundschaft erfodert, und wie sie gewonnen wird; was Theilnehmung gibt, was andre Menschen bewegt, mir das meine zu lassen, was andre, mir Treu und Glauben zu halten, alles das untersucht der Verstand, und hält es für gut.

Haben Menschen sich in Gesellschaft eingelassen, so ist alle Folge davon nur Anwendung des gemeinen Sazes, was andre Menschen bewegt, dir angenehme Empfindungen zu machen, ist dem innern Menschen angenehm. Man sieht hier den Ursprung und den Geist des Eigenthumsrechts, der Verträge, der Dienstfertigkeit, des Schadenersazes, des Verbots von Mord, Diebstal u. s. w. welches alles sich darauf bezieht, die Liebe, das Glück und Wohlwollen anderer Menschen zu genießen, und daß man andere Menschen vermöge,

möge,

möge, uns angenehme Empfindungen zu schaffen, oder uns in denen, die wir haben, und in den Werkzeugen, uns welche zu schaffen, nicht zu stören. Man sieht auch, wie Kollisionen entstehen, und wie da, nach der Länge und Größe der angenehmen Empfindungen, die Ausnahmen zu machen sind.

## Praktische Moral.

Alles, was der Verstand auf die Art gefunden hat, schafft die Einbildung zum Bild, und nach diesem Bild entsteht die Wirkung, oder Unterlassung der Wirkung. Wo der Sinn unmittelbar in dem innern Menschen angenehme Empfindungen erregt, hat, außer der Kollision, die Moral nichts zu thun, sonst beweist man, wie Wolf, daß man essen, trinken und schlafen müsse. In der Kollision kommts nur darauf an, daß die Einbildungskraft dem Eindruck des Sinns durch stärkere Eindrücke auf den innern Menschen entgegen arbeite.

Was der Verstand hier findet, heist das Gesez; Gesez in der Moral ist nichts anders, als ein Saz, welcher die Folge einer Handlung bestimmt. Die Obligation liegt im physischen Gesez des innern Menschen, nemlich darin, daß er thun muß, was angenehme Empfindungen in ihm hervorbringt, oder erhält, das Gegentheil lassen.

Man hat unrecht, wenn man die Verbindlichkeit im Gesez sucht. Sie liegt auch nicht einmal im Positiven. Der positive menschliche Gesezgeber thut mehr nicht, als daß er neue Folgen zu den Handlungen sezt, und zwar Folgen, die nicht durch die Natur der Handlung, sondern durch die Gewalt der Gesellschaft wirklich gemacht werden. Der Mensch, dem diese Folgen, und die natürlichen Folgen weniger unangenehm sind, als die Folgen der Unterlassung der Handlung, hat keine Verbindlichkeit. Das ist, was die Alten sagten: qui scit mori, cogi nequit. Hat der Verstand die Folgen der Handlungen nicht gesehn, so ist

keine Verbindlichkeit da; darum straft der menschliche Richter den Unwissenden nicht. Gott läst die natürlichen Folgen doch nicht weg, aber diese entstanden nicht um des Gesezes willen, sondern das Gesez entstand um ihretwillen.

Die einzige Folge, die um des Gesezes willen entstand, die Reue, fällt alsdann wol weg.

So ists bey der Unmöglichkeit der Erfüllung, so ists in dem Fall, wenn die Einbildungskraft die Folgen der Handlungen nicht lebhaft oder getreu vorbildet. — Die Reue allein läst uns oft noch ahnden, daß wir hier und da frey waren, aber oft wird sie auch mit dem Gefühl der Schwachheit vermischt, oft ist sie Furcht, daß künftig dergleichen wieder geschehen könne.

Alles Gesez hat in dem Menschen eine Verbindlichkeit. Die Abweichung vom Gesez entsteht auch nicht daher, daß diese Verbindlichkeit aufgehoben wäre; das ist nicht möglich, weil sie im innern physischen Gesez des innern Menschen liegt; sondern sie entsteht daher, weil die Verbindlichkeit zu einem andern Gesez dem innern Menschen mehr fühlbar war. Die Schuld davon kann in allem dem liegen, was Empfindungen in dem innern Menschen erregt. Auch in dem innern Menschen selbst kann sie liegen, das ist das, was Aeschines den Sokrates sagen läst: Tugend wird nicht gelehrt, nicht angeboren. Gott gibt sie, wem er wohl will — nemlich durch die Stimmung des innern Menschen, und so werden viele doch angeboren, aber des Aeschines Sokrates ist auch ein Sophist.

Die Geseze des ersten Kapitels der Moral erhalten zum Theil ihre Verbindlichkeit aus dem Gefühl des Lebens, und dem Bilde, das die Einbildungskraft vom Tode vorhält. Der Mensch weicht ab von dem Gesez, wenn die Einbildungskraft, statt des Bildes vom Tode, das Bild von seinem Elend, ohne Zug, wo es aufhört, darstellt; oder wenn das Gefühl des Lebens selbst schwach, das Gefühl des Elends ungleich grösser ist. Wenn das Bild der Krankheit den innern Menschen weniger unangenehmes fühlen macht,

als das Bild, oder die Empfindung der Speise, des Weins, der Liebe angenehmes, so ißt, trinkt und hurt sich der Mensch krank. Wenn das Bild eines bearbeiteten Verstands weniger fühlbar ist, als das Bild der Unannehmlichkeit der Arbeit, so lernen wir nichts. Wie mancher Pedant hat dadurch schon der Wissenschaft die besten Köpfe entführt! Positive Strafen sind nichts, als neue Züge im Gemäld; so sinds auch Belohnungen; es kommt darauf an, ob sie das Bild lebhafter machen, als das entgegengesezte.

Die Verbindlichkeiten im zweyten und dritten Kapitel der Moral lassen sich leicht hinzudenken; nur ist im dritten noch etwas, das Erläuterung braucht, das ist der Begriff des Rechts, und der Pflicht.

Die Verbindlichkeit zu den Handlungen gegen andere Menschen, die hier zu betrachten ist, liegt darin, weil andere Menschen dadurch bewegt werden, dem innern Menschen guts oder böses, angenehmes oder unangenehmes zu erweisen; denn kömmt die Verbindlichkeit aus dem angenehmen Gefühl beym Wohl anderer, so ist da keine Rede vom Recht. Sind nun Handlungen gegen andere, wodurch diese weder zu dem einen, noch zu dem andern bewegt werden, so habe ich ein Recht diese Handlungen zu thun; daraus entsteht Eine Art des Rechts.

Die zweyte entsteht daher: Wenn ich andern Menschen wohl thue, so kanns in der Absicht geschehen, weil ich dabey ein Glück fühle, das ist wieder kein Gegenstand des Rechts. Es kann auch in der Absicht geschehen, um von andern wieder ein Wohl zu erhalten. Will ich nun dem Wohl entsagen, so hab ich das Recht auch andern kein Wohl zu thun.

Ferner die Verbindlichkeit gegen andere Menschen hat nichts, als das Wohl des innern Menschen zum Zweck. Wird nun dieses Wohl durch ein Leiden anderer Menschen erhalten, so suchen diese andern es, wo sie können, ohne sich mehr Weh zuzuziehen, wieder zu verbittern. Es sind aber einige Fälle, wo Menschen sich weh thun lassen, ohne dem, ders ihnen thut, wieder weh zu thun. Diese Fälle aus dem, was man gewöhnlich unter Menschen sieht, abstrahirt,

hirt, gibt die dritte Art des Rechts im philosophischen Sinn, welches mit der zweyten zusammen fliest, denn ein versagtes Wohl ist oft so viel als ein zugefügtes Uebel; da aber die Menschen solches eher rächen, als jenes, so ist die zweyte Art des Rechts häufiger, dahin gehört das Recht Allmosen zu geben, oder zu versagen, Ehre zu erweisen, oder zu versagen u. s. w. — In der bürgerlichen Gesezgebung sind die Fälle nun bestimmt, eben so gut, als daselbst bestimmt ist, auf was für eine Art ein Mensch das Weh, das er ihm thut, wieder zurück geben, oder das Wohl, das er versagt, erzwingen kann.

Die bürgerlichen Geseze bestimmen also das Recht viel genauer, als die philosophischen. — Gegen mich selbst habe ich kein Recht; darin findet, in Rücksicht auf den Handelnden, das Recht bloß in gleichgültigen Dingen statt.

Das Recht überhaupt genommen, ist also die Möglichkeit etwas zu thun oder zu lassen, das, wenn es auch andern weh thut, um deswillen durch diese andern keine üble Folgen auf uns zu haben pflegt. Im bürgerlichen Recht wird es die Möglichkeit etwas zu thun, um deswillen, wenn es auch andern weh thut, die Gesellschaft dem, ders thut, nicht wieder weh thut.

Man hat gesehn, daß das Recht im philosophischen Sinn, bloß aus Erfahrung dessen, was unter den Menschen zu geschehn pflegt, bestimmt werden kann. Grotius hat das wohl verstanden, darum bringt er mehr Beyspiele als philosophische Gründe. Daß er die Beyspiele durch eine erträumte Societatem gentium zum Gesez erheben will, geschah nur, um seiner wahren Idee mehr Kraft zu geben.

Die Hauptidee seines Buchs ist immer die: so hat Gott sein Volk zu denken unterrichtet, so haben die meisten polizirten Nationen gedacht, so dachten die besten Menschen unter ihnen; wer so nicht denkt, ist ihnen nicht gleich, folglich unter ihnen nicht zu dulten. Das ist der Gesichtspunkt, worinn ich seine Societatem gentium betrachte; seine Nachfolger,

folger, der sehr bornirte Puffendorff und der geschwäzige und noch viel bornirtere Vatel, und hundert andere, haben ihn nach dem Buchstaben verstanden, und deswegen so viel ungeschmacktes Zeug geschrieben.

Man sieht nun aus diesem wol, wie weit jedes Recht eine Verbindlichkeit auf der andern Seite voraussezt: nemlich die, wenn man auch beleidigt würde, doch deswegen nicht weh zu thun. Auch sieht man, wie aus diesem allem, wie schwankend die philosophische Sittenlehre ist, so bald sie Mensch gegen Mensch betrachtet, denn es ist immer schwankend, ob, was geschieht andre Menschen zu etwas zu bewegen, auch seine Wirkung thut.

Der Begriff der Pflicht ist leichter, sie ist die Nothwendigkeit, etwas zu thun, oder zu lassen, um gewisse durch den Verstand erkannte unangenehme Empfindungen abzuwenden, oder angenehme zu erhalten.

## Vermischte allgemeine Anmerkungen.

Ich habe von dem Willen nichts gesagt; er ist nichts, als das physische Gesez des innern Menschen; fühlt der etwas als gut, so wirkt er, fühlt ers als übel, so wirkt er entgegen, oder läst ab; das nennen wir, er will oder will nicht.

Ich habe vom appetitu sensitivo nichts gesagt, es ist wieder der innere Mensch durchs sinnliche Gefühl zum wirken, oder nicht wirken bestimmt.

Das ist oft besser, als mans glaubt, und mag im Paradies einen beträchtlichen Theil des Guten ausgemacht haben.

Das moralische Gefühl ist unleugbar. Es kann eine Folge der Lebhaftigkeit der Bilder seyn, welche die Einbildungskraft darstellt: Es kann aber auch eine besondere Stimmung des innern Menschen seyn, nach welcher er durch gewisse sinnliche Gefühle und gewisse Bilder, auch ohne Rücksicht auf die Folgen, die ihre Realisirung auf ihn haben könnte, vorzüglich gerührt wird. Dieses vorzüglich starke Gefühl heist in der Moral, moralisch Gefühl, in andern Dingen

Ge-

Genie; man könnts auch Genie zur Tugend nennen. Sind die sinnlichen Eindrücke, oder die Bilder, die so vorzüglich, und ohne Rücksicht auf die Folgen, auf den innern Menschen wirken, Töne, so wird ein musikalisches Genie daraus: sinds Figuren, so entsteht der Maler; sinds Dinge, die sich mit Worten ausdrücken lassen, so entsteht der Dichter; sinds besonders böse Handlungen, so entsteht der menschliche Teufel; sinds besonders gute, so heists moralisches Gefühl. Alles das sind aber nur Anlagen. Es müssen noch allerley Dinge hinzukommen. Eine sehr wirksame Einbildungskraft vor allen Dingen, denn sie muß dem innern Menschen, wo der sinnliche Eindruck fehlt, die Bilder verschaffen; haben diese den innern Menschen nun wirksam gemacht, so müssen seiner Wirksamkeit auch Instrumente zu Dienst stehen. — Wenn ich sage Bilder, so muß man wissen, daß die Einbildungskraft auch Töne, Gerüche, Geschmacke, sinnliche Gefühle malt. — Denkt euch den Tonkünstler. Gesezt er hat eine noch so lebhafte Einbildungskraft, Töne zu malen; fühlt sie der innere Mensch nicht in einem so hohen Grad, daß er durch das Gefühl getrieben wird, sie zu verlängern, sie sich zu verewigen, sie durch den immer stärkern sinnlichern Eindruck ganz in ihrem Umfang zu genießen — er wird Musikus werden, aber kein Genie. Fühlt sein innrer Mensch die Töne oder das Bild der Töne auf den Grad, so wird der wirken, die hervorzubringen; die ihm angenehm sind. Wirkt dabey die Einbildungskraft nicht, so ahmt er nur nach, exekutirt; wirkt sie, so schafft er, komponirt. Findet er kein Instrument, so wird er anfangen mit der Stimme. Ist die ihm ungetreu, so kommts auf einen glücklichen Augenblick an, wo die Einbildungskraft ihm ein Instrument vormalt; hat ers, so wirkt er hinein. Die Einbildungskraft sezt immer neue Töne zusammen. Der innere Mensch fühlt ihren Werth. Wer gestimmt ist, wie er, fühlt sie eben so; wer nicht, fühlt, wie alle Menschen.

Der Dichter. Sein Sinn gibt ihm, und seine Einbildungskraft malt ihm ein Bild nach dem andern. Fühlt

er das bloße Darstellen der Bilder, so wird er nicht Dichter. Fühlt er aber dabey noch den besondern Eindruck des angenehmen oder unangenehmen, so wirkt er seine Gefühle, die in ihm dringen, heraus zu geben, sie sich zu verewigen, sie mitzutheilen — wieder ein Zug im innern Menschen, den wir nicht kennen! Er hat kein Instrument, als die Sprache; die braucht er, wie sie sein Gefühl am besten ausdrückt. Man sieht, daß es Dichter gibt, die man nicht kennt. Sie sind wie der Musikus, der kein Instrument hat. Wo sinnliches Gefühl und Einbildung viele Bilder darstellen, und der innere Mensch sie mit so besonderem Eindruck des angenehmen oder unangenehmen fühlt, daß er getrieben wird, sie mitzutheilen, da ist der Dichter — Viele, die meisten treibt nicht das Gefühl des Bilds, sondern ein ander Gefühl; das sind Afterpoeten. Es gibt hier, wie bey den Tonkünstlern, Exekuteur und Komponisten. Jene sind, die nur ihr sinnlich Gefühl, oder die durch sinnliches Gefühl erregten Bilder, der Einbildung ausdrücken; diese, die selbst Bilder schaffen. Ich möchte Oßian zu jener, Homeren und Pindarn zu dieser Klasse zählen. Andre versezen nur fremden Stoff; da kömmt's auf die Theilnehmung des innern Menschen an, ob die Poeten sind? Virgil und Horaz gehören meist hieher.

Der Maler ist wie der Dichter, sein Instrument ist nur anders; auch er kann durch die bloßen sinnlichen Gefühle, und die bloße Einbildungskraft Maler seyn; Genie wird er nicht, als wenn der innere Mensch, durchs Bild, oder den Eindruck, auf einen hohen Grad gerührt, durchdrungen wird; jener kann schon Bilder darstellen; dieser drückt zugleich den Geist und das Leben der Figuren aus. In der kleinsten Blume kann der Unterscheid fühlbar werden.

Der Philosoph — wie er seyn sollte — fühlt nur Wahrheit in den Wirkungen des Verstands, das ist Uebereinstimmung seiner Begriffe. Ob er sie von sich gibt, oder nicht, ist eins. Doch auch der Zug des innern Menschen, seine starken Empfindungen mitzutheilen, liegt in ihm; stim-

stimmen seine Begriffe unter sich und mit der Natur, so wird er ächter Philosoph; stimmen sie nur unter sich, so wird er Systematiker, Wolf, u. d. g. Kommt Einbildungskraft hinzu, die Lücken des Verstands zu füllen; so macht der Philosoph, wie ich nun, Hypothesen; Arbeitet die Einbildungskraft allein, und der innere Mensch theilt ihre Bilder mit, ohne bey ihnen mehr, als ihr bloßes Daseyn zu fühlen, so entsteht der Räsonneur.

Man sieht, daß Lebhaftigkeit und Reizbarkeit der sinnlichen Werkzeuge, und Lebhaftigkeit und Fruchtbarkeit der Einbildung zum Genie gehören, aber sie machen's nicht; nur der Grad der Theilnehmung des innern Menschen machts. Alle Regeln der Aesthetik können also bloß negativ seyn, und auch das nur, wenige Fälle ausgenommen, bloß aus bestimmten Erfahrungen; positiv können sie nur seyn im Mechanischen. Spekulationen über die Aesthetik sind keine Regeln.

Der, dessen innerer Mensch beym bloßen Bild der Ungerechtigkeit leidet, ist nach dem moralischen Gefühl gerecht. Der, der beym Bild einer Ungerechtigkeit leidet, wenn in dem Bild zugleich die üble Folge, die die Ungerechtigkeit auf ihn haben kann, dargestellt wird, der ist auch gerecht, aber nicht durchs moralische Gefühl.

Man kann auf das moralische Gefühl keine Moral bauen. Einige Menschen haben einige Oktaven mehr, andere weniger. Auch ists bloß Zufall, wenn das Gefühl des bloßen Bilds einer Handlung **ohne Folgen** mit denen beym Bild einer Handlung **mit Folgen** übereinstimmt; bloß in dem Fall heists moralisches Gefühl. Die Moral muß also erst festgesezt seyn, ehe man bestimmen kann, ob ein Gefühl moralisch ist.

Der Stempel des Genies liegt im innern Menschen. Fühlt der wenig, oder ist der unthätig, so müssen außerwesentliche Sporne hinzukommen. Das kann gute Juristen, mittelmäßige Aerzte, gute Handwerker geben, auch gute Professoren; aber schlechte Dichter, schlechte Künstler,

und elende Pfarrer, die sollten in Rücksicht auf die Religion alle Genieen seyn; darum habt ihr überall schlechte Christen.

Die Erziehung muß erst den innern Menschen sondiren. Ist in den keine Elastizität zu bringen, so führe man ihn zum Brodverdienen an, und suche nur den engen Kreis seiner Pflichten der Imagination doppelt lebhaft einzuprägen. Er kann ein guter Mensch werden. Die Werkzeuge, die der innere Mensch braucht, seine wenigen Absichten zu erreichen, müssen sorgfältig angebaut werden.

Ist der innere Mensch sehr fühlbar, aber nicht wirksam, so scheue man sich nicht, seine sinnlichen Werkzeuge aufs fleißigste auszuarbeiten; die Leichtigkeit der Wirkung befördert die Wirksamkeit.

Ist der innere Mensch wenig fühlbar, aber sehr wirksam; so suche man genau, worin er am fühlbarsten ist, und baue die Werkzeuge, die dahin gehören, fleißig; er wird bornirt, aber in seiner Stelle vortreflich werden.

Ist der innere Mensch sehr fühlbar, und sehr wirksam, so fülle man seine Einbildungskraft mit allem möglichen Guten, baue alle seine Instrumente aufs sorgfältigste an, und überlasse das übrige, wie das Orakel dem Sophroniskus rieth, der Vorsicht.

Im Umgang mit erwachsenen Menschen suche man, wo ihr innerer Mensch am fühlbarsten und am wirksamsten ist, und dann arbeite man nur auf ihre Einbildungskraft, und ihre Sinnen, lasse alle Züge aus dem Gemälde, vermeide alle sinnlichen Eindrücke von der Seite, wo sie nicht wirken sollen; erhebe alle von der andern Seite.

Das, wo der innere Mensch am fühlbarsten ist, und am wirksamsten, nennt man Inklination.

Ists Kleinigkeit, die blos in ihm anfängt und endet; so heists Steckenpferd. Ist die Wirksamkeit vorzüglich stark, so heists Leidenschaft.

Es gibt Wirksamkeit, woran der innere Mensch kein Theil hat, das ist Gewohnheit (Habitude).

Wirk-

Wirksamkeit des innern Menschen, ohne Gefühl der unmittelbaren Folgen der Handlung, oder aus einem entgegen gesezten Gefühl ist Heucheley.

Die Nationen unterscheiden sich gröstentheils durch den innern Menschen, aber auch durch Sinn und Einbildungskraft, und die Einschränkung des Verstands, Wirksamkeit und Instrumente dazu.

Vom äußern Menschen läst sich auf den innern schliessen, in so weit man aus ihm die Leichtigkeit, und den öftern Gebrauch der Werkzeuge, den Grad des sinnlichen Eindrucks, die Lebhaftigkeit der Imagination abnehmen kann; alles andere sind nur Erfahrungen, nur Schlüsse aus Induktionen, die immer ihre Grade von Wahrscheinlichkeit haben. So sehe ich die Physiognomik an!

Was ist Tugend? Stimmung des innern Menschen, nach welcher er große und dauerhafte angenehme Empfindungen mehr fühlt, als kleinere und kürzere. Der Grad der Tugend unter dem, was Menschen hier gemeiniglich fühlen, heist nicht mehr Tugend. Es ist aber doch Tugend, ein Kind, das lieber seinen Eltern gehorsam ist, als ein Zuckerbrod isset.

Wer den höchsten Grad dieser Tugenden unter den Menschen erreicht, ist der gröste Mann. Es gibt ein Grad, unter dem der Mensch Kind, über dem er Mann ist. Die Tugend hängt nicht von der Einsicht ab. Es gibt tugendhafte Menschenfresser. Ob die Bilder, die die Einbildungskraft darstellt, nach unsern Begriffen wahr, oder falsch sind, ist einerley, wenn nur das am meisten wirkt, was dem Menschen die gröste und dauerhafteste Glückseligkeit darstellt.

Wer ist gottesfürchtig? Dessen innerer Mensch nichts angenehmers fühlt, als das Bild, das seine Einbildungskraft von Gott darstellt, nicht wirksamer ist, als wo sie eine Handlung vorstellt, die die Liebe Gottes gewinnt, oder Liebe zu Gott genießen läst.

Wer ist ein guter Bürger? Dessen innerer Mensch keine angenehme Empfindung hat, als wenn seine Einbildungskraft ihm den Staat als glücklich darstellt, der nicht eifriger wirkt, als wenn sie ihm eine Handlung malt, die den Staat glücklich macht.

Was ist Glückseligkeit? Der Stand, wo der Mensch immer angenehme Empfindungen hat. Sie ist das Maaß, wonach der Verstand seine Säze der theoretischen Moral abmisset.

Der innere Mensch kann ohne den äußern nicht bestehen. Er hat kein Vehikulum, und kein Instrument, als ihn. Alle Unsterblichkeit des Menschen ist also Auferstehung.

Die Seele ist nur ein Vehikulum, oder Werkzeug, des innern Menschen. Sie kann also wol im Kopf, er im Herzen wohnen; hier etwas bestimmen, ist Vorwiz.

Der innere Mensch macht den Werth des Menschen aus; alles andere ist Instrument, gut oder schlecht, nachdem es gebraucht wird.

Es läst sich in der Erziehung kein Ideal von höchster Vollkommenheit zum Zweck sezen; man darf nichts suchen, als zu machen, daß eines jeden innerer Mensch wird, was er seyn kann.

Von zehn Säzen sind acht in der Moral nur um der Menschen willen da, mit denen wir leben; eine Engelsmoral wird nicht besser, nur anders; ich rede von der Theorie.

Der Werth des Menschen und das Verdienst sind zweyerley. Jener ist in dem Menschen für sich betrachtet zu suchen, dieser in dem Nuzen, den andere von ihm ziehen. Mich dünkt, das hat Abbt nicht gesehen; Claville hat gar nichts gesehen.

Die bürgerliche Gesellschaft hat den innern Menschen nicht geändert, sondern nur die Folgen der Handlungen. Er wird zwar unter dem Despotismus ein Schurk, d. i. seine Elastizität ist nicht mehr da, aber nur wie die Stalfeder unterm Gewicht. Im Baurenkrieg wurde das Gewicht

zu

zu leicht; die stehende Miliz hats neu beschwert. Es kann seyn, daß mit der Zeit die Stalfeder ganz schlaff wird; noch fühlt man sie, wenn das Gewicht ein wenig schwankt, wenigstens auf die Seite ausweichen wollen.

Die bürgerliche Gesezgebung soll mehr nicht thun, als die aus den Verhältnissen und der Gedenkungsart des Menschen zu abstrahirenden Folgen, vorbestimmen und versichern; Die Kriminalgesezgebung muß, zu den natürlichen Folgen der Handlungen, welche die Gesellschaft stören, neue sezen. Die Polizeygesezgebung sollte zu den Folgen, die gewisse Handlungen, nicht auf Einen allein, sondern auf den ganzen Staat haben, solche sezen, die Einer allein fühlt. Die Staatsgesezgebung, oder das Staatsrecht, ist nichts, als Erklärung ausdrücklicher, oder stillschweigender Konvention zwischen der Regierung und den Regirten.

Der Unterschied zwischen Moral und Recht der Natur ist willkührlich. Es ist eigentlich keiner. Recht der Natur ist nichts, als Philosophie der positiven Gesezgebung.

Die beste Moral ist die, welche die natürlichen Folgen der meisten Handlungen in den meisten Umständen mit der grösten Wahrheit darlegt. Die meisten Moralisten haben den Menschen unter die Hypothese gesezt, und deswegen immer zu viel, und immer zu wenig gesagt.

Die beste Erziehung ist, die der Natur die beste Gelegenheit schafft, sich selbst zu erziehen, und die ihr am wenigsten Hindernisse entgegen sezt.— Das beste, was der Mensch ist, wird er geboren; die Erziehung kann wenig thun, verdirbt aber unendlich viel.—Doch, ists wohl Verderben, wenn man Menschen denen gleich macht, womit sie leben sollen? — Richtet Philanthropine für die Alten auf; die für die Jungen nuzen nichts. —Was wollen Emile unter Yahoos?

Ohne Elastizität ist kein Menschenwerth denkbar, also keiner ohne bürgerliche Freyheit, höchstens nur in dem Kreis, wo der tausendarmige Despotismus nicht hinreicht.

Liebe

Liebe ist dem innern Menschen das angenehmste Gefühl; sie kann alle andere am leichtesten überwiegen; darum überzeugt mich Christus.

Der Unterschied der Geschlechter hat die Schöpfung für den innern Menschen um zwey Drittel reicher gemacht. Je mehr angenehme Empfindungen, je thätiger; Geselligkeit füllt die Lücken der Liebe aus.

Die Unzertrennlichkeit der Ehen ist eine Seraglioerfindung; aber besser, weil da die Frau so gut ihr Seraglio hat, als der Mann. Wo's der Mann allein hat, wird die Liebe des Manns blos leidend, alles Wirken höchstens Griff nach Genuß.

Die Unzertrennlichkeit der Ehen hat den innern Menschen nicht um so gar viel ärmer an angenehmen Empfindungen gemacht, als man glaubt, und ist er um etwas ärmer an der Geschlechtsliebe; so hat ers an der elterlichen, und der blos geselligen wieder zehnfach gewonnen.

Bey der Liebe ist immer etwas sinnliches, selbst bey der elterlichen Liebe und der Freundschaft; bey der Ehre nicht. Deswegen ist die nicht so allgemein stark. Sie wohnt blos in der Einbildung, und wird oft mit Furcht vor Schande verwechselt.

Alle Menschen bessern wollen, heist alle so weis als Sokrates, und so stark als Kato machen wollen. Dem geringsten und dem höchsten der Menschen kommen, zumal wenn sein Verstand erleuchtet ist, alle zwey Tage Verleugnungen vor, bey denen Kato und Sokrates alle ihre Kraft gebraucht haben, und fällt er einmal, so braucht er beyde Kräfte doppelt, um wieder aufzustehn. — Der Verstand ist leicht zu überführen, aber die Bilder in die Einbildungskraft so stark und treu und lebhaft überzutragen, das ist die Kunst. Unsere Verbesserer wollen meist auf den Verstand arbeiten. Es geht aber in der Moral, wie in der Medicin, non quod editur, sed quod digeritur, fit chilus.

Am

Am wehsten thun die Verbesserer, wenn sie da den Verstand erleuchten, wo ein glücklicher Zufall das moralische Gefühl gegeben, oder der Zug eines unschädlichen Vorurtheils, oder Aberglaubens im Bild der Einbildungskraft, den Endzweck schon erreicht. Die Erfindungen des Verstandes lassen sich selten eben so lebhaft nachmalen.

Man hat gefragt, ob der Aberglaube schädlicher ist, als der Unglaube, das heist fragen, ob Feuer schädlicher ist, als Wasser. Bestimmt Grösse, Plaz, Art, dann fragt, und in jedem Fall wird die Entscheidung anders ausfallen.

Montesquieus drey Staatsresorts sind philosophisch und wahr. — Wir haben in Deutschland keine Freystaaten mehr, weil der Mangel bürgerlicher Tugend die, die wir hatten, durch ewige innerliche Zänkereyen abhängig gemacht hat. Wir haben keine Monarchien mehr, weil die Ehre geerbt wird, und die, die sie nicht geerbt haben, nur bis auf einen sehr vom Monarchen entfernten Grad steigen können. — Wo Ehre Triebfeder werden soll, muß sie erst zu erwerben seyn, muß sie bis zum Monarchen heben können. Wer wird in der Monarchie Werth um der Ehre willen suchen, wenn er weiß, es steht im Schicksal geschrieben, daß er nie sizen darf, wo der gestrige Page sizt.

Die Fürsten haben die Landstände abgeschafft, um unabhängig zu seyn, und hängen nun noch zehenmal mehr von den Kollegien ab; mit den Landständen würden sie freyer und geliebter gewesen seyn.

Die französischen Oekonomisten haben ein menschenfreundlich Finanzsystem erfunden; sie haben aber nicht gesehen, daß ihr Plan so lange, bis die Konkurrenz da ist, die sie verlangen, dem öffentlichen Schaz zwey Drittel der Einnahme entzieht, und daß der Zirkel der Geldmasse im Staat eine Art von Produktion ist. Das Geld wird gewissermasen produzirt, wenns aus dem Koffer der Reichen gezogen wird. Es wächst freylich nicht nach, aber es wird auch nicht verzehrt. Sie haben noch mehr nicht gesehn!

Was

Was ich aus der Politik bemerke, kommt in die Moral, wie die Insektenlehre in die Gartenwissenschaft. Die schönste Anweisung Tugend zu pflanzen, nuzt nichts, wenn man nicht weiß, wie die Insekten zu vertreiben sind. Der Despotismus nagt an der Redlichkeit und Mannhaftigkeit; das Finanzwesen am Fleiß und der Gerechtigkeit; die Hierarchie an der Frömmigkeit; der stehende Soldat am Patriotismus; der Adel an der Ehrbegierde; und wenn so die Zweige abgefressen sind, so stirbt der Stamm, die Liebe, auch; dann wird der innere Mensch ein Schurk, dem der äußere die Maske der Lebensart aufhängen muß, um sich zu produziren; dann gute Nacht Moral!

---

## 4.

## Scenen aus Pyrrhus Leben und Tod,

einem Schauspiel

von

## Friedrich Maximilian Klinger.

---

### I.

Lager in Macedonien. Nacht. Königliches Zelt. Pyrrhus im Zelte. Ptolomäus. Alexander.

Helen. (tritt aus dem Zelte) Der König schläft. Wir wachen doch?

Alexander. Das glaub' ich. Pyrrhus darf keine andre Wache haben als uns. Ich will wachen und mich abhärten. Wie gut ist's hier! Auch leg' ich nicht gern die Waffen ab; ich scheine mir halb. Ptolomäus, schläfst du?

Ptolomäus. Meynt ihr, weil ich schweige? Hier stund ich, eh ihr Schwerter hattet, sah der kommenden Sonne, dem nähernden Feind' entgegen, und — schwieg.

Helen. Warum immer schweigen?

Pto-

Ptolomäus. Ich rede nicht gern, und mag den König nicht aufwecken. Einmal that ich's, da kam Megakles, und redete mit mir. Der König erwachte, und zwang mich zu ruhen. Ich weiß, wie mir's weh that die lange Nacht durch. Zeither hüt' ich mich, stelle mich, als hätt' ich geschlafen. Merken darf er nicht, daß wir hier sind. Thut's, und schweigt! Freut euch der Morgensonne, des lauten Drommetenschalls! Mir ist nichts lieblicher, als wenn die Morgenröthe meine blinkenden Waffen vergoldet, die Drommete und das Heer sich mit Jauchzen erhebt: dann der Feind gegenüber — schweigt nun!

Helen (heimlich zu Alexandern.) Alexander, wie viel haben wir zu thun, bis wir schweigen können, und doch Ptolomäus sind!

Alexander. Sieh, wie er da steht, auf sein Schwert gelehnt! Wie der Mond ihm durch den Helm in die Augen blinkt! Wie fürchterlich schön das! — Wie der Mond auf seiner Rüstung spielt! Ich seh meine Federbüsche darin wehen.

Helen. Ich seh mein Schwert und Schild.

Alexand. Helen, kannst du das Heer übersehen? All, all die unzähligen Zelte bis zum steilen Berg hin?

Helen. Das glaub' ich. Ich seh die lezte Wache, sehe, daß sie munter sind. Dort steht ein alter Moloß, der mit unserm Vater alle Feldzüge that. Am Abend ritt ich herum, und kam zu ihm. Er drückte mir die Hand, sah mich starr an. Er kennt mich. Ich sprang vom Pferd, wog seinen Schild, hüpfte unbändig, da ich ihn so leicht tragen konnte. Er lachte, daß es in die Berge laut tönte.

Alexand. Das kann ich auch. Morgen will ich's dir zeigen.

(Eine kleine Stille.)

Helen. Was siehst du dort, daß du so scharf hinblickst? Ist's was?

Alexand. Ich denk', ich schlag' einmal bey Nacht. Es muß herrlich und fürchterlich seyn. Wie der volle Mond

dort

dort hängt! die grauen Wolken sich am Gebirg bäumen und thürmen! Siehst du, wie die helleren Wolken so geschwind hintereinander ziehen, wie ein Heer dem andern nach! das Rauschen des Stroms, das Gesaus der Winde wär' auch nicht unrecht dabey. Helen, dort wo der Mond die Ebene erhellt, die andre Hälfte in Schatten wirft — ha! ins Dunkle stell' ich mein Heer, brech' auf die Feinde los, wie jezt der Wind, der daher reist, alle Zelten schüttelt am Felsen her, daß es erklingt, und dabey so kalt schneidet. Hör, wie's Echo das Zusammenstoßen der Bäume zurückhallt! Das stärkt einen. Meynst du nicht, bey Nacht? Bey Pyrrhus! Ich schlag' einmal bey Nacht! Mir gefällt's.

Helen. Das magst du. Ich schlage, wenn ich den Feind gut habe. Was liegt mir am übrigen?

Alexand. Geh doch! Ich sage dir, Bruder, ich hätte großen Vortheil. Der Wind pfeift so scharf, schneidet so kalt, daß die Hände meiner Feinde am Schwert starrten. Mich friert nicht.

Helen. Mir ist so warm, als einem der im Bade sizt.— Horch, unser Vater erwacht. Horch, wie er athmet! schnauft, sich wirft, daß das Zelt wankt! Ich will hineinkriechen, ohne daß er mich hört.

Ptolom. Bleib zurück!

Helen. Lieber Ptolomäus! Ich will leise gehn.

Ptolom. Hascht der Schlaf dich, daß du den Vater wecken willst?

Helen. Ptolomäus! Ptolomäus!

Ptolom. Was schreyst du?

Helen. Lieber Ptolomäus, sieh mich an! Neig dich herunter! Nicht viel!— o zu viel schon! zu viel! Halt dich höher! Halt dich! So klein bin ich nicht. Hängt der Schlaf auf meinen Augen?

Ptolom. Unruhe! Dein Aug wälzt, glänzt und schiest, wie jener Stern, der dort ins Graue jagt. Sahst du ihn?

Helen. Freundlicher Ptolomäus, ich sah dich nur.

Ptolom.

Ptolom. Seyd ruhig. Ein Wächter muß wach seyn, und nicht plaudern. Ich wollt' um Alles nicht, daß er uns merkte. Ich muste heut dem Strabo gute Worte genug geben, daß er ihm unsern Anschlag nicht verrieth. Still! Pyrrhus schläft gewaltig. Ich hört' ihn nie so.. Horch!

Alexand. Er wird von Schlacht träumen, wie ich.

Ptolom. Ha, wenn das Schlaf ist, König, so sollte dein Feind hier stehen. Er weckte dich nicht, und zög' ab.

Helen. Er soll ihn wecken, und laß ihn stehen!

(Eine Stille.)

Alexand. Was spielst du im Staube mit dem Spieß?

Helen. Alexander, sieh diesen Spieß an! Er hat keine scharfe und weit ausstehende Haken! nicht wahr?

Alexand. So nicht.

Helen. Morgen will ich's dem König sagen. Ich möcht's ihm jezt schon sagen.

Alexand. Was hast du?

Helen. Sieh in den Staub hin! Dieser Spieß hat zwey scharfe, lange Haken. Wenn du nun den Feind wohl gefast hättest an Panzer, Schild, oder Helm, so bliebe dein Spieß stecken; die Haken hingen sich ein; nicht wahr?

Alexand. Allerdings.

Helen. Dann könntest du nun den Feind zu Boden reissen, wärst der Beute gewiß; nicht wahr?

Alexand. Du hast Recht.

Helen. So hätt' ich nun auch des Macedoniers Schild und Waffen, den ich so gut bey'm Sturm faste. Aber der Spieß hing nicht genug, und sein Nachbar entriß mir alles, und ich kam drüber ins Gedräng. Hätte mein Spieß schärfere Haken gehabt, hätt' ich mich an ihn gehängt, niedergerissen, mein die Beute! So must' ich arm davon gehen, kriegte nichts, als einen Wurfspieß, womit einer nach dem Moloß werfen wollte, der dort Wache hält. Ha! ich hieb ihm nach der Hand. Der Wurfspieß steckt' in der Erde; so gewaltig fiel er. Ich schoß drauf, wie mein Leu-

kon nach dem Eber. Ich hab' ihn. Das war alle Beute, alle Eroberung.

Ptolom. Thatst du das, Helen?

Helen. Ob ich's that? Willst du den Wurfspieß sehn?

Ptolom. Wo hast du ihn?

Helen. In's Königs Zelt vergraben.

Ptolom. Und sagst kein Wort?

Helen. Ich kann auch schweigen. Eine ganze Rüstung muß ich haben. Dann will ich mich mit Raub schmücken, und Pyrrhus soll sich freuen.

Ptolom. Herrlicher Bruder! Wenn wir kein Geräusch machten, ich wollte dich fest an mich drücken. Faß mir meine Hand! Recht so, Helen! Mann im Jüngling!

Helen. Das klang gut, Ptolomäus.

Alexand. Demetrius! Demetrius!

Ptolom. Was ist dir?

Alexand. Ich bin arm. Ich habe nichts.

Ptolom. Ich sah dich kühn auf den Feind los gehn.

Alexand. Und ohne Raub wiederkehren. Helen sieht mich stolz an.

Helen. Nein, Bruder! Wer wird so denken? Um eines kleinen Wurfspiesses? Und hätt' ich Berrhöa allein erobert, ich würde schweigen, und nicht stolz darauf seyn.

(Strabo tritt auf.)

Alexand. und Helen. Wer geht so leis' im Heer?

Strabo. Sag's euch mein Tritt. Eure Ohren sind noch nicht Strabo's Gang gewohnt, ihn in der Ferne zu unterscheiden. Ptolomäus kennt ihn. Er sah mich oft zu dieser Stunde.

Helen. Komm zu uns, Strabo! Erzähl uns von Strabo, und sey nicht bös und wild.

Strabo. Wer könnte das bey euch seyn? Mein Geist wird milder und kleiner.

Helen. Sag das nicht! — Sey mild, Strabo! Ein Held muß gut seyn und gütig, sagt mein Vater. Zürn uns nicht.

nicht. Wenn du wüßtest, wie dich Pyrrhus liebt und ehrt, wie ich dich liebe —

Strabo. Helen! Küsse mich! Umspanne mich, und hauch mir etwas von diesem milden, sanften, kühnen, jungen Geist zu! Du bist ein lieblicher Prinz! Wenn ich so einen Jungen hätte, in ihm fortzuleben wär mir's wohl. Und wär ich auch vor vielen Jahren in Staub gestreckt worden, freudig hätt' ich mit dem Tode gerungen, an des Feindes Waffen mir die Zähne zerbissen, hinter mir meinen Rächer gesehen. — Ha! ich möchte dich zerdrücken, starker, männlicher Junge!

Helen. Drück meine Hand, meinen Arm, und schleudr' ihn! Mich schmerzt der Druck des Mannes wie du nicht. Ich fühle Stärke aus deinem Arm in meinen übergehen.

Strabo. Schweig, Helen!

Helen. Sey munter, Strabo!

Strabo. O, daß ich's seyn könnte!

Helen. Was ist dir, Strabo?

Strabo. Hört mich an! Euer Herz sey fest, daß euch die Thränen nicht aus dem Helm stürzen. Ich hatt' ein Weib und einen Knaben. Ein junges, schönes Weib! Sanft war sie, stark, und blühte voll. Kam ich aus der Schlacht, hub sie leicht Schild, Schwert und Waffen, schwung, schüttelte, hatte Freude daran. Sie klirrten schärfer. Das drang mir ins Mark. Sie scheute nicht das Blut der Feinde, das davon troff und mein Gesicht färbte; den Staub und Schweiß der Schlacht nicht. Kuß war der Willkomm; Glück zum Sieg! der erste Schrey. Hast du Wunden, wilder Strabo? Und hatt' ich sie, sprang sie freudiger; der Küsse bekam ich mehr. Sie war des Kriegers Weib, und werth es zu seyn.

Ptolom. Alexand. Helen. Ein herrlich Weib!

Strabo. Den Knaben hatt' ich; das Weib hatt ich. Sie gebar. Ein Sonnenblick beschien den Knaben; er ächzte und starb. Das Weib sah nach ihm, weinte eine Thräne, und starb.

Ptolom. Alexand. Helen. O weh! O weh!

Strabo. Wenn ich Nachts bey'm bleichen Mond irre, alles grau und düster, klingt's traurig um mich. Das Rauschen des Stroms traurig, das Wehen der Winde traurig, das Flimmern der Sterne traurig. Dumpf ist's um mich und graus. Schwirr' ich im Heer herum, wo alles ruht im süßen Schlaf, der feurige Traum sich auf dem Gesicht des Streiters malt, hier einer laut ruft, und dort einer — Ha! ich wollte mich oft, oft auf's Lager strecken. Mein Weib da! mein Knabe da! ruft! ruft! ich da! dein Weib da! Wollte dir einen Sohn gebären, Strabos rüstigen Zweig. Das Schicksal riß. Der Knabe war stark, und würgte die leidende Mutter, die Kraft nicht hatte, Strabos Zweig ans Licht zu bringen. Seht kühn, Prinzen! Nicht so bleich durch den Helm! Bald muß ich bey ihnen seyn. Die Mutter faste den Knaben. Gefast hatte sie ihn wie eine Mutter. Der Tod zog ihre Nerven. Ihre Hand wuchs fest an den Knaben, fest hatte sie ihn, sah fest nach mir, sah nicht mehr; hielt Strabos Zweig; erblaste. Ich ließ ihr ihn, und eine Urne schloß sie ein.

Ptolom. Alexand. Helen. O weh! O weh!

Strabo. Mein Schwert warf ich hin, meine Waffen, heulte, brüllte laut, und alle Molosser heulten um mich. Keiner ging vorüber, der sich nicht mit Strabo in Staub wälzte. Wie das Weib sah! Wie der Junge stark ächzte — Komm' ich zu euch, Menschenwürger! will ich von euch meinen Knaben fodern, mein Weib fodern mit grimmigem Gesicht, daß ihr des Vaters nicht schontet, ihm Frucht und Baum erlegtet so neidisch. Rasselt, meine Waffen, klirrt mir Vergessen zu!

Ptolom. Strabo! es sinkt weg vor mir.

Strabo. Ein lieblicher, starker Ton ist das Klirren der Waffen. Ein herrlicher Ruf der Ruf zur Schlacht. Fröhlich das Gebrüll des Streits. Ein weidlicher Blick der gestreckte Feind, und stark zu hören das dumpfe hole Röcheln der erschlagnen Sterbenden. Aber das Rufen des Knabens,

das Drücken und Kosen des Weibs und Kinds, der Blick in's Weibsangesicht, in's Kindsangesicht so freudig! das packt euch am Herzen, umschlingt euch ganz — Ha! wenn ihr an eurem Vater hängt, Vater! Vater! ruft, sein Aug still und starr auf euch —

Helen. Das ist köstlich!

Alexand. Mutter! Mutter!

Strabo. Wenn er sagt: seyd Pyrrhus Kinder! und ihr alle laut schreyt: wir sin'ds! Am stillen, königlichen Aug eure starke Seele schwebt, sein Geist sich hervordrängt, sich euch mittheilt, und bey euch kein Funken verlöscht — Ich bin ein Wittwer, ein Verlaßner von Weib und Kind. Alles ist selig, alles glücklich, alles peinigt mich. Mein junges, schönes Weib hin, mein starker Knabe hin, und ich dorre. Da kam der Feind, faste mich an, schüttelte mich ungerecht, schüttelte die Kraft ab, schüttelte die Frucht ab, sog mir Saft und Leben aus. O, dem Mond ist das Licht gewichen! Er ist dunkel; aus ist's mit ihm! Er hängt trüb, der helle Schild der Nacht; feindliche Wolken verschlungen ihn. Er geht mit stillem Kummer groß unter.

Helen. Strabo, laß, laß mich weinen!

Strabo. Wenn ich heulen könnte wie ein gezüchtigtes Kind, wenn dicke Thränen meinen Bart nezten — ich kann nicht heulen. Der Kummer pfezt mich, drängt mich. Will's losbrechen, ganz der Brust zu dringen, stokt's! — Traurig still gehst du unter, düstrer Mond! Traurig sinkt meine Seele, geht freudig über zum Weib und Knaben, schrecklich den Würgern. Rasselt, meine Waffen, klirrt mir Vergessen zu!

Ptolom. Strabo, leb in Pyrrhus Liebe!

Strabo. Das schiert alles zu bey mir, und schärft meinen Schmerz. Der, dem ich's zuvorthun wollte, hat mich allenthalben ausgetilgt. Sonst konnt' ich's vergessen, wenn Alles nach mir schaute — Rasselt, meine Waffen, klirrt mir Vergessen zu! —— Seyd mir gut! Ich will aufsteigen. Seyd mir gut! Alexander, weine nicht! Wein nicht, mein

lieber Helen! — Ptolomäus, sey stark! Liebt den Strabo! — — Schläft der König?

Helen. Man sollte sagen, er schlüge. Horch! Izt ist's still.

Strabo. Ich habe die übergegangenen Macedonier belauscht. Pyrrhus Größe und Gestalt macht sie allen Schlaf vergessen. Sie sizen zusammen, spotten über Demetrius, reden von Pyrrhus, wie von ihrem Alexander. Wir werden schwerlich zur Schlacht kommen, wenn's so fortgeht.

Helen. Das ich nicht wünschte.

Alexander. Ich möchte sie zum Demetrius treiben. Wir können nach Haus ziehen und uns die Zeit lang werden lassen.

Strabo. Ernster Ptolomäus, kein Wort?

Ptolom. Ich halt's für gut, wenn mein Vater so geschwind mit Macedonien fertig ist, dort, jenseit und disseits liegen noch viele Länder.

Strabo. Wenn ihr's so forttreibt, ist's Zeit, daß ich mich niederlege.

(Pyrrhus erwacht.)

Ptolom. Der König ist erwacht Geht beyseit!

Helen (hebt das Zelt ein wenig auf.) Er steht, und streicht seine Stirne, sieht wild und feurig um sich. Der Flammenblick! So stund der Pardel, den wir bey der lezten Jagd auftrieben. Laß die Dämmerung ein wenig hineinblicken! — König! — Ptolomäus! Laß den Jungen zu seinen Füßen kriechen! Ich will leis, leis.

Ptolom. Still! wir wollen weg.

Strabo. Bleibt! Ich helf' euch aus.

Pyrrhus (im Zelt.) Dank dir, Alexander!

Helen. Horch!

Pyrrhus. Scheide dein Geist nicht von mir! Mehr Zuversicht aus deinem Blick! Steig noch einmal auf! Kehre wieder! So krank du warst, dein Geist auf der Stirne! Schwungst dich stark auf, und stark schwung ich mich nach! (Tritt aus dem Zelt.) Sonne! Sonne! Noch nicht da? Aus

den Fluten des Meers mit Feuer auf! Mein Feind schnell da wie dein erster Blick! Wessen Waffen rasseln durch die Dämmerung? Kinder?

Helen. Soll ich rufen?

Pyrrhus. Auf! mein Heer erwachte von dem Ruf. Ptolomäus!

Ptolom. König!

Helen, Alexander. Vater!

Pyrrhus (tritt ganz hervor.) Seyd ihr alle da? Alle noch in Waffen? Strabo, tritt näher! Dich erkenn' ich in der Ferne. Dein Aug stralt durch die Dämmerung. Komm! Demetrius noch nicht da! Sonne, verjage die seltnen Gestirne, und ich meinen Feind! Was zögert der Morgenstern?

Strabo. Lang flimmt er prangend. Ich bitte dich, sieh anders, König! Wenn dich der Feind sieht, er flieht. Sieh anders! Laß uns ihn stehen!

(Seine Söhne stellen sich um ihn.)

Pyrrhus. Wie noch in Waffen?

Strabo. Ich konnte nicht schlafen, und rauschte sie auf. Was willst du mit dem Blick? Was arbeitet in dir? Ha, die Zuversicht! Willst du mich zu Grund richten?

Pyrrhus. Still! Und last meiner Seele das große Bild ewig. Noch schwingt er sich vor mir auf, sein Geist umfaßt den meinen, wie Feuerflammen sich umwinden. Großer Alexander! Wie ist's euch? Ein Traum war's und kein Traum. Wahrheit, Festigkeit, Zuversicht, wie sie je in meinem Herzen war. Alexander war's, Er selbst! Ganz er, ganz der Große, und rufte dem Pyrrhus.

Helen. Vater, laß uns hören.

Pyrrhus. Mit großen Entschlüssen legt' ich mich nieder. Tausend Bilder der Zukunft und des Vergangnen reihten sich vor meinen Augen. Alles gewiß, wie der Ackermann, der Abends seine Saat reif sieht, auf den Morgen seine Schnitter zur Erndte bestellt, schlief ich ein. Im Herzen von Macedonien bin ich. Eine Stimme rufte mir, so bekannt, als hätt' ich sie von meiner Jugend auf gehört. Ich

ging zu ihm, fand ihn zu Bette. Er empfing mich gütig und freundlich, versicherte mich seines Schuzes. König! sagt' ich, wie kannst du mir helfen, da du krank bist? Mit meinem Namen, sagte er. Dann schwung er sich auf ein Nisaisches Pferd, und ritt mir vor. Ich schwung mich nach. Mit Einem Blick durch Macedonien! Weiter! Weiter! — Hab Dank der Versicherung, Göttlicher! Ich begreife dich.

Ptolom. Warum weilet Demetrius? Warum weilet die Sonne?

Helen. Ich will auf meinen Schild schlagen, will auf meinen Waffen Alexanders Geist Dank zurasseln, daß er mich höre. Sonne, komm! Alexander, hör mein Opfer!

Alexander. Ich will hinausreiten, sehen, ob der Feind kommt.

Pyrrhus. Heute kommt Demetrius. Boten brachten mir zu Mitternacht die Nachricht. Strabo, die Morgenröthe und der Feind! Sieh freundlich!

Strabo. Bewundrung und Eifer streiten in mir, und zwängen mich zusammen, daß ich mir nichts scheine.

Pyrrhus. Sey gut! Strabo! Und theil mit mir! Wir können beyde seyn, du Strabo, und ich Pyrrhus. Jeder sey sich genug. Die Sonne blickt hervor! Mit Geräusch erhebt sich der Mann. Ptolomäus, steig auf jenen Hügel, sieh, ob der Feind kommt. Am Eichenwald herab muß er kommen. Laß dein Schwert in der Sonne blinken, entdeckst du ihn!

II.

## Die Scene wandelt sich.

König Demetrius tritt auf in seinem Schmuck mit Hauptleuten und dem Flötenspieler Strephon.

Demetrius. Der Feyerlichkeiten, des Prachtlebens, des Schmausens und Brausens sey ein Ende! Windet euch aus den weichen Armen der Mädchen, und greift zum Schwert! Ich

Ich bin von allem dem kein Feind, schwebe ganz im wollüstigen Gefühl der Freude; aber überfällt mich ein Gedanke, der ausgeführt werden muß, so bin ich Demetrius, und alles ist vergessen. Mit Feuer zum Werk! — Strephon! Du kannst gehen mit allen Flötenspielern und Tänzerinnen. Ich untersag' euch alle Musik und Gesang, die die Sinnen meiner Krieger zu Liebe und Ergözlichkeiten reizen! Alle Tänze, wobey ihr das Schwert niederlegt, und, durch die gefährlichen Augen der Tänzerinnen, vom Schlachtfeld und der Begierde zum Streit weggerissen werdet, alle kriegrische Rauhigkeit ablegt, das Singen eines Zaubermundes dem Gebrüll der Schlacht vorzieht. Geh ins Heer meiner Feinde, und erweich ihre Seele mit deiner wollüstigen Flöte. — Auf! Krieg! Krieg! Die Feinde sind uns nah. Wir hatten ihrer nie so viel. — Bringt mir meine Waffen!

(Alcim mit einem Jungen tritt herein.)

Alter, du keuchst, und kommst still. Ich höre deine Schritte nicht mehr weither, wie das Auftreten des unbändigen Rosses. Du schnaubst nicht mehr nach Feinden; deine Waffen rauschen mir nicht mehr entgegen wie der sich nahende Sturm. Ach! die Federbüsche deines Helms weg, die das Zusammenschlagen der Flügel des auf Raub stürzenden Adlers überschlugen! — Alcim, so matt und krank!

Alcim. Strafen dich die Götter deiner Rede wegen, herrlicher Tänzer! prächtiger Demetrius! daß du mir das bischen Luft, das ich eben haschen wollte, so unfreundlich von der Brust jagst. (Sucht zu Athem zu kommen.) Bin ich alt worden? Ha, das glaub' ich! Mehr Schlachten geschlagen, als du Weiber hattest, mehr Feinde erlegt, als du Tage gelebt!

Demetrius. Zufrieden, Alcim! Wenn ich dich verjüngen könnte, Alter, dir die Stärke des Löwen wieder in deine Knochen gießen könnte, die du hattest, wollt' ich die Hälfte meines Heers drum geben. Willst du dich niederlegen? du fühlst dich matt.

Alcim. Junge, gib mir meine Lanze! Die ist meine Stüze. Auf die und mein Schwert gelehnt, will ich nach der Gegend sehn, wo ich meine Hauptschlacht schlug, und sterben.

Demetrius. Welch ein Blick! Er siegte noch, wenn er so stünde.

Alcim. Bey meinem Alter! nicht so matt wie du. Ich sehe feuriger als Demetrius, der in Korcyra auf Rosen und Seidenlager schwelgte, glühende Lieder sang, und aufs neue die Stärke seiner Nerven verschwendete, wie einer der der Wollust und Freude sein Leben weihte. König! ich wollte, daß ich blind wäre.

Demetrius. Was ist dir?

Alcim. Dich so zu sehn, Demetrius, der du Griechenland ein Schrecken warst — stehst da, wie ein geschmückter Schauspieler, der eben von der Bühne abtritt! — Weh meinen alten Augen! Dieser doppelte Hauptschmuck! Der mit Gold gestickte Purpurrock! — Ha! ich möchte dir das bunte Zeug vom Leibe reissen, grosser Demetrius! — Meine alten Augen so zu beleidigen! —

Demetrius. Sagt' ich nicht, ihr solltet meine Waffen bringen?

(Hauptleute ab.)

Alcim. Ich komme von meinem verhaßten Lager, dir den kühnen Gedanken von neuem mit Feuer in die Seele zu schreiben, der deine Jugend erhizte und antrieb. Ich will meine Kräfte zusammenraffen, dir zubrüllen, und soll't ich unter'm Schrey erliegen. Sey Demetrius! — Sey Demetrius! — — Fast dich die Flamme des Ruhms, und fährt fachendes Feuer durch deine weichen Gebeine?

Demetrius. Alcim, höre mich! Hör, was ich that! Du weist meine Vermählung mit Pyrrhus Königin, die mir Zeit fraß.

Alcim. Alles weis ich. Du hast den Grimmigen gereizt.

Demetrius. Die Könige reizten ihn mehr. Ich bin Mann, ihm Stand zu halten. Korcyra brachte sie mir zur Mitgabe.

Alcim. Es kann dich viel kosten.

Demetrius. Alcim! Ich ermannte mich aus dem Geräusch der Freude auf einmal. Ein kühner Gedanke weckte mich aus dem üppigen Leben; ich stund auf; alles unter mir. Meines Vaters Länder erobern, Herr über Griechenland seyn, und das neidische Glück mit Gewalt an meine Waffen bannen, noch einmal alle seine Tücke vergessen, daß es mich bald zum Schrecken der Könige aufstellte, bald so tief herunterwarf, daß ich mir mit geballter Faust vor die Stirne schlug, mir zuschrie: bist du Demetrius, dem alles unterlag? — Das trieb mich auf, und ich will's verfolgen. Ich gleiche dem wilden Thiere, das, durch Hunger gestört, von seinem Lager aufspringt, wild nach Beute schaut, und seine Klauen grimmig schärft.

Alcim. Mein Schwert! Ha, Junge! Mein Schwert! — Ich werde jung, König, wenn ich dich so reden höre. Ich fühle, wie die Geister mir das Blut treiben: meine Hand greift zum Schwert. — Alle Mattigkeit ist weg. Junge, nimm den Speer; ich steh! Bey allen Göttern! Ich will das kranke Alter abschütteln, wie Demetrius die Wollüste. — — Rede, König! Du ziehst mich an dich! ziehst mich an das Schwert! — Hol mir's, Kallos! (zum Jungen.) Es hängt an der Eiche starkem Ast. — Bleib nur; du kannst's nicht tragen. — O Demetrius, wenn ich so in dem Mantel gehüllt gehe, ohne Waffen, wie ein ägyptischer Weiser, das Volk nach mir sieht — da rauf' ich meine weissen Haare aus Ungeduld. Noch wilder werd' ich, wenn sich die Jünglinge um mich sammeln, mir von Schlachten erzählen, und dann kämpfen, wer der nächste um mich seyn soll. Wie der geehrt wird, dem ich die Hand drücke, oder die Wangen streichle! Wie sie laut rufen: der ist des Kriegsgotts Liebling! Alcim hat ihn lieb! — — — Tausendmal fällt mir's ein, ich wollte mich auf einen Scheiterhaufen sezen, mich verbrennen wie der Phönix, und auferstehn, des Mars Pflegesohn.

Deme-

Demetrius. Wenn wir das könnten! — Hör mich aus! Ich war nicht so ganz müßig, wie du glaubst. Ich hab' ein Heer aufgerichtet von neunzigtausend zu Fuß, beynah zwölftausend zu Pferd. Eine Flotte von fünfhundert Schiffen, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat. Ich selbst legte Hand an die Arbeit, um ihnen Mut dazu zu machen. Als ich diese Schiffe zusammensah — Alcim! Es ist ein Anblick — Was machst du?

Alcim. O Demetrius, führ mich aus der Sonne! Mir ist warm genug. (Demetrius **will ihn in den Schatten führen.**) Ich kann nun allein gehn. Neunzigtausend Mann, sagst du? Hast du einen Alcim?

Demetrius. Wenn ich den hätte!

Alcim. Ja, wenn ich Alcim noch wäre, der eine Rüstung trug zwey Zentner schwer! Weist du noch, König, wie die Cyprer dir zwey Rüstungen schickten, vom Künstler Zoilus verfertigt? Es waren zwey eiserne Harnische dabey, einer wog vierzig Pfund. Der schärffste Pfeil, von dem stärksten Armbrust abgeschossen, rizte den einen nicht mehr, als wenn man mit einem Griffel drüber gefahren wäre. Du nahmst den, der die Probe aushielt, und ich die andre ganze Rüstung. Wog sie nicht zwey Zentner?

Demetrius. Das ist wahr, Alcim.

Alcim. Ich konnte sie allein tragen. Keines Mannes in Griechenland wog über einen Zentner. Und doch war ich so schnell auf meinen Füßen, so leicht in meinen Bewegungen, wie der Jüngling, der nach der Flöte seines Mädchens leicht hinhüpft. Ging ich — ah, da seufzte die Erde unter mir! meine Tritte gruben sich tief ein. Alle maßen ihre Füße darnach; alle sprungen drum herum, wie die luchzenden Hunde. Furcht ergriff den Feind; er floh, wie der Hirt mit seiner Heerde, der die Spur des Wolfs entdeckt.

Demetrius. Du hast Recht. — Nun sieh, mit diesem Heere wollt' ich meine und meines Vaters eroberte Länder wieder gewinnen, die die Könige zerrissen, und unter

sich

sich getheilt haben. Dann auf sie los! Den Ptolomäus, Seleukus, den neidischen Lysimach verdrängen, den Pyrrhus. —

Alcim. Sprich aus! Sprich aus ohne Furcht! Ha, dann, bey meines Vaters Schwert, den Pyrrhus! Heraus denn! Hat dich sein Geist an der Gurgel gepackt, daß du stockest? Den Pyrrhus! — Lieblicher Demetrius, steig hinauf? Ich bitte dich, häng dich an des grimmigen Löwen Zahn, brich ihn aus, und lach des Feueraugs! Schwing dich dem Adler nach, und reiß ihm die Schwingen aus! — den Pyrrhus! — O Demetrius! Du hast seine Königin; warum den König nicht? — Junge, gib mir meine Lanze! — Den Pyrrhus! — Der Mann hat einen kühnen, großen Gedanken halb gedacht; ich alter Mann dacht' ihn ganz, und fühle mich etwas matt. (Nimmt die Lanze.)

Demetrius. Und matt fühl' ich mich nicht. Ich wag's! — Was wagen? Ich thu's! Herr von Griechenland! Meines Vaters Länder! Den Gedanken gebär' ich ohne Zittern. Auf Pyrrhus los! Weg alle Weiber, die mir so viel Zeit verdarben! Ich hab's ausgesprochen, mit festem, gewissem Sinn. Alcim, schüttle deine weissen Locken nicht so! Wahrhaftig, dein Lächeln verunziert diese starke, kühne Stirne, und deine alten Wangen! Schüttl' ernst und fest, grauer Alcim! Glaub deinem Demetrius, der seine Jugend durch an deiner Seite focht. Ha, du siehst munter, deine Brust schwillt — Sinke nicht, beym Zevs! sinke nicht! Ich fürchte, mein Entschluß scheint dir Kühnheit, und macht dich wanken. Ich halte dich, du darfst mir nicht nieder. Alter, deine Kniee stunden sonst fest wie Felsen; warum izt so beugsam?

Alcim (stößt die Lanze in den Boden.) Lüg nicht, ich stehe! Du hast den Entschluß mit Ernst geboren. Ha! wie ich dir in die Augen sah! Wie er sich nach und nach drängte! Dann stieg, dann fiel, dann Feuer ward! — Ich fürchte, es war mehr Uebermut, Demetrius!

Demetrius. Nein!

Alcim. Ich dachte, Angst und Schrecken müste dich ergreifen, wie das Weib, das einen Mann in ganzer Rüstung gebären wollte. Rüstig sprang der Entschluß aus deiner Brust, und Pyrrhus fürchterliches Gesicht konnt' ihn nicht ersticken. Du erlagst der Würggeburt nicht.

Demetrius. Demetrius sieht auch schrecklich.

Alcim. Das thut er. Ich wollte, du hättest den prächtigen Purpurrock nicht an. Ich kann fast dem Gedanken nicht trauen. So ein Entschluß kann nur in Waffen, Streit, und dem höchsten Selbstgefühl unsrer innern Größe zur Welt kommen.

Demetrius. Ich will ihn ausreissen! Hörst du? Er ward unter Weibern, Flöten, Wein und Freude geboren; doch war er standhaft. Vergiß mein Leben. Denk, daß ich alles ganz bin. Ganz der Lust und ganz des Kriegs! Höre weiter. Ich hatte diese Macht kaum beysammen, so erschracken die Könige, machten einen Bund gegen mich, zogen den Pyrrhus hinein — Ptolomäus hat Griechenland von mir gerissen. Lysimach und Pyrrhus verheeren Macedonien. Ich will auf. Erst den Lysimach — (Ein Bote kömmt.) Was bringst du so eilend und keuchend?

Bote. Dein Prinz schickt mich. Eile, König! Wir können uns nicht mehr halten.

Demetrius. Sprich mutiger: Antinous hält sich.

Bote. Pyrrhus hat Berrhöa erobert.

Alcim. Nun will ich mich niederlegen, und dem Spiele deines Bluts zusehn.

Demetrius. Ich wollte gegen Lysimach zuerst, und nun auf Pyrrhus. Er ist den Macedoniern fremd — Weiche! weich!

Alcim (steigt auf.) Ein stolzes Wort, das meine Stärke verjüngte. Ich stehe neu auf, wie Jasons Vater. Das Wort hat mehr Zauber, als Medeas Kräuter und Gesänge. Fünf Jahre hab' ich still gelegen. Meine alten Knochen in Waffen! Meine Seele ist Jüngling. Ich muß den Pyrrhus näher sehn. Ich kann allein auf. Weg, Demetrius!

Du hast ein stolzes Wort gesprochen, das einen kriegrischen Geist traf. Warum düster? Ha, Uebermütiger! Wie stehst du?

Demetrius. Erstaunt über dich. Alcim, du beschämst mich.

Alcim. Das will ich! Meine weißen Haare in schweren Helm, meine zerbrochene Gestalt in zwey Zentner schwere Rüstung sollen dich zum verzehrenden Feuer machen. So steigt der alte Wolf auf, heult, und der Wald erzittert.

---

## 5.

## Winkelmanns Briefe

### An Hrn. H.

Fortsezung von S. 177. des Februars.

---

### 6.

Rom. den 4ten Jänner 1766.

Ich finde unumgänglich nöthig, eine öffentliche Erklärung über meine Geschichte der Kunst zu machen, welches ich in einer besondern Schrift zu thun gewillet war, und mich izo, da ich gedrungen werde, mit einer bloßen Anzeige begnügen muß. Aus dieser mögen Sie den Sinn meiner Absicht zusammenfassen, und, wie Sie es am füglichsten achten, bekannt machen.

Ich bin von einem in Rom beschrieenen Betrüger, welcher sich ehmals meiner Freundschaft rühmen können, zu eben der Zeit, da ich ihn des grösten Vertrauens würdigte, mit Nachrichten von alten Gemälden hintergangen worden, die von diesem boshaften Menschen erdichtet, und untergeschoben sind. Von diesen Gemälden hat er mir die von ihm selbst erfundenen Zeichnungen gegeben, und zwey derselben befinden sich in der Geschichte der Kunst in Kupfer gestochen. Ich habe diesen schändlichen Betrug allererst nach dieses Menschen Abreise von Rom nach D** entdeckt, es

hat

hat sich aber keine bequeme Gelegenheit gezeigt, diesen Betrug zu offenbaren. Wenn die sehr große Anlage des Drucks der G. d. K. nicht eine zweyte, verbesserte und ungemein vermehrte Ausgabe derselben, wozu sich alle Materialien gesammlet, zurückgehalten hätte, würde ich gedachtes offenherziges Geständniß bey dieser Gelegenheit gemacht haben. Nunmehr aber, da ich höre, daß nicht allein zu Paris eine französische Uebersezung dieser Geschichte ans Licht getreten ist, sondern, daß dieselbe auch in brittischer Sprache erscheinen werde, habe ichs meine Schuldigkeit erachtet, diese Anzeige unverzüglich zu geben.

Da mir seit vielen Monaten berichtet wurde, daß man in Paris an einer Uebersezung der G. d. K. arbeite, habe ich alle mögliche Wege genommen, um diejenigen, welche von dieser Arbeit Nachricht haben konnten, zu bitten, mir einigen Unterricht davon zu geben, um vor dem Drucke die nöthigen Aendrungen zu machen. Ich habe sogar den Polizeylieutenant zu Paris ersuchen lassen, die Erlaubniß zum Drucke dieser Uebersezung nicht zu ertheilen, bevor ich nothwendige Nachrichten zu derselben eingeschickt hätte; dem allen ungeachtet habe ich in dem Lande, wo die Höflichkeit soll jung geworden seyn, kein Gehör gefunden, und meine Geschichte wird bereits öffentlich verkauft, eben so wie es mit dem übersezten Sendschreiben über die herkulanischen Entdeckungen ergangen ist, ohne daß man mir den geringsten Wink davon gegeben, und ich habe es allererst in einem Briefe aus Deutschland erfahren.

Außer der falschen Nachricht von alten Gemälden, welche ich wegzunehmen gewünscht hätte, würde ich das Urtheil über Herrn Watelets Schrift gemildert haben, nicht um den Vorwurf abzulehnen, welchen mir die Deutschen in öffentlichen Schriften gemacht, eine Abneigung gegen die französische Nation geäußert zu haben; sondern weil ich diesen liebenswürdigen Mann nachher persönlich kennen lernen, mit ihm kleine Reisen um Rom gemacht, und verschiedene Tage die Landlust am Meere, auf dem Lusthause meines

Herrn

Herrn und Freundes zu Porto d'Anzo, genossen habe. Ich gestehe, daß mich die Tollheit der Deutschen, alles französische Gemengsel, brühwarm wie es zu ihnen kömmt, zu übersezen, aufgebracht, mich in etwas harten Ausdrücken zu fassen. Der Deutsche aber sollte hierin den Patrioten unter einem fremden Himmel erkennen, welchen Ruhm mir diejenigen geben werden, die mich persönlich jenseit der Alpen kennen gelernt haben. Dem ungeachtet gestehe ich diesem beliebten Dichter und Skribenten den Titel eines untrüglichen Richters in der Kunst nicht zu, und es ist derselbe so bescheiden, daß er in Rom eingesehen, wo er geirret, und daß es besser gewesen wäre, nach seiner Rückreise zu schreiben.

Was mich ferner zu dieser Anzeige dringt, ist der Nachdruck, welchen Herr W** in D** von der französischen Uebersezung, und zwar noch diesen Winter, machen will, die von einem gewissen Sellius zu Paris gemacht ist, und es ist zu erwarten, wie. Ich habe mich gegen gedachten Buchhändler erboten, unerachtet meiner großen Beschäftigungen, beträchtliche Zusäze zu dieser Uebersezung zu machen, ja ganze Stücke umzuarbeiten, das Register der Sachen zu erweitern, und ein neues Register der angeführten alten Denkmaale, wie bey dem Versuche der Allegorie geschehen, beyzufügen. Ich habe bereits die Feder angesezt, und, wenn mir der Verleger Zeit zu dieser Arbeit läst, will ich mein möglichstes thun. Was nach vier Jahren (denn so lange ists, daß meine Handschrift der Geschichte von hier nach Dresden abgegangen ist) in diesem Werke von mir geleistet werden können, werden diejenigen einsehen, die, nach einem bekannt gemachten Versuche in einer Wissenschaft, derselben nachher einige Jahre mit unermüdetem Fleiße obliegen . . . . . .

In Eile . . . . .

Ihr eigener

W.

7.

Rom. den 16ten Febr. 1766.

Ich habe dieses Schreiben mit einem andern an den Hrn. Geh. Rath v. M. begleitet, und mich erdreistet, um die G. Gelehrten Anzeigen zu bitten. Wenn dieser gütige Minister in dieses mein Verlangen willigt, so überlasse ich Ihnen die weitere Verfügung. . . . . .

Ich habe ihnen, deucht mich, zweymal hintereinander geschrieben. . . . . Von der G. d. K. wird izo eine zweyte Uebersezung in Amsterdam gedruckt, von welcher sich ein gewisser Robinet de Chateaugiron als Herausgeber, nicht als Uebersezer, bey mir angibt. Der Druck ist bereits im November angefangen. Diese Uebersezungen haben veranlast, daß ich Anmerkungen über die Geschichte zu entwerfen angefangen, welche auf gutem Wege sind, da ich einige Zeit vorher daran gedacht habe. Es werden dieselben wenigstens anderthalb Alphabeth betragen, und da es meine lezte deutsche Arbeit seyn soll, will ich einige Kupferstiche dazu besorgen. Ich gebe in dieser Schrift zugleich neue Erklärungen von dunklen, oder schweren Stellen alter Skribenten, in welchen auch der Text selbst aus alten Denkmaalen verbessert wird. Gegen die Leipziger Ostermesse hoffe ich alles in Ordnung zu haben. Den Druck wünschte ich W. nehmen zu können, weil ich mehr als eine Ursache habe misvergnügt mit ihm zu seyn, sonderlich izo, da er mir über der Allegorie beständig Lügen schreibt. Er sagt, der Druck sey im December geendigt worden; von andern aber höre ich, daß sie erst auf Ostern erscheinen werde, da er doch meine Handschrift über anderthalb Jahre in Händen hat. Eben so ist es mir mit der Geschichte ergangen. Ich wünschte einen Verleger zu finden, von welchem ich eben den saubern Druck hoffen könnte, und welcher, nach dem gewöhnlichen Drucke meiner Schriften gerechnet, den Bogen mit drey Dukaten bezahlen wollte. Man muß bedenken, daß es keine Moral oder Geschichte, sondern daß alles,

alles, was ich schreibe, mein eigner Stoff ist. Findet dieses Schwierigkeit, so bin ich halb entschlossen, den Druck auf meine eigene Kosten zu besorgen, zumal Stosch, mein bester Freund, von Konstantinopel nach Berlin geht, und diesen Handel betreiben könnte. Diesem ist die Zuschrift zugedacht.

Ich bekenne zu meiner Scham, daß ich die Abdrücke von Hrn. von **U.** verloren habe; ich kann Ihnen aber betheuren, daß Ihre Erklärungen mir viel zu gelehrt schienen für dergleichen Plunder, den man hier um etliche Groschen findet. Aus B** wurde mir vor einiger Zeit der Abdruck eines Steins geschickt, welchen ehmals der Herzog Max soll gehabt haben. Man verlangte meine Entscheidung, ob derselbe alt oder neu, von dem ältesten oder dem späteren griechischen Styl sey, und ich bekam zugleich den distillirten Auszug der Konferenzen von Kennern, welche über dieses Kunststück gehalten worden. Und was war es? Eine halbentworfne Figur, die in einer Viertelstunde mit dem Rade kann geschnitten werden, und die hier keinen Pfennig gilt. Ich habe noch nicht geantwortet, weil ich nicht weis, was, und wie ichs sagen soll.

...... Seit einigen Tagen ist hier ein G** Und ein R*** (ein Name, der in Rom die Zähne wackeln macht). Sie kommen von Paris, und sprechen, auch mit Deutschen, nichts als pariserisch. Ich habe sie nicht gesehen.

Von dem Katalogus der griechischen Manuskripte der Vatikana ist nimmermehr ein Blatt zu hoffen, und dieß aus mehr als einem Grunde. Assemanni kann kein Griechisch, und niemand wird sich außer ihm diese Mühe nehmen, die nicht bezahlt wird. Dieses würde meine Obliegenheit seyn, als Professor der griechischen Sprache bey der Bibliothek; ich aber werde im Ernst nicht einmal daran gedenken. Man hat dem Syrer erlaubt, mit seinem Plunder vom Berge **Libanon** hervorzutreten, weil wir an dergleichen Quisquilien reich sind; aber zur Bekanntmachung der griechischen Handschrif-

schriften wird man nicht sehr geneigt seyn. Man ist dermaßen eifersüchtig auf diese Schäze, daß niemanden als uns, die wir bey der Bibliothek bestallt sind, die Katalogen anzusehen erlaubt wird. Man giebt jedem, was er fodert.

Ein langes Schreiben, wie das aus L. wird gewesen seyn, bekam ich von dem Aeltesten der Deutschen Gesellschaft zu B. Es würden nicht weniger als Jahre erfodert werden, diesem lernbegierigen Mann zu antworten. Urtheilen Sie, ob ich Unrecht habe, mich von dem Briefwechsel nach Deutschland theils los zu machen, theils denselben zu scheuen cane peius et angue.

Ihr beständig eigener W.

8.

Porto d'Anzio den 19ten März 1767.

Von der Zuschrift ohne Formalität wird weiter nicht geredet, da durch aktives und passives Stillschweigen, wie jeder Mensch, auch ich gewinne; aber ich kann ihren Zweifel über meine Freundschaft nicht verschmerzen. Es würde derselbe, aus etlichen Briefen mehr oder weniger gefast ohne Grund seyn; es muß dieser Argwohn also aus Verläumdung eines Bösewichts herrühren. Seit einem Jahre verdiene ich Nachsicht, da mein Werk alle meine Augenblicke erfodert, und mich, da es eben izo erscheinen sollte, dennoch genöthiget hat, auf einige Zeit an den Ort zu gehen, woher ich schreibe, um die sanfte Meerluft zu genießen; denn ich bin mit Schwindeln befallen. Dieses Werk besteht aus zwey mäßigen Bänden in Folio, enthält 227 Kupfer, und der Preis ist acht Dukaten . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . Was habe ich dem Kloze gethan, da ich kaum dessen Namen gehört? Und sollte ich dergleichen von Deutschen erwarten, denen ich keine Schande gemacht habe! Undankbares Vaterland!

Ich habe angefangen an dem dritten Bande der Monumenti inediti zu arbeiten, wozu die Materialien bereits bestimmt sind. Eins der lezten Stücke ist ein herrlich geschnit-

schnittener Stein, welcher die Hypsipile vorstellt, die den Jason empfängt, und ich habe allein den Abdruck desselben, welcher izo gezeichnet wird.

Nach Ostern werde ich eine Reise nach Napel thun, um mich mit dem Englischen Minister, Herrn Hamilton, zu besprechen über die Erklärung der irdnen und bemalten alten Gefäße, welche derselbe aus dem ganzen Königreiche Napel zusammengebracht hat. Sie sind mit ihren eignen Farben in Kupfer gestochen, und werden binnen vier Monaten in vier großen Bänden erscheinen, aber ohne Erklärung. Der Unternehmer dieses Werks, ein bekannter Avantürier von großen Talenten, welcher sich izo d'Hancarville nennet, gewinnet auf dasselbe, wie mir Hamilton schreibt, an 20,000 Pf. Sterling. Ich erwarte hier an der See die ersten Abdrücke, um meine Erinnerungen über dieselben zu geben.

Die Anmerkungen über die Geschichte der Kunst habe ich noch nicht gedruckt gesehen. W. hat mir von einer Beylage aus G. geschrieben, welche ich erwarte, noch mehr aber, und mit großer Sehnsucht Ihr Schreiben. Ich bin, wie ich war und seyn werde,

Ihr wahrer, ewiger Freund und Diener

Winkelmann.

9.

Rom. den 16ten May. 1767.

Ich schreibe, um zu melden, daß ich auf Ihre angenehme Zuschrift aus Porto d'Anzio geantwortet habe, und zugleich zu meiner Entschuldigung in Absicht der von dorther mit den Anmerkungen mir übermachten Sachen; denn ich habe dieses Packet noch nicht erhalten. Ich erwarte Ihren Virgilius, und ich wünschte durch einen jungen Menschen Ihrer Universität, da Sie uns noch niemand geschickt haben: denn aus den hannöverischen Landen, außer dem verunglückten Werpup, ist der General von Walmoden viel-

leicht der einzige in einem Jahrhunderte, der Rom gesehen. Erwecken Sie diesen Trieb, wo Sie feine Sinne bemerken, oder suchen Sie für sich diese Reise auf königliche Kosten zu bewirken. Hiedurch könnte G. einen neuen Vorzug über die große Saat hoher Schulen in Deutschland erhalten. Aus Zürich und Basel sind an acht Personen hier, und wie man seyn soll, gewesen. Man gedenkt izo mit Ernst an eine brittische Uebersezung der Geschichte d. K. und ich werde zu derselben alles mögliche beytragen.

Ich gehe in etlichen Tagen mit meinem Freunde auf dessen Villa vor Rom, und zwar auf einen Monat oder anderthalb, und im künftigen Februar werde ich nach Deutschland abreisen, vermutlich von Wien bis Berlin mit dem Prinzen von Meklenburg, welcher hier ein ganzes Jahr mein geliebter Schüler gewesen ist. Ich bin, wie ich seyn werde,

Ihr ewig eigener W.

10.

Rom. den 16ten May. 1767.

Ew. Excellenz

werden die Nachricht von der Ausgabe meines Italienischen Werks, die ich Denenselben mittheile, gnädig deuten, denn ich erachtete dieses meine Schuldigkeit gegen den Pfleger und Beschüzer der deutschen Musen, an welches Glück ich billig Antheil nehme. Ich bin selbst der Verleger, und erscheine also als ein Buchhändler, um auf beyden Seiten keine Verlegenheit zu erwecken. Jezo arbeite ich an dem dritten Bande dieses Werks, welcher nach meiner Rückkunft aus Deutschland, wo ich Ew Ex. künftiges Jahr aufzuwarten hoffe, vollendet werden wird. Gott verjünge Denenselben Leibes- und Seelenkräfte zum Flor der Wissenschaften, und zum Ruhm der Deutschen Nation, und gewähre mich meines Wunsches, persönlich zu bezeugen, mit wie hoher Verehrung ich bin

Ew. Ex. u. s. w.

J. W.

II.

Rom. den 5ten Jul. 1767.

E. Excellenz

mir gewürdigte Antwort, die meinen Stand aber weit übersteiget, und auch der geringste Theil des mir bezeugten Beyfalles ist mir das rühmlichste, wohin ich gelangen können. Ich konnte die Ehre eigenhändige Zeilen von E. E. aufzuweisen, und das Antheil an dem Wohlwollen des Vaters und Beschüzers der deutschen Wissenschaften dem Durchl. Erbprinzen, bey dessen Hierseyn, nicht verschweigen, und der patriotische Held schien bey Nennung des ehrwürdigen Namens den Inbegriff aller deutschen Würdigkeit zu empfinden, und war der erhabenste Lobredner.

Ich werde mich bemühen, mit den wenigsten Kosten, als es wird möglich seyn, die drey verlangten Exemplare an den Grosbr. Agenten nach Augsburg abzusenden, durch welchen ebenfalls E. E. fernere Verordnung hieher gehen kann.

Ich wünschte einige Jahre zurück zu haben, um eine auch vielleicht dem deutschen Namen rühmliche Unternehmung auszuführen, auf welche ich lange gedacht habe, nemlich eine Reise nach Aegypten und Griechenland zu thun, die einige ohne hinlängliche Wissenschaft, andre zu jung angetreten haben. Diese Begierde ist vor weniger Zeit von neuem rege geworden, sonderlich da sich ein geprüfter Freund zum Gefährten anbietet, und ich befinde mich in einem nicht geringen Streite zwischen dieser Reise, und der nach dem geliebten Vaterlande. Unterdeß wird die Arbeit an Zubereitung der Materialien zum dritten Bande der Monumenti fortgesezet, und ich bin vornemlich beschäftigt, eine neue und vermehrte Ausgabe der Geschichte der Kunst zu veranstalten, welche zugleich für eine Uebersezung, die in London unternommen wird, dienen soll.

Um nicht ohne Neuigkeiten, von denen, die unser Boden und das Alterthum giebt, zu erscheinen, habe ich die

Ehre E. E. zu melden, daß man vor wenigen Tagen, in Ausgrabung der Trümmer der verschütteten Stadt Pompeji dreyzehn Helme von Erz, die mit Figuren von erhobener Arbeit gezieret sind, nebst verschiednen Arm- und Beinrüstungen gefunden. . . . . .

12.

Rom. den 12ten Aug. 1767.

Ich habe zweymal nach Ihrem lezten Briefe geschrieben, mein theuerster Freund, das erstemal von Porto d'Anzio, das zweytemal von Rom aus, und schreibe von neuem, um mich zu rechtfertigen, wenn mir etwa sollte eine Unbescheidenheit beygemessen werden: denn ich habe den Pack Bücher nebst einer Beylage von G. noch nicht erhalten, ungeachtet dasselbe im Jänner abgegangen ist. Ich werde den Empfang unverzüglich melden. Sollt es aber binnen Monatsfrist nicht einlaufen, komm ich mit einer zweyten Entschuldigung zuvor, denn ich gehe nach der Hälfte des Septembers nach Napel, und von da mit einem Zeichner nach Sicilien, und meine Absicht ist vornemlich auf Girgenti und Catanea gerichtet, wo eine Menge gemalter griechischer irdner Gefäße sind, und ich kann allererst im Dezember zurück seyn. Sollte ich künftiges Frühjahr nicht nach Deutschland gehen, so wird eine Reise nach Griechenland vorgenommen werden, wozu sich der Begleiter, ein würdiger Freund, und, was noch mehr ist, ein Deutscher, gefunden, welcher izt zu Napel ist, und diese Reise auch ohne mich thun wird.

Ich habe heut ein paar Exemplare meines Italienischen Werks an unsern würdigsten Vater der Musen nach H. abgehen lassen, und izo sammle ich zu einem dritten Band. Zu gleicher Zeit arbeite ich an etwas Wichtigem, welches ich ebenfalls auf meine Kosten werde drucken lassen. Vielleicht entwerfe ich etwas von der kleinen Sicilianischen Reise, denn es wird viel zu sagen übrig bleiben, was dem welschen Mönch und dem holländischen Schriftgelehrten unbemerkt geblieben.

Ich

Ich hoffe, Sie werden mich mit geneigten Wünschen begleiten, und mein Freund bleiben, wie ich der Ihrige

W.

13.

Rom. den 15ten Aug. 1767.

E. Excellenz

Herunterlassung gegen mich ist so groß, daß sie mich in Verlegenheit sezet, derselben mit Würdigkeit zu begegnen, und ich finde dazu weder Mittel noch Worte; da Sie aber eine unbeträchtliche Nachricht neulicher Entdeckungen gütigst zu deuten geruhet haben, wurde mir dadurch der Weg eröffnet, durch eine öftere Darbringung solcher Früchte, dem Vater unsrer Musen ein geringes Opfer zu machen: farre pio et saliente mica. Aber E. E. Augenblicke,

Cum tot sustineas et tanta negotia solus,

sind dem Heile der Länder gewidmet, dem die Zeit entzogen wird, die eine Antwort an meine Wenigkeit erfodert. In publica commoda peccem.

Es kommt mir auch nichts von dem zu, was der Misbrauch einer ehrwürdigen Benennung, welche man Personen, die, wie ich, einen kurzen Mantel und Kragen tragen, gibt, zu erfodern scheint: denn ich bin der Kirche nicht geweihet, genieße auch nichts von derselben; ja, um meine Freyheit zu behaupten, habe ich freywillig der Stelle bey der vatikanischen Bibliothek entsagt, so wie andern öffentlichen Vortheilen, die mir angetragen wurden, um mich zu bewegen, den Pozdamischen Ruf auszuschlagen, als welches mich niemals gereuen wird. Mein Wohl und Leben sind allein Früchte der Arbeit meiner Hände, und mein Wandel ist sehr einsam, und den alten Zeiten gleichförmig, daher ich ohne Besorgniß Anschläge weitaussehender Reisen entwerfen könnte, weil ich an nichts gebunden bin. Unterdessen, da der ehrliche Mann unter allen Völkern geehrt wird, und die Verleugnung auch billiger Vortheile hier, so

wie anderwärts, selten ist, hat dieselbe großen Antheil an meiner geringen Achtung.

E. E. nehmen dieses Bekenntniß in der Absicht auf, mit welcher ich dasselbe mache, und zum Zeichen Dero Wohlgefallens erwarte ich künftig Befehle mit der Anrede: mein lieber Winkelmann, und nichts weiter.

. . . . . Die Reise nach Griechenland lieget annoch auf der Wage ohne Ausschlag, nicht aus Besorgung der Gefahr und der Mühseligkeit, der diese Reise ausgesezt ist, sondern weil ich mich noch nicht überzeugen kann, besondre Entdeckungen zu machen. Ich will indessen, um mich zu derselben in das Gleis zu bringen, eine Reise nach Sicilien, in Begleitung eines Zeichners, machen, wo sehr viel zu entdecken ist, was d'Orville, als ein bloßer Schriftgelehrter, nicht hat finden können. Meine vornehmste Absicht geht auf Girgenti auf dieser Seite der Insel, und Catanea auf der andern, weil an beyden Orten reiche Musea sind; und hier befinden sich über 700 gemalte alte Gefäße von gebrannter Erde, theils bey dem Prinzen Biscari, theils bey den dortigen reichen Benediktinern. Diese sowohl, als diejenigen, die Herr Hamilton zu Napel, mein Freund und Gönner, zusammengebracht hat, werden mir zu Betrachtungen Anlaß geben, wodurch die Abhandlung von der alten Malerey in der Geschichte der Kunst sehr wird erweitert werden. Ich arbeite izo an einer zweyten Ausgabe dieses Werks in zweyen Bänden in Quart, die in Deutschland auf meine Kosten mit neuen Kupfern wird gedruckt werden, wenn unsre Buchhändler mich dahin gelangen lassen. Von jenen Gefäßen werde ich die schönsten und schwersten zu einem dritten Bande der Monumenti zeichnen und hernach stechen lassen. E. E. werden mir erlauben, von dem Erfolge dieser Reise Denenselben mit einer Nachricht aufzuwarten.

Die Reise nach Griechenland würde wenigstens zwey Jahre erfodern, denn man müste keine Insel unbesucht lassen, und sonderlich die alte Landschaft Elis untersuchen, weil kein Sterblicher in neuern Zeiten bis dahin durchgedrungen ist.

Denn

Denn da Fourmont im Jahre 1728 bis an die Gränzen gegangen war, wie er vorgibt, bekam er Befehl von dem Hofe zu Paris, seine Reise abzukürzen. Dergleichen hätte ich nicht zu besorgen, da niemand mir befiehlt; denn mein Ruhm würde seyn, dieselbe von dem Schweiße meines Angesichts, ohne Jemandes Beyhülfe, zu machen.

Diese Vertraulichkeit, mit welcher ich E. E. zu schreiben mich erdreiste, kann, glaube ich, mit der höchsten Verehrung bestehen, die ich gegen Sie, als den allgemeinen Vater der patriotisch gesinnten Deutschen und der Wissenschaften, niemals genug wiederholen kann, als

E. E.

unterthäniger **Winkelmann.**

## 14.

Rom. den 28sten Nov. 1767.

E. Exc. gnädiges Schreiben vom 25sten Sept. fand ich allererst nach meiner Rückkunft von Napel, da alle an mich gerichteten Briefe in Rom zurückgeblieben waren, wegen meines Vorsazes nach Sicilien zu gehen; diese Reise aber wurde wegen der entworfenen Reise des Kaisers nach Italien ausgesezt, und nachdem diese zurückging, war es für mich zu jener nicht mehr Zeit.

In meinem zweymonatlichen Aufenthalt in und um Napel habe ich, ungeachtet der Eifersucht des Hofes wider mich, die dortigen Entdeckungen von neuem so genau untersucht, daß ich im Stande wäre, eine ganz neue vollständige Nachricht zu geben. Ich werde aber gezwungen, alles dieses auf dem Herzen zu behalten, um mir nicht den künftigen Zutritt zu verscherzen, da es sehr viel Mühe gekostet, mich mit dortigem Hofe wieder auszusöhnen, welcher das übersezte Sendschreiben sehr übel aufgenommen, und durchaus nichts geschrieben haben will.

Ich habe mir indessen diese kostbare Reise bezahlt gemacht durch viele Untersuchungen, mit welchen ich die neue

Aus-

Ausgabe der Geschichte d. K. bereichere, die ich selbst izo anfange französisch zu übersezen, weil ich wegen des Privilegiums den Druck in deutscher Sprache nicht in Deutschland besorgen kann. Es wird dieselbe hier auf meine Kosten gedruckt in zweyen Bänden, in groß Quart, und mit einer Menge großer Kupfer, um den Nachdruck schwer zu machen, erscheinen.

Die neusten Entdeckungen sind Rüstungen und Helme, die in der verschütteten Stadt Pompeji ausgegraben worden, und alle mit erhobener Arbeit, die getrieben ist, geziert sind, sonderlich Beinrüstungen, und Armrüstungen. Diese leztern erscheinen auf keinem einzigen alten Denkmaale, und man hat also von denselben gar keinen Begriff gehabt: sie sind aber eben diesem Stücke in den alten Turnierrüstungen ähnlich, und mit eben solchem von der Achsel emporstehendem Rande. Die Helme, die, so wie jene Stücke, einen einzigen Helm von Eisen ausgenommen, von Erz sind, haben ebenfalls eine ganz außerordentliche, und vorher unbekannte Form. Denn es sind dieselben gestaltet wie ein Hut mit großen niedergeschlagenen Krempen, und diese sowohl, als die Bedeckung des Hauptes selbst, nebst dem erhobenen Theile, worauf der Federbusch lag, sind mit schöner erhobener Arbeit gezieret. Ferner haben diese Helme ihr Visier, welches zwey kleine Thüren von Erz sind, die über der Nase durch Hefte zusammenhalten, und haben große runde Löcher. Der Helm von Eisen ist mit dem Visier aus einem einzigen Stücke. Auf dem schönsten jener Helme ist der Erfolg der Ilias nach dem Tode des Achilles, das ist, was nach der Eroberung von Troja vorgefallen, abgebildet. Vorn steht die Unterredung des Menelaus und der Helena; auf der einen Seite die Gewaltthätigkeit des jüngern Ajax wider die Cassandra, und auf der andern die Flucht des Aeneas mit dessen Vater und Sohne aus Troja, und verschiedne andre Bilder. Auf dem breiten Rande sind die betrunkenen Trojaner und Trojanerinnen vorgestellt.

Um

Um E. E. Muße nicht zu misbrauchen, und da der Brief dasjenige nicht fast, was ich Denenselben zu berichten wünschte, übergehe ich neugefundne Statuen, Gemälde, und zum Theil völlig, zum Theil halb ausgegrabene Gebäude, deren Bauart und Verzierungen ebenfalls unerwartet sind. Sie werden auch von dem schrecklichen Ausbruche des Vesuvius aus den öffentlichen Blättern benachrichtigt seyn. Ich habe dieses schöne und schreckliche Phänomen auf dem Berge selbst, da alle Menschen flohen, von dem Augenblicke des Ausbruchs selbst bis zum Anbruch des Tages, nicht ohne Gefahr, betrachtet. Ich erstieg den Berg von neuem die dritte Nacht, und ging auf der heissen Lava, durch deren Spalten wir den feurigen Fluß geschmolzener Steine und Metalle sahen, fort, so lange die Fußsohlen und die Schuhe die Hize ertragen konnten. Den Anblick dieser beyden Nächte wünschte ich E. E. mit lebendigen Farben beschreiben zu können; aber es ist nicht möglich, dem der es nicht gesehen einen Begriff davon zu geben.

Ich schliesse mit dem sehnlichen Wunsche, das Glück zu haben, E. E. von Angesicht zu sehen. u. s. w.

Winkelmann.

15.

Rom. den 13ten Jan. 1768.

Mein theuerster Freund,

Ihr alter Winkelmann hat eine herzliche Freude über Ihr Schreiben empfunden. Ich erneuerte mir, nach Lesung desselben, Ihr Bild und Ihren muntern Geist, welcher Sie hoffentlich nicht verlassen hat, wenn ich von mir auf Sie schliessen kann; denn ich bin selten unfröhlich, und in Napel bin ich auf zwey Monate völlig nach meinem Sinn gewesen, weil ich nicht, wie einandermal, mit andern Reisenden behängt ging . . . . . .

. . . . . . Ich stehe in guter Zuversicht Ihres Beyfalls, da die unvollkommene **Geschichte der Kunst** denselben erhalten,

halten, die izo dergestalt hervortreten wird, daß es mir scheint, ich habe nichts in der ersten Ausgabe geleistet. Sie wird mit ganz neuen sauber gestochenen Kupfern geziert; aber ich muß ihr zuvor das Modekleid geben lassen. Zu gleicher Zeit arbeite ich an dem dritten Band der Monumenti, dessen Denkmaale, und Zeichnungen und Stich davon, die ersten Bände weit übertreffen wird. Ich muß mich selbst wundern über die seltenen, und mehrentheils schwer zu erklärenden Werke, die sich noch immer finden. Dieser Tagen traf ich die Geschichte des Battus, Erbauers von Cyrene, an, nebst dem Demosthenes, wie er auf der Insel Calauria zu dem Altare des Neptunus seine Zuflucht genommen hatte. Sie müssen aber auch wissen, daß ich einen Zeichner nebst einem Kupferstecher in beständigem Solde halte, und ich theile alles mit ihnen, so wie es Gott bescheret, und niemand hat sich nach meinem Tode etwas zu versprechen; denn ich gehe, wie ein leichter Fußgänger, mit fröhlichem Gesichte aus der Welt, und arm, wie ich gekommen bin.

Was das prächtige Hamiltonische Werk betrifft, wovon der erste Band erschienen, erbiete ich mich gerne dazu behülflich zu seyn, wenn Sr. Exc. nicht einen kürzern und wohlfeilern Weg zu Wasser durch Herrn Hamilton selbst zu finden vermeynen. Es besteht dasselbe aus vier Bänden, und enthält in allem über 600 Kupfer, die bereits fertig sind, so daß die andern drey Bände bald nachfolgen werden. Die Pränumeration beträgt 16 Oncie di Napoli; eine Oncia macht hiesige 24 Paoli, und 20½ Paolo ist ein Zecchino *). Ich bin ein schlechter Rechenmeister; dieses verursacht die Auslegung. Man muß das Buch gebunden nehmen, weil die Kupfer des ersten Bandes nicht numerirt sind, und also dort eingerichtet werden müssen. In den übrigen drey Bänden aber wird diesem Mangel abgeholfen werden. Der Band macht also andere 18 Paoli, welches beynah

*) 18 Zecchini und 16 Paoli.

beynah ein Dukaten ist. Der kürzeste Weg würde seyn, durch einen Wechsler in Napel das Geld erlegen zu lassen an den Herausgeber d'Hankarville, welcher gegen die Bezahlung den Schein der Pränumeration liefert, und folglich habe ich nicht nöthig, denselben zu überschicken ...... Ich muß nicht vergessen zu melden, daß die mehresten Kupfer meines eigenen Werks, da es ganze Bogen sind, nicht gebogen, sondern eingefalzt werden. Sie werden mich verstehen, wenn ich die Sache nicht mit dem eigentlichen Worte nennen sollte.

Das, was der d * * — — über Hrn. Gen. von Walmoden schönen Kameo gesagt hat, ist auf einer Seite falsch, auf der andern wahr. Falsch ist, daß dieser Stein durch dessen Hände gegangen, nicht anders als eine Sache, die man besehen hat, aus der Hand zurück zu geben; wahr aber ist, was derselbe von dem Namen Dioskorides sagt, indem es bekannt ist, und, wenn dieses auch nicht wäre, kann dem ungeachtet der Name doch nicht für ächt gehalten werden, weil er tief geschnitten ist; denn auf Kameen ist auch allezeit der Name erhoben geschnitten ........

.......... Um von fröhlichen Dingen zu sprechen, berichte ich Ihnen meine gegen das Frühjahr festgesezte Reise nach Deutschland, und vornemlich nach Berlin, mit deren Erlaubniß es zwar sehr schwer halten wird, weil ich dieselbe mit Einem Worte bis nach Griechenland erhalten könnte, aber hier befürchtet man irrig, ich werde nicht zurückkommen. Unterdessen wird eigenmächtig geschehen, was nicht mit guter Art kann erlangt werden. Meine Absicht ist, in Berlin die Uebersezung meiner Geschichte zu bewerkstelligen, die ich nachher hier auf meine Kosten zu drucken gesonnen bin; ich werde also Sachsen nur berühren. Auf der Rückreise werde ich G. besuchen, und zu H. anbeten gehen. Eine Nebenabsicht meiner Reise ist eine Unternehmung auf Elis zu bewirken, das ist, einen Beytrag, um daselbst, nach erhaltenem Firman von der Pforte, mit hundert Arbeitern das Stadium umgraben zu können. Sollte aber Stoppani

Pabst werden, so habe ich niemand, als das französische Ministerium und den Gesandten bey der Pforte dazu nöthig; denn dieser Kardinal ist im Stande alle Kosten dazu zu geben. Sollte aber dieser Anschlag auf Beytrag geschehen müssen, so würde ein jeder sein Theil an den entdeckten Statuen bekommen. Die Erklärung hierüber ist zu weitläuftig für einen Brief, und muß mündlich geschehen. Was jemand ernstlich will, kann alles möglich werden, und diese Sache liegt mir nicht weniger am Herzen, als meine Geschichte der Kunst, und wird nicht leicht in einer andern Person gleiche Triebfedern finden.

Mit dem Hamiltonischen Werke können Sie zu gleicher Zeit aus Napel kommen lassen alles, was Mattorelli geschrieben, unter welchen der zweyte Band dessen Antichità Napolitane, gli Euboici, und mit Recht betitelt, eine erstaunende Gelehrsamkeit, und ganz neue fremde Kritik enthält.

Lange und seltene Briefe, und von entlegenen Orten, können nicht ordentlich seyn, und ich werde noch anhängen, was mir einfällt, und was mir nicht eingefallen ist, da ich es vorher hätte sagen sollen. Der Deutsche, dessen Namen Sie zu wissen verlangen, will nicht genannt seyn. Er ist ein freyer Reichsstand, und hält sich nun zum zweytenmale in Italien auf. Er ist mein Freund, und mein Herz wallt ihm entgegen, so oft ich an ihn gedenke; denn er ist einige Monate zu Napel. Er ist ein Patriot, nicht weniger als ich, ob er gleich von Franzosen erzogen, und zu Paris geraume Zeit gewesen ist. Er hat sich von mir erbitten lassen, eine ausführliche Beschreibung seiner Reise durch Sicilien und Großgriechenland, und zwar in deutscher Sprache, mir von jedem Orte seines dortigen Aufenthalts zuzuschicken, welches ihm besser im Französischen gelungen wäre. Ich werde dieselbe in der Schweiz, wie sie ist, drucken lassen, und Sie werden daraus ersehen, was annoch vorhanden ist. Ich erwarte denselben in weniger Zeit zu Rom, um mit ihm von seiner Reise nach Konstantinopel vorher zu sprechen. Der Reise wird sein Name nicht vorgesezt.

Machen

Machen Sie dem Hrn. Sekr. Br. meine große Empfehlung. Hrn. Hofr. M. will ich künftig schreiben. Ihr Herren verlangt alle lange Briefe, und ich bin ein gequälter Wurm von allen Orten her, aber wenn ich anfange zu plaudern, kann ich nicht aufhören. Denn die einsamen Leute sind Schwäzer, sagt der H. Kirchenvater Aristoteles in seinen Problem. . . . . . .

. . . . . bin ich der Ihrige ganz eigen und ewig

Johann Winkelmann.

N. S. Um Ihnen ein gedrückt, gerüttelt und überflüßig Maaß in Ihren Schooß zu geben, komme ich von neuem auf die Hamiltonischen Gefäße, welche mit ihren eigenen Farben abgedruckt, von neuem mit Farbe nachgeholfen sind, und gezeichnet worden, wie es sich kein Werk rühmen kann. D'Hankarville hat hier zugleich alles, was von solchen der schönsten Gefäße zu Napel ist, auch über sein Versprechen in Kupfer stechen lassen, so daß die Liebhaber mehr bekommen, als sie hofften. Mit meinem Werke wird es das Gegentheil seyn, aber ich habe es nicht mit Englischem Gelde, sondern mit saurem und eigenen Fleiße an das Licht gestellt, und habe mich nicht vorauszahlen lassen, auch von denen, die es mir aufdringen wollten. E così vi dò il Vostro dovere. Addio.

Um eine Ladung von der schönen Parthenope zusammen zu legen, kann der Wechsler, der die Besorgung bekommt, anfragen, ob des Duca Noja sogenannte Hetrurische Gefäße an das Licht getreten, welche er von einer Zeit zur andern verspricht, und, ob gleich die Kupfer fertig sind, dennoch nicht erscheinen. Denn Schmalhans ist sein Gevatter. Dieses ist ein Sprüchwort der heiligen Märker allzumal, wie lectio varians in dem bekannten Liede war. Ich wiederhole, daß ich diese Besorgung im Fall der Noth übernehme.

N. S. Aber warum finde ich in dem Hannöverischen Gesangbuche mein Leiblied nicht: **Ich singe dir mit Herz und Mund, Herr, meines Herzens Licht!** Lassen Sie diesen Mangel als eine Beschwerde von mir an das Konsistorium gelangen. Ich habe dieses Buch mit Noth nach Rom kommen lassen, und werde gezwungen, ein anderes Gesangbuch zu verschreiben. Es muß eine Kezerey dahinten seyn, und verdienet Ahndung.

16.

Rom. den 23 Jänner. 1768.

**Ew. E.** leztes Schreiben voll Huld und Güte gegen Ihren Winkelmann traf zu gleicher Zeit ein mit dem Schreiben eines glaubwürdigen Freundes, dem einer unsrer würdigsten Prinzen (nicht derjenige, auf welchen die erste Muthmaßung fallen möchte) gesagt, daß er nicht begreife, wie man Deutsch, und im Deutschen gut schreiben könne. So betrübt mir dieser Gedanke, und erniedrigend für das schäzbarste Volk unter allen war, so sehr erhob sich wieder mein Herz bey Lesung E. E. ehrwürdigen Zeilen, und ich zog die Gedanken ab von dem Prinzen, weil dessen, und seines Gleichen Ausspruch die französische Sprache nicht reicher und harmonischer, noch ihre jezigen Skribenten glücklicher erscheinen machen kann. Der, den aller Deutschen Zungen als den höchsten Erwecker, Beschüzer und Belohner der Talente unsrer Nation besingen, und ewig dessen Namen verheiligen müssen, wiegt weit mehr in der Wagschale der Vernunft und der Einsicht . . . . . . . . . . .
. . . . . . Verzeihen E. E. mir den Eingang dieses Schreibens: denn ich wäre nicht ruhig geworden, ohne diesen patriotischen Unmut dem Haupte unserer Ehre auszuschütten.

Bey der Abschrift der Syrischen Historie äussert sich einige Schwierigkeit, die ich aber mit guter Art zu heben mich verpflichte. Es ist nicht die, die Hr. M. argwohnet; denn man giebt hier willig, was man hat. Die Jesuiten gaben vor einigen Jahren geheime Briefe der Protestanten von

von dem Koncilio zu Trident einem Zürcher abzuschreiben, ungeachtet sie durch mich wusten, wer er war. Nach erhaltener Erlaubniß des Pabstes, die ich selbst suchen werde, ist die einzige Schwierigkeit, einen Syrer zu finden, deren hier verschiedne sind, welcher diese Abschrift in der vatikanischen Bibliothek selbst machen wollte, da nach des Kardinals Paßionei Tode, weil sich dieser zu viel Freyheit angemaßet, durch einen Bannfluch untersagt worden, die Bücher außer der Bibliothek zu geben. Von meiner Wohnung sowohl, als von dem Hause der Syrischen Mönche oder Maroniten ist die Vatikana drey starke Viertelstunden Wegs entfernt. Hiezu kömmt der vor einigen Tagen erfolgte Tod des ältern Aßemanni, der erster Kustos dieser Bibliothek war, und im 82sten Jahre verstorben ist, indem über die Besezung seiner Stelle viele Verwirrungen entstehen, da dessen Enkel der Erzbischof Evodio Aßemanni, Scrittore siriaco der Bibliothek, ein päbstliches Breve zu jener Stelle, zum Nachtheil des zweyten Kustos erschlichen hat. Wenn mir indeß E. E. die Vollmacht geben, den Preis der Schreibegebühren einzurichten, werde ich suchen die verlangte Abschrift zu bewerkstelligen.

E. E. erlauben mir, daß ich einige Kleinigkeiten von Pompejanischen Entdeckungen anhänge. In dem angezeigten Gebäude des Gymnasiums dieser Stadt, mit dessen Entdeckung man izo noch beschäftigt ist, und es den ganzen Winter über seyn wird, hat sich in einer Kammer ein völliges gesatteltes Pferd gefunden, das ist, ein Geripp desselben, an dessen Zeuge alles, was von Erz ist, wie Beschläge und dergleichen, erhalten ist, das Holzwerk aber des Sattels ist verweset. In einer andern Kammer neben dieser hat man das Geripp eines Kriegers mit einem Helm auf dem Haupt entdeckt, imgleichen den Körper einer Frau in einem mit Golde durchwirkten Zeuge, dessen eigentliche Beschaffenheit ich jedoch noch nicht weis; denn gewisse Dinge werden nach ihrer Entdeckung verschlossen, und in der ersten Zeit nicht gezeigt.

Das Verlangen, welches E. E. nebst allen Liebhabern der Wissenschaften äußern, durch den Hof selbst zu Napel eine völlige Beschreibung dieser Entdeckungen an das Licht gegeben zu sehen, wird schwerlich zu hoffen seyn; ich wüste auch nicht, wer sie dort zu geben im Stande wäre, sonderlich da dieses eine Erforschung ist, die man beynahe von funfzig verschiedenen Personen herauslocken muß. Es können aber vielleicht Umstände kommen, in welchen ich nichts zu befürchten habe, und die mir Sicherheit und Freyheit dazu geben. In dem fünften Bande des Herkulanischen Musei, welcher die Brustbilder von Erz liefert, sind einige so grobe Vergehungen, daß ich mich nicht habe enthalten können, dieselben in der neuen Ausgabe der Geschichte der Kunst anzumerken, weil diese Kritik nicht sogleich in die Augen fallen wird.

Die thörige Eifersucht geht so weit, daß man mir nicht erlaubte, mit gemessenen Schritten zu gehen, weil man glaubte, daß ich Maaße nähme, wie ich in der That nahm. Ich war daher nicht zu bewegen, ihnen die Bedeutung einer ganz ausnehmend schönen, und zugleich gelehrten Statue zu sagen; sie kann ewig nicht ergänzt werden, ohne deren Bedeutung zu wissen, die schwerlich jemand anders angeben wird. Ich hätte es aber gethan, wenn man mir erlaubt hätte, einen bloßen Konture von derselben zu nehmen. Diese Statue ist, nicht zu Pompeji, sondern zu Bajä, durch einen Regenguß entdeckt worden, da wo Schäze des Alterthums verborgen liegen, nach welchen zu graben allen Menschen untersagt ist. So traurig ist das Schicksal dieses schönen Landes, welches, nach einer langen Schlafsucht unter den sinnenlosen Oesterreichern, unter der Spanischen Eifersucht gefesselt, und davon der . . . . . ein ungezogener Pursch ist, dessen gröste Augenweide darin bestehet, daß er junge und trächtige Rehe lebendig aufschneiden siehet, und seine Läufer zwingt, lebendige Frösche zu verschlucken. . . . .

Ich

Ich bin, mit der allerhöchsten Verehrung, E. E. des Vaters und Beschüzers der deutschen Fürstenlosen Musen, unterthäniger

Joh. Winkelmann.

17.

Rom den 30sten Jan. 1768.

E. E. höchstgeschäztes Schreiben ist gestern eingelaufen, und ich habe keinen Augenblick gesäumet, die verunglückten Lagen, auf das sorgfältigste eingepackt, H. G. nach Augsburg zu übermachen . . . Ich thue dieses mit dem grösten Vergnügen, hätte ich auch zwey ganze Exemplare zerreissen sollen. . . . . . Der rühmlichste Beyfall für diese meine Arbeit wird seyn, wenn es den von E. E. und von dem deutschen Parnaß zu G. erhält. Dasjenige aber, wohin ich bey Uebernehmung desselben aus Mangel der Kräfte nicht habe reichen können, werde ich in der neuen Ausgabe der Geschichte d. K. und in dem dritten Bande der Monumenti zu erhalten suchen.

Ein andres Schreiben von mir an E. E. ist auf dem Wege, nebst einer Beylage für Hrn. H. so daß mir nichts übrig bleibt, als die Anzeige eines neulich in den Grüften der Stadt Pompeji gefundnen Schildes von Kupfer, dessen Rand von Silber ist, so wie der Kopf der Medusa, welcher auswärts in der Mitte den Umbo machet.

Es scheint, man wolle mir die Anwartschaft auf eine der obersten Stellen der Vatikana geben, die man Custodi nennt, weil man befürchtet, ich möchte, wie man hier denkt, bey einer guten Gelegenheit ut canis ad vomitum zurückkehren, da man wohl einsieht, daß die kritische Kenntniß der griechischen Gelehrsamkeit nur allein in mir besteht; so sehr sind wir heruntergekommen, und dieses ist die Frucht von der Erziehung, die in der Pfaffen Hände ist, und bleiben wird. Mathematiker wachsen uns wie die Pilze hervor, und im fünf und zwanzigsten Jahre kömmt diese Frucht

zur Reise, ohne viele Unkosten, wenn zu jenem Studio funfzig und mehr Jahre, und entweder ein großer Beutel, oder der freye Gebrauch einer großen Bibliothek gebraucht wird, und in Deutschland giebt dasselbe nirgends als in G. Brod.

Die Ehrfurcht gegen E. E. hält mich zurück, meiner Feder freyen Lauf zu lassen; ich kann aber nicht umhin bey aller Gelegenheit zu betheuren, wie ich mit der höchsten Verehrung bin und seyn werde E. E. u. s. w.

Winkelmann.

## 18.

H. den 17ten Febr. 1768.

Ihr Schreiben vom 23sten vorigen Monats enthält so viele Merkmaale Ihrer Freundschaft gegen mich, und zugleich so viele interessante Nachrichten, daß ich solches mit so vielem Vergnügen als Dank empfangen habe.

Die Liebe des Ausländischen ist von langer Zeit eine große Hinderniß der Gelehrsamkeit in Deutschland gewesen. Schriftsteller wie Sie, und der verdiente Beyfall, den solche in und außerhalb unsers Vaterlandes erhalten, scheinen jedoch dieses Vorurtheil bereits dergestalt gemindert zu haben, daß ich gestehen muß, wie mir die gemeldete Aeußerung unerwartet gewesen sey.

Ich kann für die Bemühung nicht genug danken, die Sie sich wegen der von Hrn. M. verlangten Syrischen Historie geben wollen. Wenn die Kosten der Abschrift mit 200 Rthl. zu bestreiten sind, so bitte ich solche sogleich zu veranlassen, sonst aber mir den ungefähren Betrag der Kosten zu melden. Der eingeschränkte Fond, worüber ich zu disponiren habe, und die vielerley gelehrten Bedürfnisse, welche ich daraus bestreiten muß, sezen meinem guten Willen oft Gränzen. . . . . . .

Den Brief an Hrn. H. unsern gemeinschaftlichen würdigen Freund, habe ich solchem sofort zukommen lassen, und lege seine Antwort bey.

Ich

Ich habe aus jenem mit wahrem Vergnügen vernommen, daß ich Hoffnung habe, Sie noch in diesem Jahre hier zu sehen und zu sprechen, worauf ich mich sehr freue.

Ich will Ihnen alsdann eine neue Auflage unsers Gesangbuchs vorlegen, woraus Sie sehen sollen, daß wir das Lied: Ich singe dir .... in solches gerückt haben, welches ich deswegen nicht übergehen kann, weil es auch seit langer Zeit einer meiner Favoritgesänge, sowohl in Ansehung des Textes als der Melodie, ist.

Meine Wünsche für Ihre Gesundheit und Ihr Wohlergehen sind um desto aufrichtiger, je mehr mir daran gelegen ist, daß die vorhabende Reise nicht unterbrochen werde, die mir die Gelegenheit verschaffen soll, Ihnen die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung mündlich zu wiederholen.

19.

H. den 20sten Febr. 1768.

.... Weil durch die Ersezung der beschädigten Lagen ein ganzes Exemplar zerrissen werden muß, so ist es nicht mehr als billig, daß dafür die Zahlung geschehe, wozu der Agent G. in A. die Anweisung erhält. Ich hoffe, Sie werden uns zutrauen, daß wir den Werth dieses schönen Werks erkennen.

Ich wundre mich nicht, wenn man alles mögliche thut, Sie in Rom zu fesseln, und denen die Lust zu benehmen, welchen die Begierde ankommen könnte, diese Ketten zu trennen. Es ist solches ein Beweis, daß daselbst noch Kenner einer gründlichen Gelehrsamkeit sind, zugleich aber eine Ehre für Deutschland, wenn gleich selbiges nicht ohne Neid einen um die Wissenschaften so verdienten Mann außer seinen Gränzen siehet. .....

... Man wünschet in G. so sehr die Syrische Chronik zu erhalten, daß, wenn die zu der Abschrift bestimmten 200 Thl. nicht hinreichen, ich solche mit 100, auch

höchstens 200 Rthl. hiesigen Geldes, zu vermehren bereit bin.

Ein solcher Beförderer guter Absichten, wie Sie sind, macht alles möglich. . . . . . . .

20.

Rom. den 30sten März. 1768.

E. Excellenz leztes Schreiben, wie alle vorhergehenden, voll Huld und Gütigkeit traf kurz vorher ein, als ich den endlichen Entschluß gefaßt hatte, es koste was es wolle, mein Vaterland wieder zu sehen, und ich habe endlich zu dieser Reise die Erlaubniß ausgewirket, welche ich, in Begleitung eines bekannten römischen Bildhauers, gegen die Hälfte des Aprils über Wien antreten werde. E. E. gütigste Einladung nach H. und das Verlangen, Ihnen meine hohe Ehrerbietung zu bezeugen, hat nicht wenig zu jenem Entschlusse beygetragen; und ich bitte Gott, Dieselben bey hohem Wohlseyn zu finden. Es bleibet nunmehr aber nicht Zeit genug übrig, Dero gegebenes Wort in Absicht des schönen Liedes zu erfüllen. . . . . . Die Abschrift der Syrischen Chronik wird bis nach meiner Rückkunft verschoben bleiben müssen: denn der Maronit, dessen ich mich zu bedienen gedachte, wurde krank, und da sich derselbe bessert, wird die Vatikana nicht geöffnet, daher ich auch die Kosten nicht kann überschlagen lassen.

In der süssesten Hoffnung, dem Vater und Erhalter der deutschen Wissenschaften die Hände zu küssen ersterbe ich E. E.

unterthäniger Winkelmann.

21.

Rom. den 30sten März. 1768.

Mein theuerster Freund,

Ich habe die verlangten Bücher selbst besorgt, die vielleicht zu gleicher Zeit mit mir ankommen werden, denn

ich

ich bin endlich fest entschlossen, mein Vaterland zu sehen, und werde in wenigen Tagen von hier abgehen. G. deucht mich, liegt sehr entfernt von allen Orten, die ich berühren werde; aber ich werde suchen, diesen Besuch möglich zu machen. Ich bitte Sie aber, Niemanden in S. . . . . so wohl, als in G. diesen meinen Entschluß wissen zu lassen, weil ich in S. . . . . wo der Hof einen erklärten . . . in hohen Schuz genommen hat, für meine Sicherheit, und vielleicht noch mehr zu besorgen hätte, wenn ich nicht unerwartet kommen, und unerkannt durchfahren könnte. Die unendliche Arbeit, die mir auf dem Halse liegt, erlaubt mir nicht mehr zu schreiben, und ich schließe mit der Versicherung einer immerwährenden Freundschaft als Ihr ganz eigner

W.

Ich bin gesonnen, von Leipzig nach Dessau zu gehen, wo ich meinen Stosch zu finden hoffe, und mit demselben werde dem Erbprinzen einen Besuch machen, und so weiter nach H. gehen, und alsdann nach Berlin. In H. wird von der Reise nach G. gesprochen werden.

---

## 6.

## Der Hund aus der Pfennigschenke.

Es ging, was Ernstes zu bestellen,
Ein Wandrer seinen stillen Gang,
Als auf ihn los ein Hund, mit Bellen
Und Rasseln vieler Halsbandschellen,
Aus einer Pfennigschenke sprang.
Er, ohne Kloß und Stein zu heben,
Noch sonst sich mit ihm abzugeben,
Hub ruhig weiter Fuß und Stab,
Und Klifkaff ließ vom Lärmen ab.

Des Wegs kam auch, mit Rohr und Degen,
Flink, wohlgemut, keck und verwegen,
Ein Herrchen Krauskopf herspazirt.
Klifklaff sezt an; und hochtuschirt
Hält von dem Hunde sich das Herrchen.
Und Herrchen Krauskopf ist ein Närrchen,
Fängt mit dem Klaffer Händel an,
Greift auch nach Steinen in die Runde,
Und schleudert, was er schleudern kann,
Und flucht und prügelt nach dem Hunde.
Der Köter knirrscht in jeden Stein,
Zerrt bald an meines Herrchens Stocke,
Bald an dem Degen, bald am Rocke,
Beist endlich gar ihm in das Bein,
Und bellt so wütig, daß mit Haufen
Die Nachbarn alle, groß und klein,
Zu Fenstern und zu Thüren laufen.
Die Buben klatschen und juchheyn,
Und hezen gar noch oben drein.
Nun fing sich's Herrchen an zu schämen;
Umsonst sich länger abzumühn,
Es muste sachtchen sich bequemen,
Um dem Halloh sich zu entziehn,
Wol für bas seinen Weg zu nehmen,
Und einzustecken Hohn und Schmach.
Denn alle Straßenbuben gafften,
Und alle Klaffkonsorten klafften
Noch weit zum Dorf hinaus ihm nach.

* * *

Dieß lehrt und warnt euch, ihr Skribenten,
Vor dem Geklaff der Rezensenten.

Gottfr. Aug. Bürger.

## 7.

## Schön Suschen.

Schön Suschen kannt' ich lange Zeit.
Schön Suschen war wohl fein,
Voll Tugend war's und Sittsamkeit,
Das sah ich klärlich ein.
Ich kam und ging, ich ging und kam,
Wie Ebb' und Flut zur See;
Ganz wohl mir that es, wenn ich kam,
Und, wenn ich ging, nicht weh.

Und es geschah, daß nach der Zeit
Gar andres ich vernahm.
Da that's mir, wenn ich schied, so leid,
So wohl mir, wenn ich kam.
Da hatt' ich keinen Zeitvertreib,
Und kein Geschäft, als Sie.
Da fühlt' ich ganz an Seel' und Leib,
Und fühlte nichts, als Sie.

Ich war wol dumm und stumm und taub,
Vernahm nichts, außer ihr;
Sah nirgends blühen Blum und Laub,
Nur Suschen blühte mir.
Nicht Sonne, Mond und Sternenschein,
Mir glänzte nur mein Kind;
Ich sah, wie in die Sonn', hinein,
Und sah mein Auge blind.

Und wieder kam gar andre Zeit;
Gar anders ward es mir.
Doch alle Tugend, Sittsamkeit
Und Schönheit blieb an ihr.
Ich kam und ging, ich ging und kam,
Wie Ebb' und Flut zur See.
Ganz wohl mir that es, wenn ich kam,
Und, wenn ich ging, nicht weh.

Ihr Weisen, hoch und tiefgelahrt,
Die ihr's ersinnt und wißt,
Wie, wo und wann sich alles paart?
Warum sich's liebt und küßt?
Ihr stolzen Weisen, sagt mir's an!
Ergrübelt, was mir da,
Ergrübelt mir, wo, wie und wann?
Warum mir so geschah?

Ich selber sann wol Nacht und Tag,
Und wieder Tag und Nacht
So wundersamen Dingen nach,
Doch hab' ich nichts erdacht.
Drum, Lieb' ist wol wie Wind im Meer;
Sein Sausen ihr wol hört,
Allein ihr wisset nicht, woher
Er kömmt? wohin er fährt?

G. A. Bürger.

---

## 8.

## Natur und Kunst.

### Eine kleine Erzählung, dergleichen sich viele machen liessen.

---

Den siebenjährigen Monsieur Friz an der linken Hand, und den fünfjährigen Monsieur Louis an der rechten geht der Edukator mit abgemessenen Schritten im Sande des Gartens spazieren. Noch warnt er zur Rechten: Sie werden fallen! Und zur Linken: haben Sie Acht! Das fünfjährige Herrchen fühlt Naturtrieb, und läuft voran. „Sie werden fallen!„ Da liegt er. Der Edukator läuft herbey, schilt, und bückt sich. Das kleine Männchen heult, und kann nicht aufstehen. Das ist Kunst! Ich wende meine Augen ab.

Da

Da blick' ich zum Fenster hinaus. Ein vier = oder fünfjähriger Knabe führt ein zweyjähriges Kind, jener sein Stück schwarzes Brod mit der Linken zum Munde, dieses sein Stückchen harte Rinde, nebst der halben kleinen runden Hand, im Munde. In den Kleidern alle Zeichen der Armuth, in den Augen Gefühl der Freyheit und Zufriedenheit. Vor einem kleinen Graben steht das kleine Paar. Der Junge will heben. Eben kommt ihm ein junges Weib. Er sieht ihr ins Gesicht, wie ein Mensch dem andern: sie versteht ihn, und der Gang geht weiter. „Hey da, ein Mann mit einer Glocke!„ jauchzt der Junge, und das Kind jauchzt ihm lallend nach. Da liegt es aber auch über den Mann mit der Glocke. Stille steht der Knabe eine Minute, sieht in die Welt hinein wie zuvor, kaut sein Brod, zieht ein wenig den Arm, den er gefaſt hat, mit dem andern hebt das Kind sich selbst, und ist wieder auf beyden Beinen. Kein Scheltwort, keine Zähre. Das ist Natur! Und mir schwollen die Augen, vor Freude weis ich nicht, oder vor Kummer. Und nun wäre Stoff da, ein wenig zu moralisiren. Wollen sie's thun, gute Leser, oder soll ich? Ich soll. Gut! Ich will auch nicht lange machen. Erstlich also, lieben Freunde, es gibt noch Natur, und wir brauchen nicht nach Amerika zu schiffen, um sie zu sehen. Es ist ein Stadtmärchen, was ich euch erzählt habe; die lezte Scene war nur in einer Nebengasse. Zweytens, denk' ich, wir wollen die armen Leute immer heyrathen lassen, wenn sie Lust haben. Ihr, die ihr es ihnen wehren wollt, seht diese Kinder an, und deren sind viele, und sagt: könnet ihr das? Einige Prozente von eurer Kasse pour les menus plaisirs, um zu rechter Zeit einem dieser Jungen ein Handwerk lernen zu lassen; ein paar Spizen weniger auf euren Leib, um diesem und jenem ein reines Hemd und einen neuen Kittel anzuschaffen, und ihn so ausgerüstet einem guten Hirten oder Bauern zuzuschicken; das solltet ihr — Nachbar, wollen wir? Hand darauf, und ein — rechtschaffner Mann hält sein Wort.

D.

---

## 9.

### Ueber den Spruch eines alten Weisen:

# Die Hälfte ist mehr als das Ganze.

Es ist doch gewiß wahr, sagte Marr zu Paß, was Cicero schon geurtheilt hat, daß nichts so närrisches ersonnen werden kann, was nicht einmal ein Philosoph behauptet hätte. Daß die Hälfte mehr als das Ganze, kann man sich einen närrischern Einfall gedenken?

Paß. Was diesen Einfall anbelangt, mein Herr Marr, so ist noch nicht ausgemacht, ob die Ehre der Erfindung einem Dichter, oder einem Philosophen zukömmt.*) Doch zu jener Zeit waren die Zünfte noch nicht so geschieden, und mehrentheils war der Philosoph Sänger, und der Dichter lehrte. Aber, wie wär' es, Herr Marr, wenn sich an diesem Beyspiele zeigen ließe, daß ein Denker, in Prose oder in Versen thut nichts zur Sache, nicht leicht etwas närrisches sagt, worunter nicht eine gute Wahrheit verborgen liegt.

Marr. Aber, daß die Hälfte mehr sey als das Ganze, bey'm Merkurius! Herr Paß, wenn Sie mich von allen Ungereimtheiten, die Sie wollen, überreden, so sollen Sie mir diese hier nicht zur Weisheit machen.

Paß. Auch nicht zur Wahrheit?

Marr. Versteht sich.

Paß. Und ich will es zuerst an Ihrem eignen Beyspiel Ihnen beweisen.

Marr. Bravo!

Paß. Erinnern Sie sich noch jener glücklichen Zeiten, wo Sie — in Phyllis Augen —

Marr. Nun was —— was — was soll dieß hier? —

Paß. Den Himmel sahn — und bey einem jener hal-

ben

*) Er wird dem Pittakus in den Mund gelegt, findet sich aber auch beym Hesiod.

den Blicke auf Sie das entzückende Herzklopfen sich anhub, und bey einem sanften, verstohlnen Druck ihrer weichen Hand Ihre ganze Substanz sich in Wonne auflösete!

**Marr.** Sagen Sie, was wollen Sie mit mir?

**Paß.** Wer war damals glücklicher als Sie! Haben Sie nicht oft dieses Glück zurückgewünscht? Aber Sie träumten, es könne größer noch werden, jenes Wonnegefühl. Sie wollten mit der Hälfte nicht zufrieden seyn; Sie erhielten — Alles, wie Sie es haben wollten; und fort war Himmel und Seligkeit. O Marr, Marr! gestehen Sie, daß die Hälfte mehr ist, als das Ganze. Und ich will Ihnen dann gleichwol auch gestehen, daß ich auch bisweilen gewünscht habe, noch bey der Hälfte zu seyn. Was sagen Sie?

**Marr.** Daß Sie ein grausamer, häßlicher Mann sind!

**Paß.** Ruhen Sie sich ein wenig aus, guter Marr — Es scheint, Sie hätten wol schon genug an dem einen Beweis; aber ich bin nun im Dociren, und es geht den Docenten oft, wie den Sängern, daß sie nicht gern aufhören, bis sie fertig sind, wenn gleich die Zuhörer genug hätten. Zudem, Marr, eine kleine Digreßion von jenen Vorstellungen kann nicht schaden. Sie sollen mir nicht traurig weggehn. Also lassen Sie uns weiter die Weisheit jenes Spruches am Beyspiele des Ruhmes erkennen. Wenn einer, sey's durch sein Genie, oder durch seine Verdienste, oder durch die Begünstigungen des Glücks, anfängt, aus der Dunkelheit empor zu steigen — Freude und Mut stralt aus seinem Gesichte, Achtung und Gefälligkeit begegnen ihm von allen Seiten; gute Seelen sympathisiren mit ihm; erhabene Seelen halten sich verpflichtet, ihn zu unterstüzen; seine Freunde schliessen sich näher an ihn; seine Feinde treten zurück. Was er gethan hat, wird günstiger beurtheilt bey der Vorstellung, was er noch thun kann. Noch kann man ihn loben, ohne sich zu verkleinern; noch von seinen Verdiensten sprechen, um gemächlich auf die eignen zurückzukommen. Aber laßt ihn mit verdoppelter Kraft seinen Schwung

immer höher nehmen; vor sprach man nur hie und da von ihm; nun ertönt sein Lob an allen Orten; die Menge staunt; Faktionen wählen ihn zum Helden und Schuzgott; er kann alles ausrichten, und jeder, der sich mehr zu seyn dünkt, als er ist — wer dünkt sich's nicht? — ist sein Feind, sein beleidigter Richter. Seine Größe ist Täuschung, denn man schwindelt davor. Seine Verdienste sind nicht reel, denn sie sind nicht, wie der andern ihre. Seine ersten Feinde treten unter die Menge, und erzählen von den Sünden seiner Jugend, und den Gebrechen seiner schwachen Stunden. Seinen Freunden ist es nicht mehr wohl um ihn; sie trauen ihm nicht mehr, da er ihrer so sehr entbehren kann. Die ihm noch anhangen, fordern immer mehr von ihm, je mehr er schon gethan hat. — Bewahre der Himmel einen jeden Biedermann davor, der einzige im Volke seyn zu wollen. Und nicht wahr, **Marr**, die Hälfte ist auch da besser, als das Ganze! Und nun wär' es ja wohl genug?

**Marr.** Ich muß Ihnen sagen, lieber Herr Paß, daß ich von dem lezten Theil Ihrer Rede nicht recht viel vernommen habe. E.

---

# Inhalt.



---

Im Jänner S. 84. Z. 23. lese man: 22 Fuß in 1000.

D. Weiß.







ber schwarz, und schwärzer immer
das Wetter sich herauf.
wird ein falber Schimmer,
e Donner folgen drauf.
felnd noch in dem Entschluße
sie, bleibt sie wieder stehn.
ht heißt sie mit einem Fuße,
mit dem andern gehn.

s Mondes Scheine,
tem Blick,
m Haine,
ck.
Lieder,
r umher,
mel wieder,
s nicht mehr. B.

# Deutsches Museum.

Viertes Stück. April. 1776.


## I.

## Ueber das moralische Gefühl.

### Dritter Abschnitt.

### Untersuchung des wahren Wesens und der Gründe des moralischen Gefühls, nebst einigen theoretischen und praktischen Folgen.

### Erste Abtheilung.

### Das moralische Gefühl, als der Grund des moralischen Beyfalls betrachtet.

Fortsezung von S. 103. des Februar.

### §. 1.

### Ob das Wohlgefallen an der Tugend bloß vom Eigennuze herkomme?

Es kommt bey der Frage vom m. G. auf zween Hauptpunkte an, wie wir gesehen haben; nemlich auf den Ursprung der Erkenntniß dessen, was moralisch gut, oder recht ist, und auf den Grund des Beyfalls, den wir der Tugend geben, oder des natürlichen Wohlgefallens, so wir an rechtschaffenen Handlungen und Karakteren haben. Wenn dieser Beyfall aus einer eigenen, einfachen Empfindung einer eigenen Schönheit, oder einer andern besondern Beschaffenheit rechtschaffener Karaktere und Handlungen herkäme, wie einige Vertheidiger des moralischen Gefühls dafür halten: so wäre dieß schon ein Grund zur Behauptung, daß die Untersuchung dessen, was recht und unrecht ist, der Empfindung, wenn auch nicht ganz allein, und ausschliessungsweise, dennoch einigermaßen zugeschrieben werden könne.

Es wird also gut seyn, wenn wir zuerst die Gründe dieses Beyfalls, oder dieses Wohlgefallens untersuchen.

Hier muß nun zuerst die Meynung, daß der Eigennuz, oder überhaupt die Vorstellung seiner eigenen Vollkommenheiten und Vortheile den völligen lezten Grund jenes Wohlgefallens, und der daraus entspringenden Triebe und Handlungen in sich fasse, beurtheilet werden. Hätten die Gegner dieser von den Cyrenaikern und Epikurern behaupteten Meynung auf den kontradiktorisch entgegengesezten Saz sich eingeschränkt, und daß der Eigennuz nicht der einzige und beständige Grund dieser Willensäusserungen sey, zu erweisen gesucht: so würden sie eine gute Sache gehabt haben. Aber diese Mäßigung beym Widerspruche scheint den Menschen gar schwer zu seyn, und wurde auch hier von den wenigsten beobachtet. Gänzlich sollte von dem moralischen Vergnügen und Beyfalle ausgeschlossen seyn, nicht nur die Vorstellung des eigenen Vortheils, sondern selbst die Vorstellung des Vergnügens, so mit der Erfüllung seiner Pflichten, mit der Verrichtung wohlthätiger, gemeinnüziger Handlungen sich verknüpfet. *) So hat man also die besten Handlungen geschwächt, indem man zu viel damit beweisen wollte, und dem Gegner Waffen in die Hände gegeben, weil man ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren ließ. Wir wollen izt sehen, wie diese Gründe vorgetragen worden sind, und zwar von den alten Philosophen, die in der That nichts Wesentliches dabey übergangen haben.

Wenn die Tugend nicht ein besonderes und unabhängiges Interesse für den Menschen hätte, wenn sie nur um anderer Dinge willen, als nüzlich, in Absicht derselben, geschäzt würde, sagten sie erstlich: so würde es den Menschen an sich wenigstens gleichgültig seyn, ob sie durch rechtmäßige, oder unrechtmäßige Wege diese andern Dinge erlangten. Aber ist auch je ein Geiziger, oder irgend ein von Leiden-

*) S. Hutcheson Untersuchung unserer Begriffe Abh. II. Abschn. II. §. V.

schaften auch noch so sehr beherrschter Mensch so gesinnt gewesen? Ist je einer gefunden worden, der nicht viel lieber auf eine rechtmäßige Weise, wenn es ihm eben so leicht möglich gewesen wäre, das, wornach er strebte, hätte haben wollen, als durch Schandthaten — wenn er auch vor aller Strafe vollkommen gesichert war? — Wenn ferner nicht das Laster an sich abscheulich wäre, was würde die Menschen hindern, daß sie nicht im Dunkeln, und in der Einsamkeit alles für erlaubt hielten, und sich keiner Sache mehr schämten? Wenn dieß aber nicht möglich ist, was anders kann die Ursache davon seyn, als die innere unabhängige Häßlichkeit des Lasters.*)

2) Und warum sind wir genöthiget, Tugend und rechtschaffene Handlungen an andern hochzuschäzen, und über schlechte Sitten und unerlaubte Thaten uns zu ärgern, wenn uns gleich weder Vortheil, noch Nachtheil daraus erwächst? Wem ekelt nicht vor einem geilen Wollüstling? Wer haßt nicht einen frechen Jüngling, und wer freut sich nicht über einen gesezten und bescheidenen jungen Menschen, wann er ihm auch im geringsten nichts angeht? Wer ist dem Pullus Numitor, dem Verräther nicht gram, obgleich seine Verrätherey unserer Republik Vortheil brachte? Wer erhebt nicht den Kodrus, den Retter seiner Stadt? — Wer liebt nicht noch izt den Aristides? Wissen wir nicht, wie sehr es uns rührt, wenn wir Proben der Treue, der Freundschaft, der Großmut erzählen hören oder beschrieben lesen? — Wenn jemand nicht nur ohne eigennüzige Absichten recht thut, sondern wider seine Vortheile der Pflicht getreu ist; wer billiget, wer lobt diese Denkungsart nicht? — Es wird unmöglich seyn, uns zu überreden, daß da etwas anders auf uns wirke, als die Vorstellung der Rechtschaffenheit.**)



*) Cicero Fin. III. 11.

**) Cicero Fin. V. 22.

3) Wenn wir auch nicht rechtschaffen handeln aus Liebe zum Recht, wenn wir es nur um unsers Nuzens willen thun: so sind wir listig, rechtschaffen sind wir nicht. Wenn die Tugend für sich keinen Werth hat, wenn es nur auf Vortheile dabey angesehen ist: so giebt es keine Tugend, was man Tugend nennt, ist weiter nichts als Verschlagenheit. Denn gerade um so viel weniger ist ein Mensch rechtschaffen, um wie viel mehr er auf seine Vortheile sieht bey allem, was er thut.

4) Und wenn denn die Tugend an sich keinen Werth hätte, wenn etwas anders besser wäre, als sie, und ihr erst einen Werth mittheilte: was in der Welt wäre denn nun dieses Bessere? Gold also etwa? oder Ehrenstellen? oder Schönheit? oder Gesundheit? oder, was am schändlichsten zu sagen ist, Wollust? Aber in Verachtung dieser Dinge, oder doch im Vermögen ihrer zu entbehren, zeigt sich gerade die Tugend am meisten. *)

5) Es ist aber auch gar nicht zu verwundern, daß wir die Tugend lieben ohne Absicht auf Vortheile, und ehe wir noch den Nuzen, den sie wirklich hat, einsehen; da es ja noch viele andre Dinge giebt, zu denen uns die Natur antreibt, wenn wir auch gleich vom Nuzen derselben noch nichts wissen, oder es uns nicht darum zu thun ist. So sucht das Kind schon seine Nahrung, und bewegt seine Glieder, ohne die nüzlichen Erfolge davon zu verstehen, und zur Absicht zu haben. So ist es gewiß auch nicht um des Nuzens willen, daß wir an einer regelmäßigen Gestalt des Körpers Gefallen haben, und daß wir alle Gliedmaßen desselben in ihrer natürlichen Vollkommenheit zu erhalten suchen, und oft die schmerzhaftesten Kuren darum aushalten, wenn wir in Ansehung des Gebrauchs derselben auch gar nichts gewinnen; sondern es ist blos das Gefallen an Schönheit und Vollkommenheit, das uns dazu antreibt. Und eben dieses ist

*) De Legib. I. 15. 19.

ist die Ursache, warum wir beym Gange, bey den Stellungen und Geberden, einiges als anständig und schicklich so gerne sehen, und dasjenige, was der Natur zuwider ist, nicht ausstehen können. *)

6) Nichts aber beweiset mehr, daß unsere Natur zu dem, was innerlich gut, und vortreflich ist, ohne Rücksicht auf die äusserlichen Vortheile, getrieben werde, als die Ehrliebe und Wißbegierde. Denn wie könnten bey den Bemühungen um Wissenschaft äusserliche Vortheile die Absicht seyn, da ja nichts gewöhnlicher ist, als daß die Sorge für die Gesundheit, und für das Hauswesen darüber aufgegeben, und keine Mühe und Verdruß gescheut wird, um diesem Triebe zur Erkenntniß folgen zu können? Und zeigt sich nicht derselbe schon in der Kindheit? Muß man nicht oft Strenge gebrauchen, um sich der beschwerlichen Fragen und der Neubegierde der Kinder zu entschlagen? **) Unmöglich kann es die Vorstellung des Nuzens seyn, die eine so gewaltige, und so frühe Begierde nach Wissenschafft hervorbringet. Nicht anders können wir auch von der Ehrbegierde urtheilen. Seht abermals auf die Kinder, bey denen die Natur am sichersten sich erkennen läst. Seht, wie sie bey ihren Spielen sich bemühen, den Sieg davonzutragen! Seht, wie sie jauchzen, wenn sie etwas am besten gemacht haben! Wie sie sich schämen, wenn sie ungeschickt gewesen sind! Wie sie sich ereifern, wenn ihnen mit Unrecht Vorwürfe gemacht werden! Wie begierig sie nach Lob sind! Wie sauer lassen sie sichs nicht werden, um ihre Kameraden zu übertreffen! Kaum kann im männlichen Alter, wo der rechtschaffenste allemal der ehrliebendste ist, dieser Trieb stärker sich zeigen.

Wer in diesen Bemerkungen keinen Grund findet zur Behauptung, daß keineswegs die Vorstellung unsers Nuzens die einzige und beständige Triebfeder unserer Gemüths-



*) Cicero Fin. V. 17.
**) l. c. Cap. 18.

müthsbewegungen und Handlungen sey, der muß fürwahr blödsinnig, oder durch vorgefaste Meynungen verblendet seyn. Aber daß dieß gar keinen Einfluß habe auf die eben untersuchten, und auf andere ähnliche Neigungen; daß nicht dieselbe gewisse Antriebe zuerst hauptsächlich erregt haben könne, welche, wenn vermöge der hervorgebrachten Dispositionen einmal Gewohnheit und Fertigkeit da waren, hernach wirkten, ohne daß jene ersten Reize mehr nöthig waren, oder doch ohne, daß sie deutlich überdacht, oder nur wahrgenommen zu werden brauchten; dieß wird auch keiner zugeben, der die menschliche Seele, und die Folge ihrer Zustände gehörig beobachtet hat. Und darinn besteht das Wahre, was die Einwürfe gegen den bisher untersuchten Saz in sich enthalten. Es ist nemlich durch das Beyspiel vieler Neigungen, und insbesondere, wie oben schon angeführt worden ist, des Geizes hinlänglich bewiesen, daß die Gewohnheit Begierden weit über das Ziel der ersten Beweggründe hinaustreiben, daß sie dieselben zulezt ganz vergessen machen könne. So könnte also auch die Begierde nach Lob und nach Wissenschaft ausschweifend und zweckwidrig werden, wenn gleich die Vortheile, von denen der Unterricht anderer, und die eigene Erfahrung uns versicherte, sie zuerst erweckt hätten. Daß Vorstellungen in unserm Gemüthe wirken können, ohne von einander unterschieden und einzeln bemerkt zu werden, ist eben so ausgemacht. Endlich muß man auch, wenn vom Nuzen der Tugend die Rede ist, nicht blos an diejenigen Vortheile, die sie in diesem Leben bringt, sondern auch an die Hoffnungen denken, die uns fürs andere Leben von ihr gemacht werden, und an die Furcht vor allen den schrecklichen zeitlichen und ewigen Folgen des Lasters, womit unser Gemüth so frühe erfüllt wird, und wovon die kühnste Vernunft sich doch nie so ganz frey machen kann.

§. 2.

## §. 2.

### Aufsuchung aller Gründe, wodurch dasselbige erweckt, und unterhalten wird.

Es ist also gewiß, daß aus der Vorstellung des Nuzens eben so wenig das Wohlgefallen an der Tugend sich völlig erklären lasse, als von den Gründen desselben der Einfluß dieser Vorstellung völlig ausgeschlossen werden kann. Es ist daher eine noch viel genauere Untersuchung nöthig, um die Frage zu beantworten, ob der Reiz der Tugend von einer ihr eigenthümlichen Art von Schönheit hauptsächlich, oder doch zum Theil, herkomme? Oder ob derselbe nur auf einer gewissen Zusammenkunft und Vermischung anderer, einzeln auch dem, was nicht Tugend ist, zukommender, und unsern Willen reizender Eigenschaften beruhe? Daß nun dergleichen Eigenschaften sich bey der Tugend finden, und in der Vorstellung rechtschaffener Gesinnungen und Handlungen auf uns wirken, kann eben so wenig mit Grunde geläugnet werden, als daß die Tugend gemeinnüzig ist, und daß die Vorstellung ihres Nuzens zu den Gründen des Beyfalls, den sie erhält, mit gehöre.

1) Die Tugend hat erstlich den Reiz der **Wahrheit und Uebereinstimmung.** Sie besteht ja in der Uebereinstimmung mit der Natur, mit dem Wesen, und den unveränderlichen Verhältnissen der Dinge; in der beständigen Uebereinstimmung des ganzen Verhaltens mit den unveränderlichen Grundtrieben, und den daraus entstehenden lezten Zwecken. Der Lasterhafte irret sich, er betrügt sich, er ist ein Thor, sehr oft schon bey der Berechnung der Vortheile dieses Lebens, allemal aber, wenn vorausgesezt werden darf, daß noch ein anderes Leben auf uns warte, und ein weises, gütiges Wesen die Schicksale der Menschen ordnet; fast immer ist er mit sich selbst im Streit und Widerspruch. Wahrheit aber und Uebereinstimmung sind der Natur unsers Geistes angemessene Vorstellungen. Wahrheit läßt sich den-

ken, der Geist fühlt dabey seine Kraft. Irrthum und Widerspruch sind Vorstellungen, die nicht mit einander bestehen, nicht zusammen gedacht werden können, so bald sie zum Vorschein kommen; sie zerreissen gleichsam die Werkzeuge des Denkens durch konträre Bestrebungen; die Seele muß sie von sich zu entfernen suchen, und Misfallen an ihnen haben. Es ist wohl wahr, daß die natürliche Liebe zur Wahrheit beym Menschen so groß nicht ist, daß sie nicht vielen andern Neigungen in so fern nachstehen müste, daß ein, diesen Neigungen schmeichelnder Irrthum, wenn er nur einigen Schein der Wahrheit an sich hat — den muß er aber doch haben — gerne angenommen, und die genauere Erforschung der Wahrheit vermieden würde. Auch ist gewiß, daß nicht in allen Fällen die Liebe zur Wahrheit ganz rein und uneigennüzig ist, daß, wenn Illusion und Träume dauerhaft, wenn die Irrthümer nicht schädlich wären, man sich nicht immer, so wie nun geschieht, die Mühe geben würde, sich vor den leztern zu bewahren, und die erste zu erreichen. Bey alle dem aber bleibt doch ausgemacht, daß Wahrheit und Uebereinstimmung an sich unserm Geiste angemessener und erfreulicher sind, als widersprechende Verknüpfungen, und daß also durch jene ein Gegenstand reizend werden kann, die Tugend es werden muß.

2) Die Tugend hat ferner den Reiz des Großen und Erhabenen. Kraft ist ihr Name. Den Mann der Tugend fesselt kein einzelner Gegenstand. Sein Blick durchdringt die Zukunft, und seine Absichten umfassen die Welt. Könige herrschen über ihn nicht. Seht sein Bild im unbeweglichen Fels, oder seht es vielmehr an Sokrates, wie er, nach der verlohrnen Schlacht, der lezte auf der Flucht, seinen verwundeten Freund auf dem Rücken trägt, und so ruhig, als ob er allein wäre, seinen Weg fortsezet, mit seinem Blick hier den Seinigen Trost einflößet, und dort dem verfolgenden Feinde den Mut benimmt, ihn anzugreifen. Oder, wie er, seine Lehren vom bessern Leben zu versiegeln,

und,

und, das Ansehn der Geseze zu erhalten, den unverdienten Giftbecher lächelnd aus der Hand des zitternden Gerichtsdieners nimmt, und ausleeret. Auch jene sanfte weibliche Tugend der Geduld, auf deren Antliz die halb verwischte Thräne euer Mitleiden noch rührt, ist groß und erhaben, auf sandigem Boden bestünde sie nicht *). Aber die Seele des Lasterhaften ist klein und schwach. Nur sich kann er lieben, nur für sich besorgt seyn: und auch da sieht er nur auf das, was vor seinen Füßen liegt. Oder wenn er auch einsieht, was gut ist, so ist seine Seele zu schwach, um einen ernsten Vorsaz zu fassen, zu ohnmächtig, um ihn auszuführen. Die erste Gefahr erschreckt ihn, der leichtsinnigste Spott macht ihn scheu; er unterliegt jedem sinnlichen Reiz; er ist ein elender Sklave niedriger Begierden und Leidenschaften.

Doch nicht immer ist das Laster so klein: es hat Ungerechte gegeben, Menschenpeiniger, Geisseln der Welt, deren Anschläge groß waren, deren Thaten nicht nur glänzten, sondern in Erstaunen sezten. Ob also gleich die Tugend über alles andre groß und erhaben ist: so kann doch auch etwas groß scheinen, und mit Bewunderung uns erfüllen, was nicht recht, nicht gut ist. Größe und Erhabenheit ist nicht dem Wesen, sondern nur dem Grade nach der Tugend eigen, und nicht so wohl bey einzelnen Thaten, als im ganzen Verhalten zu ihrem Vortheile sichtbar.



*) Warum seze ich nicht lieber die ganze vortrefliche Stelle her, aus der mir einige Züge vorschwebten. „Schöne Seele, die du schon lange alles ertragen hast, was nur der feinern Empfindung ekeln, das zarte Gefühl schmerzen, und das empfindliche Herz durchbohren kann: fürwahr du gehörest zu der hohen Gattung, gegen welche Hochachtung ein Tribut, und Liebe ein Ruhm ist. Denn verehrungswürdiger giebt es nichts, als die Gelassenheit, welche aus richtigem und bitterm Nachdenken endlich gewirkt wird; und liebenswürdiger nichts, als das weiche und ruhige Antliz, auf dem die halb verwischte Thräne ein Zeichen der sanften Seele ist„ Abbt vom Verdienste. S. 77.

Wenn sie uns aber doch gemeinschaftlich mit andern Dingen rührt, welche Triebfeder trifft sie denn? Ist dieß selbst ein lezter Grund des Wohlgefallens an einer Sache, daß sie etwas Großes hat? Oder wirken auch beym Großen die angeknüpften Vorstellungen von Vortheilen? Mehr läst sich vom Großen erwarten, als vom Kleinen; was viele Kraft hat, kann vieles wirken, und, wenn es Wohlwollen zugleich hat, viel nuzen? — Freylich mögen also wohl auch, wann wir dem Großen mehr Achtung erweisen, die Vorstellungen des Nüzlichen bisweilen mit wirken. Aber keinesweges sind sie es allein, wodurch Größe und Erhabenheit uns an sich ziehen; sondern was unser Herz erfüllet, unsere Empfindungen erweitert und verstärkt, ist an sich selbst uns willkommener, als was uns leer und gefühllos lässet. Dieß ist eine Bemerkung, die bey der Zergliederung der Zustände und Neigungen des menschlichen Gemüthes häufig gemacht werden kann. Aber wir werden gleich noch mehrere Gründe dieses Wohlgefallens am Großen entdecken, wenn wir eine Eigenschaft der Seele näher betrachten, die an der Empfehlung der Tugend, und an der Gründung des moralischen Gefühls so vorzüglich vielen Antheil hat. Dieß ist die Sympathie.

3) Die Sympathie macht, daß wir nicht ungerührt bleiben können, wenn wir die innern Zustände, Gesinnungen und Gefühle anderer uns lebhaft vorstellen; es sey, daß wir diese Personen wirklich vor uns sehen, oder daß uns ihre Eigenschaften und Zustand nur geschildert werden. Wir werden gewissermaßen in dieselben Zustände und Empfindungen versezt, die wir bey ihnen gewahr werden, oder uns vorstellen. Freude und Entsezen, Furcht und Heiterkeit, Zweifel und Glaube, Ruhe und Begeisterung, und fast alle Gemüthsbewegungen können durch diesen Weg der Mittheilung in uns erweckt werden; oft sehr plözlich und augenblicklich, oft bis zu einem so hohen Grade, daß fast aller Unterschied von der ursprünglich eigenen Empfindung sich ver-

verliert. Dieß ist die Gewalt der Imagination und der Ideenverknüpfung. Fast scheint es mehr als Imagination und Ideenverknüpfung zu seyn, was diese oft so unwillkührliche, und sonderbare Wirkungen hervorbingt. Fast scheint es, daß eben so mechanisch fremde Empfindungen in uns übergehen, als eine tönende Saite gleiche Schwingungen in gleichartigen Saiten hervorbringt. Es kann wohl die Reflexion die also erregten Gefühle stärken und schwächen, es kann die Rücksicht auf uns und unser Interesse uns geneigt machen, ihnen uns zu überlassen, und sie zu unterhalten. Aber dieß ist nur selten der Fall, und gewiß nicht der erste und stärkste Grund dieser Theilnehmung an dem Zustande der Empfindungen anderer.

Es hat aber die Sympathie einen dreyfachen Einfluß auf unser Wohlgefallen oder Misfallen an andrer Handlungen und Gesinnungen. Einmal darum, weil es uns nicht gleichgültig ist, ob wir Uebereinstimmung, oder Disharmonie zwischen uns und andern gewahr werden. Die Abweichung der Grundsäze und Empfindungsarten anderer von den unsrigen kann schon bey der kalten Gewahrnehmung des Verstandes uns unangenehm seyn, in so fern eine stillschweigende Misbilligung des unsrigen, oder ein Zweifel gegen die Richtigkeit derselben darinne liegt; da die Uebereinstimmung hingegen als eine Versicherung ihres Beyfalls, oder der Richtigkeit unserer Denkart uns angenehm ist. Wenn aber dasjenige, was wir an andern entdecken, noch stärkern Eindruck auf uns macht, und bis zum Mitgefühl uns rühren will: so muß uns noch weit mehr die Harmonie mit unserm eigenen Karakter und Zustande angenehm, die Verschiedenheit aber zuwider seyn. So kann der Traurige den Frölichen eben so wenig gut vertragen, als der Fröliche den Traurigen. Und so muß also auch aus diesem Grunde dem Tugendhaften Freude zufließen, wenn er Zeuge ist einer edlen That, wenn er eine erhabene fromme Seele entdeckt. Aber die Sympathie erweckt uns bey der

Betrachtung des Guten, Großen und Erhabenen auch dadurch Wohlgefallen und oft entzückende Begeisterung, daß wir durch die lebhafte Vorstellung und Theilnehmung dergestalt in die Stelle des andern, und in seine Art und Kraft versezt werden, daß wir selbst so gut, so erhaben zu seyn, so zu empfinden und zu handeln, oder wenigstens so handeln zu können uns scheinen. In der That fühlen wir uns alsdenn stärker, unsere Lebensgeister sind in Bewegung, die Triebfedern sind gereizt, unser Herz schlägt für Begierde und Empfindung. Müssen wir uns nicht gefallen in diesem Zustande, und muß uns nicht dasjenige gefallen, was uns darein versezt, wenn anders das Gefühl von Kraft und Vollkommenheit uns angenehm ist? Und wenn wir, wie Home sagt, eben sowohl mit dem Sinkenden niedersinken, als wir mit dem Steigenden uns erheben: muß uns nicht das Sinkende, das Schwache, das Niedrigliegende verhaßt seyn, wenn es uns mit sich in den Staub fortziehen will, und unsre Brust verengt? Endlich aber, und vielleicht auf die mehrsten Menschen am stärksten wirken Karaktere und Handlungen mittelst der Sympathie dadurch, daß wir auch an den Folgen derselben, an dem Guten und Bösen, was wir sehen, oder uns vorstellen, daß andern daraus entsteht, vermöge derselben Antheil nehmen müssen. So theilt sich das Wohlwollen der Dankbarkeit gegen den Wohlthäter, und der gerechte Schmerz der beleidigten Unschuld uns mit; so wird der Unbarmherzige ein Gegenstand unsers Hasses, und der liebreiche Menschenfreund in der Geschichte der ältesten Zeiten wird der Gegenstand unserer innigsten Liebe und Verehrung. Es mag seyn, daß die Selbstliebe uns einigermassen dazu antreibt; aber Resonnement aus der Luft ist es, ohne alle Achtung auf das wahre Gefühl, wenn man behaupten will, daß dieß alles lauter Kunst, lauter Triebwerke des feinern Eigennuzes sey. Und ja auch an den nüzlichen oder schädlichen Folgen, die für den Handelnden selbst etwas hat, nehmen wir Antheil. Wir freuen, wir betrüben, wir schämen uns für ihn. Der Verdruß, den seine Unart ihm bringen wird,

geht

geht uns zu Herzen, wenn uns auch weiter nichts dadurch abgeht; und die Freuden, die wir ihm entgegen kommen sehen, machen uns gutes Mutes. Diesen ganzen Artikel von der Sympathie muß man bey Shmith weiter ausgeführt lesen.

4) Wenn man nun diese angezeigten Ursachen, warum wir Wohlgefallen an der Tugend haben, zusammen nimmt, und, was zuerst angezeigt worden ist, nemlich, daß die Vorstellungen vom Schönen, Guten und Nüzlichen mit der Vorstellung von der Tugend, so manchfaltig, und so genau verknüpft worden sind: so, glaube ich, findet sich bey dem Vergnügen an der moralischen Vollkommenheit anderer, gar nichts mehr, was nicht als eine natürliche Wirkung davon hinlänglich begriffen werden könnte. Und ich glaube auch, daß der vortreffliche Shmith Recht hat zu sagen *), daß, wenn es noch ein besonderes, von demjenigen, was aus den angezeigten Gründen entstehen kann, verschiedenes moralisches Gefühl gäbe, dasselbe sich doch bisweilen allein zeigen müste, so wie alle andere Gemütsbewegungen von besonderer Art, Zorn und Furcht, und Freude, u. s. w. wenn sie sich oft vermischen, oft auch allein empfunden werden.

Aber dieß lässet sich allerdings noch sagen, daß einige Pflichten, so besonders mit der Natur übereinstimmen, und die entgegengesezten Laster und Unarten so etwas besonders unschickliches, und mit der Natur streitendes haben, daß sie auch ohne alle weitere Rücksicht, und Ideenverknüpfung Widerwillen erregen können. Der Gang und die Geberden des Betrunkenen sind dem Knaben lächerlich, und dem noch mehr an die Natur gewöhnten, und mit den Begriffen vom Schönen und Schicklichen erfüllten Manne abscheulich. Die mehresten Leidenschaften verunstalten und beleidigen das Gefühl des physisch Guten und Schönen.

5)

*) S. Theory. part. VI. Sect. III.

5) Was nun endlich den Beyfall, den man seinen eigenen Gesinnungen und Handlungen giebt, und das Vergnügen an denselben anbelangt; so werden die Gründe davon nicht mehr schwer zu entdecken seyn. Die vorhergehenden sind dabey nicht ausgeschlossen. Wie die Sympathie andere mit uns vereint; so kann die Reflexion machen, daß wir uns selbst ein Gegenstand der Beurtheilung, der Werthschäzung, oder Verachtung werden. Die Wahrheit behauptet auch da ihre Rechte, und die Gewalt, die sie über unsern Geist hat. Aber die Rücksicht auf unsere Vortheile, die Furcht und die Hoffnung thun hier wohl das meiste. Wenn ich dieses sage: so ist klar, daß ich es nicht von den nächsten, nicht von den zeitlichen Folgen allein verstehe, daß ich auch an die mittelbaren und entferntesten Folgen dabey denke, wovon die Vorstellungen nach der angenommenen Denkungsart und Ideenverknüpfung nur irgend erregt werden können. Und nach dieser Erklärung kann ich auch den Trieb der Ehre nicht völlig mehr als einen eigenen Grund angeben. Denn wer lernt es nicht, wer erkennet und erfährt es nicht, daß das Glück und die Zufriedenheit unseres Lebens von der Liebe und Achtung anderer — ich will nicht bestimmen wie weit — abhängen? Und darum ist denn eben Recht — und Uebel — vorhalten, — wenn es gleich nicht so seyn sollte — bey den mehresten Menschen doch wirklich von den Gesinnungen anderer, um deren Lob oder Tadel es ihnen zu thun ist, so sehr abhängig. Doch es sind auch hier wieder der Gründe mehr, und die Art, wie sie zusammen wirken können, manchfaltiger, als es bey einzelnen flüchtigen Beobachtungen nicht scheint. Die Ehre ist einer der vornehmsten Beweggründe, uns zu unsern Pflichten anzutreiben; und — auf der andern Seite ist es auch Pflicht, sich um Ehre zu bewerben, Pflicht, sowohl in Rücksicht auf das, was wir andern, als auch das, was wir uns schuldig sind. Ist es denn erlaubt, bey der Erklärung der Neigungen so im Zirkel herumzugehen? Kann die Wirkung wiederum die Ursache seyn von dem, was sie hervorbringt? —

So

So ist es hier nicht; sondern die Neigungen wirken nur wechselseitig auf einander, und können es thun, da eine jede auf mehrern Gründen beruhet. In Ansehung des Triebes der Ehre können wir dieses noch auf eine andre Art bemerken. Es ist gewiß, daß es uns um den Beyfall andrer Menschen auch darum zu thun ist, weil wir von Natur gesellig sind; einer der Gründe aber, die uns gesellig machen, ist das Bedürfniß des Beyfalls, das Vergnügen, so uns Lob und Bewunderung bringen. Und ganz allein von den Vorstellungen der Nüzlichkeit der Ehre kömmt dieses Vergnügen auch nicht her; sondern die Billigung und Werthschäzung, die uns andre bezeugen, gefallen uns auch als ein Wiederschein unserer Vollkommenheit und Tüchtigkeit, als Zeichen und Bestätigung derselben. Dieses Beyspiel des Triebes der Ehre kann allein schon die labyrinthischen Verpflichtungen der Willenstriebe beweisen. Um nun aber auf unsern Hauptpunkt zurück zu kehren; so kommt also das Wohlgefallen, so wir an unserer eigenen moralischen Vollkommenheit haben, erstlich von den unzählichen in unbestimmlich vielen Arten mit der Vorstellung derselben verknüpfter Vorstellungen von zeitlichen und ewigen, äusserlichen und innerlichen Vortheilen unmittelbar her; dann von der Ehrliebe, wovon aber die Triebfedern zum Theil wieder auf den vorigen Grund hingehen; endlich aber von der Bestimmung unsers Geistes, die Wahrheit dem Irrthume, die Uebereinstimmung und Regelmäßigkeit dem Widerspruche und der Unordnung, das Große und Erhabene dem Kleinen und Niedrigen vorzuziehen. In so fern wir unsere Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten im Verhältnisse zu den Gesinnungen und Absichten anderer ansehen, thut auch die Sympathie das Ihrige, und überhaupt die Imagination dadurch, daß sie sich selbst zu allen möglichen umschaffen kann. Ist es zu verwundern, wenn dem Menschen der Beyfall seines eigenen Herzens mehr als alles andre ist? Der Beyfall der Welt, und Nachwelt, und Gottes selbst ist darinnen enthalten.

§. 3.

## §. 3.

### Bestätigung des Vorhergehenden, und Hebung einiger Zweifel.

Wenn nicht nur bey der Gegenwart und Wirksamkeit eines Dinges etwas geschieht, sondern auch beym Abgange oder der Entkräftung desselben im gleichen Verhältniß unterbleibt: so fehlet nichts mehr zum vollständigen Erweise des Grundes der Sache. Und so wird es sich, in Ansehung der gegenwärtigen Untersuchung, finden. Man betrachte nur diejenigen Menschen, bey welchen die angezeigten Gründe des moralischen Wohlgefallens und Misfallens geschwächt sind, oder, wenn es möglich ist, ganz fehlen; und sehe, in welchem Grade dieses selbst weg, oder noch vorhanden ist? Da sich in keinem Menschen ein solches Verderbniß der Natur findet, daß nebst der Religion, auch alle Art von Sympathie ausgerottet, und gegen allen Eindruck des wahren Regelmäßigen und Großen derselbe fühllos ist, und völlig gleichgültig gegen Lob und Tadel aller Menschen, und so ganz unachtsam auf die gewissen und wahrscheinlichen entfernten Folgen der Handlungen in diesem Leben; und da auch im rohesten Stande der Natur, oder vielmehr der Wildheit, vermöge der Empfindung des physisch Guten, und der Sympathie, einige von diesen Gründen des moralischen Gefühls schon da sind: so ist es freylich nicht möglich, daß sich bey einem Menschen der völlige Mangel desselben, die völligste Gleichgültigkeit gegen die moralischen Unterschiede der Handlungen und Karaktere finde. Aber es ist doch genug, daß vermöge der Erfahrung, wie diese Gründe einzeln fehlen, also auch der Vollständigkeit und Stärke des moralischen Gefühls so viel abgeht, daß sich auf eine völlige Abhängigkeit desselben von diesen Gründen zusammengenommen, sicher schliessen läst; und daß, wann sie zusammen sehr schwach sind, bey demselben Menschen auch das moralische Gefühl überhaupt nur schwach angetroffen wird. Die innern Sinne sind nicht bey allen Menschen gleich empfindsam, entweder

von Natur, oder wegen der Uebung, die Imagination nicht gleich lebhaft, die Organen nicht gleich reizbar. Daher wirket auch die Sympathie nicht gleich stark bey allen überhaupt, oder nicht in Ansehung der verschiedenen Arten von Gemüthsbewegungen, und Zuständen. Aber macht dieß nicht große Unterschiede in Ansehung des m. Gefühls? Wenn auch die in der Art, oder Stärke des sympathetischen Gefühls verschiedenen Karaktere beyde in gleichem Grade rechtschaffen sind — die guten Menschen können verschieden seyn, da doch keiner vollkommen gut ist — so sind sie es doch gewiß nicht auf gleiche Weise. Zwar nicht grausam, aber strenge gerecht; rigidus servator honesti wird vielleicht der eine seyn, Schwachheiten und Laster mit gleichem Mißfallen ansehen; dem, der Hülfe bey ihm sucht, keine Thräne des Mitleidens weinen; aber sich auch des nöthigen berauben, um ihm zu helfen, auch das Leben für ihn wagen; dem sich unterwerfen, dem Feind alles, dem Stolzen nichts verzeihen. Der andere wird Gewalt genug über sich haben, um alles für die Tugend zu leiden; aber nicht Muth genug, um alles für sie zu thun. Den einen wird sein lebhaftes sympathetisches Gefühl munter und wirksam erhalten, andern Freude zu machen; aber er vernimmt ungern Klagen, und ist ungern Zeuge fremder Qual, weil er zu viel dabey leidet; wenn er nicht gleich helfen kann, so flieht er, um trösten und aufrichten zu können, müste er selbst stärker seyn. — Die Größe des Geistes hängt zwar nicht ganz von Stand und Erziehung ab; aber es gehören doch oft in der gemeinen Erkäntnißsphäre nicht entspringende Begriffe, Aussichten und Ideenverknüpfungen dazu, um das Große und Erhabene der Absichten, Handlungen, und Karaktere einsehn, und empfinden zu können. Ein ehrliches Herz, das seinen Nächsten liebt, eine gute Seele, die niemanden mit Vorsaz zu beleidigen fähig ist, konnten dem einen zu Theil werden bey den Kräften, und der Ausbildung seines Geistes, und dem Maaße vom Selbstgefühl. Zum

Besten der Welt, der unwissenden Welt sich standhaft niedersezen; sich für die Undankbaren aufopfern, um mit sich selbst zufrieden seyn zu können; dieß ist höhere Tugend; dieß zu denken, dieß zu fühlen, dieß zu wollen, reicht jenes moralisches Gefühl nicht einmal zu. Der Trieb der Ehre fehlt keinem ganz; aber in Ansehung der Stärke desselben, und noch mehr in Ansehung der so verschiedenen Arten vom Beyfall, und der Zeichen desselben, und der Zeugen, um deren Beyfall man hauptsächlich sich bewirbt, sind die Unterschiede unendlich. Ich darf diese Materie hier nicht verfolgen, da ich ohnedem schon befürchte, über die Gränzen einer Abhandlung hinaus zu kommen. Aber, wer es thun will, wird ohne Mühe Beweise genug von dem gewaltigen Einfluß der Verschiedenheiten des Triebes der Ehre auf den moralischen Karakter entdecken. Man nehme nur noch hinzu, was von dem Unterschied der Urtheile über Recht und Unrecht zu Folge der Verschiedenheit der Begriffe vom Nuzen und Schaden der Handlungen, und der Vorstellungen von der Gottheit, und ihren Geboten, im ersten Abschnitte ist ausgeführet worden: so wird man genug haben zur Ueberzeugung, daß das moralische Wohlgefallen und Mißfallen an den Personen und Handlungen Abfälle leide in gleichem Verhältnisse mit den angezeigten Gründen desselben.

Einwürfe lassen sich bey einer so verwickelten Materie alle Augenblicke machen. Aber es ist nicht nöthig, sie alle zu beantworten, und wann würde man damit fertig werden? Einer der stärksten Gründe derer, die das moralische Gefühl für ganz besonders gegründet halten, pflegt dieser zu seyn, daß der Beyfall, und das Mißfallen nicht nach dem Grade der Nüzlichkeit und Schädlichkeit der Handlungen sich richten; sondern nach den Absichten und Neigungen, die sie hervorgebracht haben, nach dem Grade des Wohlwollens, der Erhabenheit, des Edelmuthes, der sich dabey zeigt. Wenn eine sehr nüzliche, und völlig gesezmäßige That blos aus eigennüzigen Absichten unternommen worden ist, so gefällt sie uns sehr wenig, oder gar nicht. Und die

Bemü-

Bemühungen desjenigen hingegen, der ganz vom Wohlwollen getrieben, und mit Verläugnung und Vernachläßigung seiner Vortheile gehandelt, und nichts ausgerichtet hat, ist der Gegenstand unsers Beyfalles und unserer Hochachtung.

Aber dieß alles, wie weitläuftig es auch ausgeführt würde, ist kein Einwurf gegen uns, sondern nur gegen diejenigen, die aus der Vorstellung des Nuzens ganz allein die Sache erklären wollen. Und auch gegen die beweiset der Einwurf so gar viel nicht; die Liebe zum Nüzlichen, das Interesse, so die Folgen der Handlungen haben, muß uns auf die Absichten und Neigungen des Handelnden aufmerksam, und unsern Beyfall davon abhängig machen. Es muß uns ja doch, wenn es auch nur auf den Nuzen abgesehn wäre, mehr um das ganze Verhalten des Menschen, folglich um seine Neigungen und Absichten zu thun seyn, als um etliche einzelne Handlungen; woferne wir nur einigermaßen Nachdenken, oder Ideenfolgen in uns haben.*) Und ferner ist doch auch bekannt, daß, wenn ein Mensch mit dem bessern Willen, aus Ungeschicklichkeit, oder Uebereilung sehr oft schädlich wird, es nicht leicht, wenigstens nicht sehr gewöhnlich ist, ihm den Vorzug in unserer Wertschäzung vor demjenigen zu geben, der viel gemeinnüziges, obgleich aus selbstsüchtigen Trieben verrichtet.

Eben so wenig folgt gegen uns daraus, daß das Vergnügen an dem moralisch Guten so sehr verschieden ist von allen Ergözungen, die das physisch Gute, d. h. das Angenehme und Nüzliche an sich ohne Rücksicht auf Absichten, Neigungen und Geseze uns verursacht. Kann denn die Essenz, die aus einer Wurzel bereitet worden ist, kann die Mixtur der feinsten Extrakte, eben den Geschmack haben,



*) Und dieses Nachdenken, und diese Ideenverknüpfung entstehen sehr leicht. Daher sieht man auch, daß Kinder den Unterschied machen, daß sie etwas gern verzeihen, wenn es nicht mit Willen geschehen ist.

den die Wurzeln, und Kräuter, und Mineralien einzeln und unbearbeitet hatten?

Mehrere Einwürfe, die sich auf die zwote Hauptfolge eben so unmittelbar beziehen, als auf die erste, wollen wir bis dahin verschieben.

(Wird fortgesezt.)

---

2.

# Miscellanien,

## statistischen und historischen Inhalts, von Christian Wilhelm Dohm.

Fortsezung von S. 192 des Febr.

### 7. Englisches Postwesen.

Wie Indüstrie, Handlung und Thätigkeit seit etwa 130 Jahren in England zugenommen habe, beweist folgende Liste der Posteinkünfte:

Im Jahr 1644 brachte die Post in ganz England ein 5000 Pf. St.

| | | |
|---|---|---|
| 1654 | verpachtete das Parlament die Post für | 10,000 Pf. St. |
| 1664 | für | 21,500 — |
| 1674 | für | 43,000 — |
| 1685 | wurden alle Posteinkünfte gerechnet auf | 65,000 — |
| 1688 | betrugen sie | 76,316 — |
| 1697 | | 90,505 — |
| 1706 | | 111,461 — |
| 1715 | betrugen die Einkünfte der innländischen Post | 145,227 — |
| 1764 | die Einkünfte der inn- und ausländischen Post | 432,048 — |
| 1774 | bloß die inländische Post | 198,226 — |
| | Die inn- und ausländische Post von eben dem Jahr aber | 235,492 — |

Diese

Diese Verminderung von beynahe 200,000 Pf. zwischen den Jahren 64 und 74 hat ohne Zweifel keine andre Ursache, als die durch die amerikanische Streitigkeiten so sehr verminderte Handlung.

## 8. Polnisches Finanzwesen.

Nach der neuen Einrichtung, oder vielmehr dem Projekt einer Einrichtung vom Februar 1775, sollen künftig alle Einkünfte in Polen, von der Grundsteuer, Abgaben, Zöllen, Starosteyen, Kopfgeld der Juden (welches drey Gulden für den Kopf beträgt) jährlich 33 Millionen polnische Gulden ausmachen. Und diese sollten nach folgender Vertheilung verwandt werden:

| | |
|---|---|
| Zur Unterhaltung von 18000 Mann Kron-truppen (den Kron-Großfeldherrn und alle hohe Officiers mit eingeschlossen) | 12 Mill. Fl. |
| Für den König | 3,333333 Fl. |
| Für die eilf Senatoren im Conseil permanent | 1,54000 — |
| Für den Marschall vom Ritterstande und 17 Räthe | 1,40000 — |
| Dem Sekretär, den übrigen Offizianten und zu Kanzleyausgaben | 1,50000 — |
| Für die übrigen Departements ohngefähr | 1,800,000 — |

## 9. Nordamerikanische Handlung.

Der Toback ist eines der ergiebigsten und wichtigsten Produkte von Nordamerika, besonders von Virginien. Burnaby (von dem Hr. Ebeling neulich eine trefliche deutsche Uebersezung gegeben hat) rechnet, daß diese Provinz allein jährlich zwischen 50 und 60,000 Oxhoft (zu 800 bis 1000 Pfund *) den Oxhoft) ausführe. Nach einem ge-



*) Nach einer Akte der Assembly in Virginien, soll jedes dort von den Pflanzern gefüllte Oxhoft 950 Pf. Toback oder mehr enthalten.

nauen Auszuge aus den englischen Zollregistern in den vier nächsten Jahren vor dem letzten Kriege 1752=55 war folgendes Verhältniß zwischen der Ein- und Ausfuhre dieses nunmehr so unentbehrlichen und der Handlung so interessanten Krauts:

In England:

| Jahre | Einfuhre | Ausfuhre | |
|---|---|---|---|
| 1752 | 55,997 | 48,922 | Oxhoft. |
| 1753 | 70,925 | 57,353 | — |
| 1754 | 59,744 | 50,746 | — |
| 1755 | 71,881 | 54,384 | — |
| zusammen | 285,547 | 211,135 | — |

In Schottland:

| Jahre | Einfuhre | Ausfuhre. | |
|---|---|---|---|
| 1752 | 22,322 | 21,642 | Oxhoft. |
| 1753 | 26,210 | 24,728 | — |
| 1754 | 22,334 | 21,764 | — |
| 1755 | 20,698 | 19,711 | — |
| zusammen | 91,564 | 87,845 | Oxhoft. |

Nach diesen Datis läßt sich im Durchschnitt die jährliche Tobackseinfuhre beyder Reiche auf 87,528 Oxh. und ihre jährliche Ausfuhre auf 74,745 berechnen; und also würden jährlich in beyden Reichen 12,783 Oxh. konsumirt. Der Zoll von dem eingeführten Toback beträgt im Durchschnitt auf das Oxhoft 10 Pf. St. also von 87,528 Oxh. 875,280 Pf. St. Die im Lande verbrauchten 12,783 Oxh. trugen an jährlicher Accise (das Oxh. zu 20 Pf. gerechnet) 255,663 Pf. St. ein. Also gewann damals die Krone durch diesen einzigen Zweig der amerikanischen Handlung jährlich 1,130940 Pf. St.

In den lezten 20 Jahren ist diese Tobackseinfuhre noch

noch sehr beträchtlich vermehrt worden. Entink *) schäzt sie von Maryland und Virginien in beyde Reiche in den neuesten Zeiten jährlich auf 96000 Oxhoft; und rechnet, daß davon 13500 Oxh. im Lande verzehrt, und 82,500 ausgeführt werden. Den Zoll und Accise von dem im Lande bleibenden Toback schäzt er auf 351,675 Pf. St. und rechnet, daß 330 Schiffe und 3960 Seeleute dadurch beschäftiget werden.

Die Stadt Glasgow am Ausfluß des Clyde hat unter allen schottischen Häfen eine vorzüglich bequeme Lage zum amerikanischen Handel, dem sie auch vorzüglich ihren blühenden Wohlstand verdankt. Sie führt besonders auch vielen Toback ein, und nach fast allen europäischen Ländern wieder aus. Der oben angeführte englische Statistiker sagt, diese Einfuhre habe in manchen Jahren 23000 Oxhoft betragen. Allein folgende Tabelle **) von einigen der leztern Jahre beweist, daß sie noch ein Beträchtliches höher gegangen sey.

Im Jahr 1769 betrug die Einfuhre des Tobacks in Glasgow:

| | | |
|---|---|---|
| Aus Virginien | 25,457 | Oxh. |
| — Maryland | 9,641 | — |
| — Karolina | 460 | — |
| zusammen | 35,588 | Oxh. |

Im Jahr 1770 betrug diese Einfuhre

| | | |
|---|---|---|
| Aus Virginien | 29,815 | Oxh. |
| — Maryland | 8,242 | — |
| — Karolina | 913 | — |
| zusammen | 38,970 | Oxh. |



*) S. The present State of the British Empire. Lond. 1774. Vol. IV, p. 451.

**) Ich habe sie aus *Pennants* a Tour in Scotland, Chester 1774, p. 131 entlehnt.

Diese wurden in folgenden Verhältnissen wieder ausgeführt:

| | | |
|---|---|---|
| Nach Jrrland | 3310 | Oxh. |
| — Frankreich | 15706 | — |
| — Holland | 10637 | — |
| — Dünkirchen | 2907 | — |
| — Hamburg | 2416 | — |
| — Bremen | 1303 | — |
| — Spanien | 885 | — |
| — Norwegen | 557 | — |
| — Dännemark | 200 | — |
| — Westindien *) | 16 | — |
| zusammen | 37,938 | Oxh. |

Der im Lande abgesezte Toback, der noch der Accise unterworfen ist, müste also betragen 1032 Oxh.

Im Jahr 1771 betrug die Einfuhre:

| | | |
|---|---|---|
| Aus Virginien | 35,934 | Oxh. |
| — Maryland | 12,530 | — |
| — Karolina | 993 | — |
| zusammen | 49,016 | Oxh. |

Die Ausfuhre war folgende:

| | | |
|---|---|---|
| Nach Frankreich | 16,098 | Oxh. |
| — Holland | 14,546 | — |
| — Jrrland | 3509 | — |
| — Dünkirchen | 5309 | — |
| | 39,462 | Oxh. |

Nach

*) Hier bemerkt man, wie sehr die amerikanische Handlung für das Mutterland Grosbrittannien vortheilhaft sey. Der nordamerikanische Toback geht über Glasgow nach den Inseln! Aber freylich sieht man auch an den 16 Oxh. daß hier der Schleichhandel seine Wirkung gethan habe.

| | | | |
|---|---|---|---|
| | Transport | 39,462 | Oxh. |
| Nach | Hamburg | 2788 | — |
| — | Bremen | 1176 | — |
| — | Spanien | 297 | — |
| — | Norwegen | 665 | — |
| — | Dännemark | 390 | — |
| — | Barbados od. Westind. | 21 | — |
| | zusammen | 44,799 | Oxh. |
| | Der einländische Verkauf betrug | 1142 | Oxh. |
| | macht | 45,941 | — |
| | und scheint also von den | 49,016 | Oxh. Einfuhre |
| | noch unverkauft geblieben zu seyn | 3075 | Oxh. |

Aber welch eine ausnehmende Vergrösserung dieser Handlung, da vor 20 Jahren in alle schottische Häfen nur einige 20 tausend, und izt allein in Glasgow nahe an 50 tausend Oxhoft eingeführt wurden! Wie sehr muß nicht in diesem kurzen Zeitraum sowohl die Indüstrie und Kapitalien der amerikanischen Pflanzer, als der schottischen Kaufleute und Schiffer gewachsen seyn? Gewiß sind diese die Hauptursachen der so vermehrten Tobackseinfuhre; aber ganz möcht ich sie doch ihnen nicht zuschreiben, sondern lieber zu ihrer Erklärung auch noch an einen Umstand erinnern, der hier gewiß seinen Einfluß bewiesen hat. — Die Insel Man in St. Georgs Kanal gehörte ehemals ganz unabhängig schon seit dem 15ten Jahrhundert der Familie Stanley, welche auch Grafen von Derby waren. Diese suchten ihre Einkünfte dadurch zu verbessern, daß sie die Schleichhändler aller Art auf ihrer Insel gegen gewisse Abgaben duldeten, welche dann Großbrittannien mit Kontreband überschwemmten, und beständig die treflichen Zolleinrichtungen des brittischen Parlaments vereitelten. Man rechnet, daß die Zolleinnahme dadurch jährlich um 20,000 Pf. St. vermindert sey. Dieß veranlaste den König und das Parlament, dem Herzog von **Athol**, (der durch die Vermählung mit der lezten

Gräfin Derby Besizer von Man war) diese Insel 1765 für 70,000 Pf. St. abzukaufen und sie auf immer mit der Krone zu vereinigen. Hierdurch wurde der schädliche Schleichhandel aufgehoben, der besonders auch amerikanische Produkte betraf, da die Einwohner der Kolonien natürlich ihre Produkten sehr gern als Kontrebande verkaufen, um den starken Auflagen in Großbrittannien auszuweichen. Und so ist also vermuthlich auch von dieser Seite her die so merklich vermehrte Tobakseinfuhre in Glasgow erklärlich.

* * *

Nach einer in diesem Jahre 1775 dem Parlament übergebnen Liste sind von 1763 bis 1773 inclus. aus England nach Karolina, Pensylvanien, Neuyork, Neuengland, Virginien, Maryland und Providenze für 26 Mill. 7,12446 Pf. St. Waaren ausgeführt, welches jährlich 2 Mill. 4,28404 Pf. St. beträgt. Im Durchschnitt werden auf diese Waaren von den brittischen Kaufleuten 12 Prozent gewonnen.

Die gegenwärtigen Streitigkeiten Großbrittanniens mit seinen amerikanischen Kolonien sind izt billig ein Gegenstand der Aufmerksamkeit Aller, die das Wohl und die künftige Schicksale der Menschheit intereßirt, in welche der Ausgang jener Streitigkeiten sicher einen wichtigen und auch in entfernten Gegenden merklichen Einfluß beweisen wird.

Für das brittische Reich sind sie zunächst und vorzüglich wegen der Handlung interessant. Die meisten englischen Manufakturen sind gegenwärtig durch den hohen Arbeitslohn fast für alle Märkte in Europa und Asien zu theuer und können vorzüglich mit den französischen nicht balanziren. Nord-Amerika gab ihnen also (durch die Verfügungen des Parlaments) den wichtigsten Absaz, und man will behaupten, daß gegen die Hälfte der englischen Manufakturen allein durch die Kolonien beschäftigt wären. Daher die unmittelbare und schon izt so merkliche Verminderung

und

und Abnahme der brittischen Manufakturen, Handlung und Schiffarth, d. i. aller Quellen der Beschäftigung, des Wohlstandes und Reichthums der Nation! Daher auch die dringende Nothwendigkeit für das englische Parlament und Ministerium, diese Mißhelligkeiten sehr bald auf die eine oder die andre Art beyzulegen! —

## 10. Englischer und holländischer Wallfischfang.

Daß die Künste und Wissenschaften oft von einer Nation zur andern wandern, ist eine Bemerkung, die man schon öfterer gemacht hat. Nicht so gemein vielleicht, aber nicht weniger wahr, ist die Beobachtung, daß es mit Industrie, und den verschiednen Beschäftigungsmitteln der Menschen eben die Bewandniß hat. Manufakturen und Handlung sind eben so gut aus einem Lande ins andre zirkuliret, wie Kenntnisse und Gelehrsamkeit. Die Wollenmanufakturen emigrirten aus Italien — nach den Niederlanden und England, wie das Studium der Alten, und verschiedne Nationen haben eine der andern Fischer, Harponiers und Neze geliehen, wie sie dramatische Stücke oder Erklärungen der Bibel eine der andern abborgten.

Die Erwähnung der Harponiers wird an den Wallfischfang erinnern; und dieser giebt in der That ein passendes Beyspiel von einer solchen Wanderung der Volksbeschäftigungen. Im Jahr 1597 entdeckten die Engländer zuerst diese einträgliche Gattung von Fischerey. Die brittische Schiffarth fing gerade damals an sich ihrer blühendsten Epoke zu nähern. Die Unüberwindliche der Spanier war izt überwunden; aber die Furcht vor einem ähnlichen drohenden Anfall aus Spanien oder Frankreich zwang das Ministerium der Elisabeth, ununterbrochen darauf zu arbeiten, daß England eine Seemacht würde; das einzige Mittel, wodurch das Eyland der Freyheit sich im System von Europa wichtig machen und gegen die Anfälle seiner eroberungsgierigen

gen Nachbarn schüzen konnte. Auch der Geist der innern und auswärtigen Handlung wachte zu eben der Zeit unter den Britten auf; ihre grossen Seefahrer segelten nach Norden, Süden und Westen, um neue Wege nach Asien, der geglaubten Quelle des Reichthums, zu finden. Diese Thätigkeit verschafte der Nation manche wichtige Vortheile, wenn sie auch nicht immer gerade ihren Zweck erreichte. Ohne Zweifel gab sie auch zu dem Wallfischfange den ersten Anlaß, der ausser der Beschäftigung, die er so vielen Fischern und den Verfertigern der Fahrzeuge, der Neze, Geräthe und Werkzeuge gibt auch noch Thran, Fischbein, Wallrath und Ambergiers, alles wichtige Produkte für die Manufakturen, liefert, und also von sehr großer Erheblichkeit ist. Diese wird für eine Nation, deren Größe auf ihrer Schiffahrt beruht, noch dadurch vermehrt, daß der Fang des größten der Fische manchen Gefahren und Beschwerlichkeiten, Abwechselungen des Klima, der Nahrung u. s. w. aussezt, und also zu kühnen und muthigen Seeleuten abhärtet.

Funfzehn Jahre blieben die Engländer allein im Besiz dieser so nuzbaren Fischerey. 1612 meldeten sich zuerst die geschäftigen Holländer, und wollten auch an dieser Art von Gewinn Theil nehmen. Sie trafen gerade den Zeitpunkt, da man den Engländern am bequemsten irgend eine Gattung des Handels abnehmen konnte, — die Regierung Jakobs I, des schwächsten Königs aus der Familie der schwachen Stuarts, die vielleicht dazu gemacht waren, despotisch zu herrschen, aber nicht ein freyes Volk zu regieren. Ein Monarch, der, mit den Mikrologien einer elenden Gelehrsamkeit beschäftigt, es erlauben konnte, daß seiner Nation Amboina auf die grausamste und unwürdigste Art entrissen wurde, sah auch eben so phlegmatisch an, daß die Holländer sich in den Besiz des Wallfischfangs sezten. Sie musten ihre ersten Harponiers von der Britten leihen.

Die holländische Regierung war damals (in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) in Allem, was Handlung und Indüstrie angeht, gewiß die weiseste und kundigste

von

von Europa, da die Handelspolitik des brittischen Parlaments unter den bürgerlichen Unruhen erstickt war; da Frankreich noch keinen Colbert hatte; Italien anfing immer unbedeutender zu werden, und in dem ganzen übrigen Europa (unser gutes Deutschland vorzüglich mit eingeschlossen) noch nicht das Alphabet der Staatsverwaltung erlernt war. Die holländische Regierung sah die mannichfache Nuzbarkeit der Fischerey ein, und sie verwandte ihre ganze gesezgebende Klugheit darauf, diese ergiebige Quelle von Beschäftigung und Reichthum ihrer Nation zu öfnen und für die Zukunft zu sichern. Ihre Sorge belebte auch den Wallfischfang, und obgleich nach und nach auch Dänen, Hamburger, Spanier und Franzosen an demselben Antheil nahmen; so erhielten sich doch die Holländer bey weitem den grösten, und die Britten wurden nun ganz davon ausgeschlossen. Die Vortheile, welche die Holländer bloß durch diese einzige Art der Fischerey gewannen, sind ungemein groß. Von dem Jahr 1675 bis 1721 schickten sie 6995 Fahrzeuge auf den Wallfischfang aus; fingen 32,908 Stück und gewannen dadurch während dieser 46 Jahre, vier und achtzig Millionen Reichsthaler, — und dann die Beschäftigung der Tausende von Händen, welche die Fahrzeuge, Harpunen, Neze u. s. w. verfertigten; welche die verschiednen Produkte, die der Fisch gibt, absonderten und bereiteten, welche sie zu andern Nationen verführten u. s. w. Unübersehbar ist das Feld von Beschäftigung und Thätigkeit, wenn man allen Folgen einer solchen Unternehmung etwas ins Detail nachgeht; und Heil der Regierung, die viele solche Aussichten zu öfnen weis! —

So ausnehmende Vortheile erinnerten endlich die Engländer daran, daß sie den Wallfischfang erfunden, und den Holländern die ersten Harponiers geliehn hatten. Die Südseekompagnie machte 1724 einen Versuch, den Wallfischfang wieder empor zu bringen; allein er mißlang so sehr, daß die Gesellschaft schon 1732 ihr Unternehmen aufgeben, ihre Schiffe und Werkzeuge verkaufen muste.

Sie hatte in den acht Jahren auf die Ausrüstung verwandt = = = = = 2,62172 Pf. St.

Aus dem Verkauf des Thrans, Fischbeins und der Werkzeuge löste sie = 84,390 Pf. St.

Also betrug der Verlust ohne die Interessen des aufgewandten Kapitals = 177,752 Pf. St.

Man rechnet sonst, daß in sieben Jahren Ein glückliches den Verlust von sechs unglücklichen erseze; aber die acht Jahre 1724=1732 waren gerade alle durchaus unglücklich für den Wallfischfang. Eben so hält man es für ein glückliches Jahr, wenn ein Schif auch nur drey Wallfische aufbringt; aber die Südseekompagnie hatte auch nicht einmal Einen Fisch auf jedes Schif gebracht.

So ein Unglück muste eine Privatunternehmung nothwendig niederschlagen; aber nun nahm sich das Parlament der Sache an, und suchte durch das herrliche Mittel der englischen Politik (dem die Handlung dieser Nation so Vieles verdankt) auch den Wallfischfang wieder aufzuleben. Es sezte 1733 eine Prämie von einem Pf. St. auf jede Tonne für alle Schiffe von 200 Tonnen und drüber fest, die zum Wallfischfang gebraucht würden.*) Die gute Wirkung blieb nicht lange aus. Es liefen bald einige Schiffe auf den Wallfischfang aus und 1736 brachte ein Londner sieben Wallfische zurück.

Im Jahr 1740 wurde wegen des ausbrechenden Krieges und der dadurch zunehmenden Gefahr der Schiffarth, die Prämie noch mit 10 Schilling oder einem halben Pf. vermehrt, und zugleich Allen, die auf den Wallfischschiffen dienen würden, die Befreyung vom Pressen versprochen.

Man hielt diese Ermunterung so nüzlich, daß man sie nach geendigtem Kriege nicht nur nicht aufhob; sondern viel=

*) Diese Schiffe haben gemeiniglich zwischen 2=500 Tonnen; und jedes derselben ist noch von vier bis sieben Schaluppen begleitet.

vielmehr im J. 1748 noch bis zu zwey Pf. St. erhöhte, und sie außer den Eingebornen von Großbrittannien und Irrland auch noch auf die amerikanischen Engländer ausdehnte; auch sollten alle fremde Protestanten naturalisirt werden, so bald sie drey Jahr auf englischen zum Wallfischfang bestimmten Schiffen würden gedient haben.]

Um diese Fischerey noch nuzbarer einzurichten, wurden denen Schiffen, welche der Belohnung fähig seyn wollten, noch besondre Vorschriften gegeben, z. E. sie sollten allemal mit vierzig Harpunen versehn seyn; vier Boote und auf jedem 7 Mann mit sich führen; jedes Schif sollte soviel zum Wallfischfang bestimmte Lehrlinge mitnehmen, als es 50 Tonnen hätte. Die Zollbedienten wurden zugleich angewiesen, allemal genau zu untersuchen, ob die auf den Fang auslaufende Schiffe diese Bedingungen erfüllt hätten oder nicht?

Durch alle diese Ermunterungen und klugen Einrichtungen — die dem Parlament große Ehre machen — hat man es aber doch nicht dahin bringen können, daß der englische Wallfischfang dem holländischen gleich käme. Wahrscheinlich kömmt dieß daher, weil in England, wo ein so ausnehmend hoher Arbeitslohn ist, in den Manufakturen und beym Landbau ein weit reicherer und bequemerer Lebensunterhalt gewonnen werden kann, als durch den beschwerlichen und gefährlichen Wallfischfang, zu dem in Holland nun schon einmal gewisse Familien gewöhnt und abgehärtet, und alle Arten von Werkzeugen und Geräthen in gröster Vollkommenheit erfunden sind.*)

11. Schlech-

*) Ich habe die historischen Notizen in diesem Aufsaze meistens aus den: Political Essays concerning the present State of the Britisch Empire Lond. 1772. 4. (ein Buch, voll treflicher Materialien zur Brittischen Statistik!) einige auch aus den Loisirs du Chevalier d'Eon T. VII. p. 208 entlehnt.]

## 11. Schlechte Aussichten für den deutschen Linnenhandel aus Schottland und Irrland.

Der Handel mit Leinwand, vorzüglich mit grober, ist für viele deutsche Länder eine ausnehmend wichtige Quelle von Beschäftigung und Reichthum. Die Verfertigung dieser Manufaktur wird dadurch vorzüglich nuzbar, weil sie nicht (wie es bey den meisten andern gewöhnlich ist) von reichen einzelnen Entrepreneurs oder einem Landesherrn unternommen wird, und also nur dient, einzelne Personen zu bereichern, die dann das gewonnene Geld gemeiniglich für Waaren des Luxus aus dem Lande schicken und den ökonomischen Geist des Fabrikanten so früh mit der Ueppigkeit des bloßen Verzehrers vertauschen, daß sie meistens in der zweyten oder dritten Generation wieder verarmen, und oft im Stande ihrer Dürftigkeit dem Staate lästiger sind, als sie ihm durch ihren Reichthum nuzbar waren. Ungleich gemeinnüziger und daurender beweisen sich hier die Leinwandmanufakturen. Der Landmann verfertigt im Winter und in den Tagen, die ihm vom Feldbau übrig bleiben, die grobe Leinwand. Der Kaufmann bezahlt sie ihm, und sezt ihn allenfals durch Vorschuß in den Stand, die nöthigen Ausgaben zu Anschaffung der Werkzeuge ꝛc. zu bestreiten. So wird dem Bauer eine Zeit, von der er sonst keinen Gebrauch zu machen wuste, nuzbar gemacht. Er erhält Beschäftigung, die ihn vor dem Müßiggange sichert; er bekömmt Geld, das ihn fähig macht, seinen Ackerbau vollkommener wie vorher, mit bessern Geräthen, Pferden u. d. gl. zu treiben. Diese Arbeit gibt nicht soviel Vortheil, daß der Landmann in einer Generation reich würde, (und in der That sollte eine weise Regierung eine Arbeit, welche diese Folge hätte, kaum dulden) aber sie gibt genug, um ihn in einigen Generationen wohlhabend zu machen. Und gewiß sollte man in allen Ländern darauf arbeiten, den Landmann wohlhabend zu machen, wenn man will, daß der Ackerbau blühen, das heist, daß das Land mit Festigkeit

und

und Dauer glücklich seyn soll. Die Manufaktur, von der wir hier reden, ist eines der besten Mittel, diesen großen Zweck zu erreichen. Das Geld, welches sie einbringt, fließet nicht in die Kasse eines einzelnen Unterthanen, und aus ihr nach Frankreich, England oder Indien; nein, es dringt in die Hütten, in denen es nach dem Maaße der Industrie vertheilt wird; es macht die Erde ergiebiger, schafft dem Handwerker Arbeit und der landesherrlichen Kasse vermehrte und richtigere Zahlung der Abgaben. Lange kann dieses Geld in Dörfern und kleinen Städten unter den schaffenden (producirenden) Ständen vortheilhaft umlaufen, wenn die Regierungen nur dem Kaffee und ähnlichen fremden Waaren den Zugang auf das platte Land zu wehren verstehn, und es hindern können, daß der altväterische ökonomische Luxus unsrer Bauern mit verarbeitetem Silber in Knöpfen und Geräthen nicht durch den modischen so vergänglichen Aufwand verdrungen werde.

Doch der Vortheile sind noch mehrere und gewiß sehr erhebliche, die bey den Linnenmanufakturen unsrer Betrachtung entgegenkommen. Wenn ein Fürst oder ein einzelner Partikulier eine Manufaktur unternimmt; so wird gemeiniglich auf weitläuftige, große, und wohl gar (welches der Absicht völlig zuwider ist) prächtige Gebäude, ein Kapital verwandt, das erst nach Jahren und sehr oft nie durch die Unternehmung bezahlt werden kann. Der Landmann verfertigt sein Linnen in der Hütte die er bewohnt; das Spinnrad und der Weberstuhl dienen noch sein Stübchen zu meubliren, und ihre Verfertigung beschäftigt wieder Hände im Lande. Und so fallen also alle jene Kosten der Gebäude, die den Preis der Manufaktur erhöhn, hier weg.

Der Entrepreneur muß viele Arbeiter haben. Er mag sie nun nach Zeit, als Tagelöhner, oder nach Arbeit bezahlen; so kann er sicher seyn, daß der Betrug oder die Nachläßigkeit dieser Leute eine Menge kleiner Vortheile versäumen und einen kleinen Verlust so oft wiederholen werde,

daß dadurch am Ende der Rechnung dem Entrepreneur ein sehr großer Schaden zuwächst, den er durch keine Aufmerksamkeit oder Strenge heben kann. Noch mehr tritt dieser Fall bey einer Manufaktur ein, die eine landesherrliche Kammer administriren läst. Hier fällt fast bey Allen, die mit der Unternehmung zu thun haben, der Antrieb des eignen Vortheils weg; und da doch diese Alle Menschen sind, so ist Nachläßigkeit und Betrug von den ersten Regierern der Sache an bis zu den kleinsten Detailarbeitern ganz unvermeidlich.

Alle diese so wichtigen Nachtheile fallen bey der kleinen Manufaktur des Landmanns weg. Er selbst, seine Frau, Kinder, Geschwister sind die Arbeiter; und wenn er etwa fremde für Taglohn Arbeitende zu Hülfe nimmt, so arbeiten sie doch unter seinen Augen. Hier lernt er alle kleine Vortheile studieren; hier werden ihm alle kleine Faulheiten, kleine Abfälle, kleine Unterschleife sichtbar. Und da die großen, wichtigen Folgen aller dieser gehäuften Kleinigkeiten unmittelbar seinen Gewinn und Verlust treffen; so ist er auf alles aufmerksam; weis alles sparsamer und klüger einzurichten, als es dem großen Unternehmer möglich ist.

Zu diesen Vortheilen — die auf das Wesentliche der Sache gehn — die so unmittelbar die Beschäftigung, den Erwerb und Wohlstand des Volks vermehren; — der Manufaktur selbst in Absicht der Güte und des wohlfeilen Preises so günstig sind — zu diesen Vortheilen, dünkt mich, gesellen sich noch einige Nebenvortheile, die auch nicht weniger erheblich sind. Durch die Arbeit des Spinners werden die Kinder des Landmanns schon früh zur Beschäftigung gewöhnt, wenn sie zu einer, die mehr Kräfte fodert, noch nicht fähig sind. Eben dieses Spinnen weiset dem weiblichen Geschlecht, dem Alter, den Schwachen und Kränklichen ein ungemein angemessenes Geschäft an, das die Personen aus diesen Klassen ernährt und noch dem Staate nüzlich macht.

Eben so unterhält auch die Arbeit des Linnenmachers eine Menge sogenannte Einlieger auf dem Lande, die kein Feld oder Geld zum Ackerbau haben, und also ohne diese Beschäftigung hier nicht würden leben können. Diese Manufaktur bringt dann den doppelten Vortheil hervor, daß sie die Einwohner des Landes vermehrt und den Preis der Waaren herabsezt, weil diese auf dem Lande bey mäßigern Bedürfnissen und Luxus wohlfeiler als in Städten, geliefert werden kann.

Auch noch eine Klasse von Leuten verdient hier erwähnt zu werden, diejenigen Landleute nemlich, die in ihren besten Jahren dem Lande zu Kriegsdiensten entzogen und im Alter ihm wieder gegeben werden, wenn sie entweder im Kriege zu Krüppeln geschossen oder im Frieden zu aller Feldarbeit untauglich, steif und träge geprügelt und geexercirt sind. Diese können zwar nicht mit weben, aber doch mit Spinnen sich noch beschäftigen, und also wenigstens im lezten Rest ihres Lebens zur Vermehrung der Landesprodukte gebraucht werden, da die Politik ihrer Fürsten es nun einmal nicht erlaubte, daß sie auch ihre besten Jahre darauf wandten. —

Nun hätte ich wohl Vortheile genug aufgezählt, die man den Linnenmanufakturen in unsern deutschen Staaten nicht ableugnen kann; und doch, bin ich gewiß überzeugt, würde ein praktischerer Kenner mit geübterm und schärferm Auge noch weit mehr nuzbare Folgen angeben, und die von mir angeführten in einem deutlichern und frappantern Licht darstellen können, als es mir möglich gewesen ist. Indeß wird doch das Gesagte zureichen, den sehr erheblichen Werth der Linnenmanufakturen zu beweisen, und es rechtfertigen, wenn unsre Regierungen für die Aufrechthaltung dieser Beschäftigung ernstlichst zu sorgen anfangen.

Schlesien, Böhmen, Lausiz, Westphalen, Hessen und Niedersachsen sind vorzüglich die deutschen Provinzen, welche am meisten grobe Leinwand oder auch nur Garn ausführen. Daß diese Länder durch ihre Linnenmanufaktu-

ren jährlich grosse Summen gewinnen, ist bekannt. Wie groß aber diese Summen in verschiednen Perioden gewesen sind und noch sind? Nach welcher Vertheilung sie aus verschiednen europäischen Ländern gezogen werden? Ob und wo sie in baarem Gelde oder in Waaren bestehen? Was dieß für Waaren sind? Ob des Bedürfnisses oder des Luxus? Ob zur eignen Konsumtion oder zum Oekonomiehandel? Durch welche und wieviel Zwischenhände dieser Verkehr gehe? Wie groß der Antheil sey, den diese producirende Staaten die Holländer, Hamburger und Bremer an dem Vortheil von ihren Linnenmanufakturen nehmen lassen? — Auf alle diese und andre erhebliche Fragen erlaubt uns die noch immer übliche verschwiegne Finanzpolitik unsrer meisten deutschen Staaten keine Antworten; diese Politik, die ihre Operationen sehr gut zu machen glaubt, wenn sie sie sehr geheim macht, und die sich wohl hütet, dem Muster der brittischen, französischen, holländischen und weiland schwedischen Regierung zu folgen, wo jeder die Einnahmen und Ausgaben des Staats, die Schulden und Einrichtungen der Regierung in gedruckten Büchern lesen und nach ohnmaßgeblicher Einsicht beurtheilen kann.

Aus diesem Grunde habe ich auch nur sehr wenige einigermaßen zuverläßige Data über die Größe der deutschen Linnenmanufakturen auffinden können. Hr. Taube giebt in seiner vortreflichen Abschilderung der englischen Manufakturen p. 67 an, daß Böhmen jährlich für mehr als drey Millionen Gulden Leinwand hervorbringe. Hr. Beckmann hat das Publikum neulich mit einer schäzbaren (und wie er versichert, zuverläßigen) Tabelle über den Leinbau und Linnenhandel in den churbraunschweigischen Landen beschenkt. *) Nach derselben betrug vor 10-12 Jahren in achtzehn Aemtern der Verkehr mit Linnen und Leinengarn jährlich 288,852 Thaler; in 47 Aemtern waren damals

6628

*) S. seine Grundsäze der deutschen Landwirthschaft. Gött. 1775. 8. p. 390.

6628 Weberstühle zu Leinen beschäftigt. Nach solchen Datis ist die Vermuthung des eben erwähnten Gelehrten sehr wahrscheinlich, daß der Verkehr mit Linnen und Garn in den sämmtlichen deutschen Landen des Hauses Braunschweig-Lüneburg jährlich eine Million Thaler betrage, und ich möchte diese Angabe eher zu gering als zu hoch halten, da noch izt einzelne Kaufleute in diesen Landen jährlich für 100,000 Rthlr. Leinwand ausführen. — In Hessen hab ich von Kaufleuten, die es wissen konnten, die jährliche Ausfuhr von Leinwand und Garn auf 500,000 Rthlr. schäzen hören, welche Angabe aber andre zu hoch glaubten.

Ein großer Theil nun der groben Leinwand, welche diese deutschen Länder exportiren, gieng bisher nach England und von da zum Theil wieder nach den westindischen Eylanden, nach Nordamerika und etwas auch nach der afrikanischen Küste, um Negers für dieß deutsche Produkt einzukaufen. Die Konsumtion desselben ist in dem europäischen und amerikanischen brittischen Reich ausnehmend groß, da zu der gewöhnlichen noch diejenige tritt, welche die Schiffahrt zu Segeln 2c. und die Handlung zum Verpacken der Waaren 2c. fodert. Nach einer sehr mäßigen Schäzung eines englischen Schriftstellers *) (in welcher für jeden Bewohner von England jährlich nur fünf Schilling und die Volkszahl auf 7 Millionen gerechnet ist) beträgt die jährliche Konsumtion der Leinwand in England 1,750,000 Pf. St. Ehemals wurde ein großer Theil derselben von Frankreich geliefert; und vor hundert Jahren betrug die Einfuhr der französischen Leinwand in England jährlich mehr als 900,000 Pf. St. Da man aber nachher die französische für Großbritannien so nachtheilige Handlung einschränkte, so nahm die Einfuhr der deutschen Leinwand nach England ausnehmend zu. Im Anfang des izigen Jahrhunderts betrug sie nach einer Mittelzahl der drey Jahre 1699-1702 jähr-



*) S. The british Merchand, published by *King*, Lond. 1743, Vol. 2, p. 183.

jährlich 519,737 Pf. St., da sie etwa 30=40 Jahre vorher (als ihr noch die französische im Wege stand) nur 121,682 Pf. St. betragen hatte. Dieß muß man aber nur von dem Linnen verstehn, das als deutsches in die Englische Zollregister eingetragen wurde. Eine beträchtliche Menge deutscher Leinwand gieng aber schon damals (so wie noch izt) durch Holland nach England, die zum Theil ihre völlige Bereitung bey uns erhalten hat, zum Theil in Holland nur gebleicht ist, in den englischen Zollbüchern aber als holländische Leinwand eingezeichnet wird. Diese Einfuhr betrug 1703, 213,701 Pf. St. *) von der man aber sicher 100,000 Pf. St. für deutsches Produkt halten kann. Und so hätten also einige deutsche Provinzen schon vor beynahe 80 Jahren jährlich über 600,000 Pf. St. (d. i. mehr als $3\frac{1}{2}$ Million Thaler) bloß von England für ihre Leinwand gewonnen. Seit dieser Zeit hat diese Summe gewiß mehr zu= als abgenommen, weil durch die erweiterte brittische Schiffahrt, und zunehmende Bevölkerung der Kolonien die Konsumtion diese Manufaktur natürlich vermehrt seyn muß.

Das brittische Parlament ist so aufmerksam für jede Vermehrung der Landesindustrie und wacht so eifersüchtig über die Einfuhr fremder Manufakturen, die der eigenen schaden können, daß es in der That befremdet, wie man die deutsche Leinwand so lange ohne starke Abgaben konnte einführen lassen, besonders da der brittische Boden das Material der Leinwandmanufakturen so vorzüglich liefert. Einige nördliche Provinzen von England ungerechnet; so hat der Boden von Schottland und Irrland fast durchaus eine ungemein gute Anlage zum Flachsbau und scheint (wie Hr. Taube sich ausdrückt) von der Natur selbst dazu bestimmt zu seyn. Ueberdem hat die schottische, irrländische und englische Leinwand in Absicht der äußern Schönheit große Vorzüge vor der deutschen rc. die ihr durch beßre Maschinen

*) Alle diese Data sind aus dem british Merchand Vol. 2. genommen.

nen zum Bleichen und Zubereiten gegeben werden. — Die politischen Schriftsteller der Engländer haben diese Vorstellungen ihrer Regierung oft wiederholt; sie haben ihr ihre Nachlässigkeit in dieser Angelegenheit vorgeworfen; sie haben ihr zugerufen, daß jeder deutsche Leinwandweber und Spinner, dessen Arbeit nach Großbritannien käme, der Verlust einer schottischen und irrländischen Familie sey! *) Das Parlament fing endlich an die deutsche Leinwand mit starken Abgaben zu belegen; es versuchte uns zu verleiten, daß wir unsern Flachs weniger bereitet als Garn nach Großbritannien bringen möchten. **) Vorzüglich aber wurde im Jahre 1727



*) So patriotisch hat noch vor wenig Jahren der Verfasser der schon angeführten Political Essays etc. geklagt.

**) Bey einer so weisen Regierung, als die brittische, war es eine sehr natürliche Verfügung, daß sie die deutsche Leinwand mit starken Zöllen belegte, dagegen das Garn, welches nur eine sehr unvollkommne Bearbeitung erhalten hat, zuerst mit einer kleinen Auflage und hernach ganz frey eingehn ließ. Dieß muste natürlich die Folge haben, daß wir unsern Flachs lieber in Garn als in Leinwand nach England schickten, und also den wichtigen Vortheil des Webens, Bleichens u. s. w. unsern klugen Rivalen überließen. Indeß behaupten doch kundige Politiker in England, daß ihr Parlament in dieser Angelegenheit noch nicht so weise gehandelt habe, als es billig gesollt hätte. Der Arbeitslohn, sagen sie, ist in England so hoch und in Deutschland so geringe, daß deutsches Garn auch mit der Vermehrung des Preises durch Fracht, Assekuranz und Kommißion, doch noch immer in England wohlfeiler verkauft werden kann, als es dem englischen Spinner möglich ist, das seinige zu liefern. Und so muß also nothwendig die Spinnerey eingehn, wenn nicht durch die Auflage das deutsche Garn mit dem englischen ins Gleichgewicht oder noch unter dasselbe gebracht wird. Und dieß, behaupten jene Politiker, sollte billig geschehn, denn obgleich izt die Weber das Material ihrer Beschäftigung wohlfeiler erhalten; so meynen sie doch, die Spinnerey sey wichtiger als die Weberey, weil sie weit mehr Hände beschäftige, und daher müsse die lezte nicht auf Kosten der

durch eine Parlamentsakte für die Aufnahme der schottischen Leinwandmanufakturen gesorgt. Die glückliche Würkung davon ist ausnehmend, und man sieht, was eine gute Regierung, die mit einer guten Naturanlage zusammentrifft, thun kann. Folgende Liste des in Schottland von 1727 an verfertigten und verkauften Linnens, zeigt die Fortschritte, welche diese Manufaktur hier gemacht hat:*)

| Jahre | Yard **) (engl. Elle) | Werth in Pf. St. |
|---|---|---|
| 1728 | 2,183978 | 103,312 |
| 1729 | 3,225155 | 114,383 |
| 1730 | 3,755622 | 131,262 |
| 1731 | 3,891573 | 145,656 |

Jahre

ersten von der Regierung unterstüzt werden. Dieß Raisonnement scheint nicht so ganz unrecht, und wenigstens dünkt es mir eine Anomalie der sonst so weisen, immer nach allen Seiten sich umsehenden brittischen Handelspolitik zu seyn, daß das Parlament das ganz unbereitete rohe Flachs frey eingehn läßt; eben dasselbe, wenn es einige Bereitung erhalten hat, hoch belegt, und hernach dem Garn, wo die Bearbeitung schon viel weiter getrieben ist, die Auflagen wieder ganz abnimmt. Ein Mann, den sein Scharfsinn auch unter uns berühmt gemacht hat, rügt diesen Fehler sehr scharf. (S. Home's Sketches on the History of Man Vol. I. Book 2. Sect. 8. p. 506.) Ich habe indeß einen so hohen Begriff von der Politik des englischen Parlaments, daß ich nicht zweifle, man werde noch Gründe finden können, seine Einrichtungen zu rechtfertigen. Es ist aber hier mein Geschäft nicht, diese Gründe zu suchen.

*) Hr. Taube hat S. 69 seines schönen Buchs die Hauptdata, nemlich die ersten Jahre aus dieser Tabelle gleichfalls angeführt. Ich theile sie hier aus den *Political Essays concerning the present State of the british Empire* p. 188 ganz mit, um so den allmählichen Wachsthum desto anschaulicher zu machen.

**) Beynahe 37 rheinische Zoll machen eine Yard, die nach dem Mittelpreise in England kostet 16 engl. Pence, d. i. etwa 9 ggl.

| Jahre | Yards | Werth in Pf. St. |
|---|---|---|
| 1732 | 4,384832 | 168,322 |
| 1733 | 4,720105 | 182,766 |
| 1734 | 4,893499 | 185,224 |
| 1735 | 4,880633 | 177,466 |
| 1736 | 4,538478 | 168,177 |
| 1737 | 4,721420 | 183,620 |
| 1738 | 4,666011 | 185,026 |
| 1739 | 4,801537 | 196,068 |
| 1740 | 4,609672 | 188,777 |
| 1741 | 4,858190 | 187,658 |
| 1742 | 4,431450 | 191,689 |
| 1743 | 5,061311 | 215,927 |
| 1744 | 5,480727 | 229,364 |
| 1745 | 5,536925 | 224,252 |
| 1746 | 5,486334 | 222,870 |
| 1747 | 6,661788 | 262,866 |
| 1748 | 7,353098 | 293,864 |
| 1749 | 7,360286 | 322,045 |
| 1750 | 7,572540 | 361,736 |
| 1751 | 7,886374 | 361,167 |
| 1752 | 8,759943 | 409,407 |
| 1753 | 9,422593 | 445,321 |
| 1754 | 8,914369 | 506,816 |
| 1757 | 9,764408 | 401,511 |
| 1758 | 10,624435 | 424,141 |
| 1759 | 10,830707 | 451,390 |
| 1760 | 11,747728 | 522,153 |

Rechnet man für die beyden fehlenden Jahre 1755 und 56 etwa eben soviel als das vorhergehende Jahr 54; so kömmt ein Werth von 8,879788 Pf. St. heraus, der in zwey und dreyßig Jahren in Schottland durch die Linnenmanufakturen gewonnen ist. Ein neuer englischer Statistiker rechnet, daß nicht weniger als 50,000 Menschen bloß durch Verarbeitung des schottischen Flachses zu feiner

Leinwand in diesem Lande beschäftigt sind; *) und der Verfasser der Political Essays **) nimmt an, daß durch die Leinwandmanufakturen überhaupt in beyden Königreichen Schottland und Irrland izt 200,000 Menschen beschäftigt werden. Könnten wir nicht auch sagen, daß jeder dieser Tausende, der nach 1728 hinzugekommen ist, einen unsrer Landbewohner um Beschäftigung und Unterhalt gebracht habe? Daß die 522,153 Pf. St. (über 3 Millionen Thaler) welche allein Schottland im Jahr 1760 für seine Leinwand gewonnen hat, einen großen Abzug von den $3\frac{1}{2}$ Mill. Thalern machen, welche wir ehemals für die unsre aus Großbritannien bekamen?

Und doch berechnet uns die vorstehende Tabelle noch lange nicht alle Leinwand, welche in Schottland verfertigt ist; sie giebt nur diejenige an, welche ausser Landes verkauft und in die Zollregister eingezeichnet ist. Außer derselben aber wird natürlich noch eine große Menge Leinwand aller Art in Schottland selbst konsumirt, und nicht weniger beträchtlich ist der kleine Handel mit Garn, Zwirn u. s. w. das aus dem Reiche geht, ohne in die Zollbücher eingezeichnet zu werden. Da ich keine Berechnungen über diese beyden Arten von Leinwandmanufakturen kenne, so kann ich freylich ihre Größe nicht genau angeben; aber sollte es wohl nach allen bisher angeführten Datis und bey der noch immer zunehmenden Industrie in dieser Manufaktur zu hoch gerechnet seyn, wenn ich den Werth aller jährlich in Schottland für die innere und auswärtige Konsumtion verfertigte Leinwand nicht viel unter einer Million Pf. St. (gegen 6 Mill. Thaler) rechne?

Wann man auf die obige Tabelle einen etwas aufmerksamen Blick wirft, so muß bald ein Umstand in die Augen leuchten, der mir ungemein merkwürdig und der schottischen Lein=

*) S. The present State of the britisch Empire, *by Entick* Lond. 1774. Vol. IV, p. 85.

**) S. p. 197.

Leinweberey eine sehr sichere und feste Dauer zu versprechen scheint. Dieser nemlich, daß sie allmählich von Jahr zu Jahr fortschreitend, nicht in Sprüngen, die von besonders glücklichen Umständen herrühren konnten, zugenommen hat. Ein so regelmäßiges durch mehr als 30 Jahre sich immer mehr hebendes Wachsthum dieser Manufakturen, das auch in den Jahren des Kriegs und der Theurung fast gar nicht unterbrochen scheint, muß nothwendig nur auf die natürliche und so glücklich ermunterte Indüstrie der Nation, auf die Aufmerksamkeit und Weisheit der Regierung, die Vortreflichkeit des Bodens, den vermehrten Absaz und die Güte der Waare sich gründen. Alles Umstände, die noch ein lang in eben dem Verhältniß fortgesezten Wachsthum sehr wahrscheinlich erwarten machen. Dieß wird auch durch das neueste nur bekannte Datum von 1766 bestätigt. Hr. Taube nemlich gibt an, daß in diesem Jahre 12 Mill. engl. Leinwand zum Verkauf in Schottland verfertigt sind. Ich vermuthe auch, daß diese Indüstrie in der Zukunft bloß dadurch könne ansehnlich vermehrt werden, wenn die schottische Leinwand noch mehr zu den Manufakturen der Schiffsegel sollte gebraucht werden, welches (wie ich aus Entick *) sehe) bisher noch nicht geschehen ist.

Ueber die Leinwandmanufakturen von Irrland kann ich keine so detaillirte Tabelle geben. Aber daß auch hier der Boden ganz zum Flachsbau gemacht sey; und daß die unermüdete Aufmerksamkeit des Parlaments diese Manufaktur im gegenwärtigen Jahrhundert eben so geschwinde, eben so wichtige Fortschritte hat machen lassen, wie in Schottland — dieß ist gewiß

In der That ist Leinwand (durch die vielen Einschränkungen des Parlaments in Absicht der Wolle u. s. w.) die wichtigste Manufakturausfuhr von Irrland; die an Größe der schottischen wenigstens beykömmt.

Ich

*) S. Vol. IV, p. 82.

Ich will einige Data zum Beweis nur hersezen; die genauern Entwicklungen und Schlüsse aus denselben aber dem Leser überlassen:

Im Jahr 1688 führte Irrland nur für 6000 Pf. St. Leinwand aus; im J. 1741 schon gerade hundertmal mehr für 600,000 Pf. St.*) und im J. 1759 schon 1,403431 Yards an Werth 939,562 Pf. St.**) Diese Summe wurde zwar nachher durch die zunehmende und vorzüglicher begünstigte schottische Leinwand etwas vermindert, und 1760 betrug die Ausfuhr der irrländischen nur 47,869 Pf. St. Allein sie erhob sich bald wieder und betrug 1762 schon 211,000 Pf. St. mehr als 1760. Ich vermuthe daher, daß im leztern Jahre mehrere nachtheilige Umstände zusammengetreten seyn müssen, und daß die Größe der irrländischen Linnenmanufakturen gegenwärtig den schottischen völlig beykomme. — Der Verfasser der Political Essays **) giebt nach einem irrländischen Autor eine Berechnung, die eben so entscheidet. Irrland, sagt er, verfertigt jährlich für eine Million Pf. St. Linnen, von denen eine Hälfte ausgeführt und die andre im Lande konsumirt wird. Um das leztre zu beweisen, darf man nur jedem der 2 Millionen Menschen, welche in Irrland leben, im Durchschnitt jährlich für 5 Schilling ($\frac{1}{4}$ Pf. St.) Leinwand anrechnen, welches sicher nicht zu viel ist. Diese Million Pf. St. an Linnen, kalkulirt unser Politiker weiter, wird aus 3125 Tonnen rohen Flachses verfertigt. Denn eine Quantität rohen Flachses, welche 40 Sch. ($1\frac{1}{2}$ Pf. St.) kostet, erhält durch die Manufaktur, als Leinwand einen Werth von 16 Pf. St. So wird aus einer Tonne rohen Flachses für 320 Pf.

*) S. Taube S. 69.

**) Ich habe diese Angabe auch von Hr. Taube; bey einem andern Schriftsteller *Anderson* on the Origin of Commerce Vol. 2, p. 417. find ich eine kleine nicht beträchtliche Variante. Er sezt die Ausfuhr von 1759 auf 14,093431 Yards und also 936,562 Pf. St.

***) S. p. 187.

Pf. St., aus 100 Tonnen für 32,000 Pf. St. Leinwand verfertigt; und zu einer Mill. Pf. St. Leinwand gehören also 3125 Tonnen rohen Flachses. 500 derselben werden von auswärts eingeführt, 2625 also im Lande gewonnen. Zu der Hervorbringung dieses rohen Flachses werden 13000 englische Morgen (acres) erfodert, wenn man, nach der geringsten Schäzung, annimmt, daß ein acre nur 3 Zentner Flachs gebe, da man doch oft 4, 5 bis 6 Zentner von ihm gewinnt.

Wenn man von dieser Berechnung nur die der innern Konsumtion annimmt, bey der Ausfuhr aber sich an die vorhergehenden Angaben hält, so kömmt eine noch viel höhere Summe der jährlich in Irrland produzirten Leinwand heraus. Rechnet man z. B. zu der Ausfuhr des Jahrs 1759 von 939,562 Pf. St. noch eine innre Konsumtion von 500,000 Pf. St., so beträgt die ganze Summe der in Irrland produzirten Leinwand 1,439562 Pf. St. Doch wir wollen nur eine Million annehmen, und diese zu dergleichen Summe von Schottland rechnen; so haben wir schon für fast 12 Millionen Thaler Leinwand, welche jährlich in beyden Königreichen produzirt wird.

Nun erwäge man, wieviel ehemals aus Deutschland eingeführte Leinwand durch diese 12 Millionen Thaler eigner ersezt werde; wie geschwind die Fortschritte der schottischen und irrländischen Leinwandmanufakturen bisher gewesen sind; wie wahrscheinlich sie auch in der Zukunft nach eben dem Verhältniß zunehmen, und also die Einfuhr des deutschen Linnens ganz entbehrlich machen werden; und wie gewiß wir darauf rechnen können, daß das brittische Parlament, so bald diese Zeit da ist, seinen bekannten Grundsäzen getreu, unsre Manufakturen völlig verbieten werde! *)

Und so sind also unsre deutschen Linnenprovinzen in Gefahr, einen erheblichen Theil der Beschäftigung und des Ge-

*) Auch Hr. Taube vermuthet dieß Verbot bald.

Gewinns ihres Volks zu verliehren, und wie leicht könnte dieser Verlust noch vermehrt werden, wenn Schottland und Irrland durch die Ausfuhr seines Linnens nach Spanien und Südamerika auch dort das unsre verdrängte!

Vielleicht könnte dieser Verlust noch etwas aufgehalten oder ersezt werden, wenn unsre Regierungen durch Prämien die Hervorbringung und Ausfuhr der Leinwand beförderten; besonders wenn diese Prämien so abgemessen wären, daß sie den englischen Auflagen das Gleichgewicht hielten und unsern Manufakturen auf den englischen und fremden Märkten vor den schottischen und irrländischen den Vorzug gäben. Vielleicht könnte man auch noch neue, bisher unbekannte Wege zur Konsumtion unsrer Leinwand ausfinden, zu denen die Holländer, Hamburger und Bremer wohl Kundschaft geben könnten, wenn die Besizer der deutschen Linnenprovinzen sich mit ihnen in Unterhandlungen einließen und vortheilhafte Traktate zu schliessen suchten. Vielleicht könnte man auch durch eben diese Mittelmänner einen regelmäßigen nüzlichen Schleichhandel mit deutscher Leinwand nach England selbst und vorzüglich nach den amerikanischen Kolonien etabliren; und auf eben dem Wege auch noch die Konsumtion unsrer Waare im spanischen und portugiesischen Amerika vergrössern. —

Alles dieses sind Vielleichts, deren genauere Untersuchung ich nicht zu unternehmen wage. Daß aus diesen oder jenen Umständen und Verhältnissen diese oder jene nachtheilige Folgen für einen gewissen Staat sich ergeben — dieß läst sich allenfalls mit ziemlicher Gewißheit aus Büchern und Nachdenken beweisen. Die politische Semiotik ist vielleicht noch ein angemessenes Studium für den Politiker auf der Stube; aber zur Heilkunde gehören Grundsäze, die aus langer, selbstgemachter Erfahrung erwachsen sind. Die für ein gewisses Lokal und Zeit dienstlichsten Mittel kann nur der Mann ausfinden, der auf einem erhabenen Standort sein Ganzes übersieht, und schon Jahre durch es übersah;

sah; dessen Blick in gleichem Grade schnell und präzis und wohl geübt ist, das Einzelne nie außer seiner Verbindung mit dem Ganzen, und das Ganze, nie ohne die Kleinheiten der einzelnen Theile zu sehn; der nie zu viel zur Seite und auch nie zu steif gerade aus blickt. Das ist der Mann, der hier urtheilen und Rezepte schreiben muß. — Also für mich — manum de tabula. —

* * *

Diese Miscellanien sollen künftig fortgesezt werden. Man wird aus diesem Anfange schon die Absicht, die ich bey ihnen habe, nicht verkennen können. Ich werde hier dem Leser Fakta aller Art, Altes und Neues, bald mit, bald ohne Raisonnements liefern. Aber diese Fakta werden niemals ganz vollständig seyn, nie eine Sache erschöpfen; und die Raisonnements werden nie mit allen möglichen Bestimmungen abgefaßt seyn, nie nach allen Aussichten, die sich dabey öffnen lassen, blicken. Ich will mehr Materialien zum Denken liefern, als dem Leser vordenken. Alle Berichtigungen für den historischen so wie den raisonnirenden Theil dieser Miscellanien werden mir sehr willkommen seyn. Besonders aber wünsche ich, daß die Besizer von reichern Sammlungen dieser Art oder statistische Liebhaber, die den Quellen näher sind, mir ihre Beyträge mittheilen mögen. Ich werde sie durch den untergesezten Namen oder Buchstaben von denen unterscheiden, die ich selbst gesammlet habe; wobey ich denn aber freylich einem jeden die Gewähr für seine Nachrichten zu leisten überlassen muß.

Möchte ich nur bald einige Fragmente für die noch so dürftige Statistik deutscher Lande liefern können!

---

3.

3.

# Nachricht von alten Büchern.

In der Bibliothek der Herren Reichsgrafen von Degenfeld-Schomburg zu Eybach, bey Geißlingen in Schwaben, befindet sich die Uebersezung des Eunuchs vom Terenz, welche schon im Jahr 1486 zu Ulm im Druck erschien, und von welcher Gottsched in seiner Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst (S. 37. u. f.) umständliche Nachricht gibt, der dieses seltene Stück aus der Zwickauischen Bibliothek zu seinem Gebrauch bekommen hatte. Nun habe ich kürzlich eine zwar weniger seltene Uebersezung des ganzen Terenz erhalten, welche den Titel führt:

„Publii Terentii Aphri sechs verteutschte Comedien, auß „eygen angeborner Lateinischer Spraach, auffs trewlichst „transferirt. Durch Valentinum Boltz von Ruffach. „Getrukt zu Tübingen durch Ulrichum Morhart. an. „1544.

welcher Uebersezung ebenmäßig in dem Gottschedischen Werk (S. 80. u. f.) gedacht wird, der aber eine neuere, von Morharts Witfrau im Jahr 1567 gedruckte Auflage davon in Händen gehabt hat. Da der Uebersezer dieses Werks aus dem Elsaß gebürtig, und, wie die Zueignungsschrift zeigt, 1539 Diakon in Tübingen, der Uebersezer von jenem Stück aber, Hans Nydhart, ein Bürger von Ulm war, so würde sich aus der Gegeneinanderhaltung dieser beyden Arbeiten artig zeigen lassen, um wie viel die deutsche Sprache in dieser Gegend des Reichs in Zeit von einem halben Jahrhundert sich verändert habe. Ich bemerke nur noch hierbey, daß in dem Gothaischen Theaterkalender von gegenwärtigem Jahr (S. 114) dieser 1486 im Druck erschienene Evnuch irrig dem nürnbergischen Meistersänger Hans

Rosenblüth beygelegt wird; da doch der Uebersezer sich am Ende des Werks genennt hat, und in der im Jahr 1499 zu Strasburg gedruckten Uebersezung des ganzen Terenz (deren Gottsched ebenfalls S. 39-45 gedenkt) gemeldet wird, wie dem ehrsamen und weisen Hansen Nydhart, Burgern zu Ulm, seine Landsleute anfänglich hätten übel nehmen wollen, daß er diese heidnische Komödie getütscht habe.

Ein noch selteneres Stück der gräflich Degenfeld-Schonburgischen Bibliothek ist die Eneide Heinrichs von Veldeg oder Veldig; eine aus 61 Blättern bestehende, in klein Folio, auf starkes Papier, in gespaltenen Kolumnen, geschriebene, und in 6 Distinktionen eingetheilte Handschrift. Veldegg, ein Niederdeutscher von Adel, war einer der besten Dichter aus dem schwäbischen Zeitpunkt, und von Eschilbach hoch gehalten. Er lebte bey Ausgang des 12ten Jahrhunderts. In dem Vorbericht der zu Zürch herausgekommenen so betitelten Proben der alten schwäbischen Poesie des 13ten Jahrhunderts findet man etwas von der Geschichte des Verfassers und des Werks selbst, aufgezeichnet, worauf ich mich beziehe. In der Herzogl. Sachsen-Gothaischen Bibliothek liegt auch eine Handschrift von dieser Aeneis, welche Gottsched für sich abgeschrieben, und in einem lateinischen Programm einige kurze Nachricht davon gegeben hat. Da ich aber weder dieses lateinische Programm, noch die von Mylius herausgegebene deutsche Uebersezung desselben zu Gesicht bekommen habe, so kann ich nicht beurtheilen, welches von beyden Manuskripten das andere an Alterthum übertreffe. Ein Gelehrter aus hiesiger Gegend hält die zu Eybach liegende wohl erhaltene Handschrift nicht älter, als aus dem 15ten Jahrhundert. Von ihrem äußerlichen Ansehen ist noch zu bemerken, 1) daß hinter jeder Reimsilbe ein Punkt gesezt sey; 2) daß hin und wieder zu Anfang der Verse grössere rothgemahlte Buchstaben von unterschiedlicher Grösse befindlich, die meisten andern Anfangsbuchstaben der Verse aber nur mit einem Zinnober-

strich durch den ordinairen Buchstaben unterschieden, — 3) die großen Anfangsbuchstaben der ersten Linie jeder Seite aber meistens besonders verziert, oder vielmehr verzerrt, und bis an den äußersten obern Rand des Papiers gezogen seyn.

Vor kurzem hingegen hab' ich eine gedrukte Uebersezung der Aeneide bekommen, welche den Titel führt:

„Vergilii Maronis dreyzehen Aeneadische Bücher, von „Trojanischer Zerstörung, und Auffgange des Römi„schen Reichs. Cum gratia et privilegio.„

Oben auf dem Titelblatt ist die Jahrzahl 1543 angebracht, und auf dem lezten Blatt steht: „Gedrukt zu Wormbs, „durch Gregorium Hofman.„ In der Vorrede ist angezeigt, daß diese Uebersezung nicht neu, sondern schon vor viel Jahren ausgegangen, izt nur wieder aufs neu gedrukt, und ein jedes Buch mit seinem sonderlichen Begriff, samt einer schönen Figur, dazu gehörig, gemehrt und geziert worden sey. Das 13te Buch ist überschrieben: „Das Buch „Maphei von Eneas,„ und geht fort, bis der Held unter die Götter aufgenommen wird.

Nun zweifle ich zwar sehr, ob diese gedrukte Uebersezung mit der Veldeggischen, welche ich gegenwärtig nicht bey der Hand habe, so werde verglichen werden können, wie die oben angeführten Schauspielübersezungen, weil jene dem von Zeit zu Zeit am Rande, mit dem Anfang des lateinischen Verses, bemerkten Original Schritt vor Schritt nachgeht, die Veldeggische hingegen sich mehr Freyheit herausgenommen hat. Jedoch, da der Innhalt beyden gemein ist, so möchte vielleicht die deutsche Sprachkunst auch bey Gegeneinanderhaltung eines Gesangs des Heldengedichts aus der Einen Uebersezung, mit dem nemlichen Gesang aus der andern, etwas gewinnen. Wenigstens würde man etwa dem deutschen Publikum mit einem Versuch dieser Art ein Vergnügen machen. Zum Beschluß nur noch ein Wort von

dem

dem redlichen Ritter Veldig: Er entschuldigt sich bey dem Leser, daß er in seiner Eneide sehr unwahrscheinliche, und wohl gar unwahrhafte, Sachen gesagt habe, damit, daß er es im Lateinischen und Welschen so gefunden hätte. Gewiß ein Zug, welcher die goldne Einfalt der Sitten seiner Zeit schöner schildert, als eine ganze akademische Abhandlung nicht thun könnte!

K — r.

---

## 4.
## An das Publikum, die Karakteristik betreffend.

The proper study of Mankind is Man.

Das Fortrücken in einer der nuzbarsten und schwersten Wissenschaften, der Kenntniß des Menschen, gehört ohnstreitig unter die wichtigeren Vorzüge unsers Jahrhunderts, vor den vergangenen. Wer es weis, daß durch sie in vieler Absicht mehr Aufklärung, mehr Berichtigung, mehr Gemeinnüzigkeit bewirkt, durch sie die Philosophie mehr zur Lebensweisheit, die Theologie mehr zur Religion des gesunden Menschenverstandes und Herzens zugleich, erhöht ist, der wird ihr jenen hohen Rang ohne Widerrede eingestehn, wird zu gleicher Zeit den edlen Wunsch thun, immer mehr Licht in sie gebracht zu sehen. Denn wie viel auch schon darinn gethan ist — so bleibt es gleichwohl die allerweitläuftigste, inhaltvollste, und in manchem Betracht dunkelste Wissenschaft. — Der Mensch ist für den Menschen das gröste Räthsel, das nimmer durch einen Versuch aufgelöst werden kann.

Sich der Ausbreitung der Menschenkenntriß annehmen — wäre Patriotismus, nicht für ein einzelnes Land — nicht

nicht für Menschen, die innerhalb gewisser engen zufälligen Grenzen wohnen — Patriotismus für das menschliche Geschlecht! werth des Kosmopoliten, dessen Vaterland die Erde ist. Dem Manne, der's thäte, der's thun könnte, der sein Leben drauf wendete, Schulen der Menschenkenntniß stiftete, dem müste der Religionslehrer, der Moralist, der Philosoph, der Richter, der Arzt, der Geschichtkundige, der Redner, der Dichter — dem jede Menschenseele danken. — Jeder würde in seinem Felde mit sichtbarerm Erfolg arbeiten, mehr oder weniger — in dem Verhältniß, darin seine Bemühungen, der Vervollkomnung des menschlichen Geschlechts, durch Aufklärung und Besserung, näher oder entfernter liegen. Aus solchen Schulen der Menschenkenntniß müsten die treflichsten Männer, die würdigsten Menschen hervorgehen.

Nichts auf einmal! Rasche Thaten frommen selten! Von jeher ist die Bildung der Menschheit stufenweise, wie die Natur in allen ihren Werken, erfolgt. Nichts übertrieben! Immer Schritt vor Schritt! Der Weg scheint weiter — aber er ist sichrer. Lassen wir einen Versuch auf den andern folgen, studiren wir Karakteristik des Menschen bald auf diese, bald auf eine andere Art, so wird auch dies Feld zwar nie ganz vollendet, aber doch immer mehr bearbeitet werden. Wenn wir nun, weil eine Karakteristik erschienen ist, nach der nicht löblichen Gewohnheit unsers lieben Vaterlandes mit einer Menge Büchern unter dieser Aufschrift überschwemmt würden — das wollt es nicht thun. —

Es war indeß bey der Ausarbeitung der auf voriger Messe erschienenen Karakteristik der Bibel, meine Absicht, einen solchen Beytrag zur Geschichte des menschlichen Herzens zu liefern, — und darüber möchte ich mich hier etwas näher erklären. Zwar hatte ich es schon in der Vorrede und vorläufigen Abhandlung zum ersten Theil gethan, und hofte nun, die Kunstrichter würden das Buch vornehmlich aus diesem Gesichtspunkte betrachten. Allein, so sehr ich

sonst

sonst Ursach habe, dem Publikum für die gute Aufnahme meines ersten Versuchs zu danken, so habe ich doch bisher noch nicht gefunden, daß man mich darin ganz verstanden hätte, eine einzige Anzeige in den hallischen G. Z. ausgenommen, deren verehrungswürdiger Verfasser, soweit es seine engen Grenzen litten, die Leser auf diesen Standpunkt geführt hat.

Ich bin mit einem gewissen großen Manne vollkommen eins, „daß das Publikum sehr berechtigt sey, von dem, der etwas den Aussprüchen desselben unterwirft, zu fordern, daß er, wenn er das Gemählde aufgestellt hat, weggehe und schweige.„ Auch ich will diesem Gesez nachleben; auch ich will nichts thun, als einige der Zuschauer, die mich hören wollen, auf die Seite nehmen, und sie auf die Stelle leiten, von der ich meine Versuche angesehn haben möchte. Keine Anpreisung, kein Lob so wenig als heuchlerische Demuth, keine Vertheidigung gegen gemachte Einwürfe — darf man fürchten. Ich will nichts thun, als was ich glaube, daß niemand besser als der Autor einer Schrift thun kann — Rechenschaft von meinem Zweck und dem, mindstens gewünschten Nuzen desselben zu geben, welches ich, bey einer in gewisser Absicht neuen Art von Schriften, dergleichen diese ist, für desto weniger überflüßig halte.

Nicht nur mit eigentlichen Theologen oder bloßen Theologen — Menschenkenner — Menschenforscher, in welchem Stande, unter welcher Zunft ihr auch lebt — mit euch möcht ich reden — euch auffordern, mir unpartheyische, weise Urtheile zukommen zu lassen, Urtheile, von denen ich lernen kann, so wie ich schon von einigen wenigen gelernt habe! Hier ist mein Plan in der Kürze!

Alle Leser der Bibel, vom frechsten Spötter bis zum frömmsten Verehrer, sind einig, daß sie gröstentheils Geschichte sey. — Ob Wahrheit — ob Erdichtung — ob beydes wechselsweise, darüber wird von mehreren mehr oder weniger gezweifelt.

Wiederum — alle Leser der Karakteristik sind — das hoff ich wenigstens — einig, daß die Untersuchung des Menschen, das Nachspüren des oft so geheimen verborgnen Gangs seines Herzens von sehr ausgebreitetem Nuzen seyn könne. Ob bey der Bibel — ob da mehr als bey andern Personen aus der Geschichte — dies ist wieder Materie zum Zweifel.

Diese beyden entschiednen Voraussezungen zusammengenommen, schließ ich: „Es ist möglich, bey der biblischen Geschichte, so gut als bey jeder andern, Karakteristik anzuwenden, und es kann zugleich, so wie jede Untersuchung des Menschen, nüzlich seyn.„ Ist also nur das möglich zum würklich erhöht, so wird auch der daraus zu hoffende Nuzen sich nicht nur ereignen können, — er wird erfolgen.

Nun ist doch der gröste Theil derer, für welche ich schrieb, mit mir überzeugt, daß die biblische Geschichte eine wahre sey. Ihnen also darf ich nur noch die großen Vortheile, welche wir gerade aus der biblischen auch in dieser Absicht haben können — darstellen. Mit den andern hernach!

Je wahrer die Geschichte, desto treuer die Natur, desto ähnlicher dem Original, davon sie Kopie ist. Das Original der Geschichte ist der Mensch, sein Herz, seine Handlungen. Saß er selbst vor dem Maler — und dieser ist nur treuer Nachahmer des, was er sieht — warum sollt's nicht gleichen? Ob er, was in jeder Linie die er zeichnete — oder eigentlicher zu reden, in jedem kleinen Karakterzuge, den er durch Handlung sichtbar und bleibend macht, — ob er alles was darinn lag, sah, ob er ein so großer Menschenforscher war. — Was kümmerts uns? — War er's nicht, so wollen wir's seyn.

Je wahrer die Geschichte — desto mehr können wir's seyn. Wir irren nun gewiß seltener; unsre Schlüsse ruhen auf den festesten Vordersäzen — wirklichen, unleugbaren Begebenheiten. Man denke hiebey nur an den einen Vorzug der

der biblischen Geschichte, daß Erzählung und Begebenheit fast immer gleichzeitig ist, so daß, wenn wir auch an keine Vorsehung glauben, die über die Wahrheit eines Buchs, in welchem sie die Hauptidee, gewacht habe — schon daraus ein starker Grund für die Gewißheit erwachsen würde. Die meisten Geschichtschreiber, vom alten Herodot bis auf unsre Zeitgenossen durch alle Jahrhunderte herunter, musten entweder ihre Erzählungen mit Fabeln schmücken um gelesen zu werden; oder sie musten aus personellen, politischen und unzähligen andern Rücksichten, Umstände verschweigen, Begebenheiten nur von einer Seite zeigen, Handlungen nur im Großen, nicht im Kleinen — das heist, nicht karakteristisch erzählen; — oder um nicht für Kleinigkeitsfreunde gehalten zu werden, nur die auswählen, die allenfalls auf dem größeren Schauplaz der Welt, von dem Haufen der Zuschauer des Blicks gewürdigt wurden. Noch mehr! — Sie schrieben größtentheils aus andern ab — aus mehreren ab — vereinigten zehn Abweichungen zu einer Geschichte, wie sie ihnen am wahrscheinlichsten vorkam, und man weis es ja, daß je öfter eine Erzählung durch die Feder fliest, desto mehr sie von ihrer Unverfälschtheit verliert. — Nichts von dem allen bey der biblischen Geschichte! Fast lauter Erzählungen aus dem Munde derer, die selbst gesehen, selbst gehört haben. So beynah alle Schriften Moses, so die von Josua! — Die Bücher der Richter — Samuels — der Könige — Esra — Nehemia — größtentheils Auszüge aus Jahrbüchern, in welche die Begebenheiten wie sie geschahen, alsbald eingezeichnet wurden! So endlich das ganze neue Testament! — Sind es denn auch nicht immer Erzählungen, so sind es doch eigne Reden, eigne Gedanken der Personen — und was karakterisirt mehr als dies? Rede ist das anschaulichste Bild der Seele. Und nun — dies zusammengenommen — frag ich, wo ist die Geschichte, bey der wir mit mehr Erfolg Forscher der Menschenkenntniß seyn können, als bey der biblischen?

Abwechslung — Männichfaltigkeit — wo im reicheren Maaße? Moralische Schönheit und Verunstaltung in allen Nuancen — wo mehr als hier? — Welche Reihe von Beyspielen, erhabner, außerordentlicher, mittelmässiger, gewöhnlicher, tief herabgesunkner Menschen! — Der Mensch, in welchen äußerst merkwürdigen Situationen! — Und dies alles wieder wie vortheilhaft für den Karakteristiker!

Wenn's eine Geschichte der Menschheit gäbe, was ließe sich daraus lernen! Da könnte man tausend guten und bösen Gewohnheiten, da tausend Grundsäzen, Sitten, Vorurtheilen, die den Schlüssel zu so manchen Erscheinungen enthalten, auf die Spur kommen. Da ließe sich entdecken, wie — wenn — wodurch das menschliche Geschlecht besser — schlimmer geworden, wie dieser, wie jener Irrthum entstanden, wie er am besten geheilt werden könne. Wenn diese Vortheile einer Geschichte der Menschheit groß sind, nun, was klagen wir denn? — Die Bibel ist Geschichte der Menschheit, in einem so vollkommnen Verstande des Worts als keine der andern.

Aber es ist doch nur Geschichte der Juden — also würde man vermuthlich schliessen, Geschichte des Menschen. — Aber nein! — Wenns Griechen wären! Wenns Römer wären! Wenns Chineser wären! — So wär's doch noch Unterhaltung für den Geist! — Nun wohl — bald wird man sagen: wenns Moren! Wenns Kamtschadalen — wenns Otaheiten wären! Was das Vorurtheil thut! Kommt es denn bey Untersuchung des Menschen auf den Namen an? Ich wollte, wir hätten Geschichte der Einwohner von Novazembla, wenn es welche giebt; der Menschenforscher sollte immer daraus lernen können. — Und nur aus der jüdischen nicht? Nur aus der ältesten Menschengeschichte nicht? Nur aus der Geschichte eines Volks nicht, das unter allen übrigen ohnfehlbar zuerst durch Religion und Geseze gebildet, das am allerfrühesten ein weises Volk geworden ist? Wer sich noch lang durch das Geschwäz solcher Leute kann

irre machen lassen, für den — möcht ich mit Herder sagen — hat Moses und ich nicht geschrieben.

Noch eins! Wenns nicht solche kleine unbedeutende Familiengemälde, wenns Geschichten großer Thaten wären! — Wohl! — So hätt' ich keine Karakteristik darüber schreiben mögen!

Diese Betrachtungen hatt' ich vornehmlich im Auge, als ich die Karakteristik bearbeitete. Bey dem neuen Testament, mit welchem ich aus mehreren Gründen den Anfang gemacht habe, hätt ich freylich Gelegenheit gehabt, in Absicht auf diesen Punkt weitläuftiger zu seyn; ich fürchtete aber den Vorwurf zu großer Weitläuftigkeit. Man hat gerade das Gegentheil gethan; man hat sich über Kürze beschwert. Die Beschwerde hat etwas schmeichelhaftes für mich; ich werde ihr abhelfen und auch das Versäumte läst sich nachholen. An sich schon giebt mir das alte Testament reicheren Stoff; noch mehr Abwechslung, noch mehr Eignes und Merkwürdiges für die Geschichte des Menschen. Was liegt nicht in den Erzählungen von Kain und Abel — von den Patriarchen — besonders Abraham, Jakob, Joseph! Was läst uns das ganze erste Buch der Geschichte Moses für Blicke in den Menschen thun! Ich beziehe mich auf die Ausführung dieser Stücke im zweyten Theil, der unter der Presse ist, besonders auf den Versuch über die ältesten Sitten, und den Entwurf einer Geschichte der Immoralität. — Was liegt nicht in der Bibel, das man — ich weis nicht warum — immer hat liegen lassen, und das doch einmal wol Zeit wäre zu benuzen!

Nun sollt ich auch mit denen reden, welche über die Wahrheit der Geschichte, und folglich über die Nuzbarkeit eines solchen Versuchs über sie, nicht mit mir einig sind. Ueberhaupt sehe ich nicht, was sie dagegen haben können, oder wie es ihnen gleichgültig seyn kann, wenn man einmal anfängt, die Bibel mit Karakteristik zu studiren; da sie ja, wenn sie Recht haben über Falschheit oder Geringheit der

Geschichte zu klagen, einen Grund mehr bekommen. Ist dies nicht — findet der Menschenforscher alles so ganz nach der Natur gezeichnet — nun, so werden sie, laut ihrer Wahrheitsliebe, sich belehren lassen. Sie werden billiger von der Bibel urtheilen; sie werden sie nicht mehr so ganz unbedeutend finden. Und da es doch ein Buch ist, an das so viele Tausende, denen man den Verstand nicht allgemein absprechen kann, glauben, das von jeher so vieles Aufsehen gemacht hat, so wird doch eine solche Untersuchung, daben alles auf das Gründliche ankommt, gewiß die Mühe lohnen.

Ists aber nicht Wahrheitsliebe, nicht Eifer gegen etwas, das sie von Herzensgrunde für ungöttlich halten, ists Leichtsinn, ists Lust zu spotten, so weis ich ihnen nichts bessers zu sagen, als was der oben angeführte würdige Mann, in der Anzeige meines Buchs so vortreflich gesagt hat. „Käme jemand und betrachtete die in der Bibel so ganz nach der Natur gemachten Abrisse des Menschen nach mancherley Gestalten mit dem Auge eines feinen Kenners, sezte sie ins Licht, stellte uns gleichsam eine Gallerie von solchen biblischen Gemälden dar, träte denn hin, zeigte uns die feineren Züge und Schattirungen, die dem unaufmerksamen oder ungeübten Auge so leicht entwischen, machte uns dadurch die Geisteskräfte und den Karakter solcher guten oder schlechten Menschen sichtbar, ließe uns nun selbst in diesen Bildern sehen, wer wir sind oder seyn sollen: wie unterrichtend für Verstand und Herz, wie diensam zur Menschenkenntniß müsten solche Bilder, wie einleuchtend, wie anschauend, wie sprechend müste da Tugend und Laster, Frömmigkeit und moralisches Verderben werden! Nun möchte jemand auftreten und gegen die Unfruchtbarkeit der biblischen Geschichte deklamiren, oder sich über sie und über die in der Bibel aufgestellten Personen, und somit über die Bibel selbst, lustig machen wollen; brauchte es da einer langen mühsamen Widerlegung, eines weitläuftigen Beweises, daß sich seine Fantasie die Gesichtszüge der biblischen Personen ver-

verzerrt vorgestellt hatte? Bedürft's etwas mehr als dieses Anschauens? Komm und siehe! — Und er würde sich schämen.

* * *

Ich hoffe durch diese Anzeige die izigen und künftigen Leser der Karakteristik, die ich meiner Absicht nach jedem denkenden Christen nüzlich zu machen wünsche, mit einem meiner wichtigsten Zwecke bekannt gemacht, und sie zugleich an die Forderungen erinnert zu haben, welche sie an mich zu thun berechtigt sind. Ich habe nicht gesagt was ich geleistet habe — sondern was ich zu leisten wünschte — was geleistet werden könnte. Auch ist dies nicht der einzige Zweck. Gern möcht ich dem Lehrer der Christen Anleitung geben, die Bibel seinem Zuhörer noch fruchtbarer zu machen, gern dem Freunde der Religion auf eine gleich angenehme und gleich nüzliche Art aus den Urkunden seines Glaubens unterhalten, gern dem bescheidnen Zweifler diesen und jenen Anstoß aus dem Wege räumen, welches durch eine karakteristische Art, oft am leichtesten, zuweilen allein geschehen kann, — gern Schönheiten einzelner biblischen Bücher z. B. des Hiob darstellen und auch in so fern eine Karakteristik der Bibel schreiben, als ich das Auszeichnende des Stils, der Gedanken, der Sprache, der Poesie hie und da entwickelte, — gern schöne Muster der Tugend zur Nachahmung und sprechende Bilder des Lasters zum Abscheu, aufstellen, mit einem Wort, gern etwas zur Hochachtung und Liebe gegen die Bibel, auf eine vernünftige Weise, beytragen. — Doch darinn hat man mich besser verstanden — und dazu bedurft es dieser näheren Erklärung nicht.

---

5.

# 5.

## Versuch einer Vergleichung des ersten Auftritts vom ersten Akt aus dem Eunuch, nach den schwäbischen Uebersezungen von 1486 und 1539.

### 1486.

Phe. Was thun ich nun? Wird ich auch noch nit gan. so ich unbegerend bin berieffet? oder will ich mich allso stellen das ich der Bulerin schmachait nit Verdulde? Sie hat mich auß geschlossen Sie berieft mich wider. wird ich widerumb hingan? Nain — ob sie mich flechnete.

Par. Bei Hercle so ist nuntz fordrer noch sterckers ob du das thun mocht. aber wirdest du das anfahen und nit weißlich Volbringen so du es nit mer erleiden mocht in ungemachten Fride wirdest unberieffet Zu ir kummen, ertzaigende sie lieb haben — und dein abwesen nit mügen erleidenn. Dann ist es beschehen du bist Verdorbenn, sie

### 1539.

Phe. Was soll ich nun thun? soll ich nun auch nit gon so ich freywillig Von ir berufft würdt? Oder soll ich mich Vil ee also stellen als ob ich der Huren Schmacheit nit leiden mög? Sie hat mich außgeschlossen, sie berůft mich wider, solt ich wider keren? Nein ich, ob sie mich gleicht bät.

Par. Bey Hercle, so du das thun möchtest, so wer nichts bessers noch mechtigers. Aber wenn du das würst anfahen und würsts nit weißlich Volbringen, wo duß auch nit würst mögen erleiden, Alsdann so würstu unerfordert Zu ir kommen Vor unversüntem Friden, so doch niemands würt deinen Begeren dich anzeigende daß du

| 1486. | 1539 |
| --- | --- |
| sie wirt dich Verachten, wann sie dich uberwunden sicht. | du sie liebest und ir feindtschafft nit mögest erleiden, so ist es geschehen umb dich, da magstu wol dannen gon, du bist verdorben, sie würt deiner spotten wo sie sehen würdt das du überwunden bist. |
| Phe. Darumb solt du aber und aber gedencken dieweil die Zeit ist. | Phe. Derhalben du Parmeno (dweils Zeit ist) so bedenck dich offtermals. |
| Par. Herr welche Ding nit rat noch Maß in haben die macht du durch rat nit regiren. In der Liebe sind diese laster alle. schantwort. argwon. Veintschaft. fridsatz. krieg. Dann wider frid wiltu die ungewissen ding durch Vernunfft gewiß machen so wirstu nit mer thun wann daß du fleißig seist wie du mit Vernunfft mügest unsinnen. und du nun Zorniger mit dir selbst betrachtest. solt ich die? die den? die mich? die nit? laß nun. Ich wolt lieber sterben. Sie muß enpfinden was manns ich sye. Bey Hercle dise wort alle wirt ain falsches Zeherlin das sie die augen reibende kaum mit gewalt her auß trucket — gestillen. und wirdest dann dich selber schuldigen und zu buß erbieten. | Par. Herr, welche Sach in ir weder Rhat noch kein bescheidenheit hat, die magstu mit deinem anschlag nit regieren, In der liebe sind alle dise Laster, unbilligkeit, argkwon, feintschafft, bestimte Zeit, unfrid, und widerumb frid. Wo du nun begerest dise ungewisse Ding mit eigner Vernunfft gewiß ze machen, so thustu nit mer dann ob du dich befleyssest als seyestu mit Vernunfft unsinnig, Unnd daß du yetz selb zornigklich gedenckst, Solt ich die, die den, die mich hat außgeschlossen, die mich noch nit wider angenommen hat, Beyt hallt yetz still. Ich wolt ee sterben. Sie muß innen werden was mans ich sey, das sindt nur wort, Aber bey Hercle, ein falsch träherlin das sie kümmer- |
| Phe. | lich |

| 1486. | 1539. |
| --- | --- |
| | lich mit augen zeriben kaum mit. gwalt herausser truckt, wurds wider außleschen, unnd würst dich selbs williglich anklagen, unnd würst ir unerfordert straffe darhalten. |
| Phe. O unverschultes ubel. nun merck ich daß sie bösserig ist und ich ellend und Verdrust mich. und briñ doch in der Liebe., und Vergang mit Vernunfft. wissend. sehend und lebend. und waiß nit was ich tun soll. | Phe. O deß schentlichen bossen, Nun merck ich daß sie Verbübscht ist, und empfind mich zu sein ein arbtseligen menschen. Ja es Verdreußt mich unnd brinn doch in der liebe mit Vernunfft, unnd wissen, lebend und gesehend verdürb ich, und weiß doch nit was ich thun soll. |
| Par. Was du tun solt? nuntz wann das du dich gefangnen ledigest so mit minsten du magst und ob du das mit klainen nit Vermúgest — wie du macht. nun daß du dich selber nit kestigest. | Par. Was du thun solt? Nichts anders, dann das du dich gefangnen ledigest mit dem allerminsten so du kanst, unnd ob du das mit wenig nit Vermagst, so hilff dir so Vil du magst, and nit kestige dich selbs. |
| Phe. Ratst aber also? | Phe. Rhatstu aber also? |
| Par. Ob du witzig bist. Daß du dir nit beswerde Zulegest uber die — die lieby selber hat. und die sie hat solt du recht tragen. aber sich sie gat her auß unsers ackers hagel. Wann das wir nemen solten das wirt uns von ir entzogen. | Par. Ob du witzig bist. Leg dir auch kein beschwerdt auff über diese, die die liebe selbs hat, unnd die sie hat die trag recht, Aber schauw da, das Verderben unsers guts gaat heraussser, dann dise entzeucht uns das wir nemmen solten. |

Schon aus dieser kleinen Probe erhellt, daß der neuere Ueberſezer seinen Vorgänger stark benuzt habe, wo er aber den gedrungenen Neidhard verbessern wollen, dafür in

in das Matte verfallen sey, welches er in seiner Vorrede mit der Sorge, der Jugend desto verständlicher zu werden, entschuldigt. Uebrigens liefert diese einzige Scene, mit Einschluß der Erklärung der spielenden Personen, zur Sprachkunde folgenden Beytrag.

| 1486. | 1539. |
|---|---|
| Aber und aber. | Oftermals. |
| — — — | Bescheidenheit, modus. |
| — — — | Beyt hallt, warte noch. |
| Boßfetig. | Verbübscht, boßhaft. |
| Buß. | Strafe. |
| Elend. | Arbtselig. *) |
| Flechnen. **) | Bitten. |
| Forderer. | Besser. |
| Fridmachen. | Fridsünen. |
| Fridsatz. | Bestimptezeit, ein Stillstand. |
| Gesehend. ***) | |
| Hemling. ****) | Verschnittener, hodenlosiger. |
| Kestigen, sich. †) | |
| Klain. | Wenig. |
| Ledigen, sich. | Freymachen. |

Minst. Aller-

*) Wird noch von dem gemeinen Volk in hiesiger Gegend beybehalten, von andern aber unrecht in armselig verwandelt. Genauer wird arbeitselig durch mühselig ausgedruckt.

**) Daher flehen, und vielleicht das hier herum noch unter dem Pöbel übliche flennen, d. i. einen mit Thränen bitten.

***) Ein gutes, noch im gemeinen Leben hier gebraucht werden des frequentativum von sehend.

****) Ein verlorenes, aber unstreitig feineres Wort, als die beyden in der neueren Uebersezung gebrauchte Ausdrücke.

†) Vermuthlich von Castigare. Wollte man es von, sich in Kosten sezen, herleiten, würde sein Ursprung abermal lateinisch seyn, weil kosten von constare (in diesem Verstand) herkommt.

| 1486. | 1539. |
|---|---|
| Minst. | Allerminst. *) |
| Nain. | Nein. |
| Nemen. | Nemmen. |
| Nunz. **) | Nichts. |
| Mätz. ***) | Hure. |
| Ob. | — an statt wenn. |
| Schantwort. Injuriae. | Schmachhait, contumelia. |
| Schuldigen, sich. | Anklagen. |
| Selber. | Selbs und selbst. |
| Sicht. | Sieht. |
| Sögamm. | Seugamm. |
| Verdulden. | Leiden. |
| Unbegerend. | Freywillig. |
| Unsinnen. ****) | Unsinnig seyn. |
| Viel ee. | Lieber. |
| Wann. | Dann, für Als. |
| Zeherlin. | Träherlin. *****) |
| Zutütler. | Zudüttler. †) |

*) minimus. Wir sagen also unrecht: zum mindesten.

**) Ist noch unter den schwäbischen Bauren üblich.

***) Das zusammengezogene meretrix, so wie Arzt von Artifex entstanden, daher noch hier zu Land ein Mühlenwerks Baumeister ein Mühlarzt heißt.

****) Abermal ein verlorenes, durch kein anderes erseztes, Wort.

*****) Das Diminutiv von Zähre, Thräne.

†) Der deutsche in Vergessenheit gerathene Parasit, oder Schmarozer.

K — r.

---

## 6.

# Geschichte der Falklandinseln,

von

Matthias Christian Sprengel.

Falkland, oder die Malouinen, zwey unfruchtbare Inseln mit unzähligen Holmen umgeben, liegen auf 60 bis 70 Seemeilen von der Einfarth in die Magellanische Strasse, zwischen dem 51. und $52\frac{1}{2}$. Gr. südlicher Breite und $61\frac{1}{2}$. bis $65\frac{1}{2}$. Gr. westlicher Länge. Seit 1689. weis man in Europa erst, daß es zwey große Inseln sind, die ein breiter Sund von Norden nach Süden scheidet, aber ihre wahre Größe ist noch unbekannt, weil weder Franzosen noch Britten sich weit von den Küsten entfernt haben. Eben daher wird auch ihr Umkreis so verschieden bestimmt. Die meisten Seefahrer schäzen ihn auf 200. Meilen, doch Byron, der sie genau umsegelte, macht sie 500. Seemeilen größer.

Falkland, das bis 1764. nur Penguinen und Seelöwen bewohnten, ist freylich kein Tinian, wo ein mildes Klima, und Nahrungsmittel im Ueberfluß den darbenden Seefahrer einladen, sich nach seinen langen Reisen zu erquicken, aber auch kein Grönland, Kamtschatka, oder Hungerhafen. Falkner, der, wie Doktor Johnson, kein glückliches Leben ohne Bäume glaubt, beschreibt es, als ein unfruchtbares Labrador, das weder Holz noch eßbare Gewächse hervor bringt, weder Fische in seinen Bayen, noch Thiere auf seinem dürren Boden erzeugt. F. hatte seine Nachrichten von den Spaniern, die mehr als Eine Ursache hatten, das durch Anson den Seemächten empfohlene Falkland zu verschreyen, und als eine aller Europäischen Kultur unfähige Küste zu schildern.

Diese Inseln haben keine Metalle, und auf keiner einzigen ist ein Baum zu finden, der zum Bauen oder zur Feurung geschickt wäre; doch haben sie Ueberfluß an frischem Wasser, und fürtreflichen Häfen, die große Flotten fassen können. Die Witterung ist gemäßigt; der Schnee bleibt im Winter kaum zwey Monate auf den Bergen, und etwa zwey Tage in den niedrigen Gegenden liegen. Die Bäche frieren niemals, und die gefrornen Seen könnten nie über 24. Stunden Menschen tragen. Nur ist die Witterung überhaupt sehr veränderlich. Sehr oft hagelt es hier mitten in der heissen Jahrszeit, und die häufigen Nebel, welche der Ostwind auf die Insel führt, erlauben wenig heitere und warme Tage, und machen den Sommer unangenehmer, als er gewöhnlich in den Südländern zu seyn pflegt. Eine Reihe Gebirge durchschneidet beyde Inseln von Osten gegen Westen, die von der Südseite ein sehr rauhes Ansehen haben, und den kahlen Felsen des Feuerlandes ähnlich scheinen. Sonst ist die Gegend, wo Bougainville und Byron ihre Kolonien gründeten, wie die ganze Seeküste, flach und mit sechs Fuß hohem Grase und Heidekraut so dicht bewachsen, daß das Ganze ein weiter Wald zu seyn scheint, und die alten Seefahrer Falkland immer, als eine holzreiche Insel beschreiben. Doch, wie schon oben erinnert worden, an Holz ist hier, wie in den Hebriden, ein gänzlicher Mangel, die dem ungeachtet bewohnt sind, und reicher bewohnt wären, wenn nicht gewinnsüchtige Werber diese Ueberreste der alten Kaledonier mit glücklichern Wohnungen jenseits des Meeres, und amerikanischen Paradiesen täuschten. Allein was die Natur dem Boden versagt hat, das ersezt das Meer in reichlicher Maße. Dieses häuft hier, wie in Ißland, in allen Bayen und Meerbusen eine Menge Treibholz, das von der patagonischen Küste, und den magellanischen Meerengen losgerissen, hieher getrieben wird. Bougainville fand unter diesem Treibholz, Bäume von der Dicke seiner Schifstonnen, und die lezte brittische Besazung, wie Penrose versichert, allenthalben

Treib-

Treibholz genug, das sie aber verfaulen liessen, weil sie Torf im Ueberflusse und näher hatten. Dieser ersezt den Holzmangel reichlich, und wird auf der ganzen Insel so häufig gefunden, daß er sich an vielen Orten zwölf Fuß tief stechen läst. Die Einwohner brauchen ihn auch ihre Gärten zu beschüzen, und zu den Wänden ihrer Wohnhäuser. Man kann alle Schmiedearbeit dabey verrichten, nur nicht große Stücke Eisen zusammen schweissen.

An Pflanzen, für eine Malouinische Flora, ist Falkland reich genug, aber desto ärmer an nahrhaften Gewächsen. Ausser etlichen Kräutern wider den Schaarbock, wilden Sellery, Petersilien, Sauerampfer und Kreß, trägt es nichts, was Menschen nähren könnte. Selbst Europäische von Britten und Franzosen hieher verpflanzte Gewächse wollen hier nicht gedeihen. Kartoffeln, Kohl, Rüben, gelbe Wurzeln und Erbsen wurden zwar immer recht gut und eßbar, aber viele andere Gartenkräuter, Blumenkohl, Zwiebeln und Radies schossen ins Kraut, und der ausgesäete Weizen kam gar nicht zur Reife. Die Hauptursache davon war Mangel an Dünger, an dessen Statt sie dürres Seegras gebrauchen musten. An einheimischen eigenen Thieren ist die Insel eben so dürftig. Kein Thier, etliche Füchse ausgenommen, lebet hier, das nicht von Europäern herübergebracht worden. Diese haben hier Schafe, Ziegen, Rindvieh, Kaninchen und Schweine hergeführt, die insgesamt gut fortkommen. Das Rindvieh bleibt wegen gelinder Witterung das ganze Jahr im Felde, und Schweine, die hier mit wilden Enten gemästet werden, sind vortreflich und den Europäischen völlig gleich. Geflügel aller Arten wird hier in unglaublicher Menge gefunden. Eben so zahlreich wie Solangausen und andere Seevögel, für welche unsere Sprache keine Namen hat, um die hebridischen Klippen schwärmen, wimmeln hier, Küsten und Bayen, von Penguinen, wilden Gänsen, Enten und Schnepfen, die die Kolonisten noch zur Zeit mit blossen Stöcken erlegen können. Etliche dieser Vögelarten legen eine so

ungeheure Menge Eyer, und so gar zwey bis dreymal im Jahre, wenn ihre Nester ausgeleeret worden, daß die Einwohner von Falkland mit Recht den in der alten Geographie so bekannten Namen Eyeresser, der in Europa noch bey den Einwohnern der Hebriden perennirte, verdienen. Fische sind troz den Nachstellungen der Seelöwen, und andrer Meerungeheuer in solcher Menge, daß Bougainville in einem Zuge 500. große und etliche tausend kleinere Fische fing. Mit dem Angel war die Fischerey gleich ergiebig und Penrose bestätigt Bougainvilles Erzählung in allen Stücken.

Dem allen ungeachtet war Falkland unbewohnt. Labrador und das kalte Grönland haben Einwohner, rauhere nördlichere Inseln, wie Island und Schettland, nähren Menschen, selbst die einsamen, von Holz und Korn entblöste Felsen von St. Kildå, deren Einwohner mit der grösten Lebensgefahr ihre Nahrung suchen müssen, sind hinlänglich bewohnt, aber in Falkland ist keine Spur von alten Bewohnern. Die nächsten Nachbarn in Südamerika bestehen, wie alle wilde Völker, aus so unansehnlichen Stämmen, und besizen eine so ungeheure Strecke Landes, daß, wenn auch Kriege, Pocken, und Europäischer Brandwein weniger Verheerungen unter ihnen anrichteten, Jahrhunderte doch nicht hinreichen würden, ihnen ihr Vaterland zu enge zu machen. Eben diese sind zu barbarisch und zu unwissend im Seewesen, Kolonien nach einer so entfernten Insel zu schicken. Die Europäer sind in diesem Gewässer erst zu kurze Zeit bekannt, und die äussere Gestalt der Insel hat so wenig einladendes, daß es eben nicht zu verwundern ist, daß Falkland erst 1764. Einwohner erhielt, und daß Europäer, die so manches Land dieses Welttheils mit absichtlicher Grausamkeit von seinen alten Einwohnern entblösten, sich in die Wette bemühten, das rauhe Falkland zu bevölkern.

Eben deswegen unterscheidet sich die Geschichte dieser Insel von den Geschichten bewohnter Länder, und erspart ihrem Geschichtschreiber die gelehrte Arbeit, seine Leser mit

Unter=

Untersuchungen über ihre Aborigines uud deren Verwandtschaft mit andern alten Völkern zu ermüden. Die Geschichte von Falkland bestehet aus einzelen, zerstreuten Nachrichten über die Lage der Insel, und widersprechenden Berichten, unter welcher Breite, und was für einer Gestalt sich Falkland den verschiedenen Europäern zeigte, die, troz der Kälte und der Felsen, um Staatenland sich ins unbefahrne Südmeer wagten. Alles was sie weiter von der Insel erzählen, sind ihre unterschiedene Benennungen, die bald dieser bald jener Seefahrer nach seiner Phantasie veränderte, und eben durch diese Namenveränderung das gefundene Land noch zweifelhafter machte. Sie steigt nicht höher als 1592. nnd läst sich, ihrer Armuth ungeachtet, doch in drey Perioden theilen, in welchen Kavendisch, Fouquet, Anson, und Bougainville Epoche machen. Vom Kavendisch bis Strong (von 1592 bis 1689) war Falkland zweifelhaft, und nur von ferne bekannt, vom Strong bis Anson (v. 1689 bis 1742.) wird seine Lage durch die öftern Besuche französischer Südseefahrer immer näher bestimmt, und Falkland als eine Insel erkannt. Vom Anson endlich bis auf unsere Zeiten (v. 1742. bis 1774.) wird es ganz entdeckt, bevölkert, verkauft, erobert und verlassen.

## Erste Periode
### von 1592 — 1689.

Dieser Zeitpunkt der Falkländischen Geschichte, ist, wie die älteste Geschichte aller Reiche, dunkel und ungewiß, und wir wissen nicht einmal zuverläßig, ob das Land, welches etliche Seehelden ostwärts der Patagonen und Magellans Meerenge sahen, Falkland war, oder nicht. Die meisten Berichte sind so abweichend, wie die Angaben der Alten von Thule, und die patriotischen Bemühungen der Neuern, Thule in Island, die Orkaden oder Spizbergen zu verwandeln. Kapitain Davies ein Reisegefährte des Ritter Kavendisch, der seinen Namen durch einige Fahrten gegen den Nordpol, und die von ihm benannte

Straße Davies berühmter gemacht, war der erste, der 1598. in der Gegend von Falkland Land erblickte, das er aber wegen heftiger Stürme nicht genauer untersuchen durfte. *) Nach ihm fand der Ritter Hawkins, ein berühmter Seefahrer eben dieses Zeitalters, unter dem 47. Gr. Süd. Br. ein großes Land, das seiner Rechnung nach auf 60. Seemeilen von der nächsten Küste entfernt war. Er segelte auf 60 Meilen längst dessen Ufern hin, erblickte hier des Nachts verschiedentlich Feuer, und fand die Gegend sehr holzreich. Aber er konnte wegen heftigen Windes nicht landen, und begnügte sich damit, dieß unbekannte Land nach dem Namen seiner Gebieterin Maydenisland zu nennen. Hawkins Beschreibung paßt zwar nicht so ganz genau auf Falkland, oder auf eine der Inseln, die bisher in ihrer Nachbarschaft entdeckt worden; da aber von vielen Seefahrern nie ein Land unter der von ihm angegebenen Breite entdeckt worden, auch seine Beschreibung zu genau ist, seine entdeckte Mädcheninsel für ein Gesicht der Seefahrer oder für eine große Eisscholle, die wohl zuweilen für Land angesehen wird, zu halten, so war solche allerdings Falkland, und Hawkins hat sich um einige Grade verrechnet.

Die Erzählung des dritten Beobachters ist noch ungewisser, und es ist noch nicht ausgemacht, ob die Inseln, welche Sebald de Wert, ein Holländischer Seefahrer, 1598. unter dem 51. Grade fand, und Sebaldinen nannte, zu den kleinen Inseln gehören, die Falkland umgeben, oder ob sie davon ganz abgesondert sind. Verschiedene Seefahrer haben sie nachher wieder befahren, ohne doch diesen Punkt auszumachen.**) Bougainville scheint sie den Malouinen beyzuzählen, ***) Byron aber, und Makbride, der die beste Karte von diesen Inseln in Haw-

*) v. Hacluit Voyages navigations and Discoveries of the Engl. nations V. 3. p. 842.

**) Frezier p. 513. de Brosses T. II. p. 125. Pernetty Voyage aux isl. Malouines p. 10.

***) Boug. Reise um die Welt p. 25.

Hawkesworths Geschichte der Englischen Seereisen, mitgetheilt, haben sie nicht bemerkt.

Nach diesen Entdeckungen ward das unbekannte Falkland, das noch keinen eigenen Namen hatte, auf einige Zeit vergessen, und kein Seefahrer ward, so viel wir wissen, bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts an diese Küste verschlagen. Ein Engländer, Namens Kowley, fand sie 1683. wieder; er entdeckte unter dem 47. Grade, wie Hawkins, eine Insel, die einen vortreflichen Haven, und Ueberfluß an Holz und frischem Wasser hatte. Seiner Meynung nach hatte vor ihm niemand diese Insel gesehen, und daher gab er ihr, zu Ehren des Sekretair Pepys bey dem damaligen Großadmiral von England, den Namen Pepysinsel. Nach ihm hat kein Seefahrer wieder unter der angegebenen Breite Land gefunden, und Bougainville und Byron suchten es vergebens. Seine Beschreibung paßt zwar sehr gut auf Falkland, und seine Karte stimmt genau mit den andern Abrissen dieser Insel überein, allein der Fehler, sich auf 4. Grad der Breite zu verrechnen, der zu Hawkins Zeiten, in der Kindheit der Seefahrt, möglich war, war für einen Seefahrer seiner Zeiten etwas zu groß. Man suchte ihn durch Zahlenvarianten aus seinem handschriftlichen Journal im brittischen Museo zu retten; man glaubte hier anstatt 47, 51. Grad zu finden, und sodann wäre Kowley der gewisse Entdecker von Falkland. Allein unglücklicher Weise hatte Kowley alle Zahlen mit Buchstaben geschrieben. Kowley muß also doch in der Lage seiner Pepysinsel geirrt haben, oder Byron ist bisher noch nicht auf den rechten Fleck gestossen.

## Zweyte Periode
### von Strong bis Anson
### von 1689 — 1742.

In diesem Zeitraum wird die Lage von Falkland gewiß, das immer nur von ferne, oder halbgesehene Land als eine Insel befunden, und dieser Insel ihr bis auf diesen

Tag fortdaurender Name beygelegt. Kapitain Strong, ein Engländer, sahe Falkland bald nach dem Cowley, weil aber sein Journal noch nicht gedruckt ist, so wissen wir von seinen Beobachtungen nichts weiter, als daß er 1689. den Sund, der die beyden Falklandinseln scheidet, durchschifte, diesen Falklands Sund nannte, und wahrscheinlich beyden Inseln ihren heutigen Namen Falkland gab. Seine Entdeckungen wurden von französischen Seefahrern aus St. Malo sehr erweitert, die izt, aus Noth und Handelsabsichten, den Weg in die Südsee befuhren, welchen ihr Landsmann Gonneville ihnen 200. Jahr vorher gewiesen hatte. Diese suchten, während des spanischen Succeßionskrieges, einen sichern Weg nach Ostindien, um nicht den Engländern oder Holländern auf der gewöhnlichen Route ums Vorgebirge der guten Hofnung in die Hände zu fallen. Andere Schiffer kamen, wegen des einträglichen Handels mit dem spanischen Amerika, noch häufiger in dieses Gewässer. Nach Wood Rogers Bemerkung gingen oft in Einem Jahre 17. Schiffe dieser Nation in die Südsee, denen die Lage von Falkland, entweder bey ihrer Einfahrt, oder Ausfahrt, unmöglich verborgen bleiben konnte. Eine Menge dieser Südseefahrer haben sie nur obenhin bemerkt, oder, wie Sebald de Wert, nur etliche von den umherliegenden Inseln gefunden. So fand Beauchesne Gouain 1701. die kleine Insel Beauchesne südwarts der Malouinen, und Fouquet, ein französischer Chinafahrer, sahe 1714. etwas von dem Falkländischen, dem er den Namen Anican beylegte, ohne sich durch dieses neuentdeckte Land, das sich so manchem Seefahrer dargeboten hatte, in seiner Reise irre machen zu lassen.

Andere Südseefahrer von St. Malo, von welchen Falkland den Namen der Malouinen erhalten hat, die gewöhnliche Benennung dieser Insel in Spanien und Frankreich, kamen zufällig, und sehr häufig bis 1708. hieher, und Doublet und Poree besichtigten diese Inseln sehr genau. Ihre oft widersprechende Berichte sind nicht gedruckt, aber

aber Frezier hat sie insgesamt in seiner Beschreibung der südlichen Länder, und bey seiner Karte der Malouinen, der ersten, die wir von diesen Ländern haben, gebraucht, woraus erhellet, daß sie diese Inseln, deren nordlicher Seite Poree den Namen der Küsten Assumtire gab, nach Süden, Osten und Norden, aber nicht ihre westliche Küste kannten.

Eigentlich ist es Frezier, dem wir diese erste gewisse Nachricht von Falkland verdanken, denn er vereinigte, aus den Papieren dieser Seefahrer, ihre Widersprüche, er bewies, daß alles, vom Kavendisch her, von 47. bis 52. Grad entdeckte Land, nichts anders als die Malouinen wäre, und aus seiner Reisebeschreibung erschienen endlich die Malouinen in den gewöhnlichen Karten von Südamerika. Die übrigen Entdecker vor Anson haben unsere Kenntniß von Falkland nicht erweitert. Wood Rogers sahe Falkland 1709. im 51. Gr. südl. Br. und 61. Gr. westl. Länge liegen; und Admiral Roggewien 1721. unter dem 52. Grad. Dieser nannte sie, zu Ehren seiner Nation, Südbelgien; er schätzte ihre Größe auf 200, und ihre Entfernung vom nächsten festen Lande auf 80. Meilen, untersuchte aber die Insel nicht genauer, um nicht den günstigen Wind in die Magellanische Straße zu verlieren.

## Dritte Periode
### von 1742 — 1774.

Anson sahe freylich die Malouinen selbst nicht, allein, da einige Schiffe seines Geschwaders die Insel untersuchten, und seine Beschreibung derselben die Europäer auf Falkland aufmerksam machte, so fängt diese Periode billig mit dem großen Mann an, dem die Schiffahrt nach der Südsee so viel zu danken hat, und auf dessen Beobachtungen größtentheils alle Entdeckungen gebauet sind, die die Britten in unsern Tagen in den Südländern gemacht haben.

Zwey Schiffe von Ansons Geschwader, der Herzog und die Herzogin von Bristol, funden die Falklandsinseln, und segelten von hier in 35. Tagen nach Juan Fernandez.

Wahrscheinlich hat Anson, auf ihre Beschreibung, seiner Nation die Wichtigkeit dieser Inseln in seiner berühmten Reise empfohlen. Er machte hier von ihren Häfen, frischem Wasser, und ihrer bequemen Lage für die Englischen Südseefahrer die vortheilhafteste Schilderung. Er beweist, daß der Besiz von Falkland die Engländer aller unfreundlichen Begegnung der Portugiesen und Spanier überheben würde, der ihre Schiffe beym Einlaufen in ihre Häfen ausgesezt sind, und daß von diesem Erfrischungsplaz alle nach der Südsee bestimmte Seehafen, eine kürzere Fahrt, entweder um Kap Horn oder durch Magellans Meerenge haben würden.

Ansons Vorschlag sollte schon 1748. ausgeführt werden. Er war, nach geendigtem Kriege mit Spanien, erster Lordkommissair der Admiralität, und nach seinem Plan wurden in dem angeführten Jahre einige Fregatten ausgerüstet, die Lage der Falklandinseln näher zu besichtigen.

Allein die Absicht dieser geheimen Ausrüstung ward den Spaniern zu früh bekannt, und ihre Minister, die solchen für einen offenbaren Bruch des lezten Friedens erklärten, machten so viel Erinnerungen dagegen, und beriefen sich so laut auf ihr altes Recht auf die Südseeländer, daß die Regierung, welche, wegen einer unbekannten Insel, deren Entdeckung und Nuzbarkeit höchst ungewiß war, die Nation nicht in einen neuen Krieg verwickeln wollte, das Unternehmen für dießmal beyseite legte.

Der bald nachher ausbrechende Krieg mit Frankreich, der die Nation mit den wichtigern Gegenständen beschäftigte, — Frankreich und seine Seemacht zu verderben, und Spanien an der empfindlichsten Seite anzugreifen, — verdrängte allen Entdeckungsgeist, bis ihn Lord Egmont in England nach dem Pariser Frieden wieder belebte. Frankreich suchte nach diesem Frieden ebenfalls Länder in Süden auf, aber aus ganz andern Absichten. England wollte, wie Byrons Verhaltungsbefehl ausdrücklich sagt, zur

Auf=

Ausbreitung und Schiffahrt neue Länder, und die wahre Beschaffenheit der Falklandinseln untersuchen, Frankreich aber durch ein irgendwo zu entdeckendes Eldorado den Verlust seines Indischen Handels und seiner Kolonien ersezen. Allein wegen des Geldmangels ward die Entdeckung neuer Länder vom Hofe nur schwach unterstüzt, und ohne den thätigen Patriotismus des Obersten Bougainville, der durch Ansons Seereisen zur Entdeckung neuer Länder angefeuert ward und selbst einen großen Theil seines Vermögens zu Bestreitung der Kosten hergab, wäre gewiß der ganze Anschlag gescheitert. Bougainville ließ 1763. zwey Schiffe ausrüsten, und segelte am 15. Sept. dieses Jahrs von St. Malo nach Falkland. Hier legte er 1764. auf der östlichen Insel eine Kolonie von 27. Personen an, unter denen zwey Familien aus Akadien waren, die mit Vieh und den nöthigsten Lebensmitteln von Buenos Ayres aus versehen wurden. Im Jahr 1765. war diese Kolonie schon auf 80, und das Jahr darauf, auf 150. Personen angewachsen, die ihr Holz selbst von der Magellanischen Meerenge holten, und 1765. gegen Europäische Produkte schon eine Ladung Thran und Seewolfsfelle nach Frankreich senden konnte. Allein der Familientraktat, die Besorgniß, Spanien durch Kolonien in den Südländern zu beleidigen, oder Furcht mit andern Nationen in Streit zu gerathen, bewegten Frankreich 1767. ihre neue Kolonie an Spanien zu verkaufen. Spanien bezahlte für das ganze Etablissement 603,000 Livres, und 5. Procent Zinsen, welches die Kosten der Ausrüstung bis im April 1767. gewesen waren, und bekam dafür das Fort Louis, welches nun Port Soledad genannt ward, nebst allen Fahrzeugen, Waffen, Mund- und Kriegsprovision auf der Insel. Bougainville bekam einen Theil dieser Summe für seine gehabte Kosten, nebst der Freyheit, einige Ladungen Europäischer Waaren von Rio Janeiro in Buenos Ayres zu verhandeln.

Während Bougainville seine Kolonie in der östlichen Falklandinsel gründete, erneuerte Lord Egmont Ansons bis-

bisher aufgeschobenes Vorhaben, die Malouinen und andere Länder der Südsee näher zu untersuchen. Dem zufolge ward Kommodor Byron hieher gesandt, der die Insel sehr vortheilhaft, und einen ihrer Häfen, den er, zu Ehren des Lord Egmont, Egmonts Hafen nannte, als einen fürtreflichen Erfrischungsplaz, selbst für eine große Flotte fand. Er nahm 1765 darauf Falkland mit denen dazu gehörigen Inseln im Namen Georg des dritten in Besiz, ohne jedoch zu wissen, daß Frankreich schon einen Theil derselben besezt hatte. Auf Byrons vortheilhafte Beschreibung beschloß die Englische Regierung, hier ebenfalls ein Etablissement zu gründen, und sandte 1766. den Kapt. Makbride mit der Fregatte Jason, als englischen Befehlshaber in Falkland herüber. Makbride gründete sein Fort, ein in England gezimmertes Blockhaus, auf der westlichen Insel nahe beym Hafen Egmont, und machte darauf nach einer abermaligen Umseglung einen genauen Abriß von der Insel. Seine Karte, wie die Kopie in Hawkesworths Seereisen beweist, ist weit vollkomner und specieller, wie alle vorhergehenden geographischen Zeichnungen von Falkland. Selbst Bougainvilles Karte, die Pernetty in seiner Reisebeschreibung mitgetheilt hat, verdient gar keine Vergleichung. Sie ist äußerst unvollkommen, und außer der Gegend von Port Louis von der Land- und der Seeseite so sehr im Groben gezeichnet, daß weder Seefahrer noch Geograph richtige Resultate daraus ziehen können. Unter Kapt. Makbride wurden beyde Kolonien miteinander bekannt, oder Engländer und Franzosen, die beyde vor sich auf einer abgesonderten Insel lebten, wusten bis dahin wenig von einander und ihren eingenommenen Etablissementen. Makbride kam auf seiner erwähnten Umseglung nach Port Louis, widersprach der französischen Besazung, und drohete, die Besazung von der Englischen Insel Falkland zu verjagen. Doch bey diesen Drohungen blieb es, weil Frankreich unterdessen ihre Malouinische Kolonie an Spanien verhandelte. In England ward dieser Handel wenigstens nicht öffentlich bekannt,

auch

auch die Englische Besazung in Egmonts Haven schien nichts davon zu wissen. Die spanischen Befehlshaber in Amerika waren sehr wider den Kauf von Falkland, den sie öffentlich für einen französischen Staatsstreich ausgaben, und die spanische Besazung hatte einen solchen Abscheu vor dieser Insel, daß der Oberste Katani lieber als Kajütenwächter dienen, als Gouverneur in diesem Hungerhafen seyn wollte*)

Erst 1769. wie's aus dem Stillschweigen beyder Völker nicht unwahrscheinlich ist, erfuhren die Engländer das Daseyn einer spanischen Besazung in Port Louis, das seinen Namen nunmehr in Port Soledad verändert hatte. Kapitain Hunt, damaliger Kommandant von Falkland und der Fregatte Tamar, entdeckte beym Kreuzen längst der Insel von ungefehr ein spanisches Schiff, das mit Lebensmitteln von Buenos Ayres für die Besazung von Falkland segelte, und befahl sogleich der Mannschaft, diese seiner Krone gehörige Insel zu räumen. Der spanische Gouverneur von Port Soledad verwunderte sich sehr über den Antrag, und ließ sich in einem höflichen Schreiben näher nach der Ursache erkundigen, beschwerte sich über Beleidigung der spanischen Flagge, und verlangte von den Engländern vielmehr Falkland zu verlassen. Beyde Befehlshaber hatten nach der Zeit eine lange Korrespondenz, worinn jeder das Recht seiner Nation auf Falkland erwies, keiner aber erlauben wollte, ihre beyderseitigen Kolonien zu besuchen. Vorzüglich aber bestunden die Engländer darauf, daß die Spanier ihre Besizung in sechs Monaten räumen sollten.

Zwey Monat nach diesen vergeblichen Unterhandlungen erschienen zwey spanische Fregatten im Hafen Egmont, die eine Verstärkung der Garnison von Port Soledad am Bord hatten, unter dem Vorwande, frisch Wasser einzunehmen.

Ihr

*) v. Falkner Descript. of Patagonia p. 95.

Ihr Befehlshaber verwunderte sich, wie gewöhnlich, hier Englische Besazung zu finden, protestirte wider die Besiznehmung der Insel, und erklärte alles für eine Verlezung des lezten Friedens, doch versprach er bis auf nähere Befehle von Spanien mit den Feindseligkeiten inne zu halten, und ging nach achttägigem Aufenthalte wieder unter Segel. Kapitain Hunt gab hierauf der Englischen Admiralität von dem Vorgefallenen, und seiner Schwäche einen Angrif auszuhalten, Nachricht, aber ehe er Sukkurs, oder Verhaltungsbefehle erhielt, erschien den 4 Jun. 1770. eine spanische Armade von 4. Fregatten vor dem Hafen Egmont, und die Englische Besazung ward aufgefordert, die Insel zu räumen. Die Spanier hatten 16-1700. Mann, 27. Vierundzwanzigpfünder, vier Mörser und alle Ammunition von einer Belagerung bey sich, dem ungeachtet machte die Englische Besazung, die nur von zwey bewafneten Fahrzeugen von 16. Kanonen, und einer mit 4. Kanonen besezten hölzernen Festung bedeckt waren, Mine sich zu vertheidigen. Als aber die Spanier Truppen ans Land sezten, und ihre Fregatten das Fort, doch ohne einigen Schaden, zu beschiessen anfingen, ergab sich die schwache Besazung, und erhielt einen freyen Abzug mit allen militarischen Ehrenzeichen. Sie konnten in ihren Schiffen mitnehmen was sie wollten, und über die hinterlassenen Effekten ward ein Inventarium gemacht.

Die verdrängte Besazung kam nach einer Reise von 70. Tagen den 22. Sept. desselben Jahrs in Plymouth an, und dieser Angriff mitten im Frieden ließ einen blutigen Krieg zwischen beyden Mächten befürchten. England, das sich schon vor Hunts Ankunft rüstete, forderte die Wiedergabe von Falkland und Entschädigung für die erlittene Beleidigung, und beschleunigte die Zurüstungen, bis Spanien seine Erklärung gab. Die Regimenter wurden ergänzt, Matrosen gepreßt, und der Minister in Madrid ward zurückgerufen. In Spanien wurden gleiche Anstalten gemacht. Man verbot den Registerschiffen auszusegeln, mach-

te

te die Regimenter vollzählig, und es schien, daß weil Russen und Türken in Osten mit einander fochten, man in Westen von Europa auch die Hände nicht in den Schoos legen wollte. Doch war der Krieg noch nicht erklärt.

Aber eben daher, weil keiner von den streitenden Theilen seine Ansprüche auf Falkland in öffentlichen Schriften zeigte, und selbst die dem Parlamente vorgelegten Schriften wenig oder nichts von diesen Gründen erwähnten:*) so sind Spaniens Ansprüche so wenig als Englands Gerechtsame auf Falkland völlig bekannt, und wir tappen bey der Hauptstreitfrage so lang im Dunkeln, bis ein neuer Krieg die Rechte beyder Nationen in ein helleres Licht sezt.

So viel man jedoch aus den damaligen Verhandlungen des Grafen von Rochefort und des Prinzen Masserani, und des Herrn Harris, mit dem spanischen Staatsminister Grimaldi ersiehet, gründet Spanien sein Recht auf Falkland in der ausschließlichen Oberherrschaft über die Südsee; in der Entdeckung dieser Insel; in dem Friedenstraktat von Jakob I. 1704. und seinem Handel mit Frankreich. Spaniens Recht auf die Südsee und der darinn belegenen Länder ist indeß wohl nicht viel gültiger, als das Recht der Abtey Corvey auf die Insel Rügen, des Pabstes auf Amerika, und was Spanien eigentlich unter diesem Rechte begreift, ist der ausschließliche Handel mit seinen amerikanischen Ländern, den es freylich andern Mächten verwehren kann. Allein Falkland liegt nicht im Südmeer, und so wenig izt England auf die von den Dänen bevölkerten, und noch beherrschten Faröe, die mit zu den Inseln über Schottland gehören, Ansprüche machen kann, und vor 1468. auf die Orkaden machen durfte; eben so wenig kann Spanien aus dem Besiz von Südamerika eine Herrschaft über Falkland schliessen. Ob Spanier diese Inseln vor Kavendisch entdeckten, ob Falkland die von einem ihrer alten Seefahrer gefundene Islas de Patas sind, ist bey den geringen Nachrichten von diesen Inseln, den so wenig richtigen Bestimmungen

*) v. Annual. Register for. 1771. p. 47.

gen der Länge und Breite bey den alten Seefahrern, schwer auszumachen. Da aber Spanien weder die Zeit ihrer Erfindung noch das Journal ihres ersten Entdeckers bekannt gemacht hat, so scheint dieser Grund wohl nur gebraucht zu seyn, die Schwäche der übrigen Ansprüche zu unterstüzen. Der Traktat zwischen beyden Reichen von 1604. enthält nichts, *) was England im Besiz von Falkland hindern konnte, und das, was sich einigermaßen hieher ziehen ließe, besteht darinn, daß Spanien den Engländern verbietet, nach solchen Pläzen zu handeln, die von jeher fremden Nationen untersagt waren. Der Handlungstraktat zwischen Frankreich und Spanien ist noch nicht bekannt gemacht. Allein Frankreich konnte doch nicht mehr von Falkland verkaufen, als es wirklich besaß. Frankreich besaß nur die östliche Insel, und hatte vom westlichen Falkland so wenig entdeckt, daß Franzosen selbst solches für ein unbekanntes Land ausgeben.**)

Aber wie kann Falkland, das bis 1689. so gut als unentdeckt war, mit einigem Schein nur unter die Klasse dieser Oerter gebracht werden. Englands Rechte, fürnemlich auf die westlichen Falklandsinseln, sind unstreitig. Britten waren die ersten Entdecker; Britten die ersten, die Falkland untersuchten, welches noch einleuchtender seyn würde, wenn Strongs Tagebuch gedruckt wäre. England nahm diese Insel ungehindert in Besiz, ohne daß Frankreich diese Besiznehmung verwehrte, oder je die Englische Besazung beunruhigte. Auch die Spanier hinderten sie eben so wenig an dem ruhigen Besiz, bis sie zu ihrer eigenen Selbstvertheidigung gezwungen, den Engländern, die sie aus Falkland vertreiben wollten, zuvorkamen.

Der bevorstehende Krieg ward endlich 1771. durch Englands friedliche Gesinnungen, durch Frankreichs Schwäche und innerliche Unruhen, und die Ungnade des frie-

*) Rymers Foeder. T. 16. p. 585. Du Mont Corps diplomatiques T. V. p. II.

**) v. Pernetty V. II. p. 104.

kriegerischen Herzogs von Choiseul verhindert. Nach vielen fruchtlosen Unterhandlungen unterzeichnete der Spanische Gesandte in London der Prinz Masserano einen Vergleich. Spanien erklärte die Einnahme des Hafen Egmont für eine eigenmächtige Unternehmung des Gouverneurs von Buenos Ayres, der aber durch Kapt. Hunts Begehren, Port Soledad zu räumen, seiner Instruktion gemäß berechtiget war, gegen dergleichen Eingriffe in die Rechte des Königs von Spanien Gewalt zu gebrauchen. Allerdings war Hunts Forderung, die Spanier sollten Falkland verlassen, die Veranlassung aller Gewaltthätigkeiten, doch Spanien schien nur auf einen solchen Schritt zu warten, und der Spanische Hof war von der Unternehmung auf Falkland benachrichtigt, ehe noch die Flotte von Buenos Ayres aussegelte. *)

England erhielt durch diesen Vertrag nichts weiter als die Wiedergabe des Hafens Egmont, in demselben Zustande wie er vor der Einnahme gewesen war. Spanien aber behielt sich ausdrücklich vor, daß diese Wiedergabe seine Gerechtsame auf Falkland nicht aufheben sollte. Im ganzen Vertrag blieben alle andere Ansprüche auf Falkland unausgemacht, auch wegen des Hafens Soledad ward nichts bestimmt, und die Spanier blieben wie vorher im Besitz desselben.

Die Oppositionsparthey war wie gewöhnlich über diese zu sehr beschleunigten Verhandlungen unzufrieden, und drang darauf, zur Entschädigung für die Beleidigung der Englischen Flagge, ganz Falkland und die Bezahlung der Manilla Ranzion zu fordern, auch die Gewalt der Spanischen Gouverneurs in Amerika einzuschränken. Achtzehen Pairs im Oberhause protestirten unter andern gegen die Druckaddresse und unterstüzten solche mit Gründen, **) die aber den einmal geschlossenen Vertrag nicht rückgängig machten,

*) Annal. Register. 1771. p. 41.

**) V. Mercure historique T. 170. p. 208.

ten, und bey der Dunkelheit in der ganzen Verhandlung, izt noch nicht können erörtert werden.

Den 13. Nov. 1771. nahmen die Britten wieder von Falkland Besiz, und hielten hier, wie vorher, eine schwache Besazung, die alle Jahr abgelöset, und von einigen bewafneten Fahrzeugen gedeckt wurde. Doch unvermuthet ward diese 1773. zurückgerufen. Die lezte englische Besazung muste die Insel 1774. verlassen, und ließ blos über dem Eingange des Blockhauses ein Denkmaal, daß Falkland der Krone England gehörte. *) Die Ursachen dieser Verlassung sind noch nicht bekannt worden; sie müssen aber gewiß die Besorgniß überwiegen, daß Spanien ohne Englands Wissen sich nun vielleicht auf beyden Falklands festsezen kann.

Wahrscheinlich ist der Erfolg der Südsee-Entdeckungen und die fehlgeschlagene Hofnung, hier Gewürze zu finden, oder mit den Einwohnern der bisher bekannt gewordenen Inseln irgend einen Handel zu treiben, die Hauptursache, daß diese Insel, die ein St. Helena für die Südseefahrer werden sollte, aufgegeben ward. Doch bleibt sie immer einer jeden handelnden Nation wichtig. England hat Kolonien, die unfruchtbarer und rauher sind als Falkland, und durch ihren Handel den Reichthum der Nation nur um ein sehr geringes vermehren, und dem ungeachtet immerfort beschifft und besezt bleiben. Wie ausnehmend reich, kalt und unfruchtbar ist nicht die Gegend der Hudsons Bay, und doch läst sich eine Gesellschaft nicht abschrecken, hieher seit 1670. zu handeln, eine Besazung von 186. Mann in verschiedenen Forts zu erhalten, und dies alles, um in vier Schiffen — denn mehr gehen jährlich nicht hieher — für 16000. Pf. Sterling brittischer Waaren, und 29,340. Pf. hudsonische Bieberfelle, Feder, Federspulen und Fischbeinen umzusezen. Eben so wenig hält die schreck-

*) v. Penrose account of the late Expedition to Port Egmont, p. 51.

schreckliche Kälte die Holländer ab, Grönland bis zum ein und siebenzigsten Grad zu besuchen, blos um mit vieler Mühseligkeit etliche Wallfische zu erlegen, und von den Einwohnern Seehundspeck, und eine geringe Anzahl Fuchsbälge einzutauschen. Falkland verspricht seinen Einwohnern gewiß mehr Handelsvortheile. Die See umher, und weiter südwärts wimmelt von Seeungeheuern, Wallfischen, Seelöwen und andern thranreichen Amphibien, die einen doppelten einträglichen Handel mit Thran, Seehund- und andern Fellen versprechen; indessen der Wallfischfang in Norden immer gefährlicher, und von geringern Vortheilen wird. Auch den Nordamerikanern ist dieser Handlungszweig schon lange bekannt gewesen; sie haben hieher schon seit etlichen Jahren Schiffe auf den Wallfischfang gesandt. Penrose sahe in einem Jahre drey Schiffe von Boston in gleicher Bestimmung in Port Egmont einlaufen. Die ungeheure Menge Gänse und andere Seevögel macht zu einem Handel mit Federn und Federspulen Hofnung. Von Falkland aus läst sich ein eben so ergiebiger Handel wie von der Mosquito Küste mit den Wilden in Südamerika treiben, und die Falkländer können sich von dieser von Spanien 20. Grad unbesezten Küste, mit Holz im Ueberflusse versorgen, oder für Europäische Waaren von den Wilden, Salz aus den mannigfaltigen Salzseen, Salpeter, der an der südlichen Seite des la Plata so häufig gefunden wird, und Häute von den unzähligen Heerden dieses großen Landes eintauschen. Daß Kolonisten mit geringer Unterstüzung hier leben und fortkommen können, beweisen die Franzosen in Port Louis. Eben das würden die Engländer in Port Egmont beweisen, wenn sie weniger Besazung gewesen wären. Die Insel ist groß und geräumig, zum Ackerbau und zur Viehzucht geschickt, wenn die ersten Kolonisten unverdrossen sind, und die Regierung sie einigermaßen unterstüzt. Wie vielmehr Hindernisse hatten nicht die ersten Kolonisten in Nordamerika zu überwinden, ehe sie einigermaßen die großen Kosten ihrer Ausrüstung erwiedern konnten. Anfälle der Wilden,

Hungersnoth, Kälte, ungeheure Wälder und Strecken Landes, die von Grund aus artbar gemacht werden müssen, zerstörten auch den thätigsten Eifer nicht, wie Virginien und die älteste Geschichte von Neuengland mannigfaltig beweisen. Das wenigste von diesen haben die neuen Einwohner von Falkland zu befürchten, und die Englische Regierung, die auf Neuschottland, das jährlich nur für 26500. Pf. Sterling brittische Waaren braucht, und nach Großbritannien nur für 38000. Pf. einige Produkte zurückschickt, in den ersten sieben Jahren nach dem Aachner Frieden, 415,484. Pf. Sterling, und noch im vorigen Jahre 4346. Pf. verwendete, verließ gewiß Falkland eher aus verborgenen Staatsursachen, als aus Besorgniß, neue Summen bey einer armseligen Insel zu verlieren.

---

## 7.

## Nachrichten vom Herrn von Voltaire.

### Auszug eines Briefes aus Genf vom 8. Jänner 1776.

---

— — Von meinem Nachbar, dem Patriarchen der französischen Litteratur, weis ich nicht viel Neues. Er lebt noch, und schreibt bisweilen noch ganz artige Sachen; aber wiederholt sich zu sehr, und schreibt sich bisweilen ganz ab. Der Hr. Freron hat ihm ohnlängst wieder viel Verdruß gemacht. Er hat den Kommentar, den der Hr. de la Beaumelle über seine Henriade geschrieben, herausgegeben. Es sind sehr gute und gegründete Anmerkungen darinnen, auf die der Hr. v. Volt. nicht anders, als mit Spöttereyen und Schimpfwörtern wird antworten können. Allein zum Unglück ließ der de la Beaumelle sichs einfallen, die Verse des Hrn. v. V. hie und da durch seine eigene zu korrigiren. Sie sind zwar richtiger, aber sehr matt, und haben das harmonische der voltairischen Versifikation nicht.

Weil

Weil der de la Beaumelle dem Hrn. v. V. hin und wieder auch Sprachfehler zeigt; so haben die Kreaturen des Hrn. v. V. und unter andern ein französischer Journalist, den wir hier haben, sich zum voraus, ehe noch der Kommentar ans Licht trat, bemüht, im Boileau und in andern klassischen Schriftstellern auch Sprachfehler zu entdecken, um ihren Koryphee zu entschuldigen: und vermuthlich ist ihnen dieser Kunstgriff von dem Hrn. v. V. selbst an die Hand gegeben worden. — — — Da man ihm hie und da Fehler in seinen historischen Schriften gezeigt hat; so hat er in einem seiner neueren Bücher auch in dem Hrn. von Montesquieu dergleichen aufgesucht, um sich mit großen Beyspielen einigermaßen zu rechtfertigen. Ich las den vergangenen Sommer seine allgemeine Geschichte, und fand, ohne sie zu suchen, verschiedene unverzeihliche Irrthümer. Ohne von einer astronomischen Unrichtigkeit zu reden, die er bey Gelegenheit des gregorianischen Kalenders begangen hat, ist mir ein grober Anachronismus in der Geschichte aufgefallen. Er sagt von dem Habspurgischen Leopold, der die Schlacht bey Morgarten wider die Schweizer verlor: *le meme Leopold*, qui avoit si lachement trahi Richard I. Roi d'Angleterre. Es ist unbegreiflich, wie ein Mann, wie Voltaire, dergleichen Dinge hinschreiben, und sich durch die Gleichheit der Namen verführen lassen kann: doch muß ich gestehen, daß ich seine Geschichte mit Vergnügen lese, weil sie bey allen diesen Mängeln ein gewisses philosophisches Ansehen hat, das dem Geist überaus gefällt. — Er ist würklich beschäftigt, sein Ferney so blühend und bevölkert zu machen, als es ihm möglich ist: und hat zu diesem Ende eine besondere Art ausgedacht. Er bietet seinen Freunden, und sogar Fremden, insonderheit wenn sie Uhrmacher sind, an, ihnen in seinem Dorf ein Haus auf seine eigene Kosten zu bauen. Ich seze, das Hauß koste 20. Franken, so bezahlt der Besizer dieses Hauses dem Hrn. v. V. weiter nichts, als die Zinsen von diesen 20. Franks, so lang er, und die Frau Denis, die sich bey ihm aufhält, leben. Nach seinem und dieser Frau

Tode gehört dieses Haus seinem Besizer eigen. Von seinen Freunden nimmt er, wie man mir gesagt hat, nur geringen Zins, und auch von Fremden nur 6. bis höchstens 8. Prozent; so daß, wenn er und die Frau Denis nicht mehr lang leben, wie es wahrscheinlich ist, der Kontrakt für die Käufer sehr vortheilhaft seyn muß. 2c.

Sch.

---

8.

# Geschichte des fünften Welttheils im Kleinen,

von

Christian Wilhelm Dohm.

Fortgesezt von S. 62 des Jänners.

---

3.

Noch kannte man Amerika's südliche Gränze nicht, und seine Westküste hatte noch kein europäisches Schiff befahren. Und doch umschloß das große Südmeer, das Amerika und Asien trennt, den grösten Theil der Entdeckungen, die noch für den fünften Welttheil zu machen waren. Um zu dieser nähere Schritte zu thun, muste also erst ein Weg ins Südmeer ausgefunden werden; — ein Weg, von dem man noch nicht wuste, ob er zu Lande oder zu Wasser müsse unternommen werden?

Ferdinand Magellan (Hernand Magaglians oder Magalhanes), ein portugiesischer Edelmann, hatte, der erste, den naiven Gedanken, daß das feste Land von Amerika nach Südwest abschüßig und spiz zulaufe (gerade wie Afrika gegen Südost) und daß also tiefer südlich, als man noch gekommen war, offnes Meer oder wenigstens Meerenge seyn müsse. Den Gedanken hätte vielleicht mancher subtiler Kopf auch

auch gehabt, aber nicht jeder auch den Muth dazu, dies Meer — das seyn, aber auch gar wohl nicht seyn konnte — selbst zu suchen in Gegenden, wo noch kein portugiesischer Edelmann gewesen war. Magellan hatte den Muth neben dem Gedanken. —

Eine geographische Entscheidung Seiner Heiligkeit war im Grunde die lezte Ursache, daß Magellan der erste Weltumseegler wurde. Bey der seichtesten Kenntniß der Erde hatt es sich der Bischof von Rom einfallen lassen, alle entdeckte und noch zu entdeckende wirkliche und mögliche Länder durch eine sogenannte lineam demarcationis unter die Portugiesen und Spanier zu theilen. Alles was der Entscheidungslinie östlich lag, sollte den Portugiesen, was westlich den Spaniern gehören. Die intereßirten Partheyen schienen hiemit zufrieden; und vielleicht dachten beyde, am wenigsten aber ihr Richter, nicht daran, daß östlich und westlich ein paar Beziehungsbegriffe wären, die sehr wesentlich sich abändern könnten, — daß wenn Portugiesen und Spanier immer in ihren Entdeckungen fortführen, sie endlich in einen Punkt zusammentreffen müsten, den die einen östlich, die andern westlich, beyde mit gleichem Recht nennen würden. Diese Kollision der beyden weltforschenden Nationen fand sich ziemlich früh ein. Franz Serrano entdeckte 1511 für sein Vaterland Portugall, die Molucken, diese nachher so ergiebigen Quellen des reichsten Handels, der jemals zwischen Asien und Europa geführt wurde. Man merkte ihnen schon damals an, daß sie dies bald werden würden, und da war wohl Anlaß genug für Portugiesen und Spanier, sich über die Lage der kleinen Eylande gegen die Demarkationslinie zu zanken.

Magellan hatte unter dem großen Albuquerque in Indien wichtige Dienste geleistet; er war auch mit den Entdeckern auf den Molucken gewesen. Nach seiner Rückkunft glaubte er vom portugiesischen Hofe beleidigt zu seyn, da man ihm eine kleine Vermehrung seines Gehalts abschlug. Er beschloß, sich empfindlich zu rächen, und gieng zu dem jun-

gen ehrsüchtigen Monarchen Spaniens Karl I.*), der große Lust fühlte, seine Herrschaften zu erweitern, wenn gleich schon izt in ihnen die Sonne nie unterging. Sehr willkommen war ihm also Magellans Vorschlag, den Molucken von Westen beyzukommen, weil alsdann der untrügliche Ausspruch des Statthalters der Christenheit gerade gleich vortheilhaft für die Portugiesen und die Spanier entschied, und also nichts übrig blieb, als an den höhern Ausspruch des Rechts des Stärkern zu appelliren, — eine Appellation, die Karl am wenigsten fürchten zu dürfen glaubte.

Aber um es bis dahin zu bringen, muste Magellan erst Meere suchen, die nur wahrscheinlich waren, und sich durch Meerengen arbeiten, die er (hätt er sie auch vorher, wie man sagt, auf Behaims und Anderer Karten gesehn) nur vermuthen konnte. Er muste einen Weg um das südliche unbekannte Amerika nach dem östlichen Asien finden! Ein großer Gedanke für das Jahr 1519, den ein paar ärmliche Ursachen — die ungereimte Entscheidung eines unwissenden Priesters und der beleidigte Stolz eines ehrgeizigen Edelmanns — schon so früh in die Welt brachten.

Magellan strebte so eifrig nach dem Ruhm, einen großen Gedanken nicht nur gefunden, sondern auch ausgeführt zu haben, daß er sich anfangs erbot, die Ausrüstung der Schiffe und die Reise auf eigne Kosten zu unternehmen, und sich nur zu derselben den kaiserlichen Schuz ausbat. Aber Karl war zu begierig, die reichen Vortheile der gehofften Entdeckungen zu erndten, und wollte einigen Aufwand für dieselben nicht sparen, den er bald mit Wucher bezahlt erwartete.

Er ließ fünf Schiffe **) ausrüsten und Magellan übergeben; zwey hatten jedes 130 Tonnen; zwey jedes 90; und

*) Der deutsche Kaiser Karl V.

**) Die Namen dieser Schiffe waren: Trinidada, dessen Kapitain Magellan selbst war. St. Antonio, dessen Kapitain Juan de Cartagena. Viktoria, dessen Kapitain Louis de Mendoza. Concepcion, dessen Kapitain Gaspar de Queseda. St. Jago, dessen Kapitain Juan Rodrigurg Serrana.

und eins 60. Die sämmtliche Mannschaft bestand aus 234 Personen, für welche Magellan Sold und Lebensmittel auf zwey Jahre mitnahm.

Die Unternehmung schien so wichtig, daß man sogar die Bedingungen derselben festzusezen nöthig hielt. Die wichtigsten derselben waren folgende:

1. Magellan verpflichtete sich, die moluckischen und andere Inseln innerhalb der spanischen Seite der großen Entscheidungslinie zu finden.

2. Dagegen verband sich der Kaiser, daß er innerhalb zehn Jahren keinem andern erlauben würde, den neu entdeckten Weg zu befahren.

3. Von allen Einkünften und Vortheilen, welche die neu entdeckten Länder nach abgezogenen Unkosten geben würden, sollte Magellan und seine Erben den zwanzigsten Theil bekommen. Sollten aber der entdeckten Inseln mehr als sechs seyn, so bekäme er von zwey derselben ein Funfzehntheil.

4. Magellan und seine Erben sollten jährlich auf königlichen Schiffen 100,000 Dukaten nach den neu entdeckten Ländern schicken, und dafür dortige Waaren zurück bringen dürfen; doch aber von denselben die ordentlichen Abgaben an den König bezahlen.

5. Von Allem, was die Schiffe auf dieser ersten Reise zurück bringen würden, sollte Magellan den fünften Theil bekommen.

6. Endlich wurde auch Magellan, seinen Kindern und in Spanien gebornen Erben der Titel Adelentado von allen neuentdeckten Ländern bewilliget.

Die Ausfahrt der Flotte wurde noch etwas durch die entgegen arbeitende Bemühungen des Königs von Portugal verzögert. Sein Gesandter am spanischen Hofe gab sich alle Mühe, theils Magellan wieder für sein Vaterland zu gewinnen, theils ihn bey dem Monarchen herabzusezen, und diesem die Unternehmung als ein chimärisches Projekt abzubilden. Allein er arbeitete vergebens; Magellan blieb seinem neuen Herrn getreu, und Karl standhaft bey seinen

Entschliessungen, begnügte sich zu versichern, daß er auf keine Weise die Portugiesen zuerst angreifen würde.

Und so hatte endlich Magellan das Vergnügen, 1519 im September aus St. Lucar am Guadelquivir seinen großen Weg anzutreten, voll der trozenden muthigen Kühnheit, die den Findern neuer Menschen und Länder eigenthümlich scheint. Brasilien unter $22\frac{1}{2}$. Grad S. Br. (in der Gegend des izigen Rio-Janeiro) war schon bekanntes Land. Dreyßig Grad fuhr der muthige Mann an der Küste weg immer tiefer in den Süden hinab. Wie froh vielleicht war er bey jeder westlichen Einbeugung der Küste, seine Theorie bestätigt und Amerika spiz zu finden! Voll Hoffnung fuhr er bey Kap S. Maria (unter 35 Gr. S. Br.) ein, glaubte die erwünschte Meerenge zu finden, und fand sich betrogen in der Mündung des großen de la Platastrohms. Im Hafen St. Julian (unter 49 Gr. S. Br.) muste Magellan wegen des einbrechenden Winters zwey Monate still liegen, und seine in die Buchten der Küste ausgesandten Piloten brachten ihm den Beweis, daß auch hier noch an keine Meerenge zu denken wäre. Dieß drückte Magellans Muth zwar noch nicht nieder, aber es bewegte ihn doch, die tägliche Portionen seines Schiffsvolks etwas herabzusezen. Aber dieß brachte Murmeln und endlich völligen Aufruhr hervor, den Magellan durch herablassendes sanftes Zureden, durch Vorzeigung eines reichen Vorraths von Zwieback und Wein, und durch Versprechung ungeknapter Portionen kaum gestillt hatte, als er schon ein noch wichtigers Komplot der Kapitains von den vier Schiffen entdeckte, die ihn umbringen und nach Spanien zurückkehren wollten. Er ließ ihnen nach der Strenge der Geseze, als Majestätsbeleidigern, den Prozeß machen; einige wurden gerädert und geviertheilt, andere auf der öden Küste zurückgelassen. — Man hatte hier einige der Einwohner kennen lernen, von denen der Kleinste länger und breiter war als der gröste Spanier.

Ma-

Magellan hatte sich izt durch seine Strenge vermehrtes Ansehen erworben; er fuhr immer der Küste nach, und fand endlich am Tage der H. Ursula (21. Okt.) das Kap der Jungfrauen (Cap des Vierges) unter 52 Gr. S. Br. Hier drang das Meer so stark zwischen den beyden Küsten hinein, daß Magellan gewiß die erwünschte Meerenge zu finden hoffte. Fände er sie nicht, so hatt er nun fest beschlossen, bis zum 75sten Grad fortzusegeln. Aber von zwey Schiffen, die Magellan in die Oefnung auf fünf Tage zum Rekognosciren vorausgeschickt hatte, brachte ihm das eine bald die frohe Nachricht zurück, daß die Oefnung nothwendig eine Straße seyn müsse, die in ein großes Meer führe. Noch einmal schickte Magellan den St. Antonio hinein. Dieser machte funfzig Seemeilen und fand noch nicht das Ende der Meerenge.

Nun, sagte Magellan, haben wir den geraden Weg nach den Molucken vor uns; nun wird das Ende unserer Fahrt des Ruhms der edlen kastilianischen Nation würdig seyn! So kühn der Gedanke auch war — unter 52 Grad schon von dem Ziele unter dem Aequator mit trauender Hoffnung zu reden; — so trat doch izt das Volk, voll Freude über die Neuheit und Größe der Entdeckung, dem Gedanken seines Anführers bey, und war voll Muths, die Reise auf unbekanntem Wege fortzusezen. Magellan ließ den Vorrath von Lebensmitteln untersuchen, und fand auf jedem Schiffe noch für drey Monat genug. Nur einer machte die Anmerkung, daß man damit unmöglich die Reise unternehmen dürfe, wo tausend unbekannte Gefahren ihrer warten könnten. Er rieth, nach Spanien zurückzukehren; es verlohne schon der Mühe, meynt er, nur die Neuigkeit zu überbringen, daß der westliche Weg nach den Molucken gefunden sey, und ein neues Geschwader zu holen, das diesem Wege nachginge. „Nein, erwiederte Magellan, ich muß die Entdeckung machen, die ich dem Kayser zu machen versprochen habe. Gott wird uns noch zu einem glücklichen

lichen Ende leiten.„ Und so fuhr er mit allen seinen Schiffen in die Straße hinein.

Sie strömte von Ost nach West; die Nächte waren izt (in den ersten Tagen des Novembers) nur fünf Stunden lang. Es war ungemein kalt; die Ufer, Berge mit Schnee noch izt im Sommer ganz bedeckt. Man sah auch viel Holz an der Küste und unzählige Skelette von Wallfischen; auch fliegende Fische, die sehr schmackhaft zu essen waren; viele Kräuter. Auf dem Ufer rechter Hand (Patagonien nannten sie es) landeten sie, und fanden nur eine Hütte, aber auf 200. Gräber. Auf dem linken Ufer (wo sie nicht gelandet zu haben scheinen) sahen sie so viele Feuer, daß der Name, den sie ihm gaben: Terra del Fuego, Feuerland, sehr natürlich war. Ein Schiff, der H. Antonio, verließ Magellan am Eingange der Straße und kehrte mit seinem Neffen, den man gefangen genommen hatte, und einem Patagonier (der aber starb, sobald er in ein warmes Klima kam) nach Spanien zurück. Die Erwartung dieses Schiffs hielt Magellan einige Tage auf; und doch sah er am 22ten Tage nach dem Eingange (am 27ten November 1520) den Ausgang der Straße, das Vorgebürge, das er Dasseado (Kap Desiré) nannte, und die große weite Südsee vor sich. Ein Freudengeschrey erhob sich bey diesem so lang gewünschten und kaum mehr gehofften Anblick durch alle Schiffe; und einige von der Mannschaft ergossen ihr Entzücken in Thränen!

Sieben Jahre früher (im September 1513.) hatte der erste Europäer von den Gebirgen Plankas auf Panama die Südsee gesehen. Dieser erste war Basco Nunez de Balboa. Er gieng mit dem Degen in der Hand hinein und nahm sie im Namen des Katholischen Königs feyerlich in Besiz.

Magellan wollte dies nun noch etwas thätiger thun. Er gab ihm zuerst wegen seines ruhigen schönen Ansehns den Namen: Mare Pacificum, das stille Meer, die Straße

aber

aber nannten seine Leute billig die magellanische; sie hieß sonst bey den Eingebohrnen (vermuthlich denen von Patagonien) Kaika. Ihre Länge schäzte Magellan etwa auf 100 Seemeilen.

Als er in den unermeßlichen Ocean der Südsee trat, fand er sein Wasser hoch und finster, welches er für den Beweis eines großen Meeres hielt. Das Land zog sich nordwärts herab, diesem beschloß er zu folgen; hernach wandte er sich norwestlich, um die Linie zu gewinnen. Täglich machte er etwa 30 bis 35 deutsche Meilen. Aber bald fieng seine Mannschaft an es zu bereuen, daß sie mit einem Vorrath von Lebensmitteln für drey Monate sich auf eine so lange und ungewisse Reise gemacht hatte. Es blieb ihnen beynahe nichts mehr übrig; das Wasser war faul, die Zwiebäcke ganz ungenießbar. Man legte alte Häute einige Tage ins Wasser, erweichte sie dadurch und verzehrte sie. Funfzehn von Magellans Leuten starben auf diesem Wege. In drey Monaten und zwanzig Tagen hatten sie schon einige 1000 Meilen zurückgelegt, und noch erblickten sie kein wirthbares Ufer. Endlich kamen sie an ein paar kleine unfruchtbare Inselchen, die ersten, die jemals in der Südsee von Europäern gesehen wurden; die Spanier nannten sie Desventuradas, die Unglücklichen. Man fand nichts auf denselben als Vögel und Bäume; keine Menschen, keine Thiere, keine Kräuter. Die unglücklichsten Eigenschaften, die sie nur für Leute haben konnten, welche von der Magellanischen Straße elend und ausgemergelt an ihren öden Küsten landeten. Das Meer war hier so tief, daß man keinen Grund finden konnte; aber es lieferte herrliche Fische, mit denen man sich erquickte. Man nannte die eine dieser Inseln *), zuerst nur Ilha primeira, die erste Insel; nachher ist

*) Man muß diese Desventuradas des Magellan nicht mit ein paar andern St. Ambor und St. Felix verwechseln, die eben den Namen führen, und der Küste von Chili näher liegen.

ist der Name St. Peter gewöhnlicher geworden; die andre wurde Tiburon, von den vielen Hayfischen, die man an ihrem Ufer fand, genannt. Ueber die Lage der beyden Eylande haben wir von verschiedenen Schriftstellern abweichende Angaben.

Pigafetta *) sezt die Insel St. Peter unter 15 Grad S. Br., und die Insel Tiburon unter 9 Gr. S. Br.

Maximilian von Siebenbürgen **) giebt für St. Peter die Gegend des Wendekreises und für Tiburon gleichfalls 9 Gr. an.

Barros sezt St. Peter in 18 Gr. S. Br.; etwa 1500 Seemeilen von der Mündung der magellanischen Meerenge; und Tiburon im 13 Gr. S. Br.

Eine portugiesische Nachricht im Ramusio gibt gleichfalls für St. Peter 18 Gr. S. Br. und für Tiburon 14 Grad.

Le Maire für lezters 15 Gr. 17. Min.

De L'Isle sezt beyde Inselchen zwischen 17 und 20 Gr. S. und 240 Gr. der Länge.

Magellan brach von den unglücklichen Eylanden bald auf, und fand noch zwey Inseln, die man aber nachher nicht wieder gefunden hat; Zipangri ***) nemlich, es soll

*) Anton Pigafetta, ein Rhodier Ritter, hatte Magellan auf der Reise begleitet, und ein Journal derselben in italiänischer Sprache geschrieben. Eine Kopie derselben übergab er dem Kayser und eine andre der Louise von Savoyen, Mutter Franz I. von Frankreich; diese ließ es ins französische übersezen, woraus man 1550 zu Venedig wieder eine Italiänische und aus dieser Richard Eden 1625 eine englische Uebersezung veranstaltete.

**) Maximilianus Transilvanus, Sekretair Kaysers Karl V. schrieb 1522 eine Beschreibung dieser Reise. Eine italiänische Uebersezung derselben findet man im Ramusio.

***) Dies ist ein alter Name von Japan, der aus des bekannten Marco Polo Zipangu entstand; ich begreife nicht, wie man darauf gefallen ist, ihn dieser unbekannten Insel beyzulegen. Daß hier aber ja nicht an Japan zu den-

soll unter 2 Gr. S. Br. liegen; und Sembdit unter 15 Gr. Endlich paßirte er am 6ten März 1521 unter dem 166sten Gr. der Länge die Linie, und entdeckte bald hernach noch drey Inseln. Juwaguana, Akaka und Setana. Man hält diese mit Wahrscheinlichkeit für die Ladronen, und die erste derselben für Guam.

Wir verlassen hier Magellan, da die Diebsinseln schon zu Asien gerechnet werden, und erinnern nur noch, daß er auf seiner fernern Fahrt die wichtigen Philippinen entdeckte, auf welchen er mit vielen andern Spaniern meuchelmörderisch umgebracht wurde. Nur die Viktoria kam über Borneo, die Celebes und die Molucken und hernach um das Kap Komorin und das Vorgebirge der guten Hoffnung wieder nach Spanien zurück. Sie lief unter dem Kommando des Sebastian Cano, eines Steuermanns aus Biskaya am 7ten Sept. 1522 in St. Lukar ein, nachdem sie die erste Reise um die Welt (die man auf 14,460 französische Meilen schäzte) in 1122 Tagen gemacht hatte. Es waren izt nur noch 30 Menschen auf diesem Schiffe, da es doch noch 180 auf die Philippinen und 60 auf die Molucken gebracht hatte.

Magellan hat keine wichtige Entdeckungen für den fünften Welttheil gemacht; aber er hat den Weg zu den meisten der folgenden gefunden, die ohne ihn vielleicht noch lange nicht gemacht wären.

denken, und Magellan nicht dahin zu bringen sey, versteht sich unter 2 Grad S. Br. von selbst.

(Die Fortsezung künftig.)

---

In-

# Inhalt.



---

## Verbesserungen im März dieses Journals.

Der Verfasser der in diesem Stück befindlichen Skize einer Moral heist nicht Hieron. Peter: sondern Johann Georg Schlosser und ist Oberamtmann in Emmendingen im Brisgau. Es ist eben der, welcher den moralischen Katechismus fürs Landvolk geschrieben; jener lebt in Frankfurt am Mayn, und ist durch eine kleine Sammlung lat. Gedichte, einige rechtliche Ausarbeitungen und einige gelegenheitliche Aufsäze bekannt.

S. 214. Z. 6. von unten lese man: der statt den. S. 218 statt 118. S. 219. Z. 10. v. u. es statt er. Z. 9. v. u. nichts statt nicht. Z. 8. v. u. von statt vor. S. 225. Z. 9. ist nach: ein Mensch, einzuschieben: dem andern. Z. 14. darum statt darin. S. 231. Z. 20. im Kind, statt ein Kind, und das vorstehende Komma wird ausgestrichen.

Deutsches Museum.

Fünftes Stück. May. 1776.

I.

# Katharina die zweyte,

## Kaiserin von Rußland.

## Ein Gemäld ohne Schatten.

1773.

Die Kaiserin ist von mittelmäßiger Größe; ihre Gestalt, welche nun stark zu werden anfängt, zeigt noch den feinen Wuchs ihrer Jugend. Ihr Gang, ihre Haltung verkündiget schon von weitem den Eindruck, den kein fühlbares Herz noch verleugnet hat. Ihr Bild hat nichts zweydeutiges noch gekünsteltes; der erste Blick ists, womit man gleich in Verehrung und Zuversicht hingezogen wird; die ganze sanfte große Seele durchleuchtet den Körper, sie spricht aus jedem Blick, jedem Accent und jeder Mine; es ist die Majestät in der Hülle der erhabensten Menschenliebe.

Sie erscheinet in öffentlichen Handlungen mit vielem Anstand und in dem Gefühl ihrer Würde; in dem Privatleben ihres Hauses hingegen sieht man in ihr die höflichste Frau des ganzen Hofs. Man kann die Herablassung, Leutseligkeit und Aufmerksamkeit nicht weiter treiben, um in Einer Person die Monarchin und die gefälligste Gesellschafterin zu vereinigen. Ihr Beyspiel belebt den ganzen Hof; es ist keine Tafel ohne Rostbüf und kein Land ohne Hinkende, ins Ganze zu sprechen darf man aber jeden Unpartheyischen auffordern, ob er an jedem andern Hofe mehr gute Manieren, mehr wahre Höflichkeit für Fremde und, was man

zur großen Seltenheit nicht vergessen darf, mehr äusserliche Zucht, Ordnung und Pünktlichkeit im Dienst angetroffen habe.

Ihr Geist ist mit Wissenschaft und Kenntnissen geschmückt, die nicht nur weit über den Maasstab gekrönter Häupter, welche nach den Rechten aller Völker nichts zu wissen die Erlaubniß haben, erhaben sind, sondern auch viele hinter sich lassen, die sich Laternen des menschlichen Geschlechts zu seyn einbilden. Ihre Büchersammlung und Lektur spricht für die Einsicht ihrer Wahl, ihre Reden und Handlungen für die Richtung und den Flug ihrer schönen Seele.

Sie betrachtet die Lustbarkeiten des Hofs als den Tribut, den die Monarchen dem Publikum zu entrichten haben. Die Kaiserin spielt, weil noch alle Könige gespielt haben; sie besucht die Schauspiele, um die Erholungsstunden der Geschäftigen, und die Geschäftlosigkeit der Müßiggänger nicht zu beschämen; man siehts ihr aber an, daß es Dienst und nicht Lust ist, womit sie sich zu diesen vergänglichen Bedürfnissen herabläst.

Die Pracht, so ihren Thron umgiebt, ist der Reichthum einer großen Monarchin; der persönliche Geschmack der Kaiserin aber, ihr bestimmter Hang zu allem, was edel, groß und schön ist, zeigt sich in den von ihr selbst angeordneten Werken, in ihren öffentlichen Gebäuden, in ihren Gärten und Lustschlössern, in der Auszierung ihrer Zimmer und Kabinette, ja selbst in ihren Phantasien und Kaprizen.

Sie nährt und beschüzt die Künste aller Gattung, nicht nur mit dem paßiven Sonnenschein ihrer Regentenmacht, sondern mit der Eifersucht und erleuchteten Einsicht einer liebhabenden Kennerin; denn Russen, durch ihre Sorgfalt und Belohnungen gebildete Russen sinds, die in Baukunst, Bildhauerey, Steinschneiderey, Kupferstecherey, Malerey, und andern Künsten Werke aufzustellen anfangen, worinn sie andern Nationen sich nicht nur gleichstellen,

son-

sondern auch mit ihnen wetteifern können. An dem Weg nach Czarsko Selo, der Strasse nach Moskau, den steinernen Kanälen und Brücken in St. Petersburg findet man die Werke des alten Roms wieder, die man nur noch aus Ruinen und Kupferstichen kennt; die neue Kirche, der marmorne Pallast in Petersburg, das neue Kremel in Moskau suchen in dem neuern Italien ihres gleichen; der Engländer findet seine Gärten von Kew und Stowe in Oranienbaum und Peterhof, und der stolze Franzose muß dem im langen Rock und Bart arbeitenden Künstler aus Drang der Wahrheit zurufen: Pardieu! es ist just so, wie bey uns!

Die Kunst ists aber nicht allein; sie versteht sich auf Menschen, mit der Kraft eines Virtuosen. Der König, so wählen kann und darf (welches nicht alle Monarchen können) muß sich nach der Wahl seiner vornehmsten Diener und Vertrauten beurtheilen lassen. Die Kaiserin darf das strengste Gericht der jezigen und Nachwelt mit Bewustseyn des Beyfalls hierinn erwarten.

Aber ihre Seele! welch ein Anblick! welcher Stoff zu Betrachtungen! Die harmonische Wirkung ihrer Geisteskräfte, das Ueberdachte, und die Erwartung der Klugen und Thoren Uebertreffende ihrer Handlungen, plözlich erscheinende große edle Entschliessungen, von denen man keine Spur der Zubereitung gesehen, ihr Reden und Schweigen, ihr Thun und Lassen, stellen die Seele dieser grossen Frau als ein selbstständiges Wesen dar. Sie empfindet jede ihrer Handlungen, sie lebt in dem, was sie thut.

Dieß ist nicht nur Natur allein, noch bloß die glückliche Mischung ihres Temperaments; es ist tiefes Studium des menschlichen Herzens, der Größe und Schwäche der menschlichen Seele, und alles des Guten, wozu der schlechteste und des schlechten, dessen auch der beste Mensch noch fähig ist; daher rühret wahrscheinlich der ganze Takt ihrer Handlungen, daher der Grund ihrer bisher noch unüberwundenen Gedult mit den Fehlern und Schwachheiten ihrer

besondern Dienerschaft und mit den Trägheiten und Nachlässigkeiten im Dienst des Staats; daher der Kampf ihrer großen Seele, einem Mann, der gewichen, da er streiten und siegen sollte, lieber zu verzeihen, als in sich selbst den Vorwurf zu fühlen, daß Kraft gefordert werde von einem Schwachen; daher die feine richtige Sympathie für jede Art von ächtem Verdienst, daher ihre, beständige, unwandelbare, eigenthümliche Größe, welche sie auch noch da groß und ehrwürdig macht, wo der König in den Augen seines Kammerdieners oft sehr klein erscheint; daher endlich der ganze Reichthum der himmlischen Güte des Herzens, welche den hervorstechenden Hauptzug ihres ganzen Karakters ausmacht.

Diese göttliche Tugend überstralt und belebet alle ihre Handlungen als Regentin ihres fast unermeßlichen Reichs. Sie dürstet nicht nach dem Ruhm der Macht, mit Leidenschaft aber nach dem Ruhm der Güte; man kanns ihr nachsagen, daß es Paßion bey ihr geworden: Menschen glücklich zu machen.

Sie ist es, diese der Unsterblichkeit würdige Frau, in deren Seele der große Gedanke erwachte, ihre Nation auf das Gefühl ihrer eigenen Würde zu führen, sie aus dem Stand der Unmündigkeit, Abhängigkeit und Nachahmung anderer Völker zu ziehen, ihr einen eigenthümlichen beständigen Karakter zu geben, ein Originalvolk zu bilden, das, wenn es im Schooß der Nachwelt geboren wird, das wenigste Böse und das meiste Gute aller anderer Völkerschaften haben wird.

Mit Schöpferskraft und Schöpfersgüte entwarf sie den kühnsten Plan, der noch in die Seele eines Monarchen gekommen, den Gedanken einer allgemeinen Gesezgebung und den einer neuen Nationalerziehung. Noch ragen kaum die Fundamente aus der Erde hervor und mehrere Menschenalter werden erst die Vollendung davon erleben. Der Grund ruht aber auf Felsen; eine dankbare Nachwelt wird ihren glorreichen Namen segnen und, dem Tadel der Zeitgeno-

sen,

sen entrückt, wird Katharinens Geist und Verdienst erst in unvergänglicher Größe erscheinen.

Mit mütterlicher Hand baut sie alle Gattung von Wohlfahrt ihres weiten Reichs und ihrer Unterthanen. Sie schafft Felder und Gärten, wo Wüsten und Moräste, Städte und Dörfer, wo Wohnungen der wilden Thiere waren. Was hat sie für Handlung und Gewerbe, für die Aufnahme, Ausbreitung und Vervielfältigung der Fabriken und Manufakturen, für Verbesserung des Akerbaues und Nahrungsstandes im Ganzen gethan! Und wie alles dieses? Um wie Ludwig der XIV. mit einem königlichen Bankerutt die Geschichte ihres Jahrhunderts zu beschliessen; oder den alten Unterthanen doppelte Lasten aufzulegen, um Fremdlinge damit zu erkaufen? Nein! Was so selten zu finden, so schwer zu glauben und dennoch wahr ist, aus dem alleinigen Ueberfluß wohlverwalteter Staatseinkünfte.

Ihr Beyspiel belebt ihr Volk mit gleichem Eifer und der stete Umlauf der Nahrungssäfte des Staats sezet alles in ein stetes Wirken, Rühren und Bewegung, welches den das Reich betretenden Fremden mit staunender Bewunderung erfüllt. Die Kaiserin hat Petersburg hölzern gefunden, und steinern wird sie es hinterlassen. Man glaubt, daß Wohnungen für reisende Nationen bestellt seyn, so sehr ists überall im Erschaffen und Vergrössern; man sieht hier im Kleinen das Bild der allgemeinen Schöpfung vor sich und kann sich mit dem Blick des Einen Auges um ein paar Jahrhunderte zurück denken und findet beym Blick des andern schon die Anlagen zu zwey folgenden.

So wie ihre Wohlthätigkeit keine Grenzen kennt, so unnachahmlich (königlich wäre zu wenig, und zur Einen Hälfte fast beleidigend gedacht!) ist die Dankbarkeit ihres weiten großen Herzens für treu und wichtig geleistete Dienste. Es ist nicht genug zu geben und viel zu geben; die Kunst besteht darinn, wann, wem, und wie mans gibt. Von keinem Monarchen ihrer Zeit wird es der Kaiserin in

Maas und Kunst gleich gethan; wol niemals wird sie von einem übertroffen werden! Der Neid sagt: es wird nur zu viel belohnt und zu wenig gestraft; wem jenes nicht göttlich genug scheinet, der ziehe in jedes andere Reich und weit darf er es nicht suchen, wo wenig belohnt und viel gestraft wird.

Soll man nach allem diesem noch fragen, ob sie von ihren Unterthanen geliebt werde? Man kann immerhin Ja denken, weil die menschliche Natur nicht so durchteufelt ist, um eine Regentin nicht zu lieben, derern Leben ein Zusammenhang unaufhörlicher Gutthaten ist. Die reine Wahrheit aber zu sagen, hat die Kaiserin ihren Unterthanen zu wenig Böses gethan, um das Gute genug zu schäzen, das sie täglich aus den Händen einer so liebreichen Mutter geniessen. Wäre sie auf dem Thron zwey anderer Reiche; nicht nur geliebt, angebetet und vergöttert würde sie werden. Doch die Nachwelt ihres eigenen Reichs wird ihr eben die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, womit ihr schon izo die Stimme von ganz Europa huldiget und der Tadel der rechtschaffensten Männer ihres eigenen Volks: die Kaiserin ist nur zu gut für uns, ist zugleich das gröste Lob, der gröste Dank, den sie ihr bringen können.

Diese sanfte wohlthätige Seele ist aber eine Löwin, der man ihre Jungen raubt, so bald es auf die Ehre ihrer Krone, auf den Schuz ihres Volks, auf Muth und Standhaftigkeit in großen Gefahren ankommt. Man hat sie in dieser Entschlossenheit des Geistes gesehen an dem großen Tag der Errettung, da sie sich selbst und ihr Volk ranzionirte. Nie hat Rußlands Ansehen so hoch als unter ihrem Zepter am Firmament geglänzet; es ist mit Beystimmung der Welt die gesezgebende Macht von Europa; es kann und wird bey neuen Flammen Europens Schieds- und Friedensrichter werden. Es ruht auf ihr der Geist ihres großen Uranherrn; indem sie aber dem Genius dieses großen Mannes die Fahne einer überwundenen türkischen Flotte an sein Grab geopfert hat, wär es Wunder gewesen, wenn er selbst auferstanden,

um

um die Frau zu umarmen, die im Angesicht der erstaunten Welt als That erfüllt hat, was er kaum als einen Traum nachzuerzählen getrauet hätte!

Die Regierung der Kaiserin wird für alle Zeiten ein wichtiges Stück in der allgeminen Geschichte der Menschheit werden. Sie könnte den aufmerksamsten und scharfsinnigsten Kopf würdig beschäftigen. Ihr Geschichtschreiber müste aber nicht nur Philosoph und Staatsmann seyn, er müste ein edles empfindungsreiches Herz, eine lichtvolle Seele haben, um, eben so wie Falkonet den Geist **Peters des Großen** gekörpert hat, aus den Handlungen dieser großen Frau den Geist überzuziehen, der sie von allen andern auf eine so merkwürdige Weise unterscheidet.

---

## 2.
## Zweyter Beytrag
## zur
# alten deutschen Literatur,
## von
## Johann Joachim Eschenburg.

---

Der Deutsche hat für die Ueberbleibsel der alten Poesie seiner Nation bey weitem das günstige Vorurtheil nicht, welches der Welsche, der Franzos und Engländer für die seinige hat; er schäzt ihren Werth weit geringer, und ist daher gegen die Bekanntschaft mit ihnen meistens sehr gleichgültig. Man findet diese Gleichgültigkeit nicht etwa nur bey denen Gelehrten, die sich Gegenstände ihrer Wißbegierde gewählt haben, welche mit der Forschung ihrer Sprache und der alten poetischen Literatur in keiner nahen oder unmittelbaren Verbindung stehen; selbst die sogenannten Liebhaber der

schönen Wissenschaften sind gemeiniglich zu sehr mit der vermeynten Vollkommenheit des gegenwärtigen Geschmacks zufrieden, und zu ekel gegen das ihnen so geschmacklos dünkende Alte, um sich mit demselben bekannter zu machen. Sie bleiben am Rande jenes wäßrigen Erdstriches stehen, der zwischen dem izigen Gebiete unsrer schönen Literatur, und dem vom dreyzehnten bis siebzehnten Jahrhundert so fruchtbar bebauten und ergiebigen Lande in der Mitte liegt; jener wäßrige Erdstrich — ich meyne die Poesie der leztern Hälfte des vorigen und der ersten dreyßig oder vierzig Jahre des izigen Jahrhunderts — schreckt sie zurück; und so sezen sie dem deutschen Wiz eine sehr begränzte Periode, die kaum mehr als dreyßig Jahre befaßt.

So ganz allgemein ist indeß diese Gleichgültigkeit seit einigen Jahren nicht mehr. Es sey dahin gestellt, ob bessere Einsicht, oder bloßer Nachahmungstrieb daran Ursach ist, der es auch hierinn den Franzosen und Engländern gleich thun wollte; wenn wir gleich noch lange nicht so viel gethan haben, als die leztern, lange noch sammeln und beytragen müssen, ehe wir ein solches Werk erwarten können, dergleichen Warton in seiner Geschichte der englischen Poesie zu liefern angefangen hat. Man fürchte nicht, der Erfolg werde die Mühe dieses Sammelns, dieses Beytragens nicht belohnen. Sollt' es auch seyn, daß wir manche verwerfliche Werke von geringem, oder gar keinem poetischen Werth unter den Resten unsrer alten Poesie anträfen, so würde doch der Sprachforscher sehr seine Rechnung dabey finden, die Sprache selbst würde dadurch reicher und mehr zu ihrem ehemaligen nachdruckvollen Originalkarakter zurückgeführt werden, der Ergänzung nicht zu gedenken, welche ein beträchtlicher Theil unsrer gelehrten Geschichte dadurch erhalten würde.

Schon seit mehrern Jahren habe ich mir ein unterhaltendes Nebengeschäfte daraus gemacht, aus einer Menge alter, besonders musikalischer, Liedersammlungen aus

dem sechszehnten und der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts einige der besten Stücke hervorzusuchen. Es sind fast lauter Volkslieder, die damals allgemein bekannt waren, und immer noch, aus mehrern Ursachen, der Vergessenheit entzogen zu werden verdienten. Folgende Probe, die ich von meinem gesammelten Vorrath mittheile, ist vielleicht eine Aufmunterung für andre, denen Zufall oder Nachsuchung mehrere solche Ueberbleibsel in die Hände bringt, sie aufzubewahren, und durch ihren Beytrag eine zahlreichere Sammlung zu befördern, die ein schäzbares Denkmal der alten lyrischen Poesie der Deutschen werden könnte.

I.

## Vom alten Hildebrandt.

### Ein schöner Meistergesang.

Meister Hildebrand, mit dem Beynamen der Alte, kömmt sehr oft in den beyden lezten Abtheilungen des bekannten Heldenbuchs vor, als Hofmeister und Gefährte, oder Dienstmann Dieterichs von Bern, d. i. Theodorichs von Verona, Königs der Ostgothen. Von seiner Abkunft meldet die der alten Ausgabe dieses Heldenbuchs (1504. fol.) angehängte, und der spätern (1590. 4.) vorangesezte Nachricht folgendes: Hiltebrant vnd syn geschwystern sind von Hertzogs Bechtungs geschlechte. Hiltebrant der alte was Herbrant sune — Und bald hernach: Hertzog Bechtung was Hiltbrant vnd syner geschwyster Großvater. Diese Geschwister waren der Münch Ylsan, und eine Schwester, die Amelolt von Garten heyrathete.

Pantaleon erzählt in seinem Heldenbuche teutscher Nation, in dem Leben Theodorichs, Th. I. S. 242. von dem Befehl dieses Königs, den Symmachus und Boethius zu tödten, und sezt hinzu: es seye durch diese Vrsach die Fabel entstanden, als wann Herr Thieterich seinen lieben Meister Hilteprandt zuletst mit Betrug hingerichtet,

Vom Theodorich selbst sagt er noch zum Beschluß: Durch dessen Absterben waren die Ostgothen, ja vast die gantze Teutsche Nation in grossem Leid, welche auch jnen fürgenommen, diesen König mit ewigem lob zu preisen, also daß auch noch auff den heutigen tag mancherley lieder und erdichtete fabelbücher vmgetragen, in wellichen angezeiget, er habe sich guter zuchtmeister vnd Rhäten gebrauchet u. s. f. — Es haben aber die nachkommende darum viel fabeln in seine Historien vermischet, damit sie die Teutsche jugend durch jres Königs gedechtnuß zu tugendten ermaneten, vnd zu großen thaten wider die gottlosen Tyrannen anreitzeten.

Folgenden Meistergesang liefere ich aus einem einzelnen Abdrucke auf einem halben Oktavbogen, der weder Druckort noch Jahrzahl hat. Vermuthlich ist er schon im vierzehnten oder funfzehnten Jahrhundert verfertigt, und zu Anfang des sechszehnten abgedruckt.

Jch will zu Lande außreiten,
Sprach sich [a]) Meister Hildebrandt,
Der mir die Wege thut weisen
Gen Bern wol in die Land.
Sie sind mir vnkundt gewesen,
Gar manchen lieben Tag,
Jn zwey vnd dreißig Jahren
Fraw Vtten [b]) ich nie gesah.

Wiltu zu Land außreiten,
Sprach sich Hertzog Amelung [c])

Was

a) Dieser rückgängige Gebrauch des Worts sprechen kömmt in dem Heldenbuche und andern gleichzeitigen Gedichten sehr oft vor.

b) Vtte, oder Ytte, wie sie in dem Heldenbuche geschrieben wird, war Hildebrands Frau.

c) Ist vermuthlich kein andrer, als Amelot oder Amelolt **von Garten**, dem der Berner während seines Auszuges sein

Was begegnet dir auf der Heyden?
Ein stoltzer Degen b) jung.
Was begegnet dir in der Markte c)
Der junge Hildebrand,
Ja, rittestu selb zwölfte,
Von jhm würdestu angerand.

Rennet er mich denn anne,
In seinem Vbermuth,
Ich zerhaw jhm seinen grünen Schild, f)
Das thut jhm nimmer gut.

Ich

sein Land, und Hildebrand, dessen Schwager er war, seine Frau Ytte empfahl.

b) **Degen**, oder nach der ältern Schreibart, **Tegen**, von dem alten Worte **thegan**, oder **degan**, **taugen**, bedeutet überhaupt einen Mann, vorzüglich aber einen tapfern, beherzten Krieger. Im **Heldenbuche**, im Theurdank u. s. f. kömmt es sehr oft vor. Man sehe darüber *Schilteri* Glossar. Teuton. im dritten Bande seines *Thesauri*, p. 230. **Frischens** und **Adelungs** Wörterbücher; und Hrn. **Ramlers** und **Lessings** Wörterb. zum Logau. Billig sollte man dieß Wort wieder einzuführen suchen; Hr. Lessing hat das in seiner Emilia Galotti auch wirklich gethan, wo der Prinz vom Odoardo sagt: „Ein alter **Degen**; stolz und rauh; sonst bieder und gut.„

c) Mark, wie es in diesem Liede hernach geschrieben wird, auch Marche, lat. Marcha bedeutet ein Gebiet, einen Distrikt, eine durch Gränzen bestimmte Gegend. S. *Schilteri* Glossar. — So erklärt es auch Goldast Rer. Alemannicar. T. I. p. 393. und setzt hinzu: „Exstat bis ter in vetere cantilena de Hildebrando.„ Heißt hier *bis ter* so viel, als zwey oder dreymal, so vermuthe ich fast, das obige Lied sey unter dieser *cantilena* gemeynt, wiewohl mir aus Agricola's Vorrede zu seinen deutschen Sprüchwörtern, Bl. I. wahrscheinlich ist, daß man mehrere Gedichte auf Hildebrand verfertiget habe.

f) Diesen Schild erhielt der junge **Hildebrand** von Wolfdieterich, nach der Erzählung des **Heldenbuchs**, gegen das Ende des zweyten Theils:

Do

Ich zerhawe jhm seine Bande
Mit einem Schriemenschlag, g)
Vnd daß er ein gantzes Jahre
Seiner Mutter zu klagen hab.

Vnd daß solt du nicht thune,
Sprach sich von Bern Herr Diederich,
Denn der junge Hildebrand
Ist mir von Herzen lieb.
Du solt jhm freundlich zusprechen,
Wol durch den Willen mein,
Daß er dich lasse reiten,
So lieb ich jhm mag seyn.

Da

Do bat den Fürsten milt
Der junge Hiltebrant
Herr gebent mir ein schilt
Den ich für durch die lant
Des ich mich nie türff schamen
Drey wolff von golde rot
Die wil ich durch vwer namen
Füren bis in myn todt.

In einem felde grüne
In einem schilte blo
Der edel fürste küne
Thet jm ein malen do
Mit also hübschem dinge
Ward er jm in die hant
Von wolfen vnnd vom ringe
Wurdent die Wolffing genant.

Was von dem geschlecht ist kummen
Die fürtent all den schilt, u. s. f.

g) D. i. durch einen Degenhieb. Ein kurzer, spiziger Haudegen der Alten hieß im mittlern Latein *scramasaxa*. S. Du Cange in s. Glossar. — Sonst heißt auch schriem oder schräm, so viel als schräg, und nach dieser Ableitung könnte Schriemenschlag einen schrägen Hieb bedeuten. Die erstere ist mir aber doch wahrscheinlicher.

Da er zum Rosen Garten h) außreit,
Wol in der Berner Marck,
Da kam er in große Arbeit
Von einem Helden starck,
Von einem Helden junge
Ward er da angerandt.
Nun sage du mir, viel Alter,
Was suchstu in meines Vaters Landt?

Du führest ein Harnisch lauter und rein,
Recht wie eines Königs Kind,
Du wilt mich jungen Helden
Mit sehenden Augen machen blind.
Du solts daheime bleiben,
Vnd haben gut Haußgemach i)
Bey einer heißen Gluthe.
Der Alte lacht und sprach:

Solt ich daheime bleiben,
Vnd haben gut Haußgemach?
Ist mir doch bey allen meinen Tagen
Zu reisen aufgesatzt, k)
Zu reisen vnd zu fechten,
Biß auff mein Hinnefahrt,
Das sag ich dir, viel Junger,
Drauff grawet mir der Bart.

Dein

h) König Gibich von Wurms het ein tochter, hieß Crimhilt, die pflantzet eynen Rosengarten wunniglich tzu Wurms an dem rein, heißt es in der angeführten Nachricht des Heldenbuchs. Und die ganze dritte Abtheilung dieses Gedichts hat die Ueberschrift: Vom Rosengarten zu Worms; mit dem Zusaz der neuern Auflage: der durch Chrimhiltin, König Gibichs Tochter ward gepflantzt, dardurch nachmals der mehrer theil Helden und Rosen zu abgang kommen, vnnd erschlagen sind worden.

i) D. i. häusliche Pflege und Bequemlichkeit.

k) D. i. auferlegt.

Dein Bart wil ich dir ausrauffen,
Das sag ich dir, du alter Mann,
Daß dir dein rosenfarbes Blut
Vber die Wangen sol abgahn.
Dein Harnisch und dein grünen Schild
Mustu mir hie auffgeben,
Darzu auch mein Gefangner seyn,
Wiltu behalten dein Leben.

Mein Harnisch vnd mein grüner Schild
Die haben mich offt ernehrt,
Ich traw Christ, vom Himmel wol
Ich wil mich deiner erwehrn.
Sie ließen von den Worten,
Vnd zogen zwey scharffe Schwert,
Was die zween Helden begehrten,
Des wurden sie gewehrt.

Ich weiß nicht, wie der Junge
Dem Alten gab ein Schlag,
Daß sich der alte Hildebrand
Von Hertzen sehr erschrack.
Er sprang hinter sich zurücke,
Wol etlich Klaffter weit,
Nun sage du mir, viel Junger,
Den Streich lernete l) dich ein Weib. m)

Solt ich von Weibern lernen,
Das wäre mir immer Schand.
Ich hab viel Ritter und Graffen
In meines Vaters Land

Auch

l) für: lehrte.

m) Vermuthlich wird hier die gedachte Fraw Chrimhilt gemeynt, die ihren Rosengarten zu Worms durch zwölf starke Riesen bewachen und verfechten ließ, für deren ein der alte Hildebrand den jungen zu halten scheint.

Auch sind viel Ritter und Grafen
An meines Vaters Hof,
Und was ich nicht gelernet hab,
Das lerne ich aber noch.

Er nam jhn in der Mitten,
Da er am schwächsten was,
Vnd schwang jhn hinter sich zurücke
Wol in das grüne Graß.
Nu sage mir, du viel Junger,
Dein Beichtvater will ich seyn,
Bistu ein junger Wolffinger, n)
Von mir soltu genesen o) seyn.

Wer sich an alte Kessel reibt,
Empfahet gerne Ram, p)
Also geschiehet dir Jungen
Von mir alten Mann.
Deinen Geist mußt du hie auffgeben
Auff dieser Heyden grün,
Das sage ich dir gar eben,
Du junger Helde kühn.

Du sagest mir viel von Wolffen,
Die lauffen in das Holz.

Ich

n) Ueber den Ursprung dieses Namens vergleiche man die bey der Note g) angeführte Stelle des Heldenbuchs.

o) D. i. befreyt, errettet.

p) Ram ist so viel, als Ruß, wovon noch, wie Frisch bemerkt, im Niederdeutschen das Beywort ramig gebräuchlich ist. Das obige Sprüchwort kömmt auch im Heldenbuche vor; nur daß Raum für Ram stehet. Dietherich sagt (Bl. 225. der zweyten Aufl.) zu Hildebrand:

Hiltbrant du wentst mir schmerzen,
Wenn ich dich ane sich,
Wer sich an alte Kessel reibet,
Der fahet gern den raum.

Ich bin ein edler Degen
Auß Griechenlande stoltz.
Mein Mutter heist Fraw Vtte,
Eine gewaltige Hertzogin,
Und Hildebrand der Alte
Der liebste Vater mein.

Heist deine Mutter Fraw Vtte,
Eine gewaltige Hertzogin,
So bin ich Hildebrand der Alte,
Der liebste Vater dein.
Er schloß auf seinen gülden Helm,
Und küßte jhn auff seinen Mund.
Nun muß es Gott gelobet seyn,
Wir sind noch beyde gesund.

Ach Vater, liebster Vater,
Die Wunden die ich euch hab geschlagen,
Die wolt ich dreymal lieber
In meinem Haupte tragen.
Nun schweig, mein lieber Sohne,
Der Wunden wird wohl Rath;
Nun muß es Gott gelobet seyn,
Der vns zusammen gefüget hat.

Das weret von der None q)
Bis zu der Vesperzeit,
Allda der junge Hildebrand
Zu Bernen einher reit.
Was führt er auff seinem Helme?
Von Gold ein Kreutzelein.
Was führte er auff seiner Seiten?
Den liebsten Vater sein.

Er

q) Die None ist, wenn der Tag in zwölf Stunden getheilt wird, die neunte Stunde desselben, oder um drey Uhr Nachmittags. So auch im Englischen: *noon*, *afternoon*. Die Vesperzeit ist dann um sechs Uhr Abends.

Er führte jhn in seiner Mutter Hauß,
Setzte jhn oben an den Tisch,
Vnd bot jhm essen vnd trinken,
Das daucht seine Mutter unbillich.
Ach Sohne, liebster Sohne mein,
Der Ehren ist zu viel,
Daß du einen gefangenen Mann
Setzest oben an den Tisch.

Nun schwenget, meine liebste Mutter,
Vnd höret was ich euch thu sagen,
Er hette mich auff der Heyden
Schier gar zu tode geschlagen.
Nun höret mich meine liebe Mutter,
Kein Gefangener soll er seyn,
Er ist Hildebrand der Alte,
Der liebste Vater mein.

Ach Mutter, liebste Mutter,
Nun bietet ihm Zucht vnd Ehr.
Da hub sie an zu schenken,
Vnd trugs jhm selber her.
Was hatte er in seinem Munde?
Von Gold ein Ringelein,
Das ließ er in den Becher sinken
Der lieben Frawen sein.

## II.

## Ballade.

(Eins von drey Newen weltlichen Liedern, die im Jahr 1647 auf einem halben Bogen in eben der Gestalt gedruckt sind, wie man dergleichen noch izt auf Jahrmärkten herum zu tragen und abzusingen pflegt. Der Inhalt ist, wie bey solchen Liedern gemeiniglich, eine klägliche Mordgeschichte; aber der naife Vortrag der Erzählung, die Wahrheit des Ausdrucks, der simple und doch lebhafte

Ton der Unterredung scheinen mir dieß alte Lied der Aufbewahrung würdig zu machen.)

Es liegt ein Schloß in Oesterreich,
Das ist gantz wol erbawet,
Von Silber vnd von rothem Gold,
Mit Marmorsteinen vermawert. [a])

Darinnen ligt ein junger Knab
Auff seinen Halß gefangen,
Wol viertzig Klaffter tieff vnter der Erden,
Bey Nattern und bey Schlangen.

Sein Vater kam von Rosenberg
Wol vor den Thurm gegangen.
Ach Sohne, lieber Sohne mein,
Wie hart ligst du gefangen!

Ach Vater, liebster Vater mein,
Gar hart lieg ich gefangen,
Wol viertzig Klaffter tieff vnter der Erden,
Bey Nattern vnd bey Schlangen.

Sein

a) In dem Außbund schöner Teutscher Liedlein zu singen, vnd auf allerley Instrument zu gebrauchen. (Nürnb. 1552. längl. 8.) finde ich im Register des zweyten Theils ein Lied angezeigt, daß gleichfalls mit den Worten: Es liegt ein ꝛc. anfängt. Da ich aber von dieser musikalischen Sammlung nur die Diskantstimme in Händen habe, und diese in der ersten Zeile pausirt, so finden sich hier nur die drey lezten Zeilen der ersten Strophe, die mir sehr das Ansehen einer Parodie auf obiges Lied haben. Wäre das, so wäre dieß leztere fast um hundert Jahr älter, als der oben angezeigte Abdruck. Jene drey Zeilen heißen:

— — — — — —
Das ist gar wol erbawet
Von zimmet und von negelein,
Wo find man solche mauren?

Sein Vater zu dem Herren gieng:
Gebt mir loß den Gefangen,
Drey hundert Gülden will ich euch geben
Wol für deß Knaben sein Leben.

Drey hundert Gülden die helffen da nicht,
Der Knabe muß sterben,
Er trägt von Golde ein Ketten am Halß,
Die bringet jhn vmb sein Leben.

Trägt er von Gold ein Ketten am Halß,
Die hat er nicht gestolen,
Es hat sie jhm ein zartes Jungfräwlein verehrt,
Darzu hat sie jhn erzogen.

Man bracht den Knaben wol aus dem Thurm,
Vnd gab jhm das Sacramente;
Hilff, reicher Christ vom Himmel hoch!
Es geht mir an mein Ende.

Man bracht den Knaben zum Gericht hinaus,
Die Leiter muste er steigen.
Ach Meister, lieber Meister mein,
Laß mir doch eine kleine Weile.

Eine kleine Weile die laß ich dir nicht,
Du möchtest mir sonst entrinnen;
Langt mir ein seiden Tüchlein her,
Daß ich jhm seine Augen verbinde.

Ach meine Augen verbinde mir nicht,
Ich muß die Welt anschawen;
Ich sehe sie heut vnd nimmermehr
Mit meinen schwartzbraun Augen.

Sein Vater beym Gerichte stundt,
Sein Hertz wolt jhm zerbrechen:
Ach Sohne, lieber Sohne mein,
Deinen Todt wil ich rächen.

Ach Vater, liebster Vater mein,
Meinen Todt solt jhr nicht rechen,
Bringt meiner Seelen ein schwere Pein,
Vmb Vnschuldt wil ich sterben.

Es ist nicht vmb das Leben mein,
Noch vmb mein stoltzen Leib;
Es ist vmb mein Fraw Mutter daheim,
Die weinet also sehre.

Es stundt kaum an den dritten Tag,
Ein Engel kam vom Himmel,
Man solt ihn vom Gericht nehmen ab,
Sonst würde die Stadt versinken.

Es stundt kaum an ein halbes Jahr,
Des Knaben Todt ward gerochen,
Es wurden mehr dann drey hundert Mann
Vmbs Knaben willen erstochen.

Wer ist der vns dieß Liedlein sang?
So frey ist es gesungen.
Das haben drey Jungfräwlein gethan
Zu Wien in Oesterreiche.

## III.

Die Sprache der Zärtlichkeit bey unsern alten Lyrischen Dichtern ist innig, treuherzig, ungeschmückt, wie ihre Liebe war. Die Verschiedenheit der meisten Dichter, der meisten Liebe unsrer Zeit von diesem Karakter läst freylich fürchten, man werde einigen der folgenden Lieder keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen; aber der wahre Ausdruck der Natur vermag doch immer, auch über verwöhnte Seelen, sehr viel. Verehrt doch der Franzos noch seinen **Marot**!

Die beyden folgenden Lieder sind aus einer musikalischen Sammlung, die den Titel hat: XXX Newer lieblicher Galli-

Galliardt [a]) mit schönen lustigen Texten, so bey allerhandt ehrlichen Gesellschaften, Gastereyen vnd anderm Wohlleben zur Frewde ganz bequem — — — componirt und publicirt von Nicolao Rosthio, F. S. Cappelmeister zu Altenburg. 1593. 2 Theile in 4.

Nechten, [b]) da ich bey jhr was,
Schwatzten wir dann dieß, dann das,
Auch sehr freundlich zu mir saß,
Sagt, sie lieb mich ohn all Maß.

Nechten, da ich von jhr scheidt,
Freundlich wir vns hertzten beyd,
Verhieß mir bey jhrem Eydt
Mein zu seyn in Lieb vnd Leidt.

Nechten, da ich von jhr gieng,
Sie mich gantz freundlich vmbfieng,
Darzu sehr fern mit mir gieng,
Vnd war gar sehr gut all Ding.

Heute, da ich zu jhr kam,
War es alles wieder zam,
Bösen Bscheidt ich da bekam,
Must abziehn mit Spott und Scham.

## IIII.

### An die Nachtigall.

Fraw Nachtigal, mach dich bereit,
Der Tag bricht an, es ist hoch Zeit,
Du solt mein trewer Bothe seyn,
Wol zu der Allerliebsten mein.



a) Die Gaillarde war eine ehemals sehr gewöhnliche Tanzart, die durch das Menuet verdrängt ist. Die Musik dazu hat meistens den Dreyvierteltakt.

b) D. i. gestern Abends, oder vergangene Nacht, wie im Englischen last night.

Die dein in ihrm Würzgärtelein [a])
Thut warten mit groß Angst vnd Pein,
Manch heißen Seufzer ihr rauß dringst,
Biß ihr von mir gut Bottschafft bringst.

So mach dich auf, seum dich nicht lang,
Fahr hin mit schön vnd frölichn Gsang,
Sprich ihr mein Gruß ins Hertz hinein,
Sag ich wöll selbst bald bey ihr seyn.

Sie wirdt dich heißn zu tausentmal
Willkommen seyn, Fraw Nachtigal,
Wirdt dir auch zeign zur selben Stundt
Ihr trewes Hertz mit Lieb verwundt.

Durch Venus Pfeil ist es verletzt,
Drum du sie alles Leids ergetz,
Sag daß sie ihrn Vnmuth laß fall,
Richts nur recht auß, Fraw Nachtigal.

## V.

## Der Traum.

(Aus dem Lustgarten Neuer Teutscher Gesäng, Balletti, Galliarden vnd Intraden, mit 4. 5. 6. vnd 8. Stimmen, componiert durch Hanns Leo Haßler von Nürnberg. Gedruckt zu Nürnberg, 1601. 4. — Aus eben dieser Sammlung ist auch das folgende sechste Lied, das zwar auf ein Wortspiel hinausläuft, aber doch drollig genug erzählt ist.)

Mir traumt in einer Nacht gar spat,
Wie ich mein feins Lieb bey mir hatt,

Thet

a) Frisch bemerkt, daß man vor Alters die Küchengärten Wurzgärten zu nennen pflegte. Die Wurzeln einiger Kräuter waren das einzige Gewürz unsrer Vorfahren.

Thet mich freundlich vmbfangen,
Vnd sprach zu mir,
Mein Schatz, zu dir
Trag ich gar groß Verlangen.

Vnd ich vor Freud demütiglich
Hergegen widrumb zu jhr sprich,
Ach Schatz, könntst du mir werden!
Denn dich allein
Im Hertzen mein
Lieb ich für all auff Erden.

Darauf jhrn schönen roten Mund
Bot sie mir her zur selben Stund;
Als ich mit jhr wolt schertzen,
Erwacht ich gleich,
Sie von mir weich,
Das macht mir Angst vnd Schmertzen.

## VI.

Ein Bräutlein wolt nicht gehn zu Bett,
Nicht weiß ich, ob sies hett verredt;
Ihr Baß die sprach: Geh, leg dich zu,
Wann er dich heut nicht läst mit Ruh,
So ruff nur mir, nichts anders thu.

Als der Bräutigam auff gut Glück
Vollenden wolt sein Meisterstück,
Da schrie die Braut: o Baß! o Baß!
O Baß! schrie sie ohn Vnterlaß;
Der Bräutigam dacht, was ist das?

Vnd sagt in solcher Brünstigkeit:
Ich kan nicht baß, bey meinem Eyd!
Dann es vermeynt der junge Mann,
Er hett der Sach ein Gnügen than;
Ein jeder machts, so gut ers kann.

Darumb ward er sehr außgelacht.
Die Gschicht ich für wahrhafftig acht;
Weil man im gmeinen Sprichwort spricht,
Viel seltzams Ding im Ehbett gschicht;
Das macht, jung Ehleut ruhen nicht.

## VII.

## Maylied.

(Aus eben der Sammlung.)

Im kühlen Mayen
Thun sich all Ding erfreuen,
Die Blümlein auf dem Feld sich auch verneuen,
Vnd singen die Mäidlein in jrem Räyen:
Willkommen, Mayen!

Zwey liebe Hertzen
Seyn voller Freud vnd Schertzen,
Vergessen alles Schmertzen.
Cupido blind,
Das gar listige Kind,
Gesellt sich darzu mit seinem Pfeil geschwind.
Venus allwegen
Giebt darzu jhren Segen
Auff daß zwey Hertz sich thun in Lieb bewegen.
Wem nun dieß Leben
Thut wol gefallen eben,
Der soll sich ohn Verzug der Lieb ergeben,
Vnd mit den Mäidlein singen im Räyen:
Willkommen Mayen!

* * *

(Die folgenden beyden Stücke sind einzelne vorzügliche Strophen aus Zwey schönen newen Liedern, die im Jahr 1615 auf einem halben Bogen in Oktav gedruckt sind. Das erste hat noch fünf Strophen, worinn die erste, die

wirklich

wirklich sehr schön ist, auf eine schleppende Art nur weiter zergliedert und kommentirt wird. Eben so unbedeutend sind die weggelassenen vier ersten und sechs letzten Strophen des zweyten Liedes.)

VIII.

Schön wär ich gern; das bin ich nicht;
Fromm bin ich wohl; das hilft mir nicht;
Geld hilft mir wohl; das hab ich nicht;
Darumb bin ich kein Buler nicht.

VIIII.

Silber vnd Gold gib ich darumb,
Daß ich ein feines brauns Mägdlein bekomm,
Die fein züchtig wär und fromm.

Züchtig vnd fromm, fein freundlich darzu,
Hat sie die Tugend, so hat sie genug,
Gibt vns Gott sein Segen darzu.

Gibt uns Gott sein reichen Segen,
So wollen wir beyd in Frewden leben,
Seinem Willen nicht widerstreben.

Ich weiß mir einen, der ist mein Freund,
Wiewol er ist mein ergster Feind,
Ein guten Abend wünsch ich jhm heint.

Ein guten Abend, ein fröliche Zeit,
Daß er mir bald sein Töchterlein geit, a)
Die mir mein junges Hertz erfrewt.

Gibt er mirs nicht, so erfreut er mich nit,
Hat sie ein andern viel lieber als mich,
Gibt er mirs nicht, so stürb ich gewiß.



a) Giebt.

Stürb ich dann, so bin ich todt,
Gräbt man mich in die Röslein roth,
Dafür behüt mich der liebe Gott!

In die Röslein vnd in die Klee;
Scheiden von Liebe, das thut weh;
Stürb ich dann, so sich ichs nicht meh. b)

---

## 3.
## Ueber den Vaterlandsstolz.

Du bist ein Deutscher. Wohlan, sey stolz auf deinen Hermann, auf den Helden Friedrich, auf Katharina, die Wohlthäterin der Menschen! Nenne Leibniz, Klopstock und Leßing der Nachwelt! Nenne Deutschlands Erfinder, wenn England seine Darsteller neben Königen begräbt, und Gallien seine Dekorateurs unter die Vierziger sezt! *) Uns fehlen zwar Geschichtschreiber und Redner, aber weder Dichter, noch Thaten. Dennoch last uns gerecht seyn, und nicht vergessen, daß kaum vor dreyßig Jahren noch Gottsched der deutsche Addison war, daß izt noch Laune, Wiz und Grazie im deutschen Boden nur mühsam gedeihen, und daß Vaterland und Freyheit in unsrer Sprache nicht viel mehr als Töne ohne Meynung sind. Wenn die Abenakis und die Mikimakis, die Chawanesen und die Cherokesen bey jedem Krieg ihrer Nachbarn die Axt gegen ihre Brüder erheben, kämpfen sie für's Vaterland?

Wo ist der lebendige Geist, der uns allgewaltig, und zu Einem Entzweck ergreifen? der uns an Einer Kette halten sollte, wie Jupiter die Schicksale hält? Wo ist Regulus Tugend? Leidenschaft, ein Opfer zu werden fürs Vaterland?

Sprich

b) So säh ichs nicht mehr.
*) Qui ont de l'esprit comme quatre, sagte Piron.

Sprich den Fürsten nicht Hohn, Freyheittrunkner Jüngling, der du vielleicht als Mann zu ihren Füßen kniest! Und sie verdienen auch deinen Bardeneifer nicht, denn viele unter ihnen sind freundlich und gut, und verleihen selbst den Fürstenhassern Brod. Aber träume nicht von Freyheit, so lange noch an jedem Hof jeder Laut des Muts verstummt, so lang unser Eigenthum nur von einer Schazverordnung zur andern sicher ist, so lang unser Blut eine Lands- und Domainenwaare bleibt, so lang wir auf jeden Wink wie Cäsars Kriegsknechte ausrufen:

Pectora si fratrum, gravidare in viscera matris
Imperat, invita peragam tamen omnia dextra.

Tröste dich damit, daß Freye nicht immer glücklich sind, daß es Sokrates und Phocion nicht waren, und daß es Sklaven seyn können unter Antoninen.

Ue.

---

4.

## Georg Christian Oeder über die
# Inokulation der Hornviehseuche.

Bey meiner Entlassung von der durch königliche Resolution vom 9ten Jun. 1770 aufgehobenen botanischen Anstalt, ward mir zugleich angedeutet, daß Se. Majestät mich zu andern Absichten allergnädigst bestimmt hätten, und bald darauf ward mir zum Anfang dieser anderweitigen Bestimmung, aus dem königlichen Oekonomie- und Kommerzkollegio, welches Versuche mit Einimpfung der Hornviehseuche vornehmen wollte, die Aufsicht bey diesen Versuchen aufgetragen.

So

So wie mir, da mein Antheil an diesem Geschäfte durch unten angeführte Schrift *) dem Publiko bekannt geworden, daran gelegen ist, daß solcher mein Antheil, der aus bemeldter Schrift nur unvollständig erhellet, dem Publiko vollständig bekannt seyn möge, so glaube ich auch vermuthen zu dürfen, daß es ihm auch nicht gleichgültig seyn werde, zu sehen, wie derjenige, dessen Versuche es vor sich hat, bey Ahstellung derselben gedacht hat, und daß sowohl dasjenige, was ich sonst noch zu Erläuterung dieses Geschäftes zu sagen habe, als auch meine iezige Gedanken über diese Sache nicht unwillkommen seyn werden.

Diese Zusäze werden also enthalten

1) Bemerkungen über die von mir im Jahre 1770 angestellte Versuche, so wie selbige von mir damals auf der Stelle in dänischer Sprache niedergeschrieben und nach und nach zugleich mit dem Journal der Versuche, an das königliche Oekon. und Kommerzkollegium, als ein wesentlicher Theil meines Berichts eingesandt worden, nunmehr von mir selbst ins Deutsche übersezt;

2) Erinnerungen bey einigen Stellen der von Seite 1 bis 16 der in Kopenhagen gedruckten Schrift stehenden Geschichte, und weitere Erläuterung einiger erheblichen Umstände, zu deren Verständniß schon in diesem Stück eine Karte beygelegt wird, welche die Insel Aunde in ihrem Verhältnisse zu dem Theile von Seeland,

*) Gesch. der Einimpfungen der Hornviehseuche, welche in den Jahren 1770, 71 und 72 in Dännemark auf königliche Kosten angestellet worden. Auf Befehl der königl. dänischen Rentkammer und Veranstaltung des Kollegii medici zu Kopenhagen aus den Impfregistern gezogen und jezt aus dem Dänischen übersezt von D. J. Cl. Tode, königl. Hofmedici, Profess. zu Kopenhagen und Mitgliedes des königl. Kollegii medici. Kopenhagen 1775. bey J. G. Rothe, 8. 118 Seiten, nebst 1 Kupfer.

Seeland, in dessen Nähe sie lieget, vorstellt, und aus der zu Pontoppidans Atlas Daniae, Tom. III. gehörigen Karte, betitelt Meridionalis Seelandiae Tabula genommen ist;

3) Meine iezige Gedanken von Einimpfung der Hornviehseuche.

Oldenburg den 22 Jan. 1776.

Die 2te u. 3te Nummern werden im Junius gewis nachfolgen.

---

# Auszug aus Herrn Prof. Tode Geschichte der Einimpfung der Hornviehseuche. *)

---

## Geschichte der Einimpfung im Jahr 1770. überhaupt.

Da die verderbliche Viehseuche in einigen Provinzen Dännemarks noch immer heftig wütete, und ungeachtet aller angewandten Hülfsmittel und Verfügungen mehr und mehr um sich griff, so beschloß das königliche Oekonomie- und Kommerzkollegium im Anfange dieses Jahrs, mit der Einimpfung der Seuche am gesunden Vieh, nach der Methode des berühmten Herrn Campers zu Gröningen, Versuche anzustellen.

Die nähere Nachricht von seiner Art zu verfahren, ertheilte der holländische Arzt dem königlichen Leibarzte, Hrn.

*) Zur bessern Einsicht der folgenden Abhandlung hat man hier diese kurze Geschichte der Einimpfung aus Herrn Tode oben erwähnter Schrift vorauszuschicken nöthig gefunden. Anmerk. der Herausg.

Hrn. Staatsrath von Berger, in einem Schreiben v. 11. May 1770. Damit der Leser sehen möge, wie weit die Campersche Methode bey den dänischen Einimpfungen befolgt worden: so wird es nicht undienlich seyn, die ganze Nachricht, aus dem Franz. übersezt, hier einzurücken.

Allgemeine Bemerkungen.

„Wir haben beobachtet, daß die Kälber der Krankheit nicht so gut widerstehen als junge Kühe, die noch nicht gekälbert haben: und diese nicht so gut als Kühe oder Ochsen von drey Jahren. Am vortheilhaftesten geschieht das Impfen bey Kühen, eine oder zwo Wochen nachdem sie gekälbert haben. Trächtiges Vieh ist nicht geschickt dazu, indem es fast allemal zu früh wirft: und je näher es der Zeit des Kälberns ist, je gewisser stirbt es aus Kraftlosigkeit, oder an andern Folgen eines zu frühen Werfens.

„Man muß nur an einem einzigen Orte einimpfen. Man nimmt dazu einige Faden von gemeiner Baumwolle, oder Spinaal, oder etwas ähnliches. Wir lassen die Haarschnur sizen; alsdann ziehen wir sie heraus. Es braucht auch nur, daß sie durch die Haut gehet. Wir haben sie auch wohl die ganze Krankheit über sizen lassen: dieß macht keine schlimme Zufälle, doch entstehen davon schwer zu heilende Eiterbeulen.„

Ein Zeichen, daß die Ansteckung geschehen, ist dieses, daß die Haut um die Impfstelle sehr aufläuft, und daß der Eiter, der bald erzeugt wird, abscheulich stinkt.

Die Materie, von welcher wir Gebrauch machen, muß in den ersten Tagen der Krankheit, wenn sie noch flüßig ist, aus den Nasenlöchern eines kranken Viehes genommen werden. Nimmt man die Materie alsdann erst, wenn die Seuche schon einer Krisis nahe, oder das Vieh in der Besserung ist, so steckt sie nicht mehr an, und das Impfen gelingt nicht. Es thut auch nichts zur Sache, ob das Vieh, wovon man die Materie nimmt, stirbt oder geneset: wir haben so viel Versuche gemacht, daß wir überzeugt sind, daß

es

es nur darauf ankommt, recht ansteckende lebendige Materie zu bekommen.

„Die Faden ansteckend zu machen, zerschneiden wir sie in so viel Stücke als nöthig, jedes 7. bis 8. Zoll lang, wohl. Diese bringen wir in die Nase eines kranken Viehes, und nezen sie mit der daselbst befindlichen Feuchtigkeit.

Wir ziehen den Faden doppelt, dreyfach, u. m. durch eine gerade Nadel, die 3. bis 4. Zoll lang, wohl zugespizt, und an den beyden Seiten ihrer Spize scharf ist. Alsdann ziehen wir die Haut mit dem Daumen, und Zeigefinger der linken Hand in die Höhe, und mit der Andern stechen wir die Nadel hindurch. Dieß geschieht an dem Hinterbacken, ein wenig unterhalb dem Gesäßknochen (os ischium) nicht zu nahe beym Perinäum. Alsdenn knüpfen wir die Enden zusammen, und machen eine Handhabe, damit die Schnur nicht verloren gehe, wenn das Vieh sich reibt.

„Im Sommer lassen wir Hütten bauen, und zwar von Holz, nicht von Stroh, dann das Vieh frist davon, welches sehr schädlich ist. Doch kann man die Hütte mit Stroh decken. Wir lassen diese groß genug machen, daß zwey Stück darinn stehen können. Auf dem Felde sezt man sie auf Brettern nahe bey einem Graben, damit man das Vieh bequem tränken, und die nöthige Reinigung anstellen könne. Hinter den Hütten wird ein Graben gemacht, den Mist, u. d. u. abzuführen. Die einmal gebrauchten Hütten können zu mehrerm kranken Vieh dienen, wenn sie allemal ausgewaschen, und gereiniget werden. Wir haben ein ganzes Jahr durch in einerley Hütten geimpft.

„Zur Fütterung dient gutes Gras, sonst nichts.

„Die ersten Tage nach dem Impfen frisset, und säuft das Vieh, wie gewöhnlich.

„Am vierten Tag fängt es an sich zu husten, zu schütteln, mit den Zähnen zu knirschen, und manchmahl will es nicht mehr fressen, oder saufen. Wir lassen alsdann 2, 3. oder 4. Pfund Blut nehmen, nach dem Alter des Viehes. Der Husten ist ein Zeichen, daß die Krankheit unterweges ist. Das

Blut

Blut gerinnt, ohne Serum abzusondern. Ist das Vieh nicht angesteckt, so giebt das Blut ein Serum.„

„Am fünften Tag geben wir weniger Futter, aber desto mehr Getränk; auch thun wir ein wenig Gerstenmehl, Leinsamenmehl, u. d. gl. dazu, damit der dritte Magen nicht zu sehr überladen werde.„

„Selbigen Tag lassen wir dem Vieh eine Abführung geben. Zwölf Unzen Meersalz werden in einer nicht ganz vollen Flasche Wasser aufgelöset, und mit einigen Löffeln voll gemeinen Syrup versezt. Dieß ist die beste und sicherste Abführung, die man dem Vieh geben kann: sie wirkt 4, 5. oder 6. mal in einer Zeit von 8. Stunden.„

„Am sechsten Tage wiederholen wir das Salz in geringerer Gabe, und erlauben viel Getränk, aber wenig Futter. Alsdann wird es krank, giebt wenig oder gar keine Milch, u. s. w. schüttelt sich, hustet, knirschet mit den Zähnen, und fängt an zu fiebern.„

„Am siebenten und achten thun wir nichts. Wenn das Vieh nicht von selbst mistet, geben wir wieder ein wenig Salz. Ist der Mastdarm mit hartem Koth beladen, so wird dieser mit der Hand heraus geholt. Auch dient alsdann ein Klystier aus Salz und Wasser; allenfalls braucht man eine rauchende Pfeife Tabak.

„Der zehnte Tag ist der kritische. Wenn man ein wenig Erfahrung hat, so sieht man bald, ob das kranke Vieh sich bessert oder nicht. Man biethet ihm ein wenig Gras mit den Wurzeln, und etwas Erde daran, oder man giebt ein Bißchen Stroh, alsdann fängt es wieder an zu fressen. Doch muß man ja nicht zu viel geben. Das Getränk mit Mehl, wohl abgesotten, muß fortgebraucht werden: es ist von dem besten Nuzen.

„Wenn das Athemholen sehr schwer war, so haben wir zur Ader gelassen. Wenn das Vieh nicht durchkommen wird, so ist das Blut dünne, und bleibt ungeronnen. Zuweilen haben drey Aderlässen Dienste geleistet: denn die Lungenentzündung ist der schlimmste Zufall der Krankheit.

Einige

Einige scheinen zwar zu genesen, sterben aber an Eiterbeulen in den Lungen u. a. m.

„Wir haben vielerley fäulungswidrige Arzneyen gebraucht, doch ohne Nuzen. Jezt geben wir nichts von solchen Mitteln.

„Wir haben mit dem Felle, mit dem Fleische, mit dem Fett, mit dem Blute u. s. w. von verrecktem Vieh eingeimpft: manchmal haben wir diese Materie acht Tage nach dem Tode genommen. Die Ansteckung geschah auch; aber leider! fast alle dergestalt geimpfte Kühe musten das Leben lassen.

„Die Milch steckt nicht an. Die Feuchtigkeit aus der Nase mit Wasser verdünnt, und dem Vieh zu trinken gegeben, wollte nicht anschlagen.

„Ich wollte wohl rathen, vierzig Stück auf einmal zu impfen, und zwanzig Hütten zu bauen. Ein Mensch kann derselben warten, weil ein anderer das benöthigte Gras mähet. Ich lasse einen Abstand von 5. Fuß zwischen zween Hütten gegen Morgen bleiben. Indem die ersten zwanzig Hütten gebraucht werden, kann man noch zwanzig bauen lassen, und wenn alle vierzehn Tage frisch Vieh geimpft wird, so kann man in einem Monate mit achtzig Stück Versuche machen.

Laukum den 11. May 1770.

Petrus Camper.„

Die Aufsicht bey den anzustellenden Versuchen, und die nähere Anordnung derselben, ward dem damaligen Professor der Kräuterkunde, Herrn Oeder, als königlichen Kommissarius übertragen: und zu der Verrichtung der Operationen, und Obduktionen, wie auch zu genauer Aufzeichnung des Beobachteten, ward Herr Johannes Wither, ein Wundarzt, der auf königliche Kosten gereiset hatte, angenommen. Herr Prof. Oeder war bey allen Einimpfungen dieses ersten Jahres persönlich zugegen.

Der Ort, den man zu diesen Versuchen wählte, war die kleine Insel Aunöe an der südlichen Küste von Seeland, zwey Meilen von dem Städtchen Wordingborg und drittehalb von Näßved belegen.

Dies Ländchen, dessen Gestalt und Grösse man aus der angefügten Grundzeichnung ersehen kann, wird nur von einer einzigen Bauerfamilie bewohnt. Es ist zwar eine halbe Viertelmeile von dem seeländischen Gestade entfernt; doch ist zuweilen die See so flach, daß man trocknen Fußes übergehen kann. An dieser Seite hat es eine hinreichende Verzäunung, den Einbruch des manchmal herüber watenden Viehes vom Lande zu verhüten.

Die Luft ist wegen der freyen Durchfahrt der Winde und wegen des etwas hohen und ebenen Bodens gesund. An Wassersammlungen vom Regen, die dem Vieh zur Tränke dienen können, fehlt es auch nicht.

Als Herr Oeder die Belegenheit und die ganze Fläche der Insel in Augenschein genommen, und einen Riß davon aufnehmen lassen, ward sie in gewisse Quartiere abgetheilt, die durch Gehäge und Gräben von einander getrennet wurden.

In dem einen (A in der Grudzeichnung,) welches dem seeländischen Ufer zunächst lag, worin auch das Wohnhaus des Bauers stund, blieb das gesunde Vieh bis zur Einimpfung.

In dem zweyten (B) stund das eben erst geimpfte, bis es krank ward, ingleichen das in der völligen Genesung begriffene.

Das dritte (C) war für das kranke Vieh: und da stunden die Hütten. In demjenigen Theile dieses Quartiers, der am meisten von dem Ufer von Seeland entfernt war, geschah das Impfen. Auch kam nachgehends das Wohnhaus des Wundarztes in dieser Gegend zu stehen.

Der Krankenhütten waren zwanzig. Sie waren alle von Bretern gebauet, und so eingerichtet, daß immer ein

1. Hoff auf Aunöe
2. Wasser Plätze
3. Hütten für das erkrankte Vieh.
A. Auffenthalt des gesünden Viehs
B. Auffenthalt des inoculirten Viehs
C. Auffenthalt des erkrankten Viehs

Beldringe

 Die

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

ein freyer Durchzug der frischen Luft statt fand. In jeder Hütte konnten zwey Stück Vieh stehen.

Das Vieh, was zu den Einimpfungen gebraucht wurde, war allemal in solchen Provinzen, wo die Seuche sich noch gar nicht geäußert hatte, mit aller nöthigen Vorsicht ausgesucht und auf königliche Kosten gekauft worden.

Dasjenige, was in dem ersten Jahre geimpft ward, bestund in folgenden Partheyen.

a. Den Bewohnern der kleinen Insel, waren abgekauft worden:

4. Kühe (in den Tabellen No. 1. 2. 3. 4.)
1. Quine oder junge Kuh (No. 21.)
2. Ochsen (No. 48. 49.)
1. Stier (No. 46.)
1. Kalb (No. 47.)

b. Aus Bornholm kamen erstlich:

16. Kühe (No. 5. bis 20.)
24. Quinen (No. 22. bis 45.)

c. Aus Jütland wurden nachgehends gebracht:

25. Kühe (No. 51. bis 75.)
14. Quinen (No. 76. bis 89.)

Zusammen 89. Stück Vieh, wovon im Jahr 1770. 59. Stück geimpfet wurden. Die übrigen wurden, weil man nicht so viel behalten wollte, nach dem königlichen Gute Beldringe in Seeland geschickt, wo sie noch in demselben Jahre von der Seuche angesteckt, und bis auf fünfe weggerafft wurden.

Ein jedes Stück Vieh, das zum Impfen war bestimmt worden, ward in einem Verzeichnisse, nach seinem Geschlechte, Alter, Farbe, Geburtsorte, und Nummer, welches lezte es auf einem Bretchen am Halse trug, eingetragen.

Die Materie, die man im ersten Jahre brauchte, war theils vom kranken Vieh, das die Seuche durch natürliche Ansteckung bekommen hatte, und tödtlich schlecht war, theils von dem geimpften.

Die Art und Weise, die Materie zu nehmen, war der vom Herrn Camper beschriebenen ähnlich. Eine baumwollene Schnur, einen Federkiel dick und etwa 8. Zoll lang, ward einem kranken Vieh in ein Nasenloch gestochen, und in dem darin befindlichen Schleime so herumgekehrt, daß sie ganz naß davon war. Wann diese Schnur nicht auf der Stelle gebraucht wurde, so wickelte man sie in Wachspapier u. a. m. und verwahrte sie auf das sorgfältigste in einem wohlzugemachten Glase. Das Stück, wovon, und der Tag, an welchem die Materie war genommen worden, ward beygeschrieben.

Man versuchte auch von der aus den Augen tröpfelnden Feuchtigkeit Gebrauch zu machen: jedoch man erhielt nicht genug auf diese Art.

Bey einer von den lezten Einimpfungen im Jahre 1770. tauchte man die Impfschnur erst in eine Auflösung von Kampher; aber dieß geschah nur damals und sonst nicht.

Das Instrument, dessen man sich zur Einbringung der Schnur bediente, hatte alle Aehnlichkeit mit einer zu chirurgischen Haarschnüren gebräuchlichen Nadel, nur war sie verhältnißmäßig größer.

Der Stich geschah an der innern Seite der einen Hüfte, eine Handbreit vom Mittelfleisch (Perinaeum) zwischen dem Eingang und Ausgang der Nadel ließ man einen Abstand von vier Querfingern.

Die Operation ging am besten von statten, wenn das Vieh zur Erden geworfen, und gehalten ward.

Man ließ die Schnur zweymal vier und zwanzig Stunden, öfters auch länger in der Wunde, nachdem die Enden waren zugeknüpft worden.

Das geimpfte Vieh ward sogleich in das zweyte Quartier geschickt, bis daß sich die Zeichen der Seuche äußerten.

Am dritten oder vierten Tage nach dem Impfen ließ man es mit dem Camperschen Salztrank laxiren.

Die Krankheit selbst, die nach dem Einimpfen erfolgte, war der natürlichen Seuche völlig ähnlich, nur nicht so gefähr-

gefährlich, wenigstens weit milder in den beyden leztern Jahren.

Sie glich an Gestalt und Natur, Gang und Abänderung, Dauer u. s. w. der vom Hrn. Camper beobachteten. Die etwanigen Abweichungen, sind aus den Krankengeschichten und Anmerkungen, die jeder Einimpfung angefügt worden, leicht zu ersehen. Auch bey dem geimpften Vieh auf Aunöe war eine Lungenentzündung nicht selten: die Aderlässen wurden alsdenn nicht versäumt. Eine Neigung der Fäule fand sich in dem spätern Theile des Sommers ebenfalls ein, und die Ruhr war so gemein als tödtlich. Wider diesen Zufall gab man Rhabarbar, Fieberrinde, Weidenrinde, u. a. m. ohne Nuzen. Der Kampher und die Fieberrinde zu Verhütung der Fäulung gebraucht, richteten auch nichts sonderliches aus. Von solchen schlimmen Zufällen findet man gar nichts in den Jahren 1771. 1772.

Bey einem ordentlichen Durchfall gab man blos einen Trank von Roggenmehl. Verstopfungen wurden durch ölichte Klystiere gehoben.

Auf die Impfstelle ward niemals eine Salbe, oder Pflaster gelegt: bey dem genesenden Vieh heilte sie von selbst.

Ein jedes gestorbenes Stück Vieh ward geöffnet, und alle Eingeweide genau untersucht. Bey allen fand man Merkmäler der Entzündung und des Brandes in den ersten Wegen, zumal in dem vierten Magen und in den dünnen Gedärmen. Die Lunge und die Schleimhaut waren oft entzündet. Die Leber litte nur zuweilen. Selten erstreckte sich die Entzündung auf die Niere und Blase, auch nur ein einziges mal war die Gebärmutter davon angegriffen. Das Gehirn war immer gesund.

Das genesene Vieh ließ man eine Zeitlang bey dem kranken stehen, ja zuweilen bedeckte man es mit dem warmen Felle eines verreckten Stücks, um zu erfahren, ob es nicht von neuem würde angesteckt werden: aber das geschah niemals.

Das dergestalt geprüfte Vieh blieb eine Zeitlang in dem Quartiere des eben erst geimpften und des genesenden. Wenn es sich so weit erholt hatte, daß es wieder unter das gesunde kommen konnte, ward es sorgfältig gestriegelt, und gewaschen.

Alle 11. Stücke, die in den sieben ersten Einimpfungen die Krankheit glücklich überstanden hatten, wurden den 8. Oktober hinüber nach Seeland geschickt, und unter den angesteckten Heerden auf dem Gute Lystagee vertheilt. Sie stunden mit dem kranken und verreckten Vieh in einerley Ställen, und auf einerley Felde, und wurden mancherley andern Prüfungsversuchen unterworfen. Gleichwohl waren sie gesund und blieben gesund.

Die Campersche Bemerkung, das gar zu frühe Werfen trächtiger Kühe betreffend, hat sich selten bestätiget. Die meisten im Jahr 1770. geimpften Kühe und Quinen waren trächtig: und diejenigen, die glücklich durchkamen, kälberten, so viel man hat erfahren können, fast alle zur rechten Zeit. Die Kälber blieben auch mehrentheils am Leben.

## Geschichte der Einimpfung im Winter 1772.

Der glückliche Fortgang der Einimpfung in dem vorhergehenden Sommer, und die erwiesene Sicherheit des Viehes, das die Impfung ausgestanden hatte, ermunterte verschiedene Partikuliers, ihr Vieh durch ähnliche Versuche wider die Seuche zu sichern. Einige thaten dieß auf ihren Gütern, nach einer Anleitung, die sie vom Herrn Wither bekamen; andere schickten das Vieh nach Aunöe, wo es von besagtem Wundarzte mit hoher Genehmigung geimpft wurde.

Bereits im November 1771. ließ die Frau Etatsräthin von Berger zu diesem Ende eine Kuh dahin bringen, welche Herr Wither so gleich mit Materie von No. 248. einimpfte. Dieß Stück ward nicht sonderlich krank; doch gab es einige Tage lang weniger Milch, als sonst, und wollte nicht fressen. Es blieb auf Aunöe, bis im Februar eine Im-

Impfung mit mehrerm Vieh vorgenommen wurde. Es wird in der Tabelle unter a a. verstanden.

Die übrigen acht Stück, welche im Februar geimpft wurden, waren folgende:

Von dem Hauptmann Thomsen, in Röſthovde eine Quine b b

Von Herrn Schumacher eben daher eine Quine c c. und ein Ochs d d.

Von dem Prediger zu Schwerborg, Herrn Westengaard zwo Quinen e e. f f.

Von dem dasigen Küster eine Quine g g.

Von dem Hegereiter Horz zu Oerslöv eine Quine h h. und eine Ochs i i.

Ungeachtet der rauhen Witterung und scharfen Kälte, ging diese Impfung recht glücklich von statten. Die Genesenen, und die nicht Erkrankten blieben nachgehends völlig gesund.

## Geschichte der Einimpfung im Sommer 1772.

Obgleich die Epidemie schon anfing von ihrer Heftigkeit zu verlieren, und die Insel Seeland wenig mehr davon verspürte, so herrschte sie doch noch wüthend genug in Jütland. Auf Befehl des königlichen dänischen Kammerkollegiums ward daher auf Aunöe mit dem Impfen fortgefahren.

Es kamen wieder vier Transporte, jeder von vierzig Stück gesundes Viehes von Bornholm an, welche zu sechs verschiedenen Impfungen gebraucht wurden.

Die Materie, wovon Herr Wither Gebrauch machte, war theils von dem im vorigen Jahre geimpften, und krank gewordenen Vieh, theils auf Verfügung des königlichen Kammerkollegiums in der jütischen Provinz Wendsyßel unter der Aufsicht des königlichen Landphysikus Hrn. Doktor Lafont von dem an der Seuche erkranktem Vieh genommen worden. Sie wird in den Tabellen unter 1. verstanden.

*
* *

Die in diesem Jahre nicht krank gewordenen wurden alle zum zweyten male geimpft, ohne die Krankheit zu bekommen.

*
* *

Das genesene oder doch geprüfte Vieh ward nachgehends zu Wordingborg an den Meistbietenden verkauft, und fand Liebhaber genug, da das Publikum nunmehr von dem Nuzen und der Sicherheit der Impfung überzeugt war.

*
* *

Die Krankheit selbst wich wenig oder gar nicht von der im vorigen Jahre beobachteten Gestalt ab. Von 160. geimpften starb nur ein einziges Stück.

*
* *

Die Gestorbenen hatten eben so wie in dem Jahre 1770. bemerkt worden, eine brandige Entzündung in den ersten Wegen, in der Schleimhaut, u. s. w.

---

## G. C. Oeders Bemerkungen über die Geschichte der Einimpfung auf Aunöe.

---

Den 21ten Sept. 1770.

Der Ausfall der ersten Einimpfung ist fast allzu glücklich, und kann deswegen für zweifelhaft gehalten werden.

Man kann fragen: Können nun auch die 10 Stücken von zwölfen, da selbige so wenig und einige darunter gar nicht von der Krankheit angegriffen worden, für durchgeseucht geachtet werden?

Zu

Zu Aufklärung dieser Frage muß gleich erinnert werden, daß diese 10 Stücke Vieh immer bis auf den heutigen Tag (21ten Sept.) in dem zum Krankenquartier abgesonderten Theile der Insel gestanden haben, und von eben den Leuten gewartet worden, welche zum kranken Vieh gingen, mit eben den Kleidern am Leibe, so daß, wenn auch die Einimpfung sie nicht angegriffen haben sollte, dennoch die den Leuten und ihren Kleidern anklebende Dünste es thun konnten.

Sodann sind N. 5. und N. 13. vom 14ten bis zum 20sten Sept. des Nachts in Hütten zu den Kranken und Sterbenden hinein gestellet worden, und den Tag über haben sie getydert (an Pfähle gebunden) noch bey den Kranken und an deren Dunstkreis gestanden, ohne im mindesten davon zu leiden. Sie haben mit gutem Appetit gegraset und Milch gegeben.

Eben diese Probe haben wir am 18ten mit N. 8. 14. 21. 29. und 49. angefangen, und sollen hiernächst die übrige Stücke derselben auch unterworfen werden.

Nach dieser Probe können, denke ich, N. 5. 8. 13. 14. 21. 29. 49. von weitern Proben frey bleiben, indem sich an denselben doch einige Merkmale der Ansteckung gezeiget haben, als Husten, triefende Augen und Nase, Abnahme der Milch, und beym Aderlassen steifes Blut, welches nach Hrn. Camper ein Zeichen der erfolgten Ansteckung seyn soll.

N. 14. wurde nicht eher zur Ader gelassen als am 19ten, da es auf die Probe angestellt war, und man es husten hörte, welches Mistrauen erregte. Das Blut ward da wie *in statu naturali et sano* befunden.

Die übrige drey Stücke N. 25. 33. und 38, als an welchen sich gar keine Spur der erfolgten Ansteckung geäussert hat, sollen nach einiger Zeit zum zweytenmale eingeimpft werden.

Aber warum, kann man weiter fragen, sind dann diese Stücke so leicht davon gekommen?

N. 2. das gestorben, ist mit Materie von N. 3. eingeimpft, und mit eben derselben sind auch N. 29. und 49. inokulirt, welche leben, ferner nachher N. 23. so gestorben, und N. 26. so noch lebet, nachdem es stark angegriffen gewesen.

Eben so sind N. 47. so gestorben, und N. 5. und 21, die leben, mit Materie von N. 1. inokulirt.

Das Thier, wovon Materie N. 1. genommen worden, ist gestorben, das wovon Materie N. 3. gekommen, ist wieder genesen. Beyderley Materie hat die Krankheit sowohl zum Tode als zur Genesung hervorgebracht.

Die Materie zur ersten Einimpfung war 5 Tage alt. Bey der zweyten ward ganz frische Materie zu 6 Stücken, und zu 2 Stücken 12 Tage alte Materie gebraucht. Gleichwol war N. 23, eines dieser zwey leztbemeldten, das erste todte unter allen Stücken dieser zweyten Einimpfung.

Also liegt die Ursache des glücklichen Schicksals der von der ersten Einimpfung geborgenen 10 Stücke nicht im Alter der Inokulationsmaterie, auch nicht im Schicksal der Kreaturen, von welchen diese Materie genommen worden, oder richtiger gesprochen, wenn in diesen Umständen etwas liegt, so hat unsre Erfahrung, so weit selbige izt noch reicht, uns noch nicht gezeigt, worin dieses Etwas bestehen mag.

Die Ursache des glücklichen Erfolgs kann nicht in der Wartung oder irgend einem besondern Verfahren mit diesen Thieren gesucht werden. Wir haben sie, nach geschehener Inokulation, getydert, in freyer Luft Nacht und Tag auf dem Grase gehen lassen, und nur ein wachsames Auge auf sie gehabt, um zu bemerken, was sich etwan äußern möchte, und da haben wir denjenigen Blut abgelassen, welche husteten. Da nun N. 2. und 47. krank wurden, kriegten sie das Laxiermittel ꝛc. mit den andern 10 aber ward weiter nichts vorgenommen.

Wollen wir sagen, daß die Ursache in einer besonders guten Konstitution dieser zehn Stücke liegen müsse? Das mag seyn,

seyn, und läst sich freylich glauben, denn ohne Zweifel ist für jedes Thier, welches durch die Inokulation dieser Krankheit unterworfen werden soll, die bevorstehende Gefahr grösser oder geringer, nach der Maaße, als seine Konstitution gut, seine Säfte gesund, und seine *partes nobiles* unbeschädigt sind, oder nicht. Aber da diese zwölf Stücke aufs Gerathewohl und ohne die mindeste vorsezliche Wahl aus einer Heerde von 49 Köpfen, und eben so die 8 Stücke bey der zweyten und die 2 Stücke bey der dritten Einimpfung aufs Gerathewohl aus einer Anzahl von 37 Stücken herausgehoben worden, so würde das ein ganz besonderer Zufall zu nennen seyn, der da hätte machen können, daß wir das erstemal just auf dauerhaftes und das zweytemal auf schwächliches Vieh treffen müßten.

Man hat nicht unrecht, so wie es auch gewöhnlich ist, daß man über die Viehseuche nach der Analogie und nach Vergleichung mit den Kinderblattern bey Menschen raisoniret. Nun zeigt die Erfahrung, daß viele Menschen von den Blattern so leicht durchkommen, daß die Krankheit unmerklich wird, und ihre Gegenwart sich blos *ex effectu* aus den Blattern, wie wenige deren auch seyn mögen, ermessen läst. Wir können also mit gutem Fug die Möglichkeit annehmen, daß das Vieh ebenfalls die Viehseuche in einem ganz geringen Grade haben, und doch für derselben in der Zukunft gesichert seyn kann, so wie man Menschen, welche die Blattern leicht und wenig gehabt haben, dem ungeachtet für weiterm Anfalle derselben gesichert hält, und wir können sagen, daß zur Vollständigkeit der Analogie nur noch fehlet, daß so wie bey den Menschen die ausgebrochene Blattern ein Beweis der im Körper vorhanden gewesenen, wenn gleich sonst unmerkbar gebliebenen Krankheit sind, also auch an einem nur wenig erkrankenden Stücke Vieh, ein eben so kenntliches Merkmal der wirklichen Gegenwart der Viehseuche zu wünschen wär.

Da es nun in der Viehseuche an einem solchen *Criterio ex exanthemate* fehlt, und doch, wie gesagt, möglich

und

und glaublich ist, daß ein geringerer und ein grösserer Grad der Krankheit in Ansehung der Erwartung für die Zukunft dasselbe sind, so entstehet die Frage, bey welchem Grade man sich beruhigen könne? Und diese Frage theilet sich weiter in folgende Fragen:

Kann es nicht genug seyn, wenn ein Stück Vieh nach der Einimpfung hustet, triefende Augen und fließende Nase hat, und an seinem Futter abbricht, wenn es gleich noch nicht aufhört wiederzukauen, noch nicht die Milch verliehrt, u. a. m.?

Sollen unumgänglich wenigstens diese Merkmale beysammen sich einfinden, oder kann auch nur eins derselben allein genug seyn, wenn nur ein solches inokulirtes und wenig angegriffenes Stück nachher vertragen kann, bey krankem und sterbendem Vieh, oder in angesteckten und nicht wieder gereinigten Ställen zu stehen?

Soll man mit Hrn. Camper nothwendig auf einem höhern Grad der Krankheit bestehen, daß es nichts mehr esse, nicht mehr wiederkäue, stark miste, u. s. f.?

Soll man denn, wenn ein Stück Vieh nicht krank genug gewesen zu seyn scheint, die Einimpfung unumgänglich noch einmal vornehmen?

Sollt es nicht möglich, ja besorglich seyn, daß man die Probe übertreiben und ein Thier in eine grössere Gefahr als nöthig führen dürfte? Sollt es nicht möglich seyn, durch wiederholte Infektion ein armes Thier, welches vielleicht sonst der Ansteckung auf den gewöhnlichen natürlichen Wegen wohl widerstanden haben möchte, über die Gebühr anzustrengen?

Man wird mir sagen, daß bey Menschen, welche die Blattern gehabt haben, die Inokulation ohne Erfolg bleibe: aber können nicht unsre Schlüsse aus der Analogie zu weit gehen?

Ich will nur noch erinnern, daß No. 2. gern und billig aus der Rechnung weg bleiben, und dieser Fall für unbedeutend geachtet werden kann, indem diese Kuh ohne

Zwei-

Zweifel bereits vor der Einimpfung krank gewesen, und will nun zur zweyten Inokulation schreiten.

Da kann nun auch wieder No. 7 ex computo wegbleiben, indem sich nicht glauben läst, daß die Gallenblase dieses Thieres erst während der Krankheit in den Zustand gerathen seyn sollte, in welchem sie nach dem Tode befunden worden.

Und überhaupt müssen und werden wir uns leicht bescheiden, solche Thiere ohn Befremden drauf gehen zu sehen, die zur Zeit, da sie zur Inokulation einer so gefährlichen Krankheit ausersehen werden, bereits andere Zufälle im Leibe haben können. Könnte man so wie bey Menschen auch bey Thieren hinter solche Zufälle im Voraus kommen, so nähm man dergleichen Thiere nicht zur Einimpfung; da wir nun aber solchergestalt bey dem Viehe die Gefahr, zuweilen solche Subjekte zu treffen, die im Voraus schwächlich sind, nicht vermeiden können, so ist es billig, daß bey Vergleichung der Anzahl der nach der Inokulation sterbenden mit denen beym Leben bleibenden, dieser beträchtliche Umstand in Betrachtung komme, ein Umstand, der *caeteris paribus,* wenn auch sonsten *methodus medendi* bey der Inokulation der Viehes zu der Vollkommenheit gebracht wäre, als bey der Blattern-Inokulation an Menschen, woran noch weit gefehlt ist, dennoch immer nothwendig die Einimpfung am Viehe mislicher als an Menschen machen müste.

Ich sage, daß *methodus medendi* weit, auch nur von einigem Grade der Vollkommenheit entfernt ist, und das ergiebt sich überflüßig aus der Geschichte der zweyten und der dritten Einimpfung. Hier sind uns von 10 Köpfen nur 3 übrig geblieben, und noch, in dem Augenblick, da ich dieses schreibe (am 21ten Sept. Vormittag) sind zwey von diesen drey Genesenden noch gar nicht außer Gefahr.

Das seh ich wohl, daß die Ueberfüllung des Blättermagens *(Omasus)* einer der schlimmsten Zufälle ist, und wenn ein Thier eben nachdem es reichlich Nahrung zu sich

geno n

genommen hat, stark von der Infektion angegriffen wird, und dann mit einmal das Vermögen wiederzukauen verliehrt, so halte ich es für verlohren, und eben so leicht einen Stein aufzulösen, als einem verstopften Blättermagen zu helfen. Die Entzündung nimmt dann heftig überhand, wovon das Aechzen des Thieres zum Beweise dient, und stirbt es nicht in dem ersten, nemlich dem *Stadio inflammationis*, so folget der Tod bald nachher an dysenterischen *exonerationibus alvi*, wenn nichts aus dem *omaso* in den *abomasum* hinüber kömmt, als dünne mit der Fäulniß des verbrannten Futterbreyes erfüllte Säfte. Ich glaube nicht einmal, daß die Aderlasse gegen eine solche Verstopfung des *omasus* sonderlich fruchten kann; sie kann die Entzündung in etwas schwächen und damit das Leben etwas fristen, aber schwerlich wird sie die Dysenterie abhalten.

In Ansehung der Peripneumonie, die auch ein sehr schlimmes, und nach Hrn. Camper das schlimmste Symptom dieser Krankheit ist, wär noch einige Hofnung, daß man sie durch Aderlassen verhüten oder schwächen könnte, aber mich sezt die Verstopfung des *omasus* meist in Verlegenheit. Es wird ihrentwegen wohl nöthig, die Thiere abzuhalten, daß sie nicht nach eigenem Gefallen essen mögen. Es drauf ankommen zu lassen, daß sie bey verschwindendem Appetit von selbst zu essen aufhören, ist zu viel gewagt, denn da dürfte das Essen erst aufhören, wenn es schon zu spät ist, und das Futter, das wir in unsern aufgehauenen Thieren fanden, war gewiß noch von den ersten Tagen nach der Einimpfung. Doch darf man sie auch nicht hungern lassen, noch sie plagen und schwächen, wenn ihnen eine gefährliche Krankheit bevorsteht, die alle Kräfte der Natur erfordert.

Ich habe deswegen, als die vierte Inokulation an vier Stücken vorgenommen ward, verordnet, daß sie sogleich die Nacht über in Hütten und des Tages getydert auf abgemähete Pläze, wo ihnen nichts als nur ein wenig abzunagen blieb, gesezt, und mit frischem Gras aus der Hand

noth-

nothdürftig, oft und jedesmal wenig, gefüttert werden sollten. Auch habe ich ihnen bald nach der Inokulation noch vor dem Aderlassen, ein gelindes Laxiermittel geben lassen, um die Zeit zu nuzen, denn wenn die Krankheit erst recht ausbricht, so macht sie ein geschwindes Ende.

Das Aderlassen befahl ich vorzunehmen, so bald man ein Thier husten hörte, und die Augen roth wurden und trieften, wenn dann gleich die Nase noch nicht auch mit floß, denn auch noch hierauf zu warten, ist zu lang gewartet. Ich befahl es zu wiederholen, wenn der Athemzug keichend würde, oder man gar das Thier stöhnen hörte, welches ein gar schlimmes Zeichen ist, und ein unzweifelhafter Ausdruck des Schmerzens, welchen die überhandnehmende Inflammation dem Thiere verursacht.

Das Blut zeigt bey diesen Thieren wie beym Menschen, *in statu naturali*, nach dem Aderlassen seine zwey Haupttheile, *Crassament* und *serum* abgesondert und unvermischt. *In statu morbido* weicht es von diesem Zustande auf zweyerley und ganz entgegen gesezte Weise ab: es wird steif, und da ist das *serum* dem *Crassament* — einverleibt ohne sich abzusondern; oder es wird los, und da zerrinnt das *Crassament* und mischt sich mit dem *sero* als ein verdünnter Brey. Ersteres ist ein Zeichen der Entzündung, lezteres vermuthlich ein Zeichen der sich nähernden Fäulniß, und von sehr übler Bedeutung.

Ich bemerke an dieser Thiere entzündetem Blute das sogenannte *coenum inflammatorium* oder Speckhaut nicht, welches an Menschen gewöhnlich ist, und schliesse, daß es den Fleischessenden eigen seyn muß. Diese Anmerkung dient zu Begründung der alten Regel, daß diejenige, welchen diese Speckhaut gewöhnlich und habituel ist, als *rheumatici, arthritici, podagrici*, sich im Genusse animalischer Nahrung mäßigen, oder, wenn sie können, sich dessen ganz enthalten sollen.

Mit dem österhuysischen Tranke habe ich an 2 Stücken No. 30 und 35 den Versuch machen lassen, und da bey dem

dem Aderlassen an No. 22 und 34 das Blut aufgelöst befunden ward, so ließ ich auch diesen den österhuysischen Trank mit dem Trank von Weidenrinde geben: aber sämmtliche Stücke sind leider gestorben. Ich habe den Trank selbst gekostet, um zu sehen, daß selbiger nicht allzuscharf seyn möchte, es frägt sich aber, ob grasessende Thiere die Säure, zumal die mineralische, so gut vertragen als der Mensch.

Wir haben in diesen Tagen angefangen, Borax mit Honig zu gebrauchen, sowohl zum Einsprizen in die Nase, als auch zum Hinunterschlingen. Die Nase ist seit dem an den Kreaturen, an welchen das Einsprizen geschah, reiner geworden. Zu diesem Versuche mit Borax bin ich dadurch bewogen worden, daß man den Borax neuerlich von sehr großem Nuzen bey den *Aphthis* oder Schwämmchen an Menschen befunden hat, und weil mir der Zustand der mit *aphthis* behafteten menschlichen Gedärme, und der Zustand der Mägen des Viehes in dieser Krankheit, wenn an denselben die Zotenhaut abgeht, was ähnliches zu haben scheint.

Ich will diese Bemerkungen für diesesmal damit beschliessen, daß ich den Begriff angebe, den ich mir überhaupt von dieser Krankheit mache. Ich halte dafür, daß sie ihren Siz in der Schleimhaut, (*membrana mucosa*) hat, mit welcher alle diejenige innere Theile des Körpers, welche der Berührung der äußern Luft ausgesezt sind, bekleidet sind, und daß sie in einer Verderbniß dieses Schleims bestehe. Die Herrschaft der Krankheit erstreckt sich dann so weit als diese Schleimhaut sich erstreckt, und das ist weit genug, nemlich über Augen, Nase, Mund und Schlund, Luftröhre mit allen ihren Vertheilungen, (*aspera arteria* und *Bronchiae*) den ganzen Darmkanal, (*canalis alimentarius*) vom Schlunde an bis an den Mastdarm, (*Oesophagus usque ad anum,*) endlich auch auf die Harnblase mit ihren zuführenden und abführenden Kanälen (*ureteribus et urethra.*) Diese Schleimhaut geräth in Entzün-

dung,

dung, die Entzündung verursacht das Fließen der Augen und Nase, Peripneumonie in der Lunge, in den Mägen Mangel des *succus gastricus*, in den Gedärmen heftigen Reiz, und wann sie aufs höchste kömmt, den kalten Brand in allen diesen Theilen, in einem mehr als im andern, und von der Entzündung erfolgt ein schneller Uebergang zur Fäulniß im Blut, wie in allen *malignis*. Die Krankheit ist also ein entzündetes bösartiges Katharrhalfieber, (*febris catharrhalis inflammatoria et maligna.*)

Die Galle thut nach meinen Begriffen wenig zur Sache, und wenn sie in Verderbniß geräth, welches bey der allgemeinen Verwirrung des *Canalis alimentarii* kein Wunder ist, so ist solche Verderbniß eine Folge der Krankheit, nicht der Grund derselben. Es ist vergebens, mit Arzneyen etwas ausrichten zu wollen, die eine unmittelbare Wirkung auf die Galle haben sollen, und überhaupt sind Arzneyen schwache Waffen gegen einen so gefährlichen Feind. Sollen sie was thun, so müssen sie in flüßiger Form gereicht, und zwar in einer reichlichen Menge vom Flüßigen aufgelöset seyn. Wir müssen bedenken, wie sehr voluminös die Mägen dieser wiederkauenden Thiere sind, und daß diese Mägen niemals leer sind, niemals sich ausleeren lassen. Konzentrirte Mittel kommen also gleichsam in einen Abgrund und verlieren sich in dem Futterbrey ohne Wirkung, oder wenn sie auf einen Fleck des Eingeweides zur Wirkung gelangen, so wirken sie gar zu heftig und drastisch.

Vornehmlich muß man bedenken, daß die Krankheit in einem hohen Grade inflammatorisch ist, und Aderlassen erfodert, reichliche und wiederholte Aderlassen, ohn allen Zeitverlust.

Die Vortheile der Einimpfung müssen also in der Vorstellung, die man davon sich zu machen hat, darin bestehen, daß man die Ankunft des Feindes weis, um ihm gehörig entgegen zu gehen.

Fortsezung den 11ten Oktober.

Der zuverläßige Ton, womit Hr. Oesterhuys vom Nuzen des acidi salis spricht, die Aufmerksamkeit, welche sein Bericht in Berlin und Hannover gefunden hat, und die aus der Analogie hergeleitete Vermuthung vom Nuzen der *acidorum* in einem *morbo putredinoso* haben mich bewogen, den Oesterhuysischen Trank an einigen Kreaturen zu versuchen, aber der Erfolg ist nicht nach Wunsch gewesen. Es scheint nicht, daß diese Grasessende Thiere *acida*, zumal *mineralia* vertragen, so wie der fleischessende Mensch, und daß dieses einer der mehrern Punkte ist, wo die Analogie fehl schlägt.

Da es denen zu der zweyten Inokulation gebrauchten 8 Stücken Vieh an hinlänglicher Oefnung gefehlet zu haben scheint, und bey der Oefnung alle Mägen, zumal der Blättermagen vollgepfropfet gefunden worden, so schien daraus zu folgen, daß die Thiere gleich vom Anfange an mässig und der Leib offen gehalten werden müsse. Aber sämmtliche 4 Stücke, mit denen man dieses *regime* beobachtete, sind gestorben, und obschon No. 3. sich in den Tagen vom 26ten zum 29ten Sept. so befand, daß man schon anfing, es unter die Genesenden zu rechnen, so fiel es doch in ein Rezidiv und starb.

An diesen vier Stücken fing die Krankheit an, ihre veränderte Weise zu zeigen, indem sie von der Zeit an immer mehr zur Dysenterie ausschlug. Eben diese Weise nahm die dem Kirchdorfe Kiöng sich nähernde und bald darauf so wohl in diesem Dorf als in den Dörfern umher sich ausbreitende Krankheit auch an, indem sie, so wie man sie an einem Thiere verspürte, sogleich mit Durchlauf sich äußerte.

Aus den Krankengeschichten ist zu ersehen, daß des Blutes zerüttete Mischung, da es nemlich aufgelöst erscheinet (d. i. da das *Crassament* im *sero* zerlassen mit demselben einen dünnen Brey ausmacht) und der Durchlauf meist

con-

*contemporanea symptomata* sind, so wie beyde, das eine wie das andre, einen der Fäulniß sich nähernden Zustand zu erkennen geben.

Auch sieht man aus den Krankengeschichten, wie schnell der Uebergang vom *stadio inflammatorio in putredinem* gewesen ist.

Ferner sieht man aus besagten Geschichten, daß alle diejenige, welche das aufgelösete Blut gehabt haben, auch gestorben sind, ausgenommen No. 4.

Daraus folgt, meinen Gedanken nach, daß wenn man Durchlauf sieht, man aufgelösetes Blut vermuthen, und folglich gar nicht aderlassen muß.

Soll zur Ader gelassen werden, so muß es im *stadio inflammatorio* geschehen, und da dieses sehr kurz ist, so muß das Aderlassen gewiß früh vorgenommen werden.

Die Krankheit ist inflammatorisch und scheint deswegen unumgänglich Aderlässe zu erfordern, auch will ich, so lang bis mehrere und reifere Einsichten und Kenntniß der Krankheit mich eines andern belehren, das Aderlassen nicht versäumen: doch halt ich wohl für möglich, daß bey weiterer Erfahrung das Aderlassen hier so wie in allen *malignis* sich als ein *remedium anceps* erweisen dürfte. Alle diese *malignae* haben die Art, daß sie das Blut im Anfange zum gerinnen bringen, und gleich drauf es auflösen.

Sie vertragen nicht viele *evacuantia*, und die in ihrem innersten angegriffene Natur erfordert vielmehr *roborantia*.

Ohne im mindesten im Voraus entscheiden zu wollen, was die Erfahrung uns ferner in Ansehung des Verlaufs und Ganges der Epidemie in den andern Jahrszeiten lehren möchte, meyne ich blos behaupten zu dürfen, daß wenn sie so wie nun in diesem Herbst zum Durchlauf ausschlägt, es wohl erforderlich seyn mag, auf *roborantia* zu denken. Hr. Camper, der uns überhaupt nichts davon sagt, was er mit den Kreaturen vornimmt, welche von der durch Einimpfung beygebrachten Krankheit hart angegriffen werden, ob er da die Natur sich selbst rathen läst oder nicht, scheint keine

 dysen=

dysenterische Epidemie vor sich gehabt zu haben, da in seinen Augen die Peripneumonie unter allen Zufällen der schlimmste ist.

Ohne Zweifel wird die Krankheit durch die Jahrszeiten modifizirt, und da ist es natürlich, daß sie im Herbst zur Dysenterie ausschlägt, wenn durch die rauhe Witterung die Ausdünstung gehemmt wird, und die Dünste, welche durch sie weggehen sollten, auf die Eingeweide versezt werden.

Die Epidemie hat neuerlich an Bösartigkeit auch darin zugenommen, daß sie nun auch die Nieren angreift, die vorhin an den geöfneten Thieren unbeschädigt befunden worden. Die Leute, welche das Vieh warten, haben angemerkt, daß der Urin ungewöhnlich schlimm rieche. Auch diesen Anfall auf die Nieren muß man billig für eine Folge der gehemmten *perspiration* halten.

Da mir auferlegt wird, mit der Inokulation noch in diesem Herbst fortzufahren, woran ich ungern gehe, so habe ich 12 Stücke von dem Jütländischen Viehe genommen, und selbige mit Schnüren einimpfen lassen, die in eine Solution von Kampher eingeweicht waren, und zwar die eine Hälfte dieser Anzahl in eine Solution in Baumöl, die andere Hälfte in eine Solution von weißem Franzbrandwein. Zu gleicher Zeit habe ich noch zwey Stücke inokuliren lassen mit Schnüren, die auf die gewöhnliche Weise infizirt waren, ohne Kampher. Allen vier Stücken habe ich ein gleiches Maas Blut abnehmen und sie in Hütten stellen lassen, wo sie am Tage sowohl als in der Nacht stehen sollen. Zugleich habe ich vorgeschrieben, daß 3 Stücken von denen, zu deren Schnüren *solutio camphorae spirituosa*, und dreyen von denen, zu deren Schnüren *solutio camphorae oleosa* gebraucht worden, so auch denen 2 Stücken, deren Schnüre gar nicht in Kampher eingetaucht worden, jeden Abend gegen die Nacht eine Latwerge von einer halben Unze *cortex peruvianus* mit diluirtem Honig, wozu ein Skrupel Kampher in Brandwein aufgelöset mitgenommen worden, beygebracht werden sollte. Mit den andern 6 Stücken soll auf-

außer dem Aderlassen weiter nichts vorgenommen werden, bis die Krankheit sich äußert.

Die Spekulation hiebey ist diese, zu sehen,

Ob durch Vermischung der Inokulationsmaterie mit Kampher deren Virulenz bis auf einen gewissen Grad gebrochen werden könne?

Ob durch frühen Gebrauch der Fieberrinde die Fäulniß des Blutes verhütet, und durch den Kampher eine Transspiration erhalten werden möchte, durch welche die Masse des Blutes von dem durch die Inokulation in selbige gebrachten Gifte unmerklich wieder befreyet werden dürfte?

Die Spekulation beruhet auf folgenden Gründen und Beobachtungen, denen zufolge der Kampher die Virulenz der Blattermaterie brechen soll, daß die Thiere, welche in dieser Krankheit Beulen und Ausschlag kriegen, gewöhnlich mit dem Leben davon kommen, und daß vermuthlich diejenigen Thiere, welche bey unsrer ersten Inokulation so leicht davon gekommen, des ihnen beygebrachten Gifts durch die Transspiration, in dem damaligen sehr schönen, warmen, und doch nicht allzu heißen, dabey auch stillen Wetter, sich wieder entledigt haben.

Diese Gedanken erhalten annoch bey mir einige Hofnung, daß die Einimpfung Nuzen schaffen möchte, wenn sie im Frühling und Sommer, so lang die Hize nicht zu stark ist, vorgenommen wird.

Sollte unterdessen die Spekulation gegenwärtig fehlschlagen, so stehe ich wirklich an, mit der Einimpfung für diesmal fortzufahren, indem ich die Sache nicht anders ansehe, als daß wir nur eben so gut das Vieh zur Schlachtbank liefern möchten. Das ganze Vornehmen, die Inokulation zu versuchen, gründet sich auf die Hofnung, daß die durch dieselbe beygebrachte Krankheit weniger bösartig sich erweisen soll. Thut sie das nicht, sondern greift die Thiere eben so hart an, als die von selbst sich einfindende Seuche, so ist das eingeimpfte Vieh nicht im mindesten besser daran,

 als

als dasjenige, welches natürlicher weise angegriffen wird. Kreaturen die hart angegriffen werden, es sey dann auf dem Wege der Kunst oder des Zufalls, zu retten, ist vergebene Arbeit. Es dahin zu bringen, daß sie nur wenig angegriffen werden mögen, das ist es, wornach wir streben müssen, und wenn wir sehen, daß die eine Jahrszeit ungelegen ist, so müssen wir bis zu einer andern warten, die wahrscheinlich günstiger seyn kann.

Bey dem wenigen Glücke, dessen wir uns rühmen können, und bey dem großen Unglücke, unter welchem unsere Nachbarn auf allen Seiten um Aunde umher seufzen, ist es mir eine große Befriedigung, daß wir, Gott Lob, unser eigenes gesundes Vieh gesund erhalten haben, welches auf offener Weyde auf Aunde in aller Zeit gegangen, da wir auf diesem kleinen Lande inokulirt und krankes Vieh gehabt haben. Unsre unglückliche Nachbarn können uns nicht beschuldigen, daß wir zum Ausbruch oder Ausbreitung der Krankheit in dieser Gegend Gelegenheit gegeben hätten, denn so hätte unleugbar unser eigenes gesundes Vieh zuerst vor allem andern angestecket werden müssen, vielmehr können unsre Nachbarn sehen, daß es angehe, mittelst gehöriger Vorsichtigkeit die Seuche abzuhalten, und daß man bey Anwendung derselben nicht nöthig hat, für Ausbreitung der Ansteckung durch die Luft besorgt zu seyn.

Es giebt leider nur allzu viele nähere Wege zur Ausbreitung dieser Pest, und da gehört unter die vielen andern Fehler in der Verfassung unsres Landwesens auch dieser wichtige, daß es bey gegenwärtiger Beschaffenheit besagter Verfassung fast unmöglich ist, der Viehseuche den Weg zur Ausbreitung zu versperren. Sie war zu Nestved und in der Gegend umher, da wir mit unserm Unternehmen auf Aunde den Anfang machten, sie äußerte sich zu Anfang des Septembers in Wester Egetsberg, welches eine halbe Meile hier von Kiöng liegt, und da nach der Erndte die Steppelfelder zu allgemeiner freyen Beweydung offen gelassen wurden,

den, hat sie sich überall hier im Kirchdorfe Kiöng, in Sallerep, in Konstråde, und nun endlich auf Svinöe, bey diesen unsern Nachbarn, dem Ländchen Aunöe gegen über, ausgebreitet, und diese unsre Nachbarn gestehen, daß die Seuche zu ihnen von ihren Nachbarn in Konstråde gebracht worden, wie dann überhaupt kein vernünftiger Mensch uns die Schuld beymist, sondern vielmehr alle vernünftige Bauren uns frey sprechen.

Es ist zu besorgen, daß die Seuche noch vor Winter Wordingborg erreichen wird.

Fortsezung den 26ten Oktober. Schon fing ich an einen guten Ausfall des Versuchs mit Eintauchung der Inokulationsschnüre in Kampher zu hoffen. Meine Hofnung ward vornehmlich dadurch bestärkt, daß diejenige 6 Stücke Vieh, zu deren Schnüren eine ölige Kamphersolution gebraucht worden, sämmtlich früher von der Krankheit angegriffen wurden, als die andern 6 Stücke, bey welchen die *solutio camphorae spirituosa* gebraucht ward. Mir schien, daß dieser Unterschied nicht blos dem Zufall sich zuschreiben lasse. Ich dachte also bey mir so: wohl scheint die Vermischung des Kamphers mit der Inokulationsmaterie nicht ohne Wirkung zu seyn, aber der Kampher muß wohl in Brandwein, nicht in Oel, aufgelöset werden; steckt die mit dem in Brandwein aufgelöseten Kampher vermischte Materie nicht so geschwind an, als die mit Oel, so steckt sie denn auch wohl nicht so heftig an, und wird also auch wahrscheinlich einen geringern Grad der Krankheit zuwege bringen, und sollte diese Erklärung eintreffen, so haben wir, was wir mit der Einimpfung abzielen.

Mit dieser Hofnung schmeichelte ich mir noch gestern, aber heute verschwindet sie leider, indem die noch übrige vier Stücke Vieh zu stöhnen anfangen, ein fatales Symptom, welches eine überhand nehmende Entzündung der Gedärme zu erkennen giebt. Der Ausfall mit diesen vier Stücken, der sich morgen oder übermorgen weisen wird,

wird nun den Grund oder Ungrund der Spekulation, in welcher die 8te und 9te Einimpfung vorgenommen worden, entscheiden.

Weitre Versuche weis ich in diesem Jahre nicht mehr anzustellen, und muß zu wiederholten malen erklären, daß ich mich entsehe, die noch übrige 25 gesunde Stücke Vieh, in dieser zu unserm Vornehmen gewiß unbequemen Jahrszeit aufzuofern.

Man kann keinen klärern Beweis vom Einfluß des Wetters haben, als die 6te und 7te am 25ten und 26ten September vorgenommene Inokulationen. Aus der 5ten behielten wir doch zwey Stücke von sechsen, aber aus der 6ten haben wir von 8 Stücken nicht eines, und aus der 7ten von 7 Stücken nur ein einziges behalten; es war aber auch in den Tagen 27. 28. 29. September ein über die Maaße hartes Wetter, welches eben die auf die bemeldete Inokulationen folgende Tgae waren, in welchen sich das durch dieselbe beygebrachte Gift wahrscheinlicherweise entwickelt.

Fortsezung den 9ten Nov. Um mit der Einimpfung für dieses Jahr einzuhalten, habe ich außer den übrigen Ursachen auch noch die, daß, wie ich glauben muß, die einmal in die Hütten gebrachte Infektion, die sich nicht so bald wieder verliehren kann, zu derjenigen hinzukömmt, welche durch das Einimpfen in den Körper gebracht wird.

Herr Camper sagt, er habe den ganzen Sommer durch in den nemlichen Hütten inokulirt, nur daß sie gereiniget worden sind. Wir haben ihm darin gefolgt, und die Hütten, so gut nur immer möglich, gereiniget, aber was man auch thut, so kann doch der ansteckende Zunder in denen aus Stroh und Schilf bestehenden Dächern sich aufhalten.

Demnach finde ich, falls die Inokulation im künftigen Frühling wieder hier auf Aunöe vorgenommen werden soll, nöthig, daß ein Theil der Hütten, die Hälfte oder auch nur 8, abgebrochen und beym Purmose aufgesezt und zur Aufnahme des eben geimpften Viehes bestimmet werden, nemlich

lich in der Zeit von der eben geschehenen Inokulation bis dahin, da die Krankheit sich durch kenntliche Anzeigen veroffenbart, worauf dann erst die Thiere nach den Krankenhütten hingebracht werden. Solchergestalt kann man versichert seyn, daß die Krankheit, wenn Sie nun sich einstellet, eine Wirkung der Inokulation allein ist, und nicht einer anderweitigen Ansteckung zugleich, und wenn dann an einem Thier erst wirklich die Krankheit offenbar zum Ausbruch gekommen, so scheint es gleich viel zu seyn, ob die Hütte, wohin es gebracht wird, angesteckt ist oder nicht, und muß dieses wenigstens uns gleichviel seyn, indem es unmöglich ist, zu jeder Einimpfung neue Hütten zu bauen.

Unterdessen ist gewiß das allerbeste, wenn man die Hütten ganz entbehren kann, und überall nicht nöthig hat, das eingeimpfte Vieh hineinzuführen. Diesen Vortheil kann man sich in der bequemen Frühlings- und Sommerszeit versprechen, und halte ich für das rathsamste, die Patienten Tag und Nacht auf dem Grase in freyer Luft zu lassen, so lang das Wetter irgend gut ist, und die Hütten blos als einen Zufluchtsort bey einfallendem bösen Wetter, oder auch allzustarkem Sonnenschein, anzusehen.

Ich kann nicht anders glauben, als daß der glückliche Erfolg unsers ersten Versuchs von diesem Vortheil und dem damaligen guten Wetter herrühret.

Wir haben unser Unternehmen etwas spät im Jahre angefangen, so daß nach der Erfahrung dieses Jahrs kein entscheidendes Urtheil weder für noch wider die Sache mit Grund sich fällen läst, und folglich muß das Unternehmen annoch im künftigen Jahre vom Ende des May bis in die Mitte oder Ende des September fortgesezt werden, da denn in diesem Jahre wenigstens so viel gewonnen ist, daß man im künftigen May gleich zum Wercke schreiten kann, ohne erst mit Vorbereitungen Zeit zu verliehren. Dann muß außer denen einmal vorhandenen von der dießjährigen Heerde übrigen nicht gebrauchten 25 Stücken Kühe, blos junges

Vieh von 1 oder 2 Jahren Alter angeschaffet werden, als welches, so wie es weniger kostet, auch zur Absicht bequemer ist.

Schließlich muß ich die vorhin schon gemachte Erinnerung wiederholen, daß man den Nuzen der Inokulation darin suchen und sezen muß, daß die dadurch beygebrachte Krankheit weniger heftig ausfallen soll. Aeußert sie sich eben so heftig als bey der gewöhnlichen zufälligen Ansteckung, so ist an dem solchergestalt gefährlich erkrankenden inokulirten Vieh eben so wenig auszurichten, als bey anderm von der Seuche angefallenen Vieh. Daraus folget, daß das rathsamste ist, schlechtweg einzuimpfen, und darauf die Natur rathen zu lassen, ohne viel mediziniren.

Der Schluß dieser Materie folgt im nächsten Stück.

---

## 5.

# Aus Daniel Wunderlichs Buch.

## Vorrede.

Ich verstehe mich nicht darauf, aus Nichts Etwas, oder aus Etwas Viel zu machen. Ich verstehe mich nicht darauf, mit einem Goldkörnchen Roß und Reiter zu übergulden, und daher glänzen zu lassen, als wär' alles eitel gediegenes Gold. Dennoch möcht' ich das Körnchen, so bisweilen, durch Ungefähr, oder Suchen, mir in die Hand fiele, nicht gern wieder wegwerfen.

Dieß ist verdolmetscht in Prose: ich verstehe nicht die Kunst derjenigen dreytausend deutschen Büchermacher, welche in drey Jahren viertausend siebenhundert und neun Bücher verfertigen konnten; *) nicht die Macherkunst, aus Nichts ein dickes Etwas von vielen Alphabeten, oder von einer kurz an den Mann zu bringenden Wahrheit lange, schimmernde

*) S. Gatterers Hist. Journ. Th. I. S. 266.

mernde Abhandlungen herauszuspinnen.. Und doch ist mir, als wüst' ich manches Ding, das nicht jedermann weis; ist mir, als fühlt' ich Elastizität des Geistes, Mut und Kraft genug, ein Ding zu packen, zu halten, zu schleudern und in die Luft empor zu reißen; ist mir, als umgäbe mich ein Licht, das die Dinge, nah und fern, mehr als andere mir aufhellt; ist mir, als ob ich wohl fähig sey, manches, indem ich meinen Lebensgang so dahin schlendere, zu erfahren, zu denken, und zu-empfinden, das nicht unwerth der Mühe wäre, auch von andern erfahren, nachgedacht und nachempfunden zu werden.

Wirf nichts mehr weg, sprach ich einst zu mir selbst, wie du vorhin gethan hast. Nichts ist so schlecht; es ist wozu gut. Heben doch wohl viele der dreytausend Büchermacher Papierschnizel sorgfältig auf. — Ich ging hin, und ließ mir ein Buch von weißem Papier zusammenheften, und schrieb auf, was ich erfuhr, dachte, und empfand. Dieß mein Aufgeschriebenes kann ich um so füglicher mein Buch nennen, als ich nie sonst ein Buch geschrieben habe, noch eins schreiben werde. Den Titel gebar also nicht der Originalkizel, sondern die Nothdurft. Mir selbst dünkt nichts abgeschmackter, als mit unerhörten Titeln frappiren zu wollen, wiewohl dieß oft der armselige Behelf mittelmäßiger Büchermacher ist.

Ich schrieb ohne alle andere Bücher, aus eigenem Kopf und Herzen. Dennoch gebe ich mich eben so wenig für einen absoluten Selbstdenker, als meine Gedanken für neu und eigen aus. Manches mag ich vorhin gelesen, manches mag ich von gescheiten Leuten gehört, manches auch selbst geschaffen haben. Aber auch nicht alles, was man selbst erschafft, ist eigen und neu. Hundert Köpfe können, ohne alle fremde Zuthat, oft einerley Ding ersinnen.

Sehr unbesonnen wird oft der Mangel an Neuheit und Originalität gerügt. Gerade als ob alles, was geschrieben wird, neu und unerhört seyn müste. Was ist

ganz neu unter der Sonne? — Nicht alle lesen alle Bücher. Wenn daher jener dem ersten Tausend von Lesern geschrieben hat; warum sollte dieser nicht das nämliche dem zweyten Tausend schreiben dürfen? — —

Wahrheit! Unerforschliche, ewige Gottheit! nach Dir gehn meine Blicke aus. Noch nie hat dich ein sterbliches Auge ganz erblickt; nimmer werden dich aller Sterblichen Augen zusammen in deiner vollen schönen Gestalt schauen. Der scharfsichtigste Weise entdeckt an dir nur kleine einzele Theile. Thun sie sich zusammen und sagt einer dem andern: „Das sah ich! — Und ich das?„ so ist vielleicht am Ende der Welt möglicher, als izt, das erhabenste schwerste Abbild der Aehnlichkeit einigermasen näher zu bringen.

## I.
## Von Eintheilung des Schauspiels.

Trauerspiel — Freudenspiel — rührendes, weinerliches Lustspiel — Possenspiel — Heroisches, Bürgerliches, Bäuerisches, Schäferliches — und der Himmel weis! was noch sonst für Spiele die Theoreyenmacher uns herrechnen! Und doch thun sie der Sache noch lange nicht genug, wenn sie alles, was sich nach ihrer Weise theilen läst, bis ans Ende forttheilen wollen. Daß sie doch alle der Batteux holte! Und ihren Verstand weit droben im Ariostischen Monde in tausend Fläschchen vertheilte, und jedes dicht und fest zupfropfte! Schauspiel ist — Schauspiel, und damit gut! Jene Theilung gemahnet mich nicht anders, als wenn man die liebe Mutter Natur in die lachende und weinende, tragikomische und komischtragische tabelliren wollte, da sie doch das alles in Einer, und Eine in dem Allen ist. Wisset ihr nicht, daß sie Freud und Leid, Krieg und Frieden, Ruh und Aufruhr, Haß und Liebe, Versöhnung und Rache, Tod und Leben in Einem Neste brütet? Warum zimmern also wohl die kindischen Kinder der Kunst so viel hundert Kästchen und Fächerchen, alles das aus einander zu sondern? Wie mögen sie ihr wohl vorschreiben, wie sie das all? ob

sie's

sie's einzeln, oder paarweise? oder die ganze Hecke auf einmal ausfliegen lassen soll? Was Mutter Natur thut, das ist recht; was sie paart, das ist wohl gepaart. Daß euch die Hand nicht aus dem Grabe wachse, weil ihr euch an der Mutter vergreift! Wisset ihr nicht, was Sokrates sagte, daß Schmerz und Wohllust an ihren Enden zusammen geknotet wären?

Da meynen sie nun verbieten zu können, daß das Komische nichts Tragisches, und das Tragische nichts Komisches begleite, und bedenken nicht, wie sehr einem mit dem andern oft aufgeholfen werden könne. Hat nun erst einmal ein Junker solch Sprüchlein auswendig gelernt, so spricht er darnach frisch vom Munde weg, ohne das Gefühl der Natur zu Rathe zu ziehen. Freylich hat dies auch die leidige Theorey versäuft. Also meynst du aber doch, Menschchen, daß dich die volle Lache, in Einem und eben demselben Nu, nicht manchmal eben so durchschauern könne, als der grimmigste Blick des Wüterichs? Ey Lieber! wie wenn der Teufel zu dir träte, und dich bey voller Lache zum höllischen Tanz aufforderte? Dann würdest du ja wohl zum Teufel sagen: Dein Anstand ist komisch und schickt sich nicht für diese tragische Situation! Oder würdest du verlegen seyn, wie du diesen Akt nennen solltest? Nenn ihn doch Tragikomödie! — —

Darum kenn' ich nur Ein Spiel; und das heist Schauspiel. Das sey, wie es wolle! Nur gefalle es den Kindern der Natur.

## II.

## Herzensausguß über Volks Poesie.

Warum haben Apoll und seine Musen blos auf dem Gipfel des Pindus ihr Wesen? Warum entzückt ihr Gesang blos die Ohren der Götter, oder der wenigen, welche Athem und Kraft genug hatten, die steilen Zinnen des Olymps zu erklettern? Sollten sie nicht herunter kommen und auf Erden wandeln, wie Apoll vorzeiten unter den

Hirten Arkadiens that? Sollten sie nicht ihre Stralengewänder, bey deren Anblick so oft das irdische Auge erblindet, droben lassen, und die Natur der Menschen anziehn? Unter den Menschenkindern, sowohl in Pallästen als Hütten, ein und ausgehn, und gleich verständlich, gleich unterhaltend für das Menschengeschlecht im Ganzen dichten? Das sollten sie freylich! Aber wie wenig noch habens die deutschen Musen gethan!

Unsere Nation hat den leidigen Ruhm — nicht gerade die weise — sondern die gelahrte — zu heißen. Der Ruhm möchte ganz schäzbar seyn, wenn's nur nicht gar zu viel Quisquiliengelahrheit wäre. Dieser Quisquiliengelahrheit haben wir's gutentheils zu verdanken, daß bey uns die Poesie des allgemeinen Eingangs in Ohren und Herzen sich nicht rühmen kann, den sie bey mancher andern Nation schon fand, weil wir so hoch und tief gelahrt sind, daß wir schier aller Völker Sprachen reden können; ihre Handlungen, Sitten und Gebräuche, all ihre Weisheit und Thorheit auswendig wissen; in ihren Feldern und Wäldern, Städten und Dörfern, Tempeln und Pallästen, Häusern und Ställen, in ihren Küchen, Kellern, Boden und Zimmern, in Garderoben, Kisten und Kasten, und der Himmel weis, wo alle noch sonst? bekannt und bewandert sind; so sind wir auch in unserm Dichten und Trachten, Reden und Thun, so fremd und ausländisch, daß der Ungelehrte unserer Landsleute selten klug aus uns werden kann. Das schlimmste ist, daß wir das alles lernen, blos um es zu wissen und dadurch zünftig zu seyn. Es bleibt meistens todtes Kapital; und wie kann auch Münze kursiren, die oft gar keinen innerlichen Werth hat, und deren Gepräge längst aus der Mode gekommen ist?

Dieß möchte meinetwegen überall so seinen alten Gang hingehn, nur nicht in der Poeterey. Die deutsche Muse sollte billig nicht auf gelehrte Reisen gehn, sondern ihren Naturkatechismus zu Haus auswendig lernen. Wo steht

aber

aber im deutschen Naturkatechismus geschrieben, daß sie fremde Phantasien und Empfindungen einholen, oder ihre eigene in fremde Mummerey hüllen solle? Wo stehts geschrieben, daß sie keine deutsche Menschensprache, sondern vel quasi eine Göttersprache stammeln soll? — Göttersprache? — Daß es dem lieben Gott erbarme? — Diese Göttersprache, die viele unserer Musensäuglinge lallen wollen, ist oft nichts anders als rauhes Löwen- und Stiergebrüll, Roßwichern, Wolfsgeheul, Hundgebell und Gänsegeschnatter. An statt den Strom des Gesangs vom mähligen Abhang, mit distinkten, vernehmbaren Wohlgetön, dahin strömen zu lassen, stellt man sich auf eine schroffe Felsenspize, wirft, unter gräßlichen Verzuckungen, den Kopf in den Nacken, verdreht die Augen, und stürzt sein Krüglein, mit unvernehmlichem, verwirrenden Geräusch hurlpurl hinab, und am Ende ists doch wohl nicht so viel, daß eine Mücke sich daraus satt trinken kann.

Man will keine menschliche, sondern himmlische Sonnen malen; nicht wie seines gleichen, sondern wie Völker anderer Zeiten, anderer Zonen; man will oft gar, wie der liebe Gott und die heiligen Engel empfinden. Hieran, ihr deutschen Dichter, nicht aber an dem kalten und trägen Publikum, wie ihr falsch wähnet, liegt es, daß eure Gedichte nicht durch das ganze Volk gäng und gebe sind.

Diesem Unheil abzuhelfen, ist freylich kein kräftiger Mittel, als das so oft beschrieene und zitirte, aber so selten gelesene Buch der Natur zu empfehlen. Man lerne das Volk im Ganzen kennen, man erkundige seine Fantasie und Fühlbarkeit, um jene mit gehörigen Bildern zu füllen, und für diese das rechte Kaliber zu treffen. Alsdann den Zauberstab des natürlichen Epos gezückt! Das alles in Gewimmel und Aufruhr gesezt! Vor den Augen der Fantasie vorbeygejagt! Und die güldenen Pfeile abgeschossen! Traun! dann solls anders gehn, als es bisher gegangen ist. Wer's dahin bringt, dem verspreche ich, daß sein

Ge-

Gesang den verfeinerten Weisen eben so sehr, als den rohen Bewohner des Waldes, die Dame am Puztisch, wie die Tochter der Natur hinter dem Spinnrocken und auf der Bleiche, entzücken werde. Dieß sey das rechte non plus ultra aller Poesie!

Hier deucht mir, seh ich manche Vers- und Theoreyenmacher mit weiser Miene mir entgegen lächeln. Sie wollen sagen: Daß doch nicht alle Gegenstände, sonderlich die Belustigungen des Verstandes und Wizes, so allgemein verständlich und behäglich sich behandeln liessen. Mir deucht, das liebwertheste Lehrgedicht, das Epigramm und manche andere ihres Gelichters, die in den poetischen Theoreyen auch ihr Stülchen haben, wollen so eben aufspringen und Lärmen machen. — Lieben Leute, eure Theorey irret die Theorey der Natur ganz und gar nicht. Die Natur, wenn ich nicht gewaltig irre, weiset der Poesie das Gebiet der Fantasie und Empfindung, hergegen das Reich des Verstandes und Wizes einer andern Dame, der **Versmacherkunst**, an. Jede soll sich vornehmlich auf ihrem angewiesenen Grund und Boden herumtummeln. Doch will sie beyde keinesweges gänzlich trennen, und Hader unter ihnen stiften. Sie mögen, als verträgliche Nachbarinnen, neben einander hausen; mögen sich auch wohl hie und da freundnachbarlich an Hand gehn; mögen einander Schüssel, Topf, Besen und Elle borgen; mögen endlich auch einerley Sprache, die nur gleichsam im Dialekt sich unterscheidet, reden! Im Grunde aber bleiben sie doch von einander gesondert. Durch diese Grenztheilung soll die Versmacherkunst an ihren Ehren und Würden im geringsten nicht gekränkt seyn. Sie mag eine artige Frau und ihr Reich ein schönes Reich seyn. Welche von beyden aber den Vortritt habe, und zu haben verdiene? wäre unpolitisch zu entscheiden, da die Mitglieder beyder Staaten bis hieher öfters, so hübsch friedlich und schiedlich hinüber und herüber zu lustwandeln pflegten. Immer bleib es auch künftig bey dieser Weise.

Mit den Angelegenheiten der Versmacherkunst hab' ich hier nichts zu schaffen. Mir liegt das Wohl und Weh der Poesie am Herzen. Ihre Produkte wünscht' ich mit gesammt volksmäßig zu machen. Zunächst ist hier von der lyrischen und epischlyrischen Gattung die Rede. —

Aber der Zauberstab des Epos, der den Apparatus der Fantasie und Empfindung beleben und in Aufruhr sezen soll, ist nur in wenigen Händen. Viele suchten und fanden ihn nicht, weil er wirklich nicht leicht zu finden ist, und sie ihn nicht am rechten Ort suchten. Wo er noch am ersten und leichtesten zu finden ist, das sind unsere alten Volkslieder. Seit kurzem erst sind einige ächte Söhne der Natur ihm hier auf die Spur gerathen.

Diese alten Volkslieder bieten dem reifenden Dichter ein sehr wichtiges Studium der natürlich poetischen, besonders der lyrischen und epischlyrischen Kunst dar. Sie sind meist, so wohl in Fantasie, als Empfindung, wahre Ausgüsse einheimischer Natur. Freylich hat die mündliche Tradition oft manches hinzugethan und weggenommen, und dadurch viel lächerlichen Unsinn hineingebracht. Wer aber das Gold von den Schlacken zu scheiden weis, wird wahrlich keinen verächtlichen Schaz erbeuten. — Und wär's denn wohl der Mühe nicht werth, daß ein Mann, mit hemsterhuysischkritischer Nase, sich darauf beflisse, den heterogenen Anflug wegzunehmen, und die alte verdunkelte, oder gar verlorne Lesart wieder herzustellen? —

In jener Absicht hat öfters mein Ohr in der Abenddämmerung dem Zauberschalle der Balladen und Gassenhauer, unter den Linden des Dorfs, auf der Bleiche, und in den Spinnstuben gelauscht. Selten ist mir ein sogenanntes Stückchen zu unsinnig und albern gewesen, daß nicht wenigstens etwas, und sollt' es auch nur ein Pinselstrich des magisch rostigen Kolorits gewesen seyn, poetisch mich erbauet hätte. Gar herrlich, und schier ganz allein, läst sich hieraus der Vortrag der Ballade und Romanze, oder der lyrischen und episch-

epischlyrischen Dichtart — denn beydes ist eins! Und alles Lyrische und Epischlyrische sollte Ballade oder Volkslied seyn! — gar herrlich, sag' ich, läst er sich hieraus erlernen.

Freylich kömmt mir hier wieder die sogenannte höhere Lyrik, die unter dieser Gattung nicht stehen will, und sich wohl recht was dünkt, queer in den Weg gelaufen. Ich kenne Werke von dieser höhern Lyrischen Gattung, die bey allem dem sehr volksmäßig sind. Jene, die nicht fürs Volk ist, mag hinlaufen, wo hin sie will. Mag sie doch für Götter und Göttersöhne, den erhabensten Werth haben! Für das irdische Geschlecht hat sie nicht mehr, als der lezte Fixstern, dessen Licht aus tiefer dunkler Ferne zu uns her flimmert. Dieß Urtheil würde ich aussprechen, wenn ich auch selbst ein solcher Göttersohn wäre, denn es ist mir hier mehr für's liebe Menschenvolk, als für Götter und Göttersöhne zu thun. —

Durch Popularität, meyn' ich, soll die Poesie das wieder werden, wozu sie Gott erschaffen, und in die Seelen der Auserwählten gelegt hat. Lebendiger Odem, der über aller Menschen Herzen und Sinnen hin weht! Odem Gottes, der vom Schlaf und Tod' aufweckt! Die Blinden sehend, die Tauben hörend, die Lahmen gehend und die Aussäzigen rein macht! Und das alles zum Heil und Frommen des Menschengeschlechts in diesem Jammerthal!

Von der Muse der Romanze und Ballade ganz allein mag unser Volk noch niemal die allgemeine Lieblingsepopee aller Stände, von Pharao an, bis zum Sohn der Magd hinter der Mühle hoffen! Unbegreiflich ist mirs daher, wie einige Leute diese Muse zu einer Aftermuse, oder zur Zofe einer von den neuen Pierinnen machen, und ihr keinander Instrument, als den Dudelsack in die Hand geben mögen; da sie doch das ganze unermeßliche Gebiet der Fantasie und Empfindung unter sich hat; da sie ies doch ist, die den Rasenden Roland, die Feen Königin, Fingal und Temora und — sollte mans glauben? — ie

Ilias

Ilias und Odyßee gesungen hat? Wahrhaftig! Alle diese Gedichte waren denen Völkern, welchen sie gesungen wurden, nichts als Balladen, Romanzen und Volkslieder. Eben daher erhielten sie den allgemeinen Nationalbeyfall, der so vielen Leutlein unbegreiflich ist. Uns Deutschen sind sie freylich nicht mehr volksmäßig; aber wir sind auch nicht die Griechen, nicht die Italiener, nicht die Britten. Deutsche sind wir! Deutsche, die nicht Griechische, nicht Römische, nicht Allerweltgedichte, in Deutscher Zunge, sondern in Deutscher Zunge Deutsche Gedichte, verdaulich und nährend fürs ganze Volk, machen sollen. Ihr Dichter, die ihr ein solches nicht geleistet habt, und daher wenig, oder gar nicht gelesen werdet, klaget nicht ein kaltes und träges Publikum, sondern euch selbst an! Geb' uns Einer ein großes Nationalgedicht von jener Art, und wir wollen's zu unserm Taschenbuch machen. Steiget herab von Gipfeln eurer wolkigen Hochgelartheit, und verlanget nicht, daß wir vielen, die wir auf Erden wohnen, zu euch wenigen hinauf klimmen sollen.

Daß Volkspoesie bisher vernachläßigt, daß Ballade und Romanze schier verächtlich und poetisches Spielwerk worden, daran sind wohl hauptsächlich mit die nackigen Poetenknaben Schuld, die sich einbilden, sie könnten auch wohl Balladen und Romanzen machen, und diese Dichtart gleichsam für das poetische A. B. C. halten. Da nehmen sie das erste das beste Histörchen, ohne allen Endzweck und Interesse, leyern es in langweiligen, gottesjämmerlichen Strophen, hier und da mit alten Wörtchen und Phrasen läppisch durchspickt, auf eine drollig seyn sollende Art, mit allen unerheblichen Nebenumständen des Histörchens, von Kopf bis zu Schwanz herab, und schreiben drüber Ballade, Romanze. Da regt sich kein Leben! Kein Odem! Da ist kein glücklicher Wurf! Kein kühner Sprung, so wenig der Bilder als Empfindungen! Nirgends was aufrührendes, so wenig für den Kopf, als für's Herz! — O ihr guten Poetenknaben, nehmt's von nun an zu Ohren und Herzen, daß Volkspoesie, eben deswegen weil sie das non plus ultra der

Kunst ist, die allerschwerste sey. Laßt uns nicht ferner durch das: ut sibi quivis speret idem verführen, um die sprödeste aller Musen zu bulen!

Ich hemme meine Herzensergiessung mit dem Wunsche, daß doch endlich ein Deutscher Percy aufstehen, die Ueberbleibsel unserer alten Volkslieder sammlen, und dabey die Geheimnisse dieser magischen Kunst mehr, als bisher geschehn, aufdecken möge. Oefters hab' ich zwar schon mündlich diesen Wunsch meinen Freunden geäußert und gesagt, er sollte weiter fortgepflanzt, und irgend wer veranlast werden, ihn auszuführen. Allein bisher noch vergebens! Unter unsern Bauren, Hirten, Jägern, Bergleuten, Handwerksburschen, Kesselführern, Hechelträgern, Bootsknechten, Fuhrleuten, Trutscheln, Tyrolern und Tyrolerinnen, kursiret wirklich eine erstaunliche Menge von Liedern, worunter nicht leicht eins seyn wird, woraus der Dichter fürs Volk nicht wenigstens etwas lernen könnte. Manche davon, so ich gehört, hatten im Ganzen, viele in einzelen Stellen, wahres poetisches Verdienst; ein gleiches versprech' ich mir von weit mehrern, so ich nicht gesehen habe. So eine Sammlung von einem Kunstverständigen, mit Anmerkungen versehen! — Was wollt' ich nicht dafür geben! — Zur Nachahmung im Ganzen und gemeinen Lektur wäre sie freylich nicht; aber für die Kunst, für die einsichtsvolle Kunst würde sie eine reiche Fundgrube seyn. Nur die Poetenknaben müsten vor allen andern ihre, alles betappenden Fäuste davon lassen, oder mit dem güldnen Plektrum eins drauf haben.

(Künftig vielleicht mehr aus dem Buch.)

---

6.

## 6.

## Lenardo und Blandine.

1.

Blandine sah her, Lenardo sah hin;
Sie trugen in Augen viel zärtlichen Sinn,
Blandine, die schönste Prinzeßin der Welt,
Lenardo, der Schönsten zum Diener bestellt.

2.

Zu Land und zu Wasser, von nah und von fern,
Erschienen viel Fürsten und Grafen und Herrn,
Mit Perlen, Gold, Ringen und Edelgestein,
Die schönste der schönen Prinzessen zu freyn.

3.

Allein die Prinzeßin war Perlen und Gold,
War Prinzen mit blankem Gestein nicht so hold,
Als sie wohl ein würziges Blümlein entzückt,
Vom Finger des schönsten der Diener gepflückt.

4.

Der schönste der Diener trug hohes Gemüt,
Obschon nicht entsprossen aus hohem Geblüt.
Gott schuf ja aus Erden den Ritter und Knecht.
Ein hoher Sinn adelt auch niedres Geschlecht.

5.

Und als sie 'mal draußen, in frölicher Schaar,
Von Schranzen umlagert am Apfelbaum war,
Und alle genossen der lieblichen Frucht,
Die ämsig der flinke Lenardo gesucht;

6.

Da bot die Prinzeßin ein Aepfelchen rar
Aus ihrem hellsilbernen Körbchen ihm dar,
Ein Aepfelchen, rosig und gülden und rund;
Dabey sprach ihr holdseliger Mund:

7.

„Nimm hin für die Mühe! der Apfel sey dein!
Das Leckere wuchs nicht für Prinzen allein.
Er ist ja so lieblich von außen zu sehn;
Will wünschen, das Drinnen sey zehnmal so schön!„ —

8.

Und als sich der Liebling gestolen nach Haus,
Da zog er, o Wunder! ein Blättchen heraus.
Das Blättgen im Apfel saß heimlich und tief;
Drauf stand gar traulich geschrieben ein Brief.

9.

„Du Schönster der Schönsten von nah und von fern,
Du Schönster vor Fürsten und Grafen und Herrn,
Der du trägst züchtiger, höher Gemüt,
Als Fürsten und Grafen aus hohem Geblüt;

10.

Dich hab' ich vor Allen zum Liebsten erwählt!
Nach dir mein Busen sich sehnend zerquält.
Mich labet nicht Ruhe, mich labet nicht Rast,
Bevor du gestillet dieß Sehnen mir hast.

11.

Zur Mitternachtstunde laß Schlummer und Traum,
Laß Bette, laß Kammer, und eile zum Baum,
Zum Baum, der den Apfel der Liebe dir trug!
Dein harret was Liebes. Nun weist du genug.„

12.

Das dauchte dem Diener so wohl und so bang.
So bang und so wohl! Er zweifelte lang.
Viel zweifelt' er her, viel zweifelt' er hin;
Von Hoffen und Ahnden war trunken sein Sinn.

13.

Doch als es wohl tief um Mitternacht war,
Und still herab blinkte der Sternelein Schaar,
Da sprang er vom Lager, ließ Schlummer und Traum,
Und eilt' in den Garten zum kundigen Baum.

14.

Und als er stillharrend am Liebesbaum saß,
Da säuselt's im Laube, da schlich es durch's Gras;
Und eh er sich wandte, da nahm's ihn in Arm,
Da weht' ihn ein Oden an, lieblich und warm.

15.

Und als er die Lippen eröffnet zum Gruß,
Verschlang ihm die Rede manch durstiger Kuß;
Und eh es ihm zugeflüstert ein Wort,
Da zog es sammtenen Händchen ihn fort.

16.

Es führt' ihn allmählich mit heimlichem Tritt:
„Komm süßer, komm lieblicher Junge, komm mit!
Kalt wehen die Lüftchen; kein Dach und kein Fach
Beschirmet uns; komm in mein stilles Gemach!„

17.

Und führt ihn, durch Dornen und Nessel und Stein,
In einen zertrümmerten Keller hinein.
Hier flimmert' ein Lämpchen; sie zog ihn entlang,
Bey'm Schimmer des Lämpchens, den heimlichen Gang.

18.

In Schlummer gehüllet war jedes Gesicht;
Doch, ach! das Verrätheraug schlummerte nicht.
Lenardo! Lenardo! Wie wird dir's ergehn,
Noch ehe die Hähne das Morgenlied krähn? —

19.

Weit her, von Hispaniens reichster Provinz,
War kommen ein hochstolzirender Prinz,
Mit Perlen, Gold, Ringen und Edelgestein,
Die schönste der schönen Prinzessen zu freyn.

20.

Ihm brannte der Busen, ihm lechte der Mund;
Doch hofft' er, doch harrt' er umsonst in Burgund.
Er warb wohl, und warb doch vergebens manch Jahr,
Und wollte nicht weichen, noch wanken von dar.

21.

Drob hatte der hochstolzirende Gast,
Bey Nacht und bey Tage, nicht Ruhe noch Rast,
Und hatte, zur selbigen Stunde der Nacht,
Sich auf, hinaus in den Garten gemacht;

22.

Und hatt' es vernommen, und hatt' es gesehn,
Was nährlich*) drey Schritte weit von ihm geschehn.
Er knirschte die Zähne, biß blutig den Mund:
„Zur Stunde soll's wissen der Fürst von Burgund!„

23.

Und eilte zur selbigen Stunde der Nacht.
Ihm wehrte vergebens die fürstliche Wacht:
„Jezt will ich, jezt muß ich zum König hinein,
Weil Hochverrath ihm und Aufruhr bedräun!„ —

24.

Halloh! Wach auf, o Fürst von Burgund!
Dein Königsgeschmeide besudelt ein Hund!
Blandinen, dein gleißendes Töchterlein, schwächt,
Zur Stunde jezt schwächt sie ein schändlicher Knecht!„ —

25.

Das krachte dem Alten ins dumpfe Gehör.
Er liebte die einzige Tochter so sehr;
Er hielt sie wohl höher, als Zepter und Kron,
Und höher, als seinen hellstralenden Thron.

26.

Wild raffte der Fürst von Burgund sich empor:
„Das leugst du, Verräther, das leugst du mir vor!
Dein Blut mir's entgelte! Das trinke Burgund,
Wo mich belogen dein giftiger Mund!„ —

27.

„Hier stell' ich, o Alter, zum Pfande mich dar!
Auf! Eile! So findet's dein Auge noch wahr.
Mein Blut dir's entgelte! Das trinke Burgund,
Wo dich belogen mein redlicher Mund!„ —

*) Kaum.

28.

28.
Da rannte der Alte mit blinkendem Dolch;
Ihm nach kroch der verrätherische Molch,
Und wies ihn, durch Dornen und Nessel und Stein,
Wohl in den zertrümmerten Keller hinein.

29.
Hier prangte vor Zeiten ein lustiges Schloß,
Das längst in Schutt und Trümmer zerschoß.
Noch wölbten sich Keller und Halle. Von vorn
Verbargen sie Nessel und Distel und Dorn.

30.
Die Halle war wenigen Augen bekannt.
Doch wer der Halle war kundig, der fand
Den Weg, durch eine verborgene Thür,
Wohl in der Prinzeßin ihr Sommerlosier. — —

31.
Noch sendete durch den heimlichen Gang
Das Lämpchen der Liebe den Schimmer entlang.
Sie athmeten leise, sie schlichen gemach
Dem Schimmer des Lämpchens der Liebe sich nach;

32.
Und kamen wohl vor die verborgene Thür,
Und standen und harrten und lauschten allhier:
„Horch, König!—Da flüstert's!— Horch König!—
Da spricht's! — —
Da! — — Glaubest du noch nicht, so glaubest du
nichts!„

33.
Und als sich der Alte zum Horchen geneigt,
Erkannt' er der Liebenden Stimme gar leicht.
Sie hatten's ein Küssen! Sie hatten's ein Spiel!
Und trieben des süßen Geschwäzes gar viel.

34.
„O Lieber! Mein Lieber! Was zaget dein Sinn
Vor mir, die ewig dein eigen ich bin?

Prinzeßin bey Tage nur! Aber bey Nacht
Magst Du mir gebieten, als eigener Magd.„

35.

„O schöne Prinzeßin! O, wärest du nur
Das dürftigste Mädchen auf dürftiger Flur!
Wie wollt' ich dann schmecken der Freuden so viel!
Nun sezet dein Lieben mir Kummer an's Ziel."

36.

„O Lieber! Mein Lieber! Laß fahren den Wahn!
Bin keine Prinzeßin! Drauf sieh mich nur an!
Statt Vaters Gewalt, Reich, Zepter und Kron
Erkies' ich den Schooß mir der Liebe zum Thron.„ —

37.

„O Schönste der Schönen! Dieß zärtliche Wort,
Das kannst du, das wirst du nicht halten hinfort!
Durch Werben und Werben, von nah und von fern,
Erwirbt dich noch einer der stattlichen Herrn.

38.

Wohl schwellen die Wasser, wohl hebet sich Wind,
Doch Winde verwehen, doch Wasser verrinnt.
Wie Wind und wie Wasser ist weiblicher Sinn;
So wehet, so rinnet dein Lieben dahin!„

39.

„Laß werben und werben, von nah und von fern,
Erwirbt mich doch keiner der stattlichsten Herrn!
O Lieber! O Süßer! Mein zärtliches Wort,
Das kann ich, das werd' ich dir halten hinfort!

40.

Wie Wasser und Wind ist mein liebender Sinn;
Wohl wehen die Winde, wohl Wasser rinnt hin;
Doch alle verwehn und verrinnen ja nicht;
So ewig mein quillendes Lieben auch nicht!„

41.

„O süße Prinzeßin! Noch zag' ich so sehr! —
Mir ahnet's im Herzen, mir ahnet's, wie schwer! —

Die

Die Bande zerreissen, der Treuring zerbricht,
Worüber der Himmel den Segen nicht spricht.

42.

Und wenn es der König, oh! wenn er's erfährt,
So triefet mein Leben am blutigen Schwert;
So must du dein Leben, verriegelt allein,
Tief unter dem Thurm im Gewölbe verschreyn.„ —

43.

„Ach, Lieber! Der Himmel zerreisset ja nicht
Die Knoten, so Treue, so Liebe sich flicht.
Der seligen Wonne, bey nächtlicher Ruh,
Der höret, der sieht kein Verräther ja zu. —

44.

Nun komme, nun komme mein trauter Gemahl!
Komm, küß mir den Kuß der Verlobung einmal!„ —
Da kam er, und küst' ihr den rosigen Mund,
Drob alle sein Zagen im Herzen verschwund. —

45.

Sie hatten's ihr Küssen, sie hatten's ihr Spiel;
Und trieben des süßen Geschwätzes noch viel.
Da knirschte der König, da wollt' er hinein;
Doch ließen ihn Schlösser und Riegel nicht ein.

46.

Da harrt' er, und harrte, mit schäumendem Mund,
Wie vor der Höle des Wildes ein Hund.
Den Liebenden drinn, nach gepflogener Lust,
Ward enger und bänger von Ahndung die Brust. —

47.

„Wach auf, Prinzeßin! Der Hahn hat gekräht.
Nun laß mich, bevor sich der Morgen erhöht.„ —
„Ach, Lieber! ach, bleib noch! Es kündet der Hahn
Die erste der nächtlichen Wachen nur an.„ — —

48.

„Schau auf, Prinzeßin! Der Morgen schon graut.
Nun laß mich, bevor uns der Morgen erschaut.„ —

„Ach,

„Ach, Trauter! ach, bleib noch! Der Sternelein Licht
Verräth ja die Gänge der Liebenden nicht.„ — —

49.

Horch auf, Prinzeßin! Da wirbelt ein Ton;
Da wirbelt die Schwalbe das Morgenlied schon.„ —
„Ach, Schönster! Ach bleib noch! Es ist ja der Schall
Der liebeflötenden Nachtigall.„

50.

„Nein, laß mich! Der Hahn hat zum Morgen gekräht;
Schon leuchtet der Morgen; die Morgenluft weht;
Schon wirbelt die Schwalbe den Morgengesang —
Oh! laß mich! — Wie wird mir um's Herze so bang!„ —

51.

„Ach, Süßer! — Leb wohl denn! — Nein, bleib noch! — Ade! —
O weh mir! Wie thut's mir im Busen so weh! —
Weis her mir Dein Herzchen! Ach, pocht ja so sehr!
Hab lieb mich, du Herzchen! Auf Morgennacht mehr!„ —

52.

„Schlaf süß! schlafe wohl!„ — Da schlüpft er hinaus;
Ihm fuhren durch's Leben Entsezen und Graus;
Es roch ihm wie Leichen; er stolpert' entlang,
Bey'm Schimmer des traurigen Lämpchens, den Gang.

53.

Hui! sprangen die Beyden vom Winkel herbey,
Und bohrten ihn nieder mit dumpfem Geschrey:
„Da! Hast du gefreyt um den Thron von Burgund,
Da hast du die Mitgift! Da hast du sie, Hund!„ —

54.

„Oh Jesu Maria! Erbarme dich mein!„ —
Drauf hüllt sein brechendes Auge sich ein.
Ohne Beicht', ohn Nachtmahl, ohn' Absolution
Flog seine verzagende Seele davon.

55.

Der Prinz von Hispania, schäumend für Wut,
Zerhieb ihm den Busen mit knirschendem Mut:
„Weis her mir dein Herzchen! Ach! pochst ja so sehr!
Hast lieb gehabt, Herzchen? Hab's Morgennacht mehr!„—

56.

Und riß ihm vom Busen das zuckende Herz,
Und kühlte sein Mütchen mit gräßlichem Scherz:
„Da hab' ich dich, Herzchen! Ach! pochst ja so sehr!
Hab lieb nun, du Herzchen! Hab's Morgennacht mehr!„—

57.

Indeß die Prinzeßin, ach! zagte so sehr,
Zerwarf sich im Schlummer, und träumte, wie schwer!
Von blutigen Perlen in blutigem Kranz,
Von blutigem Gastmahl und höllischem Tanz.

58.

Sie warf sich im Bette, so müde! so krank!
Den kommenden Morgen und Tag entlang.
„O, wenn's doch erst wieder tief Mitternacht wär!
Komm Mitternacht! führe mein Labsal mir her!„—

59.

Und als es wohl wieder tief Mitternacht war,
Und still herab blinkte der Sternelein Schaar:
„O weh mir! Mein Busen! Was ahnet wohl dir?„—
Horch! horch! Da knarrte die heimliche Thür.

60.

Ein Junker, in Flor und in Trauergewand,
Trug Fackel und Leichengedeck in der Hand;
Trug einen zerbrochenen, blutigen Ring;
Und legt' es danieder stillneigend und ging.

61.

Ihm folgt' ein Junker, in Purpurgewand,
Der trug ein gülden Geschirr in der Hand,
Versehen mit Henkel und Deckel und Knauf,
Und oben ein königlich Siegel darauf.

62.

Ihm folgt' ein Junker, in Silbergewand,
Mit einem versiegelten Brief in der Hand,
Und gab der erschrocknen Prinzeßin den Brief,
Und ging und neigte sich schweigend und tief.

63.

Und als die erschrockne Prinzeßin den Brief
Erbrach, und mit rollenden Augen durchlief,
Umflirrt' es ihr Antliz, wie Nebel und Duft;
Sie stürzte zusammen und schnappte nach Luft.— —

64.

Und als sie, mit zuckender, strebender Kraft,
Sich wieder ermannt und dem Boden entrafft:
„Juchheysa! Da sprang sie: Juchheysa! Trallah!
Auf lustig, ihr Fiedler! mein Brauttag ist da!

65.

Juchheysa! Ihr Fiedler, zum lustigen Tanz!
Mir schweben die Füße, mir flattert der Kranz!
Nun tanzet, ihr Prinzen von nah und von fern!
Auf lustig, ihr Damen! Auf lustig, ihr Herrn!— —

66.

Ha! Seht ihr nicht meinen Herzliebsten sich drehn!
Im Silbergewande, wie herrlich! wie schön!
Ihn zieret am Busen ein purpurner Stern.
Juchheysa, ihr Damen! juchheysa, ihr Herrn!

67.

Auf! lustig zum Tanze! Was steht ihr so fern?
Was rümpft ihr die Nasen, ihr Damen und Herrn?
Mein Bräutigam ist er! Ich heiße die Braut!
Uns haben die Engel im Himmel getraut!

68.

Zu Tanze! Zu Tanze!—Was grinzet ihr fern?
Was rümpft ihr die Nasen, ihr Damen und Herrn? —
Weg, Edelgesindel! Pfui! stinkest mir an!
Du stinkest nach stinkender Hoffart mir an!— —

69.
Wer schuf wohl aus Erden den Ritter und Knecht?
Ein hoher Sinn adelt auch niedres Geschlecht!
Mein Schönster trägt hohen und züchtigen Mut,
Und speyet in euer hochadelich Blut! — — —

70.
Juchheysa! Ihr Fiedler, zum lustigen Tanz!
Mir schweben die Füße, mir flattert der Kranz!
Juchheysa! Tralalla! Juchheysa! Trallah!
Auf lustig, ihr Fiedler! Mein Brauttag ist da!„ — —

71.
So sang sie zum Sprunge; so sprang sie zum Sang;
Daß aus der Stirn ihr der Todesthau drang.
Der Todesthau troff ihr die Wangen herab;
Sie taumelt' und keuchte zum Boden hinab. —

72.
Und als sich ihr Leben zum lezten ermannt,
Erstreckte sie nach dem Gefäße die Hand,
Und schlang's in die Armen, und hielt es im Schooß,
Und deckte, was drinnen verborgen war, blos.

73.
Da rauchte, da pocht' ihr entgegen sein Herz,
Als fühlt' es noch Leben, als fühlt' es noch Schmerz.
Neu that sich ihr blutiger Thränenquell auf,
Und strömte, wie Regen vom Dache, darauf. —

74.
„Nun, blutiger Jammer! Wann rinnst du zu End? —
Wenn alle Gewässer auf Erden verrennt? —
Ach! Alle Gewässer verrinnen ja nicht!
So endest du, blutiger Jammer, auch nicht!„ —

75.
Drauf sank sie, mit hohlem, gebrochenem Blick,
In dumpfen Todestaumel zurück;
Und drückte noch fest, mit zermalmendem Schmerz,
Das Blutgefäß an ihr liebendes Herz.

76.

„Dir lebt' ich, o Herzchen! Dir sterb' ich mit Lust! —
O weh mir! — O weh! du zerdrückst mir die Brust! —
Herab! — Herab! — den quetschenden Stein! — —
Oh! Jesu Maria! — — Erbarme dich mein!„ — —

77.

Drauf schloß sie die Augen, drauf schloß sie den Mund. —
Drauf rannten die Boten; dem König ward's kund;
Laut scholl durch die Säle das Zetergeschrey:
— „Prinzeßin ist hin! Auf König, herbey!„ —

78.

Das krachte dem Alten ins dumpfe Gehör.
Er liebte die einzige Tochter so sehr.
Er hielt sie wohl höher, als Zepter und Kron,
Und höher als seinen hellstralenden Thron. —

79.

Und als auch herbey der Verräther mit sprang,
Da knirschte der Alte: „Das hab' ich dir Dank!
Dein Blut mir's entgelte! das trinke Burgund!
Weil das mir gerathen dein giftiger Mund. — —

80.

Ihr Blut dich verklaget vor Gottes Gericht,
Das dir dein blutiges Urthel schon spricht!„
Rasch zückte der Alte den blinkenden Dolch,
Und bohrte danieder den Spanischen Molch. — —

81.

„Lenardo! du Armer! — Blandine! Mein Kind! —
Du heiliger Himmel! verzeih mir die Sünd! —
Nicht mich auch verklaget vor Gottes Gericht!
Ich bin ja eur Vater — verklaget mich nicht!„ — —

82.

So weinte der König, so reut' ihn zu spat,
Schwer reut' ihn die himmelan schreyende That. —
Drauf ließ er wohl machen ein'n silbernen Sarg,
Worein er die Leichen der Liebenden barg.

G. A. Bürger.

7.

## 7.
## Anekdote.

Montesquieu und Lord Chesterfield waren zu einer Zeit in Venedig, und stritten oft über den Vorzug ihrer Nation, indem jener die Munterkeit der seinigen, dieser die kalte Vernunft der Engländer erhob. Eines Tages trat ein Fremder in Montesquieu's Stube, welcher damals schon Beobachtungen zu seinem unsterblichen Werke sammelte. „Ich bin, sprach der Fremde, ein Freund ihrer Landsleute, weil ich lang in Frankreich gelebt habe, und man ist mir daselbst so wohl begegnet, daß ich gern einem jeden Franzosen dienen möchte. Dieß ist auch die Absicht meines Besuchs. Sie sind, fuhr er fort, mit einer gefährlichen Neugierde behaftet, die man nirgends weniger als in Venedig verzeiht. Sie fragen nach allem, was vorgeht. Sie wollen Geheimnisse ausforschen, und ich weis, daß Sie vieles aufgeschrieben haben — vielleicht zum Gebrauch irgend eines fremden Hofes; denn so beurtheilt das geheime Inquisitionsgericht Ihr Betragen, welches darum heute früh beschlossen hat, Sie erster Tags aufheben zu lassen. Denken Sie auf Ihre Sicherheit. —„ Der Fremde ging weg. Montesquieu, ganz bestürzt, warf alle seine Papiere ohne Zeitverlust ins Feuer, und lief zu Chesterfield, um ihm den Vorfall zu erzählen. — „Ich glaube, sagte dieser nach einigem Nachdenken, daß die Begebenheit wohl unsern Streit entscheiden dürfte, denn ein gelassener Engländer hätte die Sache genauer untersucht. „

Montesquieu. Und sich mutwillig einer großen Gefahr ausgesetzt?

Chesterfield. Die mir aber nicht so dringend vorkömmt. Denn, bedenken Sie doch, ob es wahrscheinlich sey, daß ein Vertrauter der Staatsinquisition einem Fremden ihre Entschließungen verrathen, daß er aus Dankbarkeit

für die französische Urbanität in Italien seinen Kopf wagen würde?

Montesquieu. Was aber konnte des Menschen Absicht seyn?

Chesterfield. Sie zu betrügen, vermuthlich. Vielleicht war es ein Glücksritter, der Bekanntschaft, der Gelegenheiten suchte, der Sie bestehlen wollte. —

Montesquieu. Das ist ihm also nicht gelungen.

Chesterfield. Aber doch haben Sie Ihre Papiere verbrannt. Das war allzu übereilt. Mit ein wenig Englischer Kälte hätten Sie lieber den ganzen Aufzug für einen Scherz gehalten. —

Montesquieu. Für einen Scherz?

Chesterfield. Allerdings, lieber Baron; denn mich kostet der Spaß zwey Zechinen. Es war mein Schneider, und er hat seine Rolle nur allzugut gespielt.

Ue.

---

## 8.
## Schreiben über Jommelli's Leichenfeyer.*)

Gestern vereinigten sich alle hiesigen Tonkünstler in der Augustinerkirche, um eine Leichenfeyer zum Andenken des grossen Jommelli zu begehen. Die Kirche war sehr schön ausgeschmückt; eine grosse und wohl vertheilte Menge von Wachskerzen zierte das prächtige Leichengerüste; zwey Orchester, jedes von drey Reihen, waren kaum für so viele Spieler und Sänger hinreichend, welche die Musik des verdienst-

*) Aus dem Saggio di Poesie Latine ed Italiane etc. di *Saverio Mattei.* T. II. (Napoli, 1774. 8.)

dienstvollen Herrn Sabatini ausführten, der Kapellmeister war, die Komposition verfertigt hatte, und selbst den Takt schlug. Es war der berühmte Herr Manna, Kapellmeister des Erzbischöflichen Hauses, der dieß allgemeine Zeugniß der Hochachtung veranstaltete, worin Jommelli bey allen diesen Tonkünstlern stand, und dadurch ein Beyspiel der dankbarsten Erkenntlichkeit gab, welches zur Ermunterung junger Musiker diente, und in seiner Art das erste war, wiewohl es vielleicht von der Dankbarkeit der Folgewelt wird nachgeahmt werden. Auf Ansuchen des Herrn Manna stellten sich alle Tonkünstler nicht nur in Person, sondern auch mit einem Beytrag zu den nöthigen Kosten dieser Leichenfeyer ein. Ich verfertigte die Inschriften dazu; der Abt Sparziani schickte von Rom aus einige Sonette von ihm selbst und einigen Freunden. Beyde lege ich Ihnen bey; und vielleicht sind sie, ihres Inhalts wegen, merkwürdiger, als so viele andre, die man in Sammlungen bringt, ohne daß sie ein andres Verdienst haben, als von berühmten Verfassern zu seyn.

Jommelli war mein Freund; er hat zwey Jahre lang in meiner Nachbarschaft gewohnt; und ich habe sehr oft Gelegenheit gehabt, mit ihm umzugehen, und sein einnehmendes Betragen zu bewundern, vorzüglich seine Bescheidenheit im Urtheilen über andre, mit welcher er allemal andre Komponisten zu loben pflegte, wenn diese gleich nicht allemal eben so billig gegen ihn waren. Er besaß auch ausser seiner Kunst sehr gute Kenntnisse; er verfertigte einige geschmackvolle Poesien; und man findet eine schöne Ode von ihm in einer zu Rom gedruckten Sammlung auf den Vergleich des päbstlichen Stuhls mit dem Portugiesischen Hofe. Ausser seinen grossen Einsichten in die praktische Musik, die er sich unter der Anführung des berühmten Leonardo Leo erworben, hatte er auch sehr gründlich die Theorie in Bologna studirt, unter der Anweisung des grossen Paters Martini, der er sich noch gern unterwarf, ob er gleich schon Kapellmeister war, und verschiedne Opern für die besten Schaubühnen mit dem grösten Beyfall geschrieben hatte. Nachdem er Mu-

sikmeister im Konservatorio zu Venedig gewesen war, nachdem er auch in Rom bey der Peterskirche in Diensten gestanden hatte, folgte er einem Ruf an den Hof des Herzogs von Würtemberg, wo er sich viele Jahre hindurch aufhielt, und ausser einer ansehnlichen Besoldung, vieler Proben der Freygebigkeit dieses Fürsten genoß. Der König von Portugal, der ihn nicht nach Lissabon erhalten konnte, setzte ihm ein sehr beträchtliches Gehalt bloß dafür aus, daß er ihm eine Abschrift aller seiner Arbeiten überschicken muste. Die Kränklichkeit seiner Frau bewog ihn, nach Neapel zu gehen, wo er seine Tage in guter Ruhe, meistens in seinem schönen Landhause zu Aversa hinbrachte.

Seine Arbeiten werden ein ewiges Denkmal seiner Geschicklichkeit bleiben; es sind ihrer aber nicht viele in Italien, weil Jommelli wieder nach Deutschland zurück zu kehren dachte, und daher alle seine musikalischen Werke in Stutgard ließ, wo sie der Herzog von Würtemberg mit eifersüchtiger Sorgfalt, wie einen Schaz, verwahrt. Er suchte sich von andern Komponisten durch eine ihm ganz eigenthümliche Schreibart zu unterscheiden; seine Fantasie war immer fruchtbar, sein Schwung allemal lyrisch und pindarisch, und, eben wie Pindar, ging er mit einer ganz neuen und auf eine gelehrte Art unregelmäsigen Manier aus Einem Ton in den andern über. Er hat ungemein viel geschrieben, und meistens wie aus dem Stegereif; um so mehr ist es zu verwundern, daß er zuweilen in die Fehler eines zu grossen Fleisses und zu grosser Schwierigkeiten verfiel; Fehler, die sonst nur derjenige zu haben pflegt, der selten, wenig, furchtsam und ängstlich schreibt, nicht ein Komponist, der in vollem Feuer und gleichsam aus dem Stegereif arbeitet. So, wie ihm dieser übermäßige Fleiß, und die daraus entstehende Schwere den Beyfall aller Musikgelehrten erwarb, so brachten sie ihn zuweilen bey theatralischen Aufführungen um den Beyfall des grossen Haufens. Er fand die Schaubühne zu Neapel, wie fast alle Schaubühnen Italiens, in der grossen Verderbniß, worin sie sich befinden; da alles lauter Lärmen

und

und Verwirrung ist. Nichts stimmt mit einander zusammen, auf die Handlung des Stücks wird nicht geachtet, man zerreist den Text der Schauspiele, und nach vielem Getöse, Geplauder und Zerstreuung wird es kaum stille, wenn irgend eine besonders interessante Arie vorkömmt. Eine kunstvolle Musik, wie die seinige war, die eine grosse Züsammenstimmung, die beste Ausführung, und Stille und Aufmerksamkeit der Zuhörer verlangt, konnte den verwöhnten, ekeln und wunderlichen Geschmack der Italiäner nicht rühren, die zu sagen pflegen, die Musik eines Gluck, Jommelli, Hasse, Bach, sey rauh und in zu deutscher Manier, und dafür lieber die Gondelfahrerlieder der Venezianer und Sachen hören, die in einer Schreibart, voller Blümchen und Verzierungen, aufgesezt sind.

Unter diesen Umständen kam Jommelli nach Neapel, und schrieb seine Armida, das Werk eines jungen, hoffnungsvollen Verwandten von mir, des Francesco Saverio de Rogati. Entweder that sich Jommelli dabey ein wenig Gewalt an, oder es lag an den Sängern, die von der grösten Geschicklichkeit waren, und durch ihre gute Ausführung das Schwere leicht machten; genug, diese Oper fand sowohl bey dem grossen Haufen, als bey den Kennern die günstigste Aufnahme. Jommelli glaubte nun das Land gewonnen zu haben, und schrieb hernach seinen Demofoonte, worin er sich ein wenig mehr von dem Geschmack des Volks entfernte; den Kennern gefiel er eben so sehr, als die Armide, und der Menge misfiel er nicht. Etwas unüberlegt schrieb Jommelli seine dritte Oper, Ifigenia, in einer noch gelehrtern Schreibart; das Publikum war damit unzufrieden, auch deswegen, weil, die Wahrheit zu sagen, ein guter Theil der Sänger, die wenig Zeit gehabt hatten, die Oper mit einander zu versuchen, die Jommelli erst an eben dem Tage vollendete, da sie aufgeführt werden sollte, die gelehrte Komposition sehr unglücklich vortrug. Man vertauschte die Oper in wenig Abenden, diese Oper, die man jezt bewundert, die schöner ist, als die beyden vorhergehen-

den, und daher jeden Liebhaber an seinem Klavier unterhält, und immerfort unterhalten wird; aber das sind nun einmal die eigensinnigen Schicksale des Theaters. Jommelli nahm diesen Vorfall sehr zu Herzen, und wurde nicht lange hernach von einem Schlagflusse gerührt. Er erholte sich indeß völlig wieder, und, jener Kränkung ungeachtet, schrieb er auf Verlangen des Herzogs von Arcos eine Kantate auf die Entbindung Ihrer Majestät der Königinn, die viele unnachahmliche und bewundernswürdige musikalische Schönheiten hat, die eines jeden Gemüth überraschen, erschüttern und rühren. Seine lezte Arbeit war mein Miserere, welches in meinem Hause vor einer ansehnlichen Versammlung von zwey grossen Sängern, Herrn Aprile und Signora de Amicis, aufgeführt wurde, und an einem zweyten Abend für Sr. Excellenz, die Frau Marquise Tanucci wiederholt werden muste, die mich mit einer auserlesenen Gesellschaft von Damen und Kavalieren beehrte. Ich hab' es daher auch zum Inhalt von eines der fünf Inschriften gemacht *).

Nur

*) Von diesem Miserere, der lezten vortreflichen Arbeit von Jommelli. schreibt mir der Abt Metastasio, dem ich eine Abschrift davon überschickte, folgendes.

„Gestern wurde mir von dem Hrn. Marchese della Sambuca eine Rolle ins Haus geschickt, die den verlangten Psalm „des grossen Jommelli enthielt, dessen Andenken mir theuer und „verehrungswerth, wiewohl sehr schmerzhaft ist. Voller Ungeduld legte es Signora Martines sogleich auf ihren Flügel, und „sang es mit Aufmerksamkeit, indem sie stellenweise mit ihren „Ausrufungen der Verwunderung und mit der Wiederholung „vieler Stellen, wodurch sie besonders gerührt wurde, den Lauf „ihres eignen Gesanges unterbrach. Wir fanden darin nicht „allen seinen gewöhnlichen, mannichfaltigen und anziehenden „Reichthum an immer neuen Thema's und Gedanken; wir „glauben aber, er habe mit Fleiß bey dieser vortreflichen Arbeit „diesen Reichthum zurückgehalten, weil er sich zu der Fassung „des gebeugten und reuvollen Psalmisten nicht wohl geschickt „hätte; und man sieht offenbar, daß er diesen Abgang durch seine fremden, ausgesuchten Gänge, und durch die lehrreiche harmonische

Nur dieß muß ich Ihnen noch sagen. So sehr ich auch ein eifriger Bewunderer von Jommelli bin, wovon ich noch bey seinem Tode diesen lezten Beweis habe geben wollen; so bin ich doch allemal, wie in andern Wissenschaften, so auch in der Musik ein Feind der Pedanterey gewesen. Mit Unwillen muß man es anhören, wenn gewisse junge Leute, die Parthey machen, ausrufen: „Jommelli ist ein Barbar; es ist kein andrer grosser Mann, als Piccinni„ — „Was Piccinni? antwortet dann der Jommellist; Piccinni mag aufs Theater gehn und Gassenhauer schreiben!„ — „Was Piccinni und Jommelli? versetzt der dritte; Cafaro allein weis den Kontrapunkt, wie sichs gehört.„ — Welch übles Betragen! Cafaro kann also kein grosser Mann seyn, wenn Piccinni kein Ignorant ist? Piccinni kann nicht gut seyn, wenn Jommelli nicht barbarisch ist? und Jommelli muß, um berühmt zu seyn, Cafaro und Piccinni zu Boden treten? Dergleichen Gezänk unbesonnener Anhänger muß den Komponisten nothwendig zuwider seyn, die auf verschiedenen Wegen alle zu jener Stufe des Ruhms gelangt sind, welchen ihnen ganz Europa ertheilt. Ich habe davon in meiner Abhandlung über die Philosophie der Musik ausführlich geredet, worauf ich mich beziehe; und da ich für alle die aufrichtigste Hochachtung hege, so ist es nicht meine Absicht, daß man alle die Sätze nach dialektischer Strenge beurtheile, die man in folgenden Inschriften lesen wird,



„monische Zusammenstimmung der einzelnen Parthien zu erse„zen gesucht hat, wobey man keinen andern Schmuck vermißt, „und woraus das grosse Verdienst des unnachahmlichen Kom„ponisten so sichtbar hervorleuchtet. Signora Martines und „ich sind Ihnen für dieß schäzbare Geschenk ungemein verbun„den. Wir werden davon oft, und mit Vergnügen Gebrauch „machen, und dafür sorgen, daß es von jedem bewundert wer„de, der fähig ist, seinen grossen und vorzüglichen Werth zu „schäzen. Leben Sie wohl, mein theuerster Freund, u. s. f. — „Wien den 17. Oktob. 1774.„

als ob Jommelli allein, mit Ausschließung aller übrigen, Bewunderung und Lob verdiente.

---

## Inschriften.

NICOLAO IOMMELLIO
MUSICORUM MODORUM INVENTORI CELEBERRIMO
LUSITANIAE REGI ET WIRTEMBERGIAE DUCI
APPRIME CARO
VIVO ADHUC PER ORA VIRUM
ETIAM EXTRA ITALIAE FINES
VOLITANTI
PHONASCI THYMELICI CANTORES
COLLATO AERE
PARENTANT
NATUS ATELLAE AN. REPAR. SALUTIS MDCCXIV.
DENATUS NEAPOLI V. KAL. SEPTEMB. MDCCLXXIV.

---

NICOLAUM JOMMELLIUM
PINDARUM ALTERUM
SIVE ALTO VELUTI MONTE DECURRENS AMNIS
FERVET PROFUNDOQUE ORE IMMENSUS RUIT
SIVE EX UNO IN ALTERUM TETRACHORDON
NUMERIS LEGE SOLUTIS FERTUR
FELICISSIME AUDAX
QUISQUIS STUDET AEMULARI
CERATIS UTITUR PENNIS.
HINC JUVENES IMITARI DESPERANTES
ADMIRANTUR
IACTURAMQUE HAUD REPARABILEM
PLORANT.

NICOLAO

NICOLAO JOMMELLIO
QUOD MUSICAM A SEVERIS VETERUM LEGIBUS
ABERRANTEM REVOCARIT
LIBERTATEM CANTORIS
NIMIS GENIO INDULGENTIS SUO
QUASI VINCULIS COERCUERIT
MELODIAM NAENIIS QUIBUS PLEBECULA GAUDET
LASCIVIENTEM COMPRESSERIT
AMBITIOSA ORNAMENTA VIBRISSATIONES
CANORAS NUGAS NOTASQUE RERUM INOPES
AUT RECIDERIT AUT TEMPESTIVE USURPAVERIT
PHILOSOPHI HOC MONUMENTUM.

---

TRAGOEDIAM
ANTEHAC NIMIS EMOLLITAM
NON TANQUAM MATRONAM
PLENAM MAIESTATIS IN THEATRO
SED MULIERCULARUM MORE QUASI NUDAM
ET FLUENTER INCEDENTEM
JOMMELLIUS
AURAE POPULARIS ARBITRIUM
IMPAVIDE ASPERNATUS
PHRYGIIS ABIECTIS, DORICIS MODIS
COHONESTAVERAT
NIHIL HANC MIRUM SI EIUS FATUM
ALIENISSIMO TEMPORE
SAPIENTIBUS ACCIDIT LUCTUOSUM AC GRAVE.

---

PROCUL ESTE PROFANI
NICOLAUS JOMMELLIUS
SUI QUASI FUNERIS PRAESCIUS
CASTALIO RELICTO FONTE
AD PURIORES JORDANI LATICES

LABRA ADMOVIT
HINC DAVIDIS POENITENTIS OPEMQUE A MISERANTI
NUMINE IMPLORANTIS CANTICUM
ANTEQUAM SE COMPONERET
SUAVISSIMIS NUMERIS EXPRESSIT
HEU NUNC HARPA PSALTERIA NABLIA
PULVERE SORDIDA INDECORO
PONDUS INUTILE PENDEBUNT.

## Sonnete.

I.

*Di Lorenzo Sparziani, Segretario dell' Academia degl' Infecondi, e Paſtor Arcade.*

Forſe in quel dì, che ſgombra del ſuo frale
L'ombre laſciò di queſta valle oſcura,
E andò l'aura a fruir beata e pura
La grande di Jommelli anima immortale,
Volea coll' arte, in cui non ebbe eguale,
Delle sfere all' armonica natura
L'occulta ſtabilir legge e miſura,
Onde poi ne godeſſe ogni mortale.
Mà ſu le penne del deſir ſalito
Alto così ſciolſe lo ſpirito il volo,
Che dal celeſte ignoto ſuon rapito
Vuata laſciò l'amica ſpoglia al ſuolo,
E immerſo ne' piacer dell' infinito
Reſtò le ſedi ad abitar del Polo.

2.

*Di Gregorio Nardecchia Accademico Infecondo, e P. A.*

Morto è Jommelli; a negra arbor ferale
Tacita in abbandon pende ſua Lira;
Piangon le grazie, e di pallor mortale
Sparſa il bel volto Poeſia ſoſpira.

Muſica

Musica afflitta a ricompor non vale
  Le rotte corde, e con pietà le mira;
  E intorno ad essa invan battendo l'ale
  Per destarvi armonia l'aura s'aggira.
Scuoti il vol più gagliardo, auretta bella,
  E su le penne d'or portala, dove
  Splende l'altra di Orfes cangiata in stella.
L'Alma, che apprese ha in ciel dolcezze nuove,
  Stando assisa fra Dei, col suon di quella
  Temprerà l'ardue cure in petto a Giove.

3.

*Di Ennio Quirino Visconti, Accad. Infecondo, e P. A.*

Anfion quì giace! E sparger morte il fero
  Tosco potè nell' Apollineo petto?
  E i rei silenzi nell' inteso al vero
  Dotto orecchio, e il pallor sul grave aspetto?
E l'aure armoniose il truce e nero
  Fantásma, e il volo micidiale han retto?
  L'aure, che appreser dal suo pletto altero
  Della Pietà le note e del Diletto?
Melpomene impotente, a che sei Diva,
  Se lui, che dolce a' cuor la via t'aperse,
  Torcer non puoi dalla funesta riva?
Alma Calliope usa a domar l'avverse
  Parche, dal tuo fulgor, che i nomi avviva,
  Sien l'atre sepolcrali ombre disperse.

4.

*Di Filippo Tarducci Accademico Infecondo, e P. A.*

Mora Jommelli, L'implacabil Fato
  Disse, e al cenno severo invan s'oppose
  La Dea, che al nuovo Anfion vegliava a lato
  Con Lira, e cifre al comun guardo ascose.

Mà

Mà col ciglio del pianto ancor bagnato,
  Che all' acerba del cuor doglia rispose,
  Baciò tre volte in fronte il Figlio amato,
  E in fosca nube nel partir s'ascose.
Allor fu, che la Donna all' uom nemica
  Il gran colpo vibrò; nè pria concesso
  A lei fora l'usar la forza antica.
Che se temprava ancora a lui d'appresso
  La Diva il suon dell' aurea Lira amica
  Mai non cadea per man di morte oppresso.

5.

*Del Sig. D. Clemente Filomarino de' Duchi della Torre fra gli Arcadi Tersalgo Lidiaco.*

Itene in sen del Cretico Oceano
  Fole del menzogner popolo Acheo.
  Ah non è ver, che l'armonia poteo
  L'infausto edificar muro Tebano.
Nè potè cinto ancor dal frale umano
  Col grato suon l'innamorato Orfeo
Scendere al muto regno Acheronteo,
  E lo stigio placar rege inumano.
Che or del nuovo Anfione *) a l'armonia
  Il ferro struggitor la cruda Parca
  Sovra il fuso fatal sospeso avria.
Mà oimè! pel guado, che non ha ritorno,
  Ei già varcò su ferruginea barca;
  Ah cruda morte! ahi lagrimevol giorno!

6.

*Di Filippo Tarducci, Accademico Infecondo.*

Partenope neal, che chiudi in seno
  L'ossa onorate del Cantor di Manto,

E che

*) Jommelli hatte unter den Arkadiern zu Rom den Namen *Anfione Eteoelide*.

E che dal monte del Trojan Miseno
L'additi al vago passaggier per vanto;
Poichè sul nuovo Anfion compisti appieno
L'ultimo ufficio del materno pianto,
In sacra urna l'accogli, e serba almeno
Il cener muto a quel gran vate accanto.
Ambi avranno di lode ugual misura,
Perchè nell' inegual dolce periglio
Ambi vinsero l'arte, e la natura;
Mà pur volgendo alle due tombe il ciglio,
Saprà per gloria tua l' età futura,
Che quello era stranier, quest' è tuo Figlio.

E . . . g.

---

## 9.

## Die Königswahl.

Als der Gueber König einst verblich,
Und der Reichstag unentschlossen schwankte,
Nichts entschied und immer zankte,
Ruft' ein Sonnenpriester: höret mich!
Um den würdigsten nicht zu verfehlen,
Soll die Göttin für uns wählen.
Wessen Aug der erste Stral erreicht,
Wenn sie morgen aus dem Meere steigt,
Dem sey unser Thron beschieden!
Alle hoffen, alle sinds zufrieden;
Jeder träumt sich auf den nahen Thron.
Noch war's Mitternacht, und schon
Ruften sie am Meer mit tausend Stimmen
Ihrer Feuergottheit zu entglimmen.
Einer nur, vielleicht ein Thor,
Blieb entfernt vom Ufer stehen,
Und sah unverwandt nach steilen Höhen

Land-

Landwärtsein empor.
Epigrammen rauschten um sein Ohr,
Durchgewürzt mit pöbelhaftem Wize,
Bis er endlich an der Felsenspize
Und allein den ersten Stral entdeckt.

Jüngling, soll dich Ruhmes Lorbeer schmücken,
Folg dem Weisen, den kein Tadel schreckt,
Und dem Pöbel kehre stolz den Rücken.

Ue.

## Der Erzähler.

Ein Mylord, der von Reisen
Manch Wunderwerk erzählt,
Und der sich mit Beweisen
Nur selten quält,
Gab neulich im Histörchen
Bescheiden zu verstehn,
Es klänge wie ein Mährchen,
Hätt' er's nicht selbst gesehn.
Ey, Mylord, Sie erlauben,
Rief Mops, der wenig spricht:
Wir sahens nicht, drum glauben
Wir auch die Sache nicht.

Ue.

---

10.

## Ueber Hamlet's Aufenthalt zu Wittenberg. *)

Daß Hamlet mit seinem Freunde Horatio zu Wittenberg studirt hatte, ist mir nie so fremd vorgekommen, als manchen andern Lesern Shakespear's. Bey den Schriftstellern und Malern des Shakespearischen Jahrhunderts, wenn sie sich nicht durch klaßische Gelehrsamkeit gebildet hatten, ist es

*) Shakespeare's Hamlet. A. I. sc. 2, 34.

es allgemein, das Alterthum nach der Mode ihrer Zeiten zu kleiden, und ich dächte, über solche Verlezungen des Kostume vor zweyhundert Jahren sollte wenigstens keine der jezigen aufgeklärten Nationen lachen, die, auf ihren Theatern, Griechen, Römer und Amerikaner in Reifröcken und Federhüten tragisch gefunden hat.

Einem Deutschen ist dieser Anachronismus eine angenehme Probe von dem ausgebreiteten Ruhme, den Wittenberg damals gehabt hat.

Dieser Ruhm entstand gröstentheils durch die Reformation. Ohne das Aufsehen, das Luther machte, wäre Melanchton wol nicht Deutschlands Präzeptor geworden.

Die Kunstrichter tadeln, daß Shakespear Hamlet's Eltern aus blinden Heyden zu Katholiken gemacht hat. Ein Leser, oder Zuschauer, der die Nordische Geschichte, oder Sagen, nicht studirt hat, bemerkt diesen Fehler nicht, und so ist er dem Dichter leicht zu verzeihen. Zeit und Ort einer Begebenheit zu ändern steht dem Dichter wol frey, wenn er nur für die Zeit und den Ort, die er annimmt, zusammenhängend dichtet.

Aber wie konnten aus dem katholischen Dännemark, das Shakespear annahm, Prinz und Andere in dem Kezerneste Wittenberg studiren?

Die Universität Wittenberg war kurz vor der Reformation gestiftet. Die Geschichte der deutschen Universitäten brauchte Shakespear freylich nicht zu wissen, indessen konnte ihm doch von Wittenberg schlechterdings nichts aus den Zeiten bekannt seyn, in denen er sich seine Geschichte dachte, und so ist nicht zu begreifen, warum er, statt Paris, oder Bononien, diesen Namen genannt, wenn es nicht wegen des Ruhms geschehen ist, den Wittenberg damals hatte. Dieser Ruhm aber konnte keinen katholischen Prinzen dahin ziehen.

Ueber Shakespear ist so vielerley, und das von so unterschiedenem Werthe, gesagt worden, daß ich glaubte, gegenwärtiges könne auch immer mit gesagt werden.

A. G. Kästner.

11.

## II.
## Litterarische Neuigkeiten
### aus einem Briefe aus England.

Dr. Horsley, Sekretair der Societät in London, will Newtons Werke in fünf Bänden in 4. herausgeben; und nimmt fünf Guineen Pränumeration darauf an; zwey izt; bey der Ablieferung des 2ten Th. einen, und bey dem 5ten Th. wieder zwey. Es wird ein Leben von Newton und hin und wieder Noten dazu kommen. Schöne Kupfer und ein prächtiger Druck werden versprochen.

Von des auch in Deutschland durch seine musikalischen Reisen sehr bekannten, Dr. Burney History of music ist der erste Theil erschienen; der zweyte wird bald nachkommen. Wer nicht subskribirt hat, bezahlt 1 1/2 Guinee; die Subskribenten nur 1. Noch eine andere history of music ist unter der Presse, welche fünf Theile in 4. betragen soll. Sir John Hawkin ist der Verfasser.

---

## Inhalt.

Deutsches Museum.
Sechstes Stück. Junius. 1776.

I.

# Ueber das moralische Gefühl.

## Dritter Abschnitt.

### Zweyte Abtheilung.

### Das moralische Gefühl, als Grund moralischer Erkenntnisse betrachtet.

§. 1.

Gründe, warum es einigen geschienen hat, daß eine eigene Empfindung recht und unrecht unterscheiden lehre, geprüft und beantwortet.

Was schwarz und weiß, bitter und süß sey, lernen wir durch eigene Arten von Empfindung; und ohne dies würden wir es nimmermehr recht wissen; wenn gleich die Vernunft hinterher kommen, und durch eine genetische Erklärung der Elemente und Wirkungsarten, wodurch diese Erscheinungen des Gesichts und des Geschmacks entstehen, ihr Wesen weiter aufklären, und ihre Unterschiede wissenschaftlich beschreiben kann. Noch allgemeinere Unterschiede, z. B. was angenehm und unangenehm, was Freud und Schmerz sey, lernen wir ebenfalls durchs Gefühl erkennen; ohne je die Definitionen der Philosophie, die ohne das Gefühl auch wenig helfen würden, dabey nöthig zu haben. Es kann also auch, wie oben schon angemerket worden ist, nicht so fort für ungereimt erklärt werden, wenn einige dafür halten, daß die Begriffe vom moralisch Guten und Bösen, vom Recht und Unrecht ursprünglich vom Gefühl herkämen.

Vom Gefühl herkommen. — Dieser Ausdruck muß sogleich genauer bestimmt werden, damit es nicht jemanden einfalle, mit einem Argumente die Sache auf einmal entscheiden zu wollen, welches gar nichts dabey thut. Ist es nicht ausgemacht —? Wir haben uns oben dafür erklärt —, daß alle unsre Begriffe — von Empfindungen herkommen, nihil esse in intellectu, quod non ante fuerit in sensu? So müssen ja auch jene moralische Grundbegriffe von Empfindungen herkommen —? Freylich wohl. Aber wenn es zusammengesezte Begriffe sind, deren Elemente aus mehrern Empfindungen von verschiedener Art abgezogen und zusammengesezt sind; so beweisen sie keinen eignen Sinn, keine besondere Urquelle der Erkenntniß; sondern sind das Werk entweder der Vernunft, oder der Imagination. Es müste also erst bewiesen werden, daß es ganz einfache, unauflösliche Begriffe sind; so wie es die Begriffe von schwarz und weiß, bitter und süß sind; von welchen sich keine andere, als genetische Erklärungen geben, welche sich durch die Zusammensezung gewisser Bestandtheile aus andern Arten von Empfindungen keinesweges so formiren lassen, wie der Begriff von dem, was recht ist, aus den Empfindungen, vor dem, was angenehm ist, und den daraus entstehenden Begriffen vom nüzlichen, allernüzlichsten, besten, vollständig abgezogen und gebildet werden kann.

Aber diesem leztern stimmen eben nicht alle völlig bey, wie oben (Abschn. 1. §. 4.) schon angezeigt worden ist, sondern behaupten, daß, wenigstens in einigen Fällen, unser Urtheil, ob etwas löblich oder schändlich, erlaubt oder unerlaubt, blos auf einer ursprünglich natürlichen, und unauflöslichen Empfindung beruhe. Daß einiges für recht gehalten werde, um des Nuzens willen, und also auch nur mittelst der Vernunft dafür erkannt werden könne, leugnen sie endlich wohl nicht; aber daneben, sagen sie, wäre vieles, was, wenn es gleich auch Nuzen hat, doch auch, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, für Pflicht erkannt würde, z. B. sein Versprechen zu erfüllen, das Anvertraute herzugeben, und dergle-

dergleichen a). Und manche Dinge könne ein unverdorbener

 Mensch

a) Ich will zur weitern Aufklärung und Unterstüzung dieser Gedanken einige Stellen aus einer der lebhaftesten, und schönsten Abhandlungen der Leidenschen Sammlung, deren Verfasser Hr. Professor Hottinger in Zürich ist, beyfügen und versuchen, ob ich seinen Einwürfen wider meinen Begriff vom moralisch Guten, und die Ableitungen der moralischen Erkenntnisse von der Vernunft, etwas Gnugthuendes entgegen sezen, oder durch genauere Bestimmungen, und Erläuterungen die Misverständnisse heben kann. „Diejenigen, heist es, die die Rechtschaffenheit nur um ihrer guten Folgen willen für nothwendig halten, wissen nicht, wie sehr sie dem Laster die Thür öfnen. Wenn sie denn nun eine Sache, die wir andern vorwerfen, weil sie schändlich ist, sich zum Vortheil oder Vergnügen thun könnten, und so, daß der Wohlfahrt und den Vortheilen keines einzigen andern Menschen etwas darunter abgeht, werden sie es nicht thun? — Wenn einer von ihnen etwas in Verwahrung bekommen hat von einem reichen Mann, der izt ohne Kinder gestorben ist, der auch keine Freunde, oder Verwandte hat, die dessen benöthiget wären, und er selbst dessen benöthigt wäre; würde er das Anvertraute wieder geben, wenn er versichert wäre, daß niemand etwas davon wissen und erfahren könnte?„ — Ich antworte nun hierauf: ich würde es wieder geben; selbst unter der Voraussezung, daß diejenigen, denen das Anvertraute zugehöret, es zur Verschwendung anwenden würden. Nach blosem Gefühl, von dem ich die Hauptgründe nicht sagen kann, thue ich nie etwas, wenn ich Zeit zur Ueberlegung habe. Von dieser Pflicht zwar sind mir die Gründe so geläufig, und so mit meiner Denkungsart verflochten, daß auch die dadurch erzeugte Empfindung die rechte Art zu handeln, mir alsobald anweisen würde, ohne daß ich die Gründe mir deutlich vorzustellen brauchte. Aber ich kann diese Gründe finden, so bald ich will, und einem jeden anzeigen. Ich würde nämlich so handeln: a) Hauptsächlich weil ich es zur Erhaltung und Beförderung meiner eigenen Treue und Fertigkeit in Ausübung der Pflichten so wohl, als zur gemeinen Sicherheit und Wohlfahrt für nothwendig erkannt,

Mensch unmöglich für recht halten, wenn er auch schlechterdings nichts nachtheiliges für sich, oder andere davon zu fürchten hätte.

kannt, und mich daran gewöhnt habe, von solchen Hauptregeln der Gerechtigkeit, als die gegenwärtig in Untersuchung gebrachte ist, nicht leicht Ausnahmen zu machen, und um meines einzelnen Vortheils willen schlechterdings nie; b) Weil ich von Natur geneigt, und durch nüzlich erkannte Uebung gewohnt bin, nach den wahren Verhältnissen der Dinge meine Handlungen einzurichten, und also, was nicht mein ist, nicht, als ob es mein wäre, zu behandeln; c) weil ich weis, daß diejenigen, denen die Sache zugehört, es misbilligen würden, wenn sie es wüßten, und misbilligen dürften, gleichwie ich auch thun würde, vermöge des natürlichen Triebes zu haben, den, bey jenem rechtlichen Eigenthum, kein gemeinnüziges Gesez einschränkt; und ich ferner sowohl mit denjenigen, die ich im Geiste vor mir sehe, sympathisire, als mit denjenigen, die körperlich vor mir sind. — Ich dringe mit Fleiß nicht mehrere Gründe bey, weil diese schon hinlänglich sind zu beweisen, wie man eben so rechtschaffen seyn kann, wenn man nach Vernunft, zufolge jener Grundsäze, als wenn man nach einem Gefühl handelt, wovon man sich keine Gründe sagen kann; und, weil einige von den Gründen, die hier und in andern Fällen, mein Verhalten bestimmen, so wichtig sie mir und andern auch sind, meinem freundschaftlichen Gegner, wie ich aus einer andern Stelle abnehmen muß, von geringer Bedeutung, vielleicht gar zur Nothbehelfe zu seyn scheinen. — Ich also würde aus Gründen, die mein System mit sich bringt, so gehandelt haben, wie Hr. H. empfindet, daß es recht sey; und ohne Zweifel noch viele andre mit mir. Ob aber alle Menschen vermöge des angebornen moralischen Gefühls so gehandelt haben würden; das überlasse ich einem jeden zur Entscheidung, der sich die Menschen nicht nach Hypothesen denket, sondern wie die Beobachtung sie lehret. Daß, ohne just meine Gründe zu haben, einer eben so handeln könne, und durch Gründe bestimmt, die er selbst nicht mehr deutlich einsieht, begreife ich sehr wohl. Dies aus einander zu sezen, gehört aber nicht hieher. Aber eine andre Frage möchte ich Hrn. H. hiebey gern vorlegen,

te b). Ja auch das Gemeinnüzige könne ein edeldenkender Geist nicht für recht erkennen, wenn es zwar nüzlich, aber un=



vorlegen, nämlich: ob er das Depositum auch dem Eigenthümer wieder ausliefern würde, wenn er mit moralischer Gewißheit weis, daß er z. B. mit dem Schwerd sich, oder einen andern Unschuldigen umbringen, oder mit dem Gelde Aufruhr gegen das Vaterland stiften werde? Vermutlich wird er es mit Cicero verneinen: aber die Folgen, die daraus entstehen, führen diese nicht auf Urtheile der Vernunft, und meine Grundsäze?

b) Hier nimmt der eben angeführte Schriftsteller die Ausschweifungen des Geschlechtstriebes zum Beyspiel, von denen er nämlich zu glauben scheint, oder doch voraussezt, daß sie nicht auf alle Fälle, wo sie doch nach den Gesezen und der Denkungsart gesitteter Völker verdammt würden, aus dem Grunde der Schädlichkeit verworfen werden könnten. Sein Abscheu gegen diese, wie er sie auch nennt, unnatürliche Lüste, kann nicht grösser seyn, als der meinige ist; und es wird mir daher eben so schwer, als es ihm geworden ist, deutlicher davon zu reden: aber es ist auch nicht nöthig. Es kommt nur darauf an, ob ich, der ich mich nicht begnügen will, etwas für unrecht, und zwar allgemein unrecht zu halten, blos, weil es mir, ohne daß ich sagen kann, warum? Misfallen oder Abscheu erweckt, hier meine Begriffe aufzugeben, oder dem edlern natürlichen Gefühle feiner und gutgearteter Seelen zu widersprechen, genöthiget bin? Daß diese verabscheuten Wendungen des Geschlechtstriebes gewöhnlich fast immer schädlich seyn, gibt Hr. H. gern zu. Nur meynt er, es liessen sich Fälle gedenken, wo dieses nicht so wäre. Wir leugnen es ihm. So können wir es doch so erdichten, und als Bedingung voraus sezen, sagt er nun. Angenommen also, daß es in einem Falle gewiß wäre, daß aus einer unnatürlichen Lust keinem Menschen, weder dem Handelnden, noch andern, nie mindester Nachtheil erwüchse; so wüste ich freylich keinen natürlichen, moralischen Grund meines Abscheues anzugeben. Fände sich aber doch ein solcher Abscheu in mir; so würde ich allerdings dem Instinkte der Natur, wie in andern Fällen, folgen, so lange

edel, niederträchtig gehandelt wäre, z. E. einen Feind besiegen durch Giftmischerey, durch die Verrätherey seiner eigenen

bis mir bewiesen würde, daß meine eigene, oder anderer Wohlfahrt das Gegentheil erforderte; aber ich würde mich noch nicht berechtigt finden, ein allgemeines Gesez der Natur daraus zu machen. Ausserdem konnte auch das Urtheil der Welt, welches ich, um meines und des gemeinen Besten willen, für wichtig genug halte, um ihm dasjenige, wovon hier nur die Rede seyn kann, aufzuopfern, wenn dieses Urtheil unter der Voraussezung noch eben dasselbe wäre, wie es bey der gegenseitigen wahren Voraussezung ist und seyn muß, zu einem übereinstimmenden Verhalten bestimmen; noch mehr, wenn es gesezgeberisches Urtheil wäre. Daß ich keine weitere Gründe brauche, um etwas für unrecht zu halten, wenn göttliches Verbot da ist, habe ich schon längst gesagt. — Wer nach diesen Erklärungen an meinen Begriffen vom Recht, und von der Rechtschaffenheit sich noch ärgert; der ärgert sich an der Wahrheit. Wer die Sache gerade ansieht, und recht durchdenkt, wird nichts Anstössiges dabey finden. Ich wünschte, daß man hiebey Hutchesons oft angezogene Abh. vom moralischen Guten S. 227. nachlesen möge. Es wird für einige unerwartet seyn, mir aber vielleicht zum Vortheil gereichen, wenn sie sehen, wie dieser Vertheidiger des moralischen Gefühls, daß einige Völker die Blutschande verabscheuen, andere nicht, auf eine, mit meinen Grundsäzen übereinstimmende Art erklärt; von denen ich aber schon oben angezeigt habe, daß es auch die Seinigen sind. Wie es um Rechtschaffenheit und Rechtverhalten stehen würde, wenn statt der Regel der Gemeinnüzigkeit, die Regel vom Gefühl angenommen würde, lässet sich aus einigen Erfahrungen schon genug urtheilen. Wenn es aufs Konsequenzenmachen gehen sollte, würde das von mir bestrittene System, ohne daß es nöthig wäre, etwas anzunehmen, was nicht wirklich so ist, und dadurch unvermerkt von denen auf das, was wirklich ist, gegründeten Begriffen und Meynungen, Vortheil zu ziehen, gewiß am schlimmsten stehen. Aber ich liebe diese Art zu disputiren nicht.

nen Leute c). So wäre also das Rechtschaffene nicht immer das Nüzliche; noch weniger aber um des Nuzens willen allein alles für recht, oder unrecht erkannt. Ich begreife sehr wohl, wie aus Beobachtungen dieser Art die stärkste Ueberredung entstehen kann. Aber wenn man einige Bemerkungen gehörig erwägt: so wird dieselbe ohne Zweifel verschwinden. Erstlich also muß man die blos physische Verabscheuung mit dem sichern Urtheile, daß etwas unrecht sey, nicht verwechseln. Es kann dasjenige zwar recht seyn, wozu uns die Lust antreibt, ohne daß wir noch die Folgen erkennen, und dasjenige Unrecht, wofür wir Abscheu haben, können wir ja so gar durch falsche Schlüsse bisweilen auf eine wahre Konklusion, und durch Träume, und leere Einbildung auf



c) Auch diesen Punkt hat Hr. H. aufs schönste und nachdrüklichste ausgeführt. Ich antworte aber kurz darauf, daß wenn auch dieses großmütige Verfahren gegen Feinde, oder wie man es nennen will, nicht allemal in Absicht des Nuzens, den es bringt, beobachtet, oder gebilliget worden ist, es doch wirklich, in allen seinen Folgen erwogen, sehr oft das klügste, und nüzlichste Verfahren seyn kann, und daß es nur alsdann, wenn dieses wirklich der Fall ist, mit Recht gelobt, und gut geheisen werden kann; hingegen, wenn dieses nicht Statt fände, Donquixotisme genannt werden müste. Aber es kann mit Grunde gebilliget und für Recht gehalten werden, a) wenn es die Folge hoffen lässet, unter den Unsrigen desto mehr Mut, und Verabscheuung gegen alle Niederträchtigkeit und Arglist, die gewöhnlich diese Mittel nur gebraucht, zu erwecken; b) oder dem Feinde auch billigere Gesinnungen beyzubringen. Es gibt einige Lehrer des natürlichen Völkerrechts, die den Gebrauch der Giftmischereyen und anderer von gesitteten Völkern mit Recht verabscheueter Mittel, dem Feinde zu schaden, aus dem Grunde verwerfen, weil man keine Ehre davon hätte, weil es keinen Mut bewiese u. s. w. S. Glafey Völkerrecht Kap. 3. Aber das heist einen wahren Saz mit einem falschen Grunde beweisen. Der wahre Grund ist die Verminderung der Kriegsübel, in Rücksicht auf das menschliche Geschlecht überhaupt, und auch auf einen selbst.

eine an sich vernünftige und heilsame Entschliessung gebracht werden. Nur kein allgemeines und sicheres Kennzeichen entsteht daraus. Wie oft kommt nicht einem Menschen etwas lächerlich oder niederträchtig vor, was sehr achtbar und gut ist? Und schädliche und verwerfliche Einfälle sind nur zu oft für grosse und erhabene Gesinnungen gehalten worden, weil sie wirklich etwas Grosses hatten. Aber der verständige wahrhaftig weise Mann sucht nicht das Grosse mit Aufopferung dessen, was in allem Betracht heilsam und nüzlich ist. — Ferner muß man aus dem, was blos Gewohnheit ist, nicht auf die Grundurtheile der Natur schliessen. Dasjenige, was man durch Gründe gelehrt, und gewöhnt worden ist in tausend Fällen zu verabscheuen, wird man schwerlich je ohne einigen Abscheu denken können, obgleich der Grund der Verabscheuung da wegfiel, zumal wenn kein besonderer starker Grund der Billigung in dem Falle vorhanden wäre; wenigstens wird es sich bey vielen Menschen so finden. Endlich aber und vornehmlich muß man sich dafür hüten, nicht einige Vortheile, und das, was in allem Betrachte das Nüzlichste ist, mit einander zu verwechseln. Wie dieses der Fehler derjenigen ist, welche glauben, ihr Bestes zu befördern, wenn sie etwas Ungerechtes begehen; also versehen es hierinn auch insgemein diejenigen, die den Lehrbegriff von dem moralisch Guten, den ich vertheidige, bestreiten. Wenn etwas in gegenwärtigem Falle Vortheil bringt, aber auf die Zukunft mehr Nachtheil befürchten lässet; wenn etwas zu einem äusserlichen Gute verhilft, aber den Streit der Begierden, die Gewalt der Leidenschaften vermehrt, die nöthige, nüzliche Fertigkeit und Tugend schwächt; wenn der nicht zu verhindernde Misbrauch den Nuzen, den der weise Gebrauch hoffen lässet, überwiegt: so ist dies alsdann ja kein wahrer Vortheil; es ist nicht gut, nicht recht, weil es nicht so nüzlich, als das andere; es mag nun das Gefühl, so aus den ursprünglichen Trieben und der Ideenassociation entsteht, Abscheu dafür erwecken, oder nicht. Darum wird wenigstens die Moral und Rechtslehre gesitteter Völker strenger, und lässet vielerley nicht zu, was im

Stan-

Stande der Wildheit, aus guten Absichten vorgenommen, für nüzlich und recht gehalten wurde; nicht weil die erstern einen vollkommenern moralischen Sinn mit auf die Welt brächten, sondern weil mehrere Erfahrung und weitere Aussichten für sie bereitet sind. Es werden wenige nachdenkende Menschen seyn, denen nicht die Untersuchung von selbst, oder durch andere rege geworden ist, warum es denn nicht recht seyn soll, Verwundeten oder Kranken, deren Aufkommen mit Gewißheit für unmöglich erklärt werden kann, ihr Leiden abzukürzen? Der Instinkt hält den Wilden nicht zurück, sondern treibt ihn wohl eher dazu an. Und wenn auch so etwas, wie Instinkt, sich bey uns dagegen regte, so wird doch dieser Grund gewiß für wenige beruhigend seyn. Aber, wenn man sie davon überzeugen kann, wie sehr, unter einem solchen Rechte, die Sicherheit des menschlichen Lebens leiden würde, sowohl weil es unmöglich wäre, den Gebrauch vom Misbrauch auf alle Fälle sicher genug zu unterscheiden, als auch weil überhaupt die Achtung für das Leben, die von so grossem Gewicht ist, darunter leiden würde: so werden sie unsere Geseze billigen müssen.

Und so wird es sich allemal verhalten, wenn es scheint, daß nicht um des Nuzens willen etwas natürlicher Weise für recht gehalten wurde. Es wird entweder dies Dafürhalten, wenn es gleich bey noch so vielen ein physisch zureichender Grund ihres Verhaltens war, dennoch für keinen moralisch und logisch hinlänglichen Grund gelten können; oder es wird die genauere Untersuchung zeigen, daß es wirklich das Beste und Zuträglichste ist; und daß dieser Grund auch auf derjenigen sittliches Gefühl Einfluß haben konnte, die keine Einsicht davon haben, indem die gemeine Denkungsart und Sittenlehre davon herrühret, durch die die ihrige gebildet wurde.

Aber wir haben noch mehr Gründe zu beantworten. Wenn auch diejenigen schon zwischen Recht und Unrecht unterscheiden, denen die Vernunft diesen Unterschied mittelst der Begriffe vom Nüzlichen gewiß noch nicht gelehrt haben konnte; so muß ja die Empfindung diesen Unter-

schied lehren können? Man kann zur Unterstüzung und Ausführung dieses Gedankens gleich dasjenige gebrauchen, was Hutcheson anregt, und ich führe diese Stelle um so viel lieber an, weil sie eine von denjenigen ist, bey denen flüchtige Leser sich überreden können, daß er eben die Meynung hege, die ich hauptsächlich bestreite, und für die das, was er hier sagt, ein Beweis zu seyn scheint. „Die Allgemeinheit dieses „moralischen Gefühls, sagt er *), und daß es vor der Unter„weisung vorausgehe, wird auch daraus klar werden, wenn „wir die Empfindungen unserer Kinder bemerken, wenn sie die „Geschichten hören, mit denen sie gemeiniglich unterhalten wer„den, so bald sie die Sprache verstehen. Sie nehmen alle„zeit die Parthey derjenigen, von denen man sagt, daß sie „gütig und menschenfreundlich wären, und verabscheuen den „Geizigen, Eigennüzigen und Verrätherischen. Wie stark „werden ihre Leidenschaften der Freude, der Liebe, des Un„willens durch diese moralischen Vorstellungen erregt, ob „man sich gleich keine Mühe gegeben hat, ihnen Begriffe von „einer Gottheit, von Gesezen, von einem künftigen Zustande, „von der Abzweckung des allgemeinen Wohls zu dem „Wohl jeder einzelnen Person beyzubringen!„ Man kann aus dieser Stelle, wenn man sie zergliedert, Hutchesons System in der Kürze gut kennen lernen; und zu gleicher Zeit bemerken, was aus dieser Erfahrung folget. H. a) nimmt hiebey an, daß die Empfindungen des Wohlgefallens und Beyfalls, so die Kinder bey den Erzählungen von menschenfreundlichen, gütigen Handlungen und Personen äussern, durch die Vorstellungen von Güte und Freundlichkeit und Geneigtheit das allgemeine Wohl zu befördern, allernächst erweckt werden, und b) folgert aus den Umständen, daß das moralische Gefühl, nach seinem Begriff, d. h. die Bestimmung zum Wohlgefallen und Beyfall bey solchen Vorstellungen, ursprünglich in der menschlichen Seele gegründet sey, und nicht erst durch den Unterricht von der Gottheit, und von der Ab-

*) l. c. S. 229.

Abzweckung des allgemeinen Wohls zum Wohl einzelner Personen aus den eigennüzigen Trieben erzeugt würde. Weiter sucht er hiebey nichts zu behaupten. Und darinn bin ich mit ihm völlig einstimmig; ob sich gleich über die Mitursachen des Phänomens noch einiges sagen ließ. Aber andere mögen nun wohl viel mehreres zum Behuf ihres Begriffes vom M.G. in dieser Erfahrung entdecken; nämlich, daß die Kinder, vermöge der Empfindung recht und unrecht, Tugend und Laster zu unterscheiden wüsten! — Und wie, wenn ich ihnen nun dieses auch eingestünde? — Freylich empfinden sie oft einen Unterschied zwischen recht und unrecht, und betragen sich dabey so, wie das Verhältniß dieses Unterschiedes zur Natur unsers Willens bey der richtigsten Beurtheilung der Vernunft es verursacht; nämlich sie geben gegen das eine Beyfall, und gegen das andere Misfallen zu erkennen. Nur der Grund, der sie bestimmt, ist nicht der rechte. Zwar ja für sie der rechte; ihr Alter verträgt keinen andern: aber nur der Grund ist es nicht, um welches willen wir dem Urtheile der Vernunft, daß Recht das sey, was in aller Betrachtung das Beste, das Nüzlichste ist, Gränzen sezen, und, zur Einschränkung desselben, der Empfindung das Urtheil überlassen müsten. Dies ist der Punkt, dagegen ich streite. Warum es aber nicht der rechte Grund, nicht der Grund von solchem Gewichte ist, kann die Erfahrung in den eben izt berührten Fällen einen jeden weiter lehren, und ist schon oft genug gezeigt worden. Aber, lehrt die Erfahrung nicht auch noch mehr? Lehrt sie nicht, daß die kleinsten Kinder, die noch nicht sprechen können, es schon fühlen, wenn ihnen unrecht geschieht; daß sie in den heftigsten Zorn gerathen über einen unverdienten Schlag, da sie eine härtere, aber verdiente Züchtigung, nicht so aufbringt? — Aber da die Folge, die hieraus gezogen werden will, sonst so wenig für sich hat, und an sich so unbegreiflich ist, und die Kinder wenigstens eben so oft über verdiente Züchtigungen sich erbosen; so ist man wohl berechtiget, den Schluß für eine Fallacia non causae zu halten, oder wenigstens

stens für einen Schluß, der ein gut Theil mehr in die Konklusion bringt, als in den Prämissen war. Einige von den Prinzipien des moralischen Gefühls sind allerdings in den angebornen Trieben, und den frühsten Regungen enthalten. Und wenn die vorhergehende Beobachtung nicht auf ganz kleine unmündige Kinder sich beziehen soll, so hat sie nichts sehr zweifelhaftes, noch unbegreifliches. Der Trieb, sich vor Strafe zu bewahren, zu vertheidigen, und zu rechtfertigen, macht gar bald aufmerksam auf dasjenige, was dazu dienen kann. Und daß böser Wille, und folglich Unrecht, mehr Eindruck mache, als ein einzelner Schlag, hat auch seine frühen Gründe.

Von gründlichen Psychologen ist es nicht zu erwarten, daß sie die Geschwindigkeit, mit welcher das Urtheil, ob etwas recht sey, oder nicht, in uns entsteht, und daß wir uns dabey so gar keines Schlusses, keiner Fordersäze bewust sind, zum Beweise gebrauchen werden, daß es von einer eigenen einfachen Empfindung herkomme. Denn diese müssen ja wohl wissen, wie oft bey Urtheilen, die unleugbar aus der Verknüpfung mehrerer Begriffe und Urtheile entstanden sind, beydes sich so eräugnet. (S. Abschn. 1. §. 1. 3.) Ich will mich also dabey weiter nicht aufhalten, und zu den direkten Gründen meines Hauptsazes fortgehen.

## §. 2.

### Gründe, warum das entscheidende Urtheil über Recht und Unrecht nicht dem Gefühl mit Ausschliessung der Vernunft überlassen werden kann.

Es kommt alles darauf an a) ob das Gefühl, welches uns die Unterschiede der Handlungen und Karaktere erwecken, in jedem Falle Eigenes genug hat, um ein hinlängliches Merkmaal eines jeden dieser Unterschiede daraus abzunehmen, und b) ob in dem Falle, wo es dieses Eigene hätte, dasselbe abhängig von der Vernunft und ihren richtig vorbereiteten Begriffen, und Schlußfolgen ist, oder nicht? Beym Ersteren ist dies ganz ausgemacht, daß diejenigen

Unter-

Unterschiede der Handlungen und Karaktere, die unmittelbar vom Gefühle aufgefasset werden, und einleuchten, noch ehe die Vernunft irgend ein Licht angezündet hat, das eigentliche Urtheil der Moralität nicht bestimmen können.

Sein moralisches Gefühl ist eine nachfolgende Empfindung, die erst entsteht, wenn die Handlung oder der Karakter, als aufs gemeine Wohl gerichtet und abzweckend vorstellig gemacht worden ist. Nach Rabinet aber und andern sollen sie es, wenigstens in einigen Fällen, thun. Denn, wie das Süße und Bittere, das Schwarze und Weiße, so sollen wir recht und unrecht mittelst des moralischen Sinnes unterscheiden können. Aber so gut ich den sinnlichen Unterschied zwischen bitter und süß, schwarz und weiß kenne, wenn ich ihn gleich mit Worten nicht erklären kann; so wenig kenne ich einen solchen Unterschied zwischen recht und unrecht. Daß hingegen zween völlig dasselbe thun können, ohne daß es dieselbe Moralität hat, und ohne daß ich, wenn ich die Vernunft nicht zu Hülfe nehme, den Unterschied merke, das weis ich sehr wohl.— Aber das eigene Wohlgefallen, der eigene Beyfall? Aber ich und alle Menschen haben hundertmal wider Verdienst und Schuld so gebilligt, oder gemisbilligt, wenn wir nach dem ersten Gefühl, ohne die Untersuchungen der Vernunft zu Hülfe zu nehmen, urtheilten; und sezen uns dieser Gefahr auf diese Weise immer aus; von Schwärmern, oder nur vorzüglich lebhaften Köpfen gar nichts zu gedenken.— Die Vernunft irrt aber doch auch?— Aber ich weis ein Mittel, mich vor ihren Irrungen zu bewahren, und zur Gewißheit zu gelangen, indem ich zergliedere, und in evidenter Schlußfolge auf die Grundsäze zurükgehe. Die Vernunft recht zu gebrauchen, sind freylich nicht alle im Stande. Diese müssen sich an Geseze und Vorschriften anderer halten. Wie soll ich mich aber beym Urtheile, so vom unentwickelten Gefühl kommt, hüten und gewiß machen, wenn es nur immer beym Gefühl bleiben soll? Es braucht weiter nichts, wenn das Gefühl gut und unverdorben ist. — Aber wenn es

schlecht

schlecht von Natur, oder verdorben wäre; und wie kann ich dies wissen? Aus der Vergleichung mit anderer Menschen Gefühl? Eine beschwerliche und weitläuftige Entscheidung einer so wichtigen, oft so dringenden Angelegenheit; und am Ende?— In Ansehung der äussern Sinne ist der Irrthum weder von so grossen Folgen, noch so schwer zu heben. Ein Sinn kommt dem andern zu Hülfe. Und doch können gewaltige Täuschungen und falsche Ueberredungen dabey entstehen, die nur die Vernunft heben kann. Die Optik giebt Beyspiele. Wie ungleich mehr aber beym Gebrauche der innern Empfindungen die Vernunft nöthig sey, läst sich ja schon aus der Natur derselben schliessen.

Wir haben in unsern vorigen Untersuchungen die Gründe entdekt, aus welchen das Wohlgefallen und Misfallen an Handlungen und Karakteren entspringt. Von denselben nun sind einige dem was recht ist, nicht ausschliessend eigen, andere aber von der Art, daß sie ohne Zuziehung der Vernunft gar nicht beurtheilet werden können. Das Grosse, was der Imagination Fülle und Bewunderung geben kann, ist nicht immer mit den Gesezen der Weisheit übereinstimmend; die Pflicht kann sich nicht nach den sympathetischen Trieben, wie solche ohne Vorleuchtung der Vernunft sind, richten. Dahin aber mit den Vorstellungen von Handlungen und Gesinnungen es zu bringen, daß erhellet, wie sie von allen Seiten, in allem Betrachte den unveränderlichen Grundtrieben am meisten Gnüge thun, also übereinstimmend wahr und wohlthätig sind; erfordert dies nur Vermögen zu empfinden? *)

Wenn

*) Die Vertheidiger des Gefühls, als des sichern Grunds der Erkenntniß, was recht sey, wenn ihnen vorstellig gemacht wird, wie das Mitleiden, oder andere solche Gefühle sich nicht selten dem, was pflichtmässig ist, widersezen, antworten alsdann, daß sie dieses nicht mehr thun werden, so bald man nur die Sache unter einen andern Gesichtspunkt bringen, die Vorstellungen entwickeln

Wenn Vernunft und Unterricht unsere Begriffe geordnet, und insbesondere auch das Urtheil der Moralität ihnen eingedrukt haben, dann wird freylich in jedem vorkommenden Falle, nach dem Verhältniß zu diesen Begriffen, alles leicht Beyfall, oder Widerspruch in uns erregen. Aber theils sind die ersten Bewegungen noch immer ein unsicheres Urtheil, und müssen den Einsichten der Vernunft weichen, theils sind sie selbst schon etwas ganz anders, als Wirkungen eines eigenen Sinnes.

So ist dies auch nicht Grundes genug, das Endurtheil über recht und unrecht der Vernunft zu entziehen, und dem Gefühl zuzueignen, daß das unmittelbar Angenehme bisweilen das Beste in allem Betrachte, und also recht ist; denn dies hiesse aus der Ausnahme die Regel machen. Und selbst in dem Falle ist das Angenehme oder Unangenehme des unmittelbaren Eindruckes, wie allemal, nur einer von den mehrern Gründen, wornach das rechtliche Urtheil sich bestimmt.

In gewissen Fällen uns dem Antriebe der Empfindung zu überlassen, ist theils ein Gesez der physischen Nothwendigkeit, theils ein Rath der Vernunft. Einigem Grunde der Wahrheit folgen, ist besser, als ganz ohne Grund dagegen handeln. Gleichwie uns der Instinkt bisweilen keine Freyheit zu wählen, noch Zeit zu besinnen läst; so kann ein andersmal ein dringendes Gefühl des Abscheues, oder des

wickeln werde. „Sed fac videant, sagt Hr. H. quae plurimum ille, aliique damna malaque intulerit, fac videant, quae sibi ceterisque immineant, nisi gravissimis in scelera suppliciis animadvertatur, ut uno verbo omnia dicam, videant, non hominem, sed sceleratum, non civem, sed salutis publicae hostem ac turbatorem, et spectabis tantam mansuetudinem conversam subito in iracundiam et *crudelitatem*. Modo enim hominem miserabantur, et nunc parricidam odio atque ira persequuntur. Aber was heist das? Schlechterdings nichts anders, als nimm die Vernunft zu Hülfe.

des Wohlgefallens, und Verlangens da seyn, dessen Gründe und Verhältniß zu den Vernunfturtheilen wir nicht einsehen. Dem gerade entgegen handeln wollen, oder sich nicht durch dasselbe zum nöthigen Entschluß bestimmen lassen, wenn die Vernunft einsieht, daß ein Endschluß gefasset werden muß, und kein Uebergewicht der Gründe bewirken kann, hiesse nicht sowohl die Rechte der Vernunft gegen das Gefühl übertreiben, als vielmehr dem ersten Grundsaze der Vernunft, der Natur, der Wahrscheinlichkeit zu folgen, untreu werden. Bis so weit lässet sich die Achtung fürs Gefühl im Punkt der Moralität rechtfertigen, und verdient als eine Schuzwehr gegen den Geist der unthätigen Spekulation, der die Philosophie des Lebens in ein unnüzes Schulgezänk verwandelt, empfohlen zu werden. Wenn zumal einer wenig Stärke im Raisonniren besizet; hingegen ein gutes sympathetisches Herz, und durch Beyspiele, und Lehren richtige Grundbegriffe empfangen hat: so kann es gar wohl seyn, daß er bey seinem Gefühl weniger irrt, als wenn er immer von den ersten Grundsäzen ausgehen wollte. Aber das Endurtheil über die Moralität dem Gefühl zuzueignen, mit Abweisung der Vernunft, reichet alles dies nicht zu.

Mancher Mensch kommt mit Hülfe seiner Hände und Füsse im Dunkeln besser fort, als ein anderer, ein Betrunkener etwa, oder ein Blödsichtiger, mit einer Fackel. Aber wer wollte daraus die Regel machen, daß man, um nicht irre zu gehen, noch anzustossen, die Augen gar wohl entbehren könne?

Die junge Welt muste mehr durch Gefühl, als durch Vernunftschlüsse bestimmt werden; das war natürlich. Doch finde ich nicht, daß die ersten Gesezgeber und Sittenlehrer der Menschen sie aufs Gefühl verwiesen hätten; sondern sie gaben ihnen Vorschriften, die offenbar das Werk ihrer in der Erkenntniß des Nüzlichen vorausgekommenen Vernunft sind. Auch ist mir nicht bekannt, daß weise Männer je dafür gehalten hätten, daß man in Ansehung des sitt-

lich

lich Guten und Bösen einen jeden seinem Sinne so überlassen könne und müsse, wie in Ansehung der Farben, und des Geruchs, und daß es lächerlich seyn würde, einem aus der Zergliederung der Handlung und dem Verhältniß derselben zu allgemeinen Grundsäzen überzeugen zu wollen, daß er zufolge seines Gefühls sich eine irrige Vorstellung gemacht hätte, wie es lächerlich wäre, wenn man die auf Empfindung gegründete Urtheile von Gerüchen so bestreiten wollte.

Und sind denn auch die Eingebungen des moralischen Gefühls so widerspenstig gegen die Gründe der Vernunft, wie es die niedern ausgemachten Empfindungen sind? Fragt nur euer Herz, eure eigene Empfindung, höret man zwar Moralisten oft sagen. Aber die Vernunft muß die Fälle bestimmen, wo dies geschehen kann; und wir haben schon angezeigt, welche es sind, und wie dies mit unsern Behauptungen besteht. Vorurtheile und Leidenschaften vermögen viel. Aber ich glaube doch kaum, daß ein ernsthafter Mensch, wenn er überhaupt Pflichten zugibt, gefunden werden könne, der nicht bey ruhigem Gemüthe, die aufs Gefühl gegründete Vorstellung von der moralischen Güte einer Handlung, fahren liesse, wenn ihm entweder klare Schlußfolgen der Vernunft, oder der untrügliche Ausspruch der Gottheit zu erkennen geben, daß durch die Folgen derselben die Summe des Guten in der Welt, das Wohlseyn der Theilnehmenden vermindert werden würde.

Auch ist die Abhängigkeit des moralischen Gefühls von den Vorstellungen der Vernunft zu groß, um dasselbe für einen Sinn zu erklären. Zwar es haben allerdings auch auf die andern Empfindungen die Vorurtheile des Verstandes, die Vernunftschlüsse und andre Ideenverknüpfungen Einfluß. Der Name des Dichters oder Kunstmeisters kann bey demselben sinnlichen Eindruck aufs Auge und Ohr das Urtheil, und, man kann wohl sagen, die Empfindung von den Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten des Kunstwerks gar sehr ändern; der Haß gegen das Geschlecht

kann den Misogyn verblenden, an derselben Person in der weiblichen Kleidung nicht mehr die Grösse, die Augen und Gesichtszüge zu erkennen, die er in der männlichen Kleidung erkannt hat, und selbst bey Speisen kann der Name oder eine blose Vergleichung die Lust vermehren, und vermindern. Aber was ist das alles gegen den Einfluß der Verstandesbegriffe, der religiösen, politischen, physischen Meynungen in dem sittlichen Geschmack? Was ist dies aber für ein Sinn, dessen Aeusserungen von der ganzen Denkart so abhängig sind? Zwar es bleibt bey den sittlichen Gefühlen etwas übrig, was die Vernunft weder schafft, noch ganz zu vertilgen im Stande ist, aber dieses — es ist hauptsächlich die Sympathie — reicht, wie schon oft erinnert und bewiesen worden ist, nicht zu, richtige Urtheile über die Moralität zu gründen.

Endlich kann einen jeden auf sich aufmerksamen und nachdenkenden Menschen das eigene Bewustseyn hinlänglich von den Gründen der moralischen Urtheile und Empfindungen überzeugen. Denn in den mehresten Fällen kann es doch nicht schwer werden, zu bemerken, daß entweder die Vorstellungen der Religion, oder die Vorstellungen von Schande und Ehre, oder die Regungen der Sympathie, oder die Erinnerungen an die angenommenen allgemeinen Begriffe und Grundsäze, vom Nüzlichen und Schädlichen, von Recht und Unrecht, einzeln oder zusammen diese unsere Urtheile und Empfindungen bestimmen. Und gar oft führt genaue Selbstprüfung, und Entwiklung der Vorstellungen und Gemüthsbewegungen auf dieselben Gründe auch alsdenn noch zurück, wenn es anfangs geschienen hat, daß man sich keine Rechenschaft dafür zu geben im Stande wäre, — ohne daß im geringsten Verdacht übrig bleibt, daß man den Hypothesen die Empfindung aufgeopfert habe. Nun ist es aber doch eine in allen Theilen der Naturlehre angenommene Regel, die in den völligen erkannten Fällen entdekte Ursache einer Erscheinung in denjenigen Fällen, die einige Dunkelheit umgibt, so lange zu

vermuten, als eine andere Ursache nicht mit mehrerer Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, und zumal, wo ausserdem dasjenige zur Ursache angenommen werden müsse, dessen Realität und Daseyn noch unausgemacht, und kaum begreiflich ist.

## §. 3.

### Ob nicht doch, wegen der ersten Grundsäze der Rechtslehre, die Erkenntniß des Rechts dem Gefühl zugeschrieben werden müsse?

Es gibt gewisse Wahrheiten, die nicht durch Vernunftschlüsse erkannt werden, welche die Bemühung, aus andern Wahrheiten sie herzuleiten, nicht gewisser und einleuchtender, sondern vielmehr zweifelhafter und dunkler macht. Sie werden daher unmittelbar einleuchtende, auch anschauliche Wahrheiten genannt; es wird behauptet, daß sie empfunden werden müssen, und der Seele deswegen ein eigenes Vermögen zugeschrieben, das Gefühl des wahren (Sensus veri) oder, wie es andere nennen, der gemeine Menschensinn (Common Sense). Wenn es nun für die moralischen Wissenschaften auch solche unmittelbar einleuchtende Grundurtheile giebt; so scheint ein moralisches Gefühl, als eine eigene Erkenntnisquelle angenommen werden zu müssen, wenigstens als ein Stück des gemeinen Sinns. Gegen diesen eigenen Sinn haben freylich schon viele protestirt, und behauptet, daß die unmittelbar einleuchtende Wahrheiten dem Menschenverstande, der Beurtheilungskraft, eben sowohl zugehörten, als die aus mehrern Entwickelungen und Verknüpfungen der Begriffe erfolgende Schlußurtheile. Unterdessen ändert der Name in der Sache selbst nichts; und es kommt nur darauf an, wie ferne die Behauptung selbst Grund hat, und was für unsere Untersuchungen daraus folgt.

Die Moralisten haben über die ersten Grundsäze ihrer Wissenschaften viel gestritten. Der eine hat den göttlichen Willen, der andere der Natur zu folgen, der ei-

ne das Beste der Gesellschaft, der andere das eigene Beste zu befördern, zum ersten Gesez der Natur machen wollen; und noch glaubte einer etwas neues zu lehren, indem er, nach der Wahrheit zu handeln, zur Grundregel vorschlug. Die mehrsten Male waren die streitenden Partheyen einander näher, als sie selbst glaubten. Aber alle diese Grundsäze beruhen nicht nur auf so zusammengesezten Begriffen, daß ohne den Gebrauch der Vernunft sie nicht einmal verstanden, geschweige denn beurtheilt werden können; sondern es sind auch die mehrsten derselben von der Beschaffenheit, daß der genaue Beobachter sich schwerlich für die ersten und unmittelbarsten Geseze des vernünftigen menschlichen Willens, — und dies sollen sie seyn, und müssen sie seyn, oder sie sind gar nichts für den vorgesezten Zweck — wird halten können. Nur der einzige dieser Grundsäze, den Wolf gewählt hat, scheint es zu seyn. Ich kenne die Arbeit zu gut, die erfordert wird, wenn dies durch alle Meynungen und Widersprüche deutlich durchgesezt werden soll, um mich nicht hier davor zu hüten. Ich will mich also begnügen, gegen diejenigen, die nicht von dem, was ich gesagt habe, überzeugt sind, nur zu bemerken, wie wenig es doch ist, was für die Behauptung des moralischen Sinnes, als eines Grunds der moralischen Erkenntnisse, daraus folgen könnte, wenn auch zugegeben würde, daß jene Grundsäze des Naturrechts zu den Wahrheiten gehören, die empfunden werden können. Denn das Recht, oder Unrecht einzelner Handlungen und Gesinnungen, worauf es hauptsächlich ankommt, wenn es vom Verhältniß zu jenen Grundsäzen *) abhinge, könnte ja doch nicht empfunden, sondern müste durch die Untersuchungen der Vernunft bestimmet werden.

§. 4.

*) D. h. zum göttlichen Willen, zum eigenen wahren Besten, zum Besten der Gesellschaft, zum ganzen System der Natur, ihren allgemeinen Absichten, oder den Grundtrieben, die sie in uns gelegt hat.

## §. 4.

### Wiederholung und Zusammenfassung der bisher erwiesenen Hauptsäze.

Um die Absicht meiner bisherigen Bemühungen möglichst zu erreichen, und aus diesen verwickelten Untersuchungen evidente und bestimmte Schlußfolgen ziehen zu können, will ich izt alle sich auf einander beziehende, unstreitige oder erwiesene Hauptsäze vom moralischen Gefühl wiederholen, und ordnen. Es ist also erwiesen:

1) Daß sowohl die allgemeine Idee von Tugend, als auch die Vorstellung von einigen Arten tugendhafter Handlungen und Gesinnungen insbesondere, eine solche Uebereinstimmung mit natürlichen Neigungen und Trieben des Menschen haben, daß sie auch ohne die Vorstellung vom Nuzen, den sie bringen, einiges Wohlgefallen, und Verlangen erwecken können.

2) Aber es ist nicht eine eigene, einfache Beschaffenheit, die dieses Verhältniß, und dieses Wohlgefallen hervorbringt; sondern

3) es entsteht dasselbe vielmehr aus der Zusammenkunft und Verknüpfung von mancherley Eigenschaften und Verhältnissen, die einzeln, und auch in einiger Verknüpfung mit einander, auch bey demjenigen, was nicht Tugend und Recht ist, sich finden können.

4) Es gibt daher zwar ein natürliches moralisches Gefühl, in der Bedeutung eines Vermögens, den Unterschied des moralisch Guten und Bösen in vielen Fällen einigermassen, ohne die Vorstellung von allgemeinen Grundsäzen des Rechts nöthig zu haben, bisweilen kraft des unmittelbaren Eindruks, kraft der natürlichen Ideenassociation, und zwar mit Rührung, mit Wohlgefallen, oder Misfallen zu erkennen, welche Art der Erkenntniß, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, oft fühlen, oder empfinden genennt wird.

5) Aber es kann dieses Gefühl, unabhängig von der Anleitung und Aufklärung der Vernunft, nicht zum Richter über Recht und Unrecht angenommen werden;

weil derjenige Effekt, den die Vorstellungen von Handlungen und Gemüthsbewegungen unabhängig von den Zergliederungen und Verknüpfungen der Vernunft auf den Menschen machen, nicht genau und beständig genug nach dem sich richtet, was sie recht oder unrecht macht, gut oder verwerflich, zufolge der allein erweislichen, unleugbaren Grundsäze, zufolge des Verhältnisses der vollständigern Kenntniß ihres Gehaltes, und ihrer Wirkungen zu den unabänderlichen Grundtrieben des Willens.

6) Ein vollkommeners moralisches Gefühl, als das ursprünglich natürliche ist, kann eine Folge seyn von den durch Unterricht und Nachdenken erlangten Begriffen und Grundsäzen der Vernunft, welche, auch wenn sie nicht deutlich wahrgenommen und unterschieden werden, vermöge der allgewaltigen Wirkungen der Ideenassociation ihnen gemäse zusammengesezte Empfindungen, und darauf gegründete unmittelbar scheinende Urtheile bey moralischen Anlässen erzeugen helfen können.

7) Und gleichwie überhaupt unsere Natur so eingerichtet ist, daß die Empfindung uns unterrichtet und antreibt, wo die Vernunft es nicht kann; also ist es auch der Vernunft gemäs, nie gegen Gefühle zu handeln aus Leichtsinn, oder auch wegen eines ungeprüften Vernunftgrundes.

8) Dieses erzeugte moralische Gefühl kann auch noch ein natürliches Gefühl heissen; nicht zwar in der Bedeutung, wie die Natur der Kunst, der Gewohnheit, oder überhaupt der Ausbildung mittelst des Einflusses äusserlicher Ursachen, sondern wie sie dem Irrthum und Betrug (Cic. Fin. V. 1), Veranstaltungen, die den natürlichen Haupttrieben Gewalt anthun, und sie verunstalten, entgegen gesezt wird; wenn es nämlich auf die natürlichen Denkarten, und Verhältnisse der Dinge, auf Wahrheit, gegründet ist. Und es kann sich auch ein Mensch um so vielmehr auf dieses sein moralisches Gefühl verlassen, je richtiger seine Grundbegriffe, und die Verbindungen derselben, und

je

je feiner und faßlicher sein innerer Sinn von Natur, und durch Uebung ist. Doch ist es immer unvorsichtig, einem unentwickelten Gefühle ganz allein trauen zu wollen, wenn man es in seiner Gewalt hat, durch vernünftige Untersuchungen, eine Sache richtig zu beurtheilen; und noch weniger erlaubt, offenbare Folgen aus unwiderleglichen Grundsäzen zu verachten.

9) Endlich ergibt sich die Folge, daß das Vermögen des moralischen Gefühls in keiner der erweislichen Bedeutungen einen eigenen Sinn ausmacht, auf die Weise, wie die andern Sinne, indem es uns keine eigene einfache Grundbegriffe, unabhängig von andern äussern oder innern Sinnen verschaffet, wie hingegen die äussern Sinne das Selbstgefühl, das Gefühl des idealisch Schönern und Erhabenen, das Gefühl des Wahren, und vielleicht auch das sympathetische Gefühl thun. Der Begriff von dem, was moralisch gut oder recht ist, ist der Begriff vom Guten in Superlativo. Und das moralische Gefühl gehört mit zu den unzählbar vielen Anwendungen des allgemeinen Grundvermögens der Seele gewahrzunehmen, und dabey mit Wohlgefallen und Misfallen gerührt zu werden bey der Verknüpfung mehrerer Eindrücke, oder Vorstellungen.

## §. 5.

### Bemerkungen einiger theoretischen und praktischen Folgesäze.

Der vortrefliche Smith (*) ist der Meynung, daß nur der Theil der Untersuchung über das moralische Gefühl, welcher das Merkmaal der Tugend betrifft, für die Praxis von Folgen seyn könne; die Verschiedenheit der Meynungen über den Grund des Wohlgefallens an der Tugend aber ganz und gar nicht. Dieser Meynung kann ich nicht ganz beypflichten. Ob ich gleich mit ihm die erste Untersuchung aller=



*) Part. VI. Sect. III. Introd. p. m. 3. 188.

allerdings für wichtiger halte: so glaube ich dennoch, daß es in der praktischen Sittenlehre, und in der Einrichtung seines eigenen Verhaltens nicht ganz gleichgültig sey, was für Vorstellungen von dem Grunde des moralischen Beyfalls und Antriebes einer hege. Denn die Absicht und Geschiklichkeit, Neigungen zu stärken, zu schwächen, überhaupt zu regieren, erfordert ja doch gewiß Kenntniß ihrer Gründe. Es wird daher nicht unnüz seyn, wenn wir noch einige Folgerungen aus den erwiesenen Grundsäzen anmerken; deren weitere Entwickelung jedoch dem nachdenkenden Leser überlassen werden muß.

1) Da wir keinen besondern natürlichen Grundtrieb zur Tugend haben: so wird sie also um so viel mehr von der Erziehung abhängen.

2) Und, da alle Gründe dieses Triebes, und des Wohlgefallens an der Tugend von der Art sind, daß sie entweder auf eigene Schwäche sich beziehen, oder auch von dem, was nicht völlig gut und recht ist, erregt werden können: so muß eingestanden werden, daß der Grund menschlicher Tugend nicht ganz reine Vollkommenheit ist.

3) Aber eben diese Untersuchung, auf die entgegengesezten Neigungen angewandt, wird lehren, daß kein schlechterdings böser Grundtrieb im Menschen ist, daß er von Natur das moralische Böse nie darum, weil es dieses ist, begehre.

4) Die Tugend, so fern sie eine Fertigkeit ist, kann nur durch Uebung erzeugt werden; sie erfordert aber nicht nur Unterricht, in so fern sie Kenntniß dessen, was recht ist, voraussezet, sondern auch darum, weil das vernünftige, und allein dauerhafte Verlangen nach derselben nur durch die Erkenntniß des wahren Verhältnisses ihrer Geseze zu den unveränderlichen Grundtrieben unsers Willens bewirkt werden kann. Die Fähigkeit und Dispositionen dazu sind zwar in ungleichem Grade angebohren; aber keinem so, daß er bey jeden äusserlichen Umständen wirklich tugendhaft, und keinem so, daß er unter jedweden Umständen lasterhaft werden müste.

5) Da die Triebe des eigenen Vergnügens und Vortheils bey allen Menschen von Natur stärker sind, als der Trieb der Sympathie, und auch die Vorstellungen äusserlicher Empfindungen ursprünglich stärkere Eindrücke machen, als die Vorstellungen von den Vergnügungen des innern Sinnes: so wird es rathsam seyn, die Pflichten eher und öfter durch die Vorstellung des Nuzens und der Nothwendigkeit, als durch den Grund ihrer Schönheit zu empfehlen. *)

6) Gleichwie aber derjenige die Tugend noch nicht besizt, der im einzelnen Fall noch immer durch die Vorstellungen des Vortheils oder Schadens zur Beobachtung der Pflicht angetrieben werden muß, indem die Tugend darinne besteht, daß die Erfüllung der erkannten Pflicht, Fertigkeit und Gewohnheit geworden ist; also ist der Gebrauch der andern Reize der Tugend nie zu vernachlässigen, sondern vielmehr sehr daran gelegen, daß das Gefühl des wahren Schönen, und Schiklichen früh und stets bewahrt werde, um auch durch diese Vorstellungen Liebe zur Tugend erwecken zu können.

7) Da die Erkenntniß eines Unterschiedes der Handlungen nach dem Verhältnisse der richtigsten Vorstellung von ihren Folgen zu den Grundtrieben des Willens überhaupt, und auch die Rücksicht aufs Wohl anderer, und das gemeine Beste der Menschheit, mit einem Worte, das moralische Gefühl verschiedene von der Religion unabhängige Gründe hat: so kann also auch das moralische Gefühl und die Fähigkeit zur Tugend dem Atheisten nicht schlechterdings abgesprochen werden. Aber nicht nur kann zufolge desselben der Umfang der Pflichten, die er anerkennt, so groß nicht seyn, als die Religion ihn bestimmt; sondern es fehlen ihm auch viele der allerkräftigsten Antriebe zur getreuen und beständigen Beobachtung derselben.



*) Man sehe, wie weit selbst Hutcheson hiemit übereinstimmt, in der Untersuchung unserer Begriffe von Schönh. und Tugend Abh. II. Abschn. VII. §. 2. und in der Abh. vom moral. Gefühl Abschn. IV. §. 4.

(Die Fortsezung künftig.)

## 2.
## Selbstgespräch
### eines starken Geistes in der Nacht.

Noch immer Krieg der Leidenschaften, und Empörungen längst besiegter Begierden! — Gott, wann wird's Friede in meiner Seele!

Und meine Vernunft, was für ein langsamer Streiter! Wie lang muß ich nach ihr rufen, wenn ich sie brauche! Ich verlange von meiner Philosophie, was mir mein Augenlied leistet. Es ist schon geschlossen, wenn mein Stäubchen von fern kömmt.

Immer steht das Gespenst meiner verstorbnen Unschuld vor mir. Der Himmel weis, hat es je einen Körper bewohnt? Ist es von Anfang der Schöpfung ein Gespenst, oder der Dunst des gestrigen Abendessens, der in den Hölen meines Gehirns irrt?

Nun — gern will ich an allem zweifeln. Untersuchung sey der Kräusel der Philosophen, und der meinige.

Wahrheit sey das, was der Wiz will! Für ihn nichts, als eine Wolke, um seine farbigen Strahlen darinn spielen zu lassen!

— Allein es ist Tugend; und schreklich, immer vom Guten zum Bösen, und wieder zurükgewirbelt zu werden! An Einem Tage dreymal ein Heiliger und dreymal ein Schurk zu seyn!

Warum bin ich verdammt, die Harmonie eines Karakters zu kennen, und jeden Miston zu fühlen, wenn mein Leben ein Gemisch von Tönen ist, die am Marke der Gebeine krazen? Verflucht sey der Adlerblick in sein Innres, wo man immer etwas sieht, was man lieber nicht gesehn hätte!

Wie beneid' ich den Sklaven seines Magens und seines Bauches, der sein Leben verschnarcht, und dem in diesem Schlafe gar träumt, er sey tugendhaft!

Wann werd' ich ruhig! — Kömmt auch einmal ein Tag, der, schwanger mit Lohn und Strafen, für die Thaten izigen Zeit noch im Schoosse der Zukunft schläft? — Und, wenn er kömmt, was wird der ewige Richter in die andre Wagschaale gegen meine Thaten legen? Mein Bestreben zum Guten, oder ewige moralische Schönheit? Die Tugend, oder meine Tugend?

— Ach! Der Morgen verweilt lange.

N.

---

## 3.

## Erinnerungen bey der in vorgedrukter Schrift des Hrn. Hofmedikus Tode (s. May S. 411.) stehenden Geschichte.

---

1) Bey den Worten: wie auch zu genauer Aufzeichnung des Beobachteten. — Wir zeichneten beyde, Hr. Wither und ich, unsre Beobachtungen an, wie ich dann immer bey den Obduktionen gegenwärtig gewesen bin, auch das Journal vom Jahre 1770 von mir geführet ist.

2) Dies Ländchen, die kleine Insel Aunöe — Aunde gehört zu den Hoffeldern des königlichen Domainengutes Wordingborg, und dem darauf wohnenden Bauren ist nur etwas Land zu seiner Subsistenz eingethan, übrigens aber wird die Insel für Rechnung des Königs als Gutsherrn genüzt, seit vielen Jahren zur Heuwendung. Sie war im Jahre 1770. ausser Pacht und konnte also von der K. Obersteuerdirektion, als unter deren Administration die Domainengüter in den Aemtern Wordingborg und Antvortskov standen, dem K. Kommerzkollegio zu Anstellung dieser Versuche überlassen werden. Hr. Wither behalf sich im

Bauer=

Bauerhause auf Aunöe in einer schlechten Kammer, der einzigen, die der Bauer überlassen konnte. Ich hatte meinen Aufenthalt im Predigerhause im Kirchdorfe Kiöng, dessen Einwohner, so wie die Einwohner der dahin eingepfarrten Dörfer Sallerup und Kostradebye, als fröhnende Unterthanen zum Domainengute Wordingborg gehören. Ich fuhr täglich, wenigstens einmal, nach Aunöe hinüber über Svinöe, welches auch nach Kiöng eingepfarret ist, sonsten aber zu dem dem Hr. Grafen von Thott zuständigen Gute Gaunöe gehöret, und ich hatte einen doppelten Weg nach Svinöe, entweder zu Lande über die Landenge, oder erst ein Stück durch Wasser. Es ist das Wasser zwischen Svinöe und Aunöe zuweilen sehr seicht, doch habe ich es nicht so gesehen, daß man ganz troknen Fusses gehen könnte, selten aber ist es so hoch Wasser, daß man nicht in einer Schaise durchfahren könnte. Eben so kann man auch von Sallerup herüber mit Wagen die meiste Zeit fahren, doch ist es da tiefer. Wegen dieser Untiefen ist das Quartier A auf den Seiten nach Svinöe und Sallerup mit einem Zaune eingeheget, in ihrem übrigen Umfange aber ist die Insel anders als zu Wasser unzugänglich. Ich erinnere beyläufig noch, daß das Wasser im Quartier A Purrmose heist.

3) In dem zweyten (Quartier) B stund das eben erst geimpfte, bis daß es krank ward. Gleich im ersten Sommer 1770 geschah das nicht, sondern da war das Quartier B blos für die Genesenden bestimmt, welche man sorgfältig von unserm eigenen gesunden Viehe trennen wollte, damit sie dieses nicht anstecken möchten, und von dem kranken, damit man recht gesichert wäre, daß wenn diese Genesenden nach einiger Zeit, nach gehörigem Waschen und Reinigen von der Insel weggebracht würden, sie dahin, wo sie kommen möchten, keine Infektion mitbringen könnten. Das Vieh ward im Jahr 1770, wenn es inokulirt werden sollte, nach dem Krankenquartiere gebracht, ward daselbst eingeimpft, und blieb auch dort. Aber da ich, wie oben aus den Bemerkungen unterm 9ten Nov. zu ersehen, auf

den

den Gedanken geführt wurde, daß das inokulirte Vieh von der Operation bis zur Aeusserung der Krankheit, billig annoch vom kranken abgesondert bleiben sollte, so rieth ich an, in den künftigen Jahren diese Absonderung zu beobachten, wie dann auch von dem Hrn. Wither geschehen.

Eigentlich werden vier abgesonderte Pläze erfordert, 1 zum gesunden Vieh, 2 zum kranken, 3 zu den eben inokulirten, und 4 zu den genesenden.

4) In demjenigen Theile dieses Quartiers, der am meisten von dem Ufer von Seeland entfernt war, geschah das Impfen. Es geschah im Jahr 1770 in der Nähe der Hütten. Die Operation des Impfens an sich führt wohl keine Gefahr einer Ansteckung in der Ferne mit sich, und also war es wohl für Seeland ganz gleichgültig, an welchem Theile dieses Quartiers das Impfen geschah. Ein ungleich mehr erheblicher Umstand war das Aufhauen des obduzirten Viehes. Das geschah der Mitte der von Wordingborg bis Knudshoved sich erstreckenden Landzunge gegen über, zur Seite der Hütten, an der nach dem Ufer abschiesenden Anhöhe, wo das Vieh auch tief eingescharret wurde. Die von dem aufgehauenen Viehe, so wie die von den Krankenhütten und dem Terrain umher unvermeidlich entspringende Dünste hätten ein Anstecken in Seeland, bey dahinüber wehendem Winde, verursachen können, wobey aber unser unterwegens in dem Quartiere A in freyer Luft weidendes Vieh, über deren Köpfe weg der Strich des Windes vom Quartiere C nach Seeland hinüber gehet, zuerst und in so geraumer Zeit unfehlbar einmal hätten angegriffen werden müssen, wenn die Ausbreitung der Viehseuche mittelst Dünste durch die Luft in der Ferne möglich und zu besorgen wäre; ein allzu grosses Unglück, welches die gänzliche Ausrottung des ganzen Hornviehgeschlechtes besorgen machen, und die ganz unstreitig bewährte Verwahrung mittelst Vermeidung der Kommunikation unbegreiflich machen würde.

Auch findet sich ein Widerspruch zwischen dieser, und der nächst vorher unter N. 3 beregten Stelle, denn wenn

das eben erst geimpfte Vieh bis daß es krank ward in dem Quartiere B stund, und dann erst in das Krankenquartier C kam, warum wollte man es zur Operation des Impfens in C bringen, und nicht lieber diese *quoad momentum actus* ganz unschuldige Operation auch im Quartiere B vornehmen?

5) **Die übrigen wurden, weil man nicht so viel behalten wolte, nach dem Gute Beltringe geschikt.** Die Worte, weil man nicht so viel behalten wollte, verstehe ich überall nicht, beziehe mich aber auf die Bemerkung vom 11ten und 26sten Oktob. das in solchen enthaltene stellte ich noch besonders dem K. Kommerzkollegio unterm 15ten Oktob. vor, daß ich nehmlich, falls der damals zu erwartende Ausfall der Versuche mit dem Kampher nicht nach Wunsch seyn würde, (welchen widrigen Ausfall ich unterm 26ten Oktob. auch berichtete) ich es dabey bewenden lassen und das noch übrige Vieh, 25 Stücke an der Zahl, zu versuchen im Frühling sparen, und auf einem der königlichen Güter unterzubringen suchen wollte, und bat entweder um die Erlaubniß, nach Gutdünken und nach Maaßgabe der Umstände zu handeln, oder auch um einen ausdrüklichen Befehl mit der Inokulation fortzufahren. Unterm 4ten Nov. erhielt ich den Bescheid, daß, weil man einen Versuch verlangte, um zu erfahren, was die Kälte für Wirkung thun würde, ich meinen Posten so lang verlassen könnte, wenn ich das Vieh unter zu bringen wüste. Ich muste nach Empfang dieses Bescheides nothwendig gleich einen Entschluß fassen, entweder sogleich am 4ten Nov. alles Vieh mit eins gar zu inokuliren, oder auch gleich es an einen Ort hinbringen zu lassen, wo es in einen Stall unter Dach kommen konnte, denn in freyer Luft konnte man es nicht mehr gehen lassen, und Stall war auf Aunöe nicht. Ich ließ es also, da die lezte Erfahrung an 35 Stücken mit Verlust von 28, mich nicht anders als von weiterer diesjähriger Einimpfung abschrecken konnte, nach Beltringe bringen, und zwar deshalb nach Beltringe, weil mir daselbst ein ganz neuer reiner Stall, worinn noch gar kein Vieh, weder gesund noch krank gewesen

sen war, zu diesem Vieh eingeräumet werden konnte. Es ward aber doch von der Seuche angestecket, jedoch ward ein Fünftheil erhalten, eben so viel als von den zulezt eingeimpften 35 Stücken.

6) Die meisten im Jahr 1770 geimpften Kühe und Quinen waren trächtig, und diejenigen, die durchkamen, kälberten — fast alle zu rechter Zeit. Die Kälber blieben auch mehrentheils am Leben.

Wegen der durchgehends angenommenen auch an sich wahrscheinlichen Vermutung, daß ein Stück Vieh, welches eben in Mutter Leibe gewesen, zu der Zeit, da die Mutter die Viehseuche ausgestanden, für diese Seuche gesichert seyn werde, bat ich, daß die von diesen durchgeseuchten Müttern zu erwartende Kälber wohl in Obacht genommen und auf ihr künftiges Schiksal Acht gegeben werden möchte, um zu erfahren, in wie fern dieses muthmaßliche Privilegium gegründet seyn möchte. Ob es geschehen, weis ich nicht.

Fernere Erörterungen.

7) Es ist in mehrerwähnter in der Kopenhagner Schrift enthaltenen Geschichte, mit keinem Worte der Veranstaltung zum Umwechseln der Kleider beym Hin- und Hergehen zwischen den Quartieren A und B besonders C und der zu dem Ende errichteten Hütte Erwähnung geschehen, es ist aber diese Veranstaltung ein Hauptumstand, dem wir es, wie ich versichert bin, zu verdanken haben, daß wir unser gesundes Vieh im Quartiere A bis ans Ende, d. i. in dem Anfange des Novembers, da das noch übrige nach Beltringe weggebracht wurde, mitten zwischen unserm eigenen kranken Quartiere, und zwischen den gegenüber liegenden inficirten Oertern in Seeland, immer gesund erhalten haben, und nicht ein Stück krank geworden, ehe es zur Inokulation weggenommen ward. Es ward nämlich auf dem Wege von A nach C, innerhalb des Quartieres B nach an der Barriere, welches dieses Quartier B von A abschied, eine Hütte mit 4 Kammern errichtet, und durch einen, die Hütten mitten durch in 2 Hälften theilenden freyen Raum

waren

waren-2 dieser Kammern von den andern zweyen getrennet. Die eine dieser Kammern auf jeder Seite war für mich und den Chirurgus, die andre für die Aufwärter. Wer aus A kam und nach C wollte, legte in der ersten Hütte seine mitgebrachte reine Kleider ab, ging im Hemde und barfuß, höchstens nur mit Strümpfen ohne Schuhe, in die Kammer gegen über hinüber, und zog daselbst einen für den Besuch beym kranken Viehe gewidmeten Anzug von Kleidern an, und bey der Rückkehr vom Quartiere C geschah die gegenseitige Umkleidung. Besonders scharf ward darauf gesehen, daß niemand mit andern als in der Hütte aufgenommenen reinen Schuhen, auch niemand barfuß aus C nach A kommen möchte, um nicht Mist oder Urin aus dem Krankenquartiere auf die gesunde Weide des in A grasenden Viehes zu verschleppen. Die eigentlichen Wärter des kranken Viehes blieben überall, so lang es möglich war, in A, und ihre Bedürfnisse wurden ihnen zugebracht.

8) Ferner muste ein eigends dazu angestellter Hirte bey der Barriere zwischen A und B sich aufhalten, und Achtung geben, daß nicht das Vieh aus A diese Barriere durchbrechen, oder auch sonst aus A nach C durch die Bucht durchwaden möchte. So ward auch die Befriedigung auf den Svinde und Sallerup zugewandten Seiten sorgfältig in Acht genommen, besonders nachdem die Seuche in bemeldeten Dörfern ausgebrochen war, um zu verhüten, daß sie nicht von daher in unser reines Quartier A gebracht werden möchte. Man überzeuget sich leicht, wenn man die Grösse der Insel Aunde erwäget, daß alle diese Sorgfalt auf einem so kleinen Ländchen nichts hätte helfen können, wenn der Seuche der Weg durch die Luft offen stünde: so aber erweist dieser Erfolg unsrer Vorkehrungen, daß es allerdings möglich sey, mitten unter Nachbarn, welche die Seuche bey sich haben, dieselbe von sich abzuhalten.

9) Die Einwohner von Svinde hätten bey ihrer vortheilhaften Lage mit einer ähnlichen Sorgfalt so gut als wir auf Aunde die Seuche abhalten können. Ein Mann von

Svinde

Svinde, der ein paar Stücke Vieh nach Konsträdeby aufs Gras gegeben hatte, nahm dieselben zurück, da schon die Viehseuche in Konsträdeby eingefallen war. Ueberhaupt nahm die Seuche von Nestved her ihren Gang und Fortgang nach Süden und Osten. Sie war in der Stadt Nestved und in den Dörfern umher, ehe wir auf Aunöe zu inokuliren anfingen, und unser Bornholmer Vieh erhalten hatten, wie wir denn auch die erste Impfungsmaterie von daher nahmen. Sie brach sprungweise (*sporadice*) bald hie bald dort auf einzelnen Höfen aus, so lang noch die Leute ihr Vieh auf ihren eigenen geschlossenen Feldern für sich hielten, ward aber wie durch ein Lauffeuer allgemein, als nach vollbrachter Erndte das Vieh auf die offenstehende Stoppelfelder zusammen lief. Bey dieser bekannten Ausbreitung der Seuche in Seeland einerseits, und bey dem unnatürlichen Sprung, den andernseits die Seuche über die Köpfe unsres gesunden Viehes weg von Aunöe nach Seeland hätte nehmen müssen, ist es eine auffallende Ungereimtheit, der Inokulation die mindeste Schuld an der Ausbreitung der Seuche beyzumessen, und doch hat es an Personen nicht gefehlt, welche sich nicht entsehen haben, dergleichen höhern Ortes zu insinuiren

10) Die Insel Bornholm, zwischen Seeland und Schonen gelegen, hat noch niemals die Viehseuche bey sich gehabt, da Seeland und Schonen mehr als einmal deren Verwüstung erfahren haben; da dann Bornholm mit ganzen Heerden seines freylich etwas kleinen Viehes Seeland ausgeholfen hat. Nemlich Bornholm führt zwar wohl bey seiner beträchtlichen Viehzucht Vieh aus, aber niemals ein. In Schonen hat, wie mir von Einwohnern versichert worden, die Seuche, wenn sie sich den gebirgigen Gränzen von Smaaland genähert, immer auch ihre eigene Gränze daselbst gefunden, vermutlich unter andern auch deswegen, weil in diesen gebirgigen Gegenden ein jeder Hauswirth sein Vieh abgesondert, beysammen hält, auch die Höfe selbsten weiter

aus einander zerstreuet und nicht wie auf der Ebene tropp-weise und dicht in Dörfern beysammen liegen, also der Gelegenheiten zu Mittheilung der Seuche unendlich weniger sind, als auf der Ebene.

11) In dem Glauben, daß unsre erste Impfung im Jahre 1770 eben deswegen so glüklich ausgefallen, weil es die erste war, bestärket mich die Anmerkung, daß es andern, die vorher, ungefähr um die Zeit, und auch nachher diese Operation versuchet haben, ungefähr eben so ergangen. Nämlich wenn man inokuliret, da wo noch keine Seuche vorher gewesen, so erhält das Vieh die Krankheit durch die Impfung allein, ohne Einmischung anderer mitwirkender Ansteckung, und so geht es dann gut. Aber, bey der zweyten und noch mehr bey den fernern Inokulationen, kömmt das geimpfte Vieh an einen unreinen Ort, und so will es dann ganz natürlicher Weise nicht mehr gut gehen. Es ist also eine wohl einzuschärfende Hauptkautel, daß man, wie oben No. 3. erinnert, sich vier verschiedene Pläze verschaffen muß. Dabey bleibt es freylich immer sehr beschwerlich zu verhüten, daß nicht der Plaz, wo das Vieh nach der Impfung bis zum merklichen Ausbruch seyn soll, den man der Kürze halben das Inokulirtenquartier nennen kann, wenn bey ein oder anderm Stück Vieh die Krankheit mit geifern und dünne misten früher und heftiger ausbricht, beschmuzt und unbrauchbar gemacht werden möge, und würde dieses allerdings eine grosse Verlegenheit ausmachen, wenn man das inokulirte Vieh in Ställen und Hütten diesen Interimszustand abwarten lassen wollte, denn schwer sind solche Ställe und Hütten zu reinigen, und neue kann man nicht so oft aufbauen. Allein diese Schwierigkeiten fallen großentheils weg, wenn man zu gelegener Jahrszeit geimpft, so daß man Ställe und Hütten überall entbehren und das inokulirte Vieh aufs Gras in die freye Luft stellen kann. Sollte dann auch ein solcher zum Inokulirtenquartier genommener unbebaueter Plaz beschmuzet und unbrauchbar werden, so findet sich wohl zu einem andern Plaz Rath, und wenn man das

Vieh

Vieh etwas kurz tydert, und aus der Hand mit frischem Grase füttert, so wird nicht leicht zu viel Terrain verdorben werden, daß es in die Länge an unbeschmuztem Terrain fehlen könnte.

12) Erinnerung zu der Kopenhagener Schrift.

Am 20sten Nov. 1770. ward ich von Sr. Majestät in die General-Landwesenskommission, und zu Ende des May 1771. in das Finanzkollegium gesezt, und konnte also freylich bey der Inokulation auf Aunöe nicht seyn, die auch überhaupt (man sehe den Schluß der Bemerkungen unterm 9ten Nov.) meine Anwesenheit nicht erforderte. Aber als Mitglied der erwähnten Landkommission, an welche unterdessen die Administration der vorhin bemeldeten Domainen in den Aemtern Antvortskov und Wordingborg von Sr. Maj. übertragen war, bewirkte ich in selbiger den Entschluß zur Fortsezung der Inokulationsversuche um so vielmehr (man lese die Bemerk. vom 9ten Nov.) da der Anfang damit in verwichenem Jahre etwas spät gemacht war. Da nahm dann Hr. Wither mit mir die Abrede wegen des zu beobachtenden Verfahrens, ich bestund besonders auf die Entfernung des eben geimpften Viehes vom Krankenquartiere bis zum Ausbruch der Krankheit, und da rieth ich auch namentlich lauter junges Vieh zur Impfung zu nehmen, und trächtige Kühe wegzulassen, deren ich im Jahre vorher so viele hatte.

In diesem Jahre ward auch auf Veranstaltung der Landkommission das Haus auf Aunöe im Quartier C gebauet, unter andern auch in der Absicht, daß, falls die Zuträglichkeit der Inokulation sich bewähren sollte, die Insel Aunöe fürs erste ferner dazu bestimmt bleiben, das Haus vorerst zur Wohnung des die Impfung besorgenden Wundarztes dienen, und dann die Anstalt zu allgemeinem Gebrauche eröffnet werden sollte, so daß ein jeder Landmann junges Vieh auf seine Gefahr, und gegen billige Bezahlung, zur Impfung dahin schicken und nach überstandener Krankheit und Quarantaine zurücknehmen könnte, und solchergestalt das Land allmälig mit einem Stapel von zuverlässigem Viehe versehen würde,

um bey ferner einbrechender Seuche nicht allzuviel zu leiden, indem es doppelt litte, nicht nur unmittelbar an dem Verlust des hinfallenden Viehes, sondern auch mittelbarer Weise durch die sichtbarlich minder ergiebige Erndten, wegen mangelnden Düngers, dessen Mangel in Seeland um so viel schädlicher ist, da überhaupt daselbst verhältnißmäßig des unterm Pflug gehaltenen Landes zu viel, des Heuwuchses aber und Weidelandes zu wenig ist.

13) Gewiß ist, daß die Seuche an und für sich schon bereits im Jahre 1771. und noch mehr im Jahre 1772. minder bösartig und mörderlich war, als im Jahre 1770, und so ist es ganz natürlich, sich die Vorstellung zu machen, daß nach der Maaße, als die *Constitutio epidemica* (oder wenn man lieber will *epizootica*) minder bösartig war, auch das durch die Impfung beygebrachte Gift minder wirksam sich habe erweisen können. Hieraus könnte nun ferner ein Mistrauen in Ansehung der Zuverläßigkeit dieser Impfungen entstehen, und eine Besorgniß, ob auch die Inokulirte dieser Jahre einer recht heftigen Epidemie widerstehen würden, jedoch kann die Erfahrung an denen aus unserm ersten Versuch im Jahre 1770. so leicht davon gekommenen Stücken, die gleichwohl noch in demselben Jahre, wo die Seuche gewiß in einem hohen Grade wütend war, die härtesten Proben aushielten, beruhigen. Unterdessen wäre doch zu wünschen, daß einige, der ohne Zweifel noch übrigen geimpften besagter Jahre 1771. 1772. bey wieder sich einstellender Seuche, die dem Vernehmen nach jezo wieder in Holstein ist, auf neue Proben gestellet werden möchten, indem sehr, oder eigentlich alles daran gelegen, zur gewissen Versicherung zu gelangen, daß ein geimpftes Stück Vieh, wenn es gleich bey der Inokulation wenig angegriffen worden, und wenn auch gleich die Epidemie zur Zeit der Inokulation gelinde gewesen, dennoch gegen fernere Ansteckung, auch bey einer nachmaligen bösartigen Epidemie, gesichert sey.

---

## Meine izige Gedanken über die Inokulation der Hornviehseuche.

Man hat bey dieser Sache nicht weniger auf die Vorschriften einer guten Polizey als auf die Gründe der Arzneykunst zu sehen. Krankes Vieh durch Arzneyen zu heilen, fehlen uns jezo noch Mittel und Methode. Die Hofnung, daß beydes noch dereinst erfunden werden möchte, will ich gar nicht verwerfen. Der Weg dazu scheint mir der, daß ein scharfsinniger mit dem Beobachtungsgeiste begabter Mann genau alle Umstände beobachtet, unter welchen das die Krankheit überwindende Vieh geneset, um so wohl das Wesen der Krankheit, als die Wege, welche die Natur zu deren Ueberwindung nimmt, zu erforschen. Bey diesem Nachforschen muß er sich vorerst alles eigenen Zuthuns, aller Versuche zum Heilen enthalten, um den lautern Gang der Natur vor Augen zu haben. Das ist ihm beym Vieh erlaubt, und er ist darinn besser daran, als der Arzt, der bey einer die Menschen heimsuchenden noch nicht durchforschten noch gründlich erkannten Krankheit kein bloßer Zuschauer noch müßig bleiben darf, sondern, wie sehr auch immer im Dunkeln, dennoch handeln und etwas vornehmen, dem Klagen des Patienten und der Regel, *anceps remedium experiri praestat quam nullum*, nachgeben muß. Hingegen ist der Arzt des Viehes andernseits darinn schlimmer daran als der Arzt des Menschen, daß dieser doch immer einen beträchtlichen Vorrath von Beobachtungen des mannigfaltigen Krankenzustandes des menschlichen Körpers vor sich hat, woran es, nämlich an glaubwürdigen von bewährten Beobachtern sich herschreibenden Beobachtungen, am Viehe fehlet. Um so viel mehr wird Er, der forschende Arzt des Viehes, gegen die Trüglichkeit der Schlüsse vom menschlichen Körper auf den thierischen auf der Huth seyn, der verführerischen Schlüsse aus der Analogie, oder vielmehr nicht der Analogie, da die-

 selbe

selbe bey der so gar großen Verschiedenheit der Eingeweide, und Lebensart, so gering ist.

Das Uebel, das man nicht heilen kann, muß man um so viel mehr abzuhalten suchen, wenn man das nur immer in seiner Macht hat, oder wenn man diese Macht nicht hat, muß man einen Ausbruch des Uebels in einem geringern Grade, in einem Grade, dem die Kräfte der thierischen Natur leichter widerstehen, zu bewirken suchen, wenn sich eine Möglichkeit dazu zeiget.

Die Seuche durch eine wirksame Polizey ganz abhalten, oder bey der ersten Aeußerung, so lang es noch heissen kann, principiis obsta, das wenige kranke Vieh, an den wenigen Stellen, gleich zu vernichten, aber nicht das Vieh allein, sondern auch alle von demselben herrührende, den Orten, wo es gestanden, und den Leuten, die ihm nah gekommen, anklebende Infektion zu vernichten, ist ohne Zweifel das beste, wenn es thunlich, und da wo es thunlich, kann und muß freylich von Inokulation der Seuche die Rede gar nicht seyn. Staaten, die umflossene oder sonst geschlossene, durch eine nicht allzuweitläuftige Gränze an die Nachbarn anstoßende Länder haben, könnten, wie man denken sollte, die Seuche abhalten, wenn Sie auf ihre eigene Viehzucht sich einschränkten, kein Vieh einführten, sondern nur ausführten, wie Bornholm, oder wenn Sie ja einführen wollen, (etwan zu Verbesserung der einheimischen Art) es mit aller der Vorsichtigkeit thäten, die bey Karantäneanstalten zu Abhaltung der Pest beobachtet werden.

Aber ein Staat, der in einer weitläuftigen Gränze mit Nachbarn umgeben ist; der selbst von mäßiger Grösse, sich nicht selbst genug ist, sondern einen freyen Viehhandel mit den Nachbarn zum Einkauf wie zum Verkauf, nicht entbehren kann; dem, wenn die im Anfange bey Aeusserung der Seuche angewandte Polizeyanstalten den Zweck nicht erreicht haben, eine Sperre, mit der man die Ausbreitung des einmal überhand genommenen Uebels hindern wollte, grössere Ungelegenheiten als die Seuche selbst ist, zuziehen würde; der

immer gewärtigen muß, von Zeit zu Zeit von diesem leidigen Feinde, der nur einen ungewissen Stillstand von wenigen Jahren gewähret, überzogen zu werden, und dem die Viehzucht ein Hauptzweig des Nahrungsstandes ist: sollte ein solcher Staat, wenn sich ein Weg zeigt, das Uebel zu schwächen, das Unglück zu mindern, sich einen Stapel oder Vorrath von Vieh zu verschaffen, das bey einem Ausbruche der Seuche gegen ihren Angriff gesichert wäre, so daß wenigstens keine allgemeine Verheerung zu gänzlicher Zerrüttung der Landwirthschaft jedesmal gefürchtet werden müste, sollte dieser Staat nicht sich gefallen lassen, einen solchen Weg nicht zu verschmähen, sondern denselben einzuschlagen?

Aber ist denn auch die Inokulation gewiß ein Mittel, sich zuverlässiges gegen die Seuche in der Zukunft gesichertes Vieh zu verschaffen?

Noch bin ich merklich davon entfernt, diese Frage zweifelsfrey zu bejahen, wie ich dann auch alle Vermuthung, daß mir an Anpreisung dieser Einimpfung persönlich auf irgend eine Weise gelegen seyn könnte, verbitten muß. Wenn bey fernern Untersuchungen der Nuzen dieser Operation sich nicht bewähren sollte, so würde es mir zwar, des gemeinen Besten wegen, leid thun, eine angenehme Hofnung aufgeben zu müssen, ich würde sie aber aufgeben können, ohne alle Kränkung einer Eigenliebe oder Anhänglichkeit an eigenen Einfällen und Anschlägen. Das Geschäfte in Dännemark war nicht mein Anschlag, ich habe mich aber demselben unterzogen, mit aller Bereitwilligkeit, welche mein damaliger Beruf und die Gemeinnüzigkeit der Sache mit sich brachten, aber auch mit aller Unpartheylichkeit in Ansehung des Ausfalles, derselbe möchte den Wünschen gemäß oder widrig seyn, so die Wahrheit, die nur allein nüzlich ist, erforderte; ich habe gegenwärtig die Feder angesezet, um einen ohne mein Zuthun erschienenen Bericht von jenem Geschäfte in Dännemark nicht unvollständig zu lassen; aber ich bin einem solchen Geschäfte mich wieder zu unterziehen eben so wenig gesonnen, als mein jeziger Beruf es zuläst.

Also ohne absolute Behauptung der zweifelsfreyen Zuverläßigkeit will ich nur die überwiegende Wahrscheinlichkeit des Nuzens der Viehseucheinokulation zu bedenken geben.

1) Diese Seuche, wie alle dergleichen durch Ansteckung sich fortpflanzende Seuchen, muß freylich irgendwo in der Welt einen vor aller Ansteckung vorausgehenden Ursprung haben, (so wie z. E. unsre Getraidearten unfehlbar einerwärts ihr uns noch wenig bekanntes Vaterland haben, wo sie freywillig wachsen oder zu seiner Zeit müssen gewachsen seyn, ohne von Menschen dahin gebracht zu seyn) aber gewiß entstehet sie in unserm Theile von Europa, und wohl in allen Theilen von Europa, nicht freywillig, nicht wo sie nicht hingebracht wird. Wer das Gegentheil behauptet, mag den schwer zu führenden Beweis übernehmen, so wie derjenige, welcher behaupten wollte, daß unsre Getraidearten in unserm Europa einheimisch seyn, zeigen müste, wo sie wild wachsen, und zwar daß sie dahin nicht durch die einmal im Lande übliche Saat haben kommen können.

2) Von dergleichen Seuchen, wenn sie einmal Eingang in einem Lande gefunden haben, bleibt gern ein Zunder zurück, der früher oder später unter begünstigenden Umständen der Witterung oder Elemente, der Konstitution der Personen, die mit diesem Zunder behaftet werden, der mehr oder weniger wirksamen Kommunikation u. d. m., in eine Epidemie ausbricht, so wie ein einmal durch ein Land ausgebreitetes Unkraut unter begünstigenden Umständen, die sich die meiste Zeit nicht angeben lassen, oft wenn es schon ausgerottet scheint, durch eine plözliche Vermehrung sich von neuem ausbreitet.

3) Man hat an den Kinderblattern, einer aus der Klasse dieser ansteckenden bösartigen Seuchen, ein Beyspiel, daß mittelst einer specifiken Materie, die sich auffangen und ins Blut bringen läst, die Krankheit nach Gefallen erregt werden kann; man hat eben dieses Beyspiel, obschon noch unvollkommen, an den Masern, einer andern Krankheit aus der Klasse; und es fehlt wahrscheinlich nur daran, daß sich

in

in andern Krankheiten dieser Klasse keine solche Materie auffangen läst, um auch in denselben eine solche willkührliche Entstehung der Krankheit zu bewirken.

4) Man sieht an dem Beyspiele der Kinderblattern, daß die solchergestalt willkührlich erregte Krankheit in ihrem Verlaufe gelinder ist als die zufälliger Weise entstehende Krankheit, und daß sie gegen die Anfälle der zufälligen frey stellet.

5) Dieser Analogie hat die Inokulation der Hornviehseuche bey den bisherigen Versuchen sich ziemlich gemäß erwiesen, es erfordert aber eine Sache dieser Art vielfältige Bestätigung durch wiederholte Versuche.

Und diese Versuche fortzusezen ist demnach Grund und Aufmunterung genug vorhanden.

Man hat gegen die Impfung der Kinderblattern die Einwendung gemacht, daß die Seuche dadurch perpetuirt werde. Diese Einwendung muß auch gegen die Impfung der Hornviehseuche erwartet werden, und wenn dieselbige von mächtigen Nachbarn gemacht wird, scheint sie sehr bedenklich zu werden. Allein erstlich lehrt die Erfahrung, daß die eine dieser Seuchen, wie die andre, die Blattern und die Hornviehseuche einmal zu sehr in Europa Wurzel gefasset haben, als daß man deren gänzliches Aufhören und Ausrottung jemals hoffen könnte, man impfe oder man impfe nicht. Zweytens so versteht es sich, daß so wie das Impfen der Kinderblattern nicht ohne obrigkeitliche Einschränkungen statt finden muß, also auch nicht die Inokulation der Hornviehseuche, oder vielmehr, daß sie nicht verstattet noch vorgenommen werden muß, anders als an einem irgends dazu von der Obrigkeit ausgewählten Orte, durch eigene dazu obrigkeitlich bestellte Personen, und unter solchen Maaßregeln zu Verhütung der Ausbreitung von dem zum Unternehmen bestimmten Orte, als eine weise vorsichtige Obrigkeit für hinlänglich erachtet. Vorausgesezt, wie vorausgesezt werden kann, daß eine Ausbreitung durch die Luft, wogegen keine Vorsichtigkeit helfen würde, bey der Viehseuche

nicht mehr als bey den Blattern zu besorgen ist, so hat es ohne Zweifel eine jede Regierung in ihrer Macht, die Versicherung zu geben und die Gewähr zu übernehmen, daß durch eine von ihr angeordnete Einimpfung der Hornviehseuche keine Ausbreitung derselben veranlasset werden soll. Und das, sollte man denken, müste zur Beruhigung besorgter Nachbarn hinlänglich seyn, da wo gründliche Vorstellungen hinlänglich seyn können.

4.

## Schreiben aus Algier

vom 22sten Jan. 1776.

über

# die lezte spanische Expedition.

Schon im Anfange des vorigen Mays gingen hier allerley Gerüchte herum, daß die spanische Rüstung auf Algier ziele; inzwischen wollten weder die Regierung, noch andre, ihnen Glauben beymessen. Allein die Nachrichten aus Marseille, Spanien selbst, Italien, Marokko und andern Orten, die im Verlaufe dieses Monats sich immer häuften, und immer dasselbe sagten, machten doch den Dey aufmerksam, daß er einige Anstalten vorkehrte, obgleich er einer von denen war, die es am wenigsten, ja fast bis auf die lezte Stunde nicht denken konnten, das Spanien izo, da es im Kriege mit Marokko begriffen war, etwas wider Algier vornehmen würde. Die Anstalten zur Vertheidigung machte er mehr auf allen Fall, und dringendes Anrathen einiger seines Divans, ja selbst einiger hiesigen Europäer, als aus wahrer Ueberzeugung. Vielen von diesen Nachrichten zufolge ging die Absicht Spaniens auf Arsev, einen Hafen an der westlichen Gränze des Algierischen Gebiets; andre aber behaupteten, daß es auf die Hauptstadt gemünzt sey.

Ein Mahonneser schikte sein Schiff einzig und allein her, um den Dey hievon zu benachrichtigen, und erbot sich aus Freundschaft für die Regierung, oder vielmehr aus Liebe zum Gewinn, dasselbe auf Kundschaft auszusenden. Der Dey schikte es nach Gibraltar in dieser Absicht. Gleichfalls ließ er alle Kasteele besichtigen, und in wehrhaften Stand sezen, und befahl den Beys, in den Provinzen ihre Heere zu sammeln, und sich Algier zu nähern. In der Mitte des Junius kam obbesagtes Schiff von Gibraltar zurück, und seine Nachrichten lauteten, wie alle vorigen. Um eben dieselbe Zeit langten die Beys von Titterie und Konstantine in hiesiger Nachbarschaft mit ihren Heeren an. Jener machte etwan eine Tagereise, und dieser ungefähr sechs Stunden von Algier Halte. Der Bey von Maskara, hieß es, würde in seiner Provinz bleiben, gegen Arsev zu seine Mannschaft zusammenziehen, und blos einen Kalifen mit einem Korps Reuterey nach Algier schicken. Um eben diese Zeit sandte auch der Kaiser von Marokko einen Kourier mit einem Briefe an den Dey, des Inhalts, er wisse gewiß, daß die Spanier gegen Arsev sowohl als Algier sich rüsteten, und wolle ihm also freundschaftlich rathen, sich in gute Verfassung zu sezen. Der Dey zerriß den Brief in Gegenwart des Boten, und antwortete: geh hin, sag deinem Herrn, wie viel ich mir aus seiner verstellten Freundschaft mache! Er schikte gleichwohl in die Gebirge, um die Einwohner, welche mit den Algierern Friede gemacht, zur Vertheidigung des Glaubens und Vaterlandes aufzubieten. Ueberhaupt hatte man von Seiten der Regierung nichts mangeln lassen, die Spanier bey den Landeseinwohnern recht verhaßt zu machen, die ohnedem unter allen Europäern am wenigsten bey ihnen beliebt sind, theils wegen der vorigen Kriege beyder Nationen, theils wegen des nicht verloschenen Andenkens einiger vielleicht verübten Grausamkeiten, da man die Mauren aus Spanien vertrieb. Religion und Freyheit, hieß es, stünden izt aufs Spiel. Die Spanier würden ihre Weiber und Kinder wegführen, und

die

die Männer niedersäbeln. Die türkische Regierung, welche, wegen ihres äussersten Despotismus, eigentlich alle Landeseinwohner wider sich hat, hatte diesen Kunstgriff nöthig, den Haß derselben, durch Fanatismus, Aberglauben und Vorurtheil, zu bezwingen, und die unterdrükten Horden, die insgeheim nichts mehr wünschten, als daß irgend ein Befreyer, und sollten es auch Christen selbst seyn, den Felsen des türkischen Despotismus von ihnen abwälze, zogen zur Vertheidigung ihrer Unterdrücker zu Felde. Am 26sten Junius lief ein französisches Schiff von Alikante, welches man vor einiger Zeit auf Kundschaft ausgesandt hatte, mit der Nachricht ein, daß die ganze spanische Flotte in wenig Tagen hier seyn würde. Die hiesigen Konsuln schikten gleich ihre Frauen und Kinder nach Marseille, und wir andern gingen darauf ein jeder aufs Land.

Ein grosser Theil der Landhäuser ist mit ziemlich hohen Mauern umgeben, die den ersten Anlauf umherstreifender Horden, wenn sie nicht gar zu stark sind, zur Noth abhalten. Das Landhaus, worinn ich und einige von uns uns versammelt hatten, liegt an der östlichen Seite der Stadt, etwan eine Stunde von derselben, und ungefähr eine halbe Viertelmeile von der Rhede, welche wir nebst der Stadt fast ganz übersehen konnten. Wir waren mit Feuer- und Seitengewehr zum höchsten Nothfall versehen; denn zu solchen Zeiten sind Europäer hier immer in Gefahr, und es ist oft mehr Zufall, wenn man unbeschädigt aus dem Sturm des Chaos herauskömmt, als sonst gute Verfügung. Unser Glück war zum Theil mit, daß der Dey, nach der Art, wie man's hier seyn kann, ein ganz vernünftiger Mann ist. Er hat selbst einigen freyen Spaniern am hiesigen Hospital, einer Stiftung eines spanischen Geistlichen zur Verpflegung kranker Sklaven, so viel Schuz angedeihen lassen, als ein Mann thun kann, der eine Menge Raubthiere am Zügel hat, und so lange diesen es nicht einfällt, ihn zu zerreissen. Die hiesige Regierungsform ist ein Ungeheuer, das immer auf den Eyern der Meuterey sizt, und,

ehe

ehe man sich's versieht, eins ausgebrütet hat; vollends bey solchen Umständen hängt das Leben eines Deys am Faden einer Spinne. Inzwischen zeigte er doch in seinen Verfügungen viel kalte Besonnenheit.

Am 30sten Junius kamen etwa 130 grosse und kleine Schiffe auf der Rhede an, und legten in der Gegend von Kap Mattifus vor Anker. Am 1sten Jul. kam die zweyte Division von ungefähr 300 grossen und kleinen Schiffen, und legte sich zu den vorigen. Gleich bey Erblickung der ersten Division der spanischen Flotte brachte man alle Christensklaven, welche der Regierung angehören, ungefähr zwey Tagereisen aus der Stadt weiter ins Land hinein, und in eine unterirdische Höle in Verwahrung. Das Ufer der Rhede, welches von der Stadt an in der Runde bis ans Kap Mattifus ungefähr fünf französische Meilen beträgt, bezog sich mit Truppen von allerley Gattung. Die Heere der Beys, und die Türken aus der Stadt lagerten sich um dasselbe in sechs Lagern. An der westlichen Seite der Stadt stand bloß ein einziges, welches der Schreiber der Pferde, einer der hiesigen Staatsbedienten, kommandirte, und worinn meistens Türken und Türkensöhne befindlich waren, die man hier zu Lande Koloris nennt. An der östlichen Seite aber hatte sich der gröste Theil der Truppen in fünf Lagern versammelt. Ueber das erste war der Kalife von Maskara, oder der westlichen Provinz, gesezt, und es bestand gänzlich aus Mauritanischer Reuterey. Das zweyte, unter dem Befehl des Oberschazmeisters, oder Karsnagi, des nächsten Staatsbedienten nach dem Dey, enthielt Türken und Koloris. Der Aga, der erste General aller Algierischen Truppen zu Roß und Fuß, war an der Spize des dritten, worinn sich, wie in des Karsnagi, nur Türken und Abkömmlinge von Türken befanden. Im vierten hatte der Bey der östlichen Provinz, oder von Konstantine, das Kommando. Sein Lager war das gröste, wie die Zahl seiner Truppen die ansehnlichste war. Diese, meistens Reuterey, bestanden zum Theil aus Völkern seiner

ner Provinz, die der Regierung von Algier ganz und gar unterwürfig sind, theils aus solchen, die ihr nur einigen Tribut zahlen, übrigens ihre eigne Gerichtbarkeit haben, oder auch aus andern, die gänzlich unabhängig sind, und nur in einer Art von Freundschaft mit ihr stehen. Unter den lezten waren sonderlich einige Bergeinwohner, und vorzüglich die von dem Gebirge *Flissa*, oder Felice, wie es die Europäer hier aussprechen. Aus jedem Dorfe oder Flecken, kömmt eine Anzahl zu Pferd, oder zu Fuß, unter Anführung ihres Scheks, oder auch ihrer Heiligen und Priester, welche sie Marabutten nennen. Unter andern kamen auch zwey Frauen aus den Gebirgen, jede mit einer Anzahl Mannschaft. Es ist nämlich hier so, wie in der Levante, üblich, daß muhammedanische Weiber, die Vermögen haben, und sich im Eifer für Vaterland und Religion hervorthun wollen, zu Kriegszeiten eine Anzahl Truppen, nach Maaßgabe ihres Vermögens, gleichsam in Sold nehmen, mit ihnen, unter Anführung ihrer Scheke, zu Felde ziehn, und sie da, so lange sie können, auf ihre Kosten unterhalten. Die Vergeltung, welche sie hier dafür haben, ist, daß man ihre Namen ins Register der Regierung einschreibt, in den Gegenden ihres Geburtsorts Lobgedichte auf sie macht, und andre Ehren ihnen erweiset. Das fünfte und lezte Lager, zunächst am Kap Mattifus, gehörte dem Bey von Titterie, oder der südlichen Provinz, und bestand gleichfalls meistens aus mauritanischer und arabischer Reuterey. Das ganze Heer, Türken und Mauritaner zusammen, wurde anfänglich für 150000 Mann ausgegeben; hernach schäzte man es auf 100000, und nach Angabe einiger sollen nicht einmal so viel gewesen seyn. Ich muß gestehen, mir sind sie nach dem blossen Augenurtheil, ungeachtet ein Chaos von Menschen, das den Blick umwimmelt, immer grösser scheint, als ein geordnetes Herr, kaum 100000 stark vorgekommen. Uebrigens läst sich ihre Anzahl wohl nicht bestimmen, da gewiß jeder Bey selbst nicht gewust hat, wie viel Mannschaft zu seinem

nem Lager, oder vielmehr seiner Sammlung von Horden, gehöre, wovon er keine Liste hat, und keine braucht.

Alle diese Truppen, die Türken ausgenommen, die in beständigem Solde stehen, und einige Koloris, die blos zu Kriegszeiten besoldet werden, müssen sich selbst unterhalten; die wenigsten können auf länger als vierzehn Tage, höchstens vier Wochen Proviant mitnehmen, und daher eben keinen langen Feldzug aushalten, und könnte man sie selbst schon durch Zaudern auseinander treiben. Auch wurden ihnen die acht oder neun Tage, die die spanische Flotte, ohne was vorzunehmen, auf der Rhede lag, schon zu lang, und wenige Tage nach dem Abzug der Spanier ging alles auseinander, so daß, wenn sie nach einigen Wochen zurükgekommen wären, sie das ganze Ufer leer gefunden haben würden. Die Art zu kriegen aller dieser Völker hat so wenig Künstliches, so wenig Ordnung, daß die leichtesten und schlechtesten Truppen in Europa noch sehr regelmäßig im Vergleich mit diesen Horden seyn würden. Die Armee der Mauritanier und Araber besteht meistens aus Reuterey, einige wenige von den Bergeinwohnern, oder Kebeylen ausgenommen, welche auch zu Fuß ins Feld gehen. Ihre Bewegungen zu Pferde sind schnell und lebhaft, ihre Art zu kriegen ist wie die der alten Numidier. Sie haben eine Flinte, und ein mittelmäßiges Seitengewehr, gehn in kleinen Truppen, nach der Grösse, wie es das Ungefähr will, ohne Ordnung und Schluß, auf den Feind los, schießen ihre Flinte ab, eilen zurück, laden, sprengen wieder her, schiessen, und fliehen zurück, so daß ihre ganze Kriegsart aus einem wiederholten Angriff und Zurükzug besteht. Wenn die Türken hier gegen aufrührerische Partheyen ins Feld rücken, stellen sie die Mauritanier und Araber, die auf ihrer Seite sind, voran — denn der türkische Despotismus erhält sich hier hauptsächlich durch den Zwist, den die Regierung unter den kleinen Völkerschaften, oder Horden, die ohnedem schon, eben dadurch weil sie kleine, in sich selbst begränz-

te

te Völkerschaften sind, den Samen des Zwiespalts in sich haben, anzufachen weis — und lassen sie so lang mit dem Feinde herumtummeln, bis jener entweder meist überwunden, oder diese müde sind; alsdann erst stürzen sie mit dem Säbel in der Faust hinein, wo denn fast beständig der Sieg auf ihrer Seite ist.

Die Türken gehn immer zu Fuß ins Feld. Ihre Anzahl beläuft sich izt nicht über 4000 Mann, und das ganze Herr, welches von der Regierung in beständigem Sold erhalten wird, beträgt ungefehr 6000, worunter etwa 2000 Koloris begriffen sind. Diese Koloris sind die Söhne aus Nachkommen der Türken, die sie mit den Weibern des Landes gezeugt haben. Sie können, so wie die Landeseinwohner, zu keiner ansehnlichen Bedienung gelangen. Diesen Vorzug aber haben sie vor ihnen, daß sie zu Soldaten eingeschrieben sind, beständigen Sold erhalten, auch sonst einige Unterbedienungen bekommen können. Zu Kriegszeiten, nämlich mit europäischen Mächten, gibt der Dey den übrigen Koloris, die nicht eingeschrieben sind, auch Gewehr und Soldatenbezahlung. In diesem spanischen Kriege wurde dieser Haufen Fußvolks, Türken und Koloris zusammen, etwan auf 15 bis 16000 Mann geschäzt. Diese Miliz weis eben so wenig von Kriegskunst, als die mauritanische Reuterey. Der hiesige Türk hat eine Flinte, ein Paar Pistolen im Gürtel, und ein sehr scharfes Seitengewehr. Wenn sie angreifen, stürzen sie sich, wie jene, ohne Ordnung und Schluß in den Feind. Es ist wahr, ihr Säbel kann gefährlich werden, wenn sie Gelegenheit haben einzudringen. Allein gegen wohlgeschlossene Glieder und unser Bajonett sind alle ihre Unternehmungen nur Kinderspiel. Auch führen sie selten Feldstücke mit sich, wissen sie auch nicht zu gebrauchen. Wie wenig man hier versteht, was Kriegsordnung und Schluß ist, sieht man aus ihrem Erstaunen über die geschlossenen Glieder der Spanier. Man hörte durchgängig von ihnen sagen: Bey Gott!

diese

Diese Menschen sind verrückt im Kopfe! sie haben sich alle an einander gehängt mit Haken.

Die ganze hiesige Rhede ist ungefähr mit sechs Kasteelen, die Kasteele des Hafens nicht mit gerechnet, nebst verschiedenen Batterien und Schanzen umgeben. Die Hafenkasteele waren etwa mit 5000 Mann, theils Türken und Koloris, theils auch Maurn aus der Stadt, besezt. Im ersten Anfang erregte der Anblick so vieler Schiffe ein großes Schrecken; allein die acht Tage über, da die Flotte auf der Rhede stille lag, fing man an, sich daran zu gewöhnen. Am sechsten Tage nach ihrer Ankunft sonderten sich ein Paar Kriegsschiffe und Fregatten von den übrigen ab, legten sich vor einigen Batterien in der Bucht der Rhede, und beschossen sie. Die Kanonade von beyden Seiten dauerte etwa von fünf Uhr Nachmittags, bis neun Uhr Abends, ohne daß man sich von der einen, oder der andern Seite merklichen Schaden zufügte. Endlich aber Morgens früh den achten Julius um halb vier Uhr ward ein Zeichen von dem Admiralsschiffe mit einem Kanonenschusse gegeben, welchem bald eine allgemeine Kanonade folgte. Es hatten sich nämlich in dieser Nacht einige Schiffe von der Linie und Fregatten dem Ufer genähert; diese feuerten unaufhörlich gegen das Land zu, um die Landung, welche in einer halben Stunde darauf erfolgte, zu unterstüzen. Ein langer Zug Schaluppen, die einem Radeau mit Mannschaft besezt folgten, welcher vor sich und auf jeder Seite eine halbe Galeere zur Bedeckung hatte, ging landwärts, und sezte seine Mannschaft, zwischen den beyden Batterien, auf die man Donnerstags zuvor gefeuert hatte, gleichsam mitten ins Zentrum von allen feindlichen Lagern, ans Land. Man stieg schnell und in guter Ordnung aus, formte sich sogleich in Kolonnen, und überhaupt machten die Spanier das Probestück ihrer bisherigen Schulübungen im preussischen Exercitio ganz gut. Ich bildete mir mehr ein, man würde von spanischer Seite ver-

schiedne verstellte Angriffe und Landungsversuche thun, um den Feind am Ufer irre zu machen und zu ermüden; man würde zu gleicher Zeit die Hafenkasteele beschiessen, und andre Operationen der Art vornehmen, um ihn in Verwirrung zu bringen, welches unter diesen Horden, die aus Mangel an Ordnung immer in einiger Verwirrung sind, so was leichtes seyn müste; allein man that das alles nicht, vielleicht, weil man sie so vieler Mühe nicht werth achtete, sondern sezte sich, ohne alle Verbergung der Absichten, mitten unter den feindlichen Truppen aus, und zwar, wie es mir und vielen andern vorkömmt, nicht an der vortheilhaftesten Landungsstelle.

Die Spanier waren fast eine halbe Stunde am Lande gewesen, ehe sie von hiesiger Seite beunruhigt wurden, es sey nun, daß man Zeit nöthig hatte, sich zu sammeln, oder daß man es ruhig abwarten wollte, bis sie ausgestiegen seyn würden, um nachher desto besser über sie herfallen, und in sie einhauen zu können. Vor der Landung fing man schon an zu wünschen, daß die Spanier landen möchten, weil man auf die Art völlig ihrer Meister zu werden, und von dem Bombardement frey zu kommen glaubte. Nicht wenige liessen sich einige Tage vor der Landung verlauten: wir wollen sehn, ob Algier glücklich ist, das ist, ob die Spanier landen werden. Die Reuterey des Kalifen von Maskara sprengte zuerst auf sie los; allein das Kartetschenfeuer der halben Galeeren dicht am Ufer zu beyden Seiten der gelandeten Kolonnen, und das Feuer ihrer Feldstücke zerstreute diese Horden sogleich, und in wenigen Minuten fand sich ihr Anführer allein auf dem Plaze, und seine Reuter flohen einer Anhöhe zu, wo sie sich sezten, und ein gewaltiges Geschrey machten. Bald darauf kamen die Türken aus den Lagern des Karsnagi und Aga, und die des Schreibers der Pferde, denen es nicht viel besser, als den vorigen erging. Das Heer des Beys von Konstantine, das etwan eine französische Meile von dem Ort der Landung entfernt war, und die Truppen des Beys

von

von Titterie, welche noch weiter davon standen, waren noch nicht angekommen. Die Spanier rückten ruhig vorwärts, und trieben den Feind bis ungefähr eine Viertelmeile vom Ufer vor sich her, bis an eine Anhöhe, wo theils Gärten und Landhäuser sind, theils eine ziemlich grosse Buschebene, worinn sich dieser versteckte. Wir sahen immer noch Schaluppen mit Mannschaft und Kriegsgeräth ans Land gehen, und wir können eigentlich nicht bestimmen, wann sich die ganze Landung geendigt, und wie viel spanische Truppen ans Ufer gekommen sind. Ihre Anzahl kam uns immer nur gegen 12 bis 13000 Mann vor. Spanische Nachrichten aber, die ich gelesen, sagen, daß 18000 Mann ans Land gestiegen, und daß sich die ganze Landung um 8 Uhr geendigt. So viel ist gewiß, daß die Reuterey gar nicht ans Land gekommen ist. Zwischen acht und neun Uhr änderte sich der Wind, der die streitenden Partheyen vor unsern Augen in Dampf einhüllte. Wir hörten nur die Schüsse der spanischen Gestücke, ihr regelmässiges Musketenfeuer, sammt dem unordentlichen Gepladder der mauritanischen Bächsen, und ihrem wilden Feldgeschrey. Um ein Uhr änderte sich der Wind, und wir erblickten die Spanier wieder an dem Orte des Ufers, wo sie ans Land gestiegen waren, und in voller Arbeit, ihr fliegendes Lager mit Schanzkörben und spanischen Reutern zu befestigen. Die ganze Armee der Feinde, die sich nunmehr zusammengezogen hatte, stand ihnen gegen über in der oben angeführten bebuschten Ebene. Nichts, als kleine Horden, die sich dann und wann von ihrem Heer absonderten, sprengten auf das Lager, wurden aber von dem beständigen Feuer der Feldstücke an der Spize desselben zurückgewiesen. Es hatte das Ansehn, als wollten sich die Spanier fürs erste an dieser Stelle ausruhen, und als hätten sie ihr Lager dicht am Ufer gemacht, um immer Gemeinschaft mit der Flotte zu haben. Es schien auch, daß der Feind sich nicht getraue, einen fernern Angriff auf sie zu thun, und dies soll auch, wie man nachher durchgehends behauptet hat, wirklich wahr seyn. Denn die

spanischen Kartetschen, ihre Stangen- und Kettenkugeln, welche man unter sie hineinschoß hatten sie in der That in Furcht gesezt. Der Dey, wie man gleichfalls aus nachgehenden Nachrichten weis, hat zu verschiedenen malen Befehl aus der Stadt geschikt, man solle noch Nachmittags, oder Nachts, mit vereinten Kräften einen Angriff auf das Lager thun; allein man ist dazu nicht zu bringen gewesen.

Die obengenannten Kriegsschiffe feuerten beständig landwärts, und hörten nicht eher auf, bis des andern Morgens um fünf Uhr. Einige waren hauptsächlich gegen eine kleine Batterie gerichtet, die etwa fünf bis sechs Kanonen haben mochte, und von der wir sahen, daß sie bis ins spanische Lager reichen konnte. Das Feuer der Schiffe auf diese Batterie war heftig, aber ohne Wirkung; es sey nun, daß sie zu weit vom Ufer entfernt war, und wegen ihrer Kleine nicht Oberfläche genug preis gab, oder daß man von spanischer Seite nicht geschikt genug war, sie zu zerstören. Gegen Nachmittag schikte man eine Bombarde, und warf etwa ein Duzend Bomben gegen diese Batterie, aber auch ohne Wirkung. Da die Spanier keine andre Anstalten vorkehrten, diese Batterie zum Schweigen zu bringen, so kam es mir vor, daß sie nicht sehr von ihr im Lager beunruhigt würden; weis man doch in Europa von ganz andern Batterien Meister zu werden. Einige Galeeren mit bewafneter Mannschaft ans Ufer geschikt würden den Zweck leicht erreicht, und die Kanonen vernagelt haben. Was mich in dieser Meynung bestätigte, war, daß man geruhig zusah, wie die Algierer in Schaluppen dieser Batterie Kriegsammunition zubrachten, welches man meines Erachtens doch leicht hätte verhindern können. Gegen Abend sahen wir verschiedne Schaluppen nach dem Lager zu gehn, und mit Mannschaft zurükrudern, woraus einige von uns schlossen, die Spanier würden sich vielleicht des Nachts wieder einschiffen. Doch schien mir dies mehr eine blosse Vermutung. Des Abends um sechs hatten wir Nachricht

aus der Stadt, welche nichts erwähnte, woraus man auf eine Wiedereinschiffung hätte schliessen können. Es hieß blos, es wären 50 bis 60 spanische Köpfe in dem Pallast des Deys angekommen, welcher 7 Zechinen für jeden Kopf eines Spaniers zu zahlen versprochen hatte, den man ihm bringen würde; übrigens wäre die Armee zusammen in dem Lager des Beys von Konstantine, und man hofte, sie würde noch diese Nacht einen Angriff auf das spanische Lager thun. Abends um neun sahen wir ein gewaltiges Musketenfeuer von den Türken und Mauren an der linken Seite des spanischen Lagers, und in der Dunkelheit schien es, als ob es dicht am Lager sey, so daß man anfing zu glauben, der Feind habe einen Angriff darauf unternommen. Weil ich aber die Kanonen an der Fronte des spanischen Lagers immer wie vor fortfeuern, auch keine der Galeeren, die an dieser Seite zur Bedeckung des Lagers lagen, feuern sah, so glaubte ich, daß es blos ein blindes Feuer aus dem feindlichen Lager sey, welches etwas nach dieser Seite des spanischen zu gelegen war, um zu zeigen, daß man auf seiner Hut sey, wenn sie, wie alle Nächte und Abende zuvor geschehen war, etwas unternehmen wollten. In der That ist es auch nichts anders gewesen. Um eilf Uhr verminderte sich dies Feuern, ob es gleich zu verschiedenen malen in der Nacht wieder anfing. Des Morgens um drey hörten die Kanonen an der Fronte des spanischen Lagers auf, und es war überhaupt in allen beyden Lagern ziemlich stille. Nur von Seiten der Kriegsschiffe kanonirte man noch immer fort, so wie auch die angeführte kleine Batterie noch beständig auf das Lager zu schoß, woraus wir schlossen (denn ob es nun gleich schon Tag war, so war doch die ganze Gegend in Nebel und Dampf so eingehüllt, daß wir nichts sehen konnten) die Spanier wären noch in ihrem Lager. Endlich nach sechs des Morgens kam die Nachricht aus der Stadt an, daß sie sich wieder eingeschifft hätten. Der Bey von Konstantine sey nämlich zwischen ein und zwey Uhr Morgens,

mit 2000 Kameelen und Ochsen, die er vor sich her getrieben, ins spanische Lager gedrungen, und habe sie, mit Verlust von 1500 Todten, genöthigt wieder an Bord zu gehen; 17 Kanonen und ein beträchtlicher Theil des Kriegsgeräthes sey dem Feinde zur Beute geworden. Allein die Umstände dieser Nachricht waren zu unwahrscheinlich, als daß sie Glauben verdienten, und es müsten mehr als zwey Drittel der ganzen spanischen Armee auf dem Plaz geblieben seyn, wenn der Feind ins Lager gedrungen wäre. Ein Paar Tage nachher änderte sich auch wirklich diese Nachricht in eine andre: der Feind sey erst, als sich die Spanier schon meist eingeschifft, ins Lager gekommen, habe den Rest der vorgefundenen Truppen, theils niedergehauen, theils ins Meer gejagt, und habe ungefähr 800 spanische Köpfe. Allein nachgehends kam die Wahrheit noch besser an den Tag: die Armee der Mauren und Türken sey erst zwischen fünf und sechs ins Lager gekommen, nachdem sie gesehen, daß kein Mensch mehr darinn gewesen, habe es auch ganz leer gefunden, ausser 17 Kanonen, die theils auf zurückgelassenen Schiffbrücken, theils am Ufer gestanden, und einigem andern Kriegsgeräthe; von den spanischen todten Körpern, deren man zwischen beyden Lagern ungefähr 300 auf dem Plaze vorgefunden, habe man die Köpfe abgehauen, und sie ins Haus des Deys gebracht, um den darauf gesezten Preis zu erhalten. So viel ist auch gewiß, daß man zwischen fünf und sechs noch nichts von der Wiedereinschiffung der Spanier in der Stadt gewust, und daß man daselbst gleichfalls, wegen des langen Ausbleibens der Nachrichten von der Armee, in Furcht gewesen sey, sie möchte sich schon in die Gebirge zurückgezogen haben; welches gar nichts seltenes bey den meisten dieser zusammengelaufenen Horden ist, die bald ungeduldig werden, wenn sie nicht gleich ihren Zweck erreichen. Es ist wahr, daß nicht allein wir, sondern fast alle die hiesigen Einwohner sich über die Wiedereinschiffung der Spanier wunderten, weil wir die Ursache nicht wusten. Einige glaubten, daß ein Zwist

unter ihren Generalen entstanden sey, und ein grosser Theil schrieb diese Begebenheit den Wundern ihrer Heiligen zu. Wir haben sie nicht wieder in ihre Schiffe getrieben, haben mir verschiedene Türken gesagt; Gott hat's gethan! Wir haben des Abends spät Feuer vom Himmel ins spanische Lager fallen sehen! Wohl zu merken, es wetterleuchtete etwas in dieser Nacht.

Die Nachrichten stimmen nunmehr darin überein, daß am Tage der Landung, da die Spanier an der Ebene mit Büschen bemüht waren, den Feind daraus zu vertreiben, sie bey der Ankunft des Beys von Konstantine mit seinem Heere sich zurückzuziehen angefangen, und daß einige etwas zu weit vorgedrungene Kolonnen einigen Verlust erlitten. Einige sagen: dieser Bey habe viele Kameele und Ochsen vor sich her getrieben, welche das Kartetschenfeuer der Spanier erst aushalten müssen, und sey ihnen dadurch etwas näher zu Leibe gerückt. Andre aber behaupten: die Spanier haben sich gleich bey Erblickung der Armee des Beys von Konstantine zurückgezogen, weil sie sich vor der grossen Uebermacht des Feindes, die sie nicht vermutet, gefürchtet hätten. So viel ist gewiß, daß der Rückzug in guter Ordnung, und ohne grossen Verlust geschehen ist. Weder eine einzige Kanone noch Fahne ist dabey eingebüst, ungeachtet der Dey mehr als funfzig Zechinen für jede Fahne, die man ihm bringen würde, geboten hatte; und es scheint, daß sie mehr zurückgegangen, als zurückgetrieben sind. Auch ist die ganze Anzahl von Todten, welche sie zurückgelassen, keine 400 Mann.

Man glaubte nun, daß die Stadt noch ein Bombardement auszuhalten habe, aber zu noch grösserer Verwunderung verschwand die ganze Flotte in einigen Tagen nach der Landung von hiesiger Rhede, und ihre Erscheinung und Verschwindung war einem Traum ähnlich.

Dieß sind also die Begebenheiten, die sich während der Anwesenheit der Spanier hier zugetragen haben. Ihre Kartetschen haben unter dem Feinde grosse Furcht, und,

wie man sagt, auch grosse Niederlage gemacht. Verschiedene hier geben die Anzahl der Todten bey den Türken und Mauren über 5000, und die der Verwundeten noch weit höher an. Allein, die Wahrheit zu sagen, ich glaube das nicht. Vielleicht die Hälfte. Doch wird die wahre Zahl wohl gar nicht zu bestimmen seyn.

Die meisten, die man von dem spanischen Gefechte reden hört, sprechen mit grossem Entsezen von den doppelten Kugeln (so nennen sie ihre Stangen- und Kettenkugeln) aber ihr Musketenfeuer verachten sie ganz. Dieses, sagen sie, sey ohne Kraft und Wirkung gewesen. So viel ist gewiß, daß die wenigsten eine Landung wieder wünschen, welche es vorher thaten. Es sind Kinder, welche sich noch nicht verbrannt hatten, und nun das Feuer scheuen. Ich sehe in einige öffentliche französische Blätter Briefe eingerückt, die man Officieren zuschreibt, die der Landung mit beygewohnt, und welche berichten, die Spanier haben am Tage ihrer Landung 6000 Todte, und 2000 Verwundete gehabt. Das lezte kann wahr seyn, allein das erste ist ganz falsch. Die Anzahl geht, wie ich schon oben bemerkt, nicht über 400. Hätten die Spanier die in dieser Nachricht angegebenen Todten gehabt, so frägt sich's: wo sie geblieben sind? Hier sind sie nicht, sonst würde die hiesige Geldsucht gewiß die Köpfe von ihnen allen eingebracht haben, um den darauf gesezten Preis zu erhalten. Sind doch einige mit Köpfen ihrer eignen Glaubensbrüder gelaufen gekommen, um die 7 Zechinen zu bekommen. Ueberdem sind alle zurückgelassenen Todtenkörper der Spanier unbegraben auf dem Felde liegen geblieben, liegen noch da, und sind von verschiedenen gezählt worden. Man hat aber keine grössere Zahl herausgebracht. Die Spanier müsten also ihre Todten bey'm Rückzuge aufgeraft, und entweder in die See geworfen, oder an Bord gebracht haben. Wie wahrscheinlich ist es aber, daß eine Armee, gesezt auch sie habe aus 18000 Mann bestanden, welcher so stark vom Feinde zugesezt wird, daß sie 6000 Todte und 2000 Verwundete hat, mithin

meistens

meistens die Hälfte einbüßt, so viel Zeit haben kann um ihre Todten aufzulesen und mitzunehmen? Eine Armee die übrigens bey diesem Rückzuge keine einzige Kanone noch Fahne einbüßt? Ueberdem hatte der General, dessen Instruktion man auf dem Schlachtfelde vorgefunden, bey Lebensstrafe verboten, keine etwanigen Todten aufzulesen. — — — Nun sind wir abermals in voller Erwartung der Spanier. Diesmal wird es schärfer hergehen, als vorigen Sommer, wenn sie nicht wieder eine blosse Oper spielen wollen, wie sie damals thaten. Aber auch für die Europäer wird es ein schlimmerer Stand seyn, als vorm Jahre.

S. N.

---

## 5.

Ist der 20 oder 24 Guldenfuß sowohl in Ansehung des ganzen öffentlichen Haushalts, als auch für jeden Zweig des Nahrungsstandes insbesondre der beste? Und wie sind nach etwaniger Einführung des 24 Guldenfusses üble Folgen in Ansehung des Gewerbes und der Landesherrlichen Einkünfte am besten und sichersten zu verhüten? Mit einiger besondern Anwendung auf die Hessencasselschen Lande beantwortet

von

Heinrich Ludwig Wilibald Barkhausen *).

Um die Dunkelheit und Verwirrung der Begriffe, bey einer Materie, die ihrer Natur, oder vielmehr ihrer gegenwärtig



*) Diese Abhandlung ist durch die Aufgabe der Landbaugesellschaft in Cassel für das Jahr 1776 veranlaßt. Diese Gesellschaft hat für gut befunden, eine andre (noch nicht bekanntgemachte) unter den 12 eingelaufenen Schriften zu krönen. Ohne es sich im mindesten anzumassen, über dieß

wärtigen Beschaffenheit und bisherigen Behandlung nach, so sehr derselben ausgesezt ist, als die Lehre vom Gelde, von der Münze, vom Münzfusse, u. s. w. so viel als möglich zu vermeiden, und die erforderliche Deutlichkeit in eine Betrachtung über die politischen Folgen, verschiedener zur Leitung dieses Zweiges der öffentlichen Verwaltung abzweckender Geseze zu bringen, wird nöthig seyn, zuförderst zu erklären, was unter einem hohen und niedrigen Münzfusse zu verstehen sey, um so viel mehr, da der Sprachgebrauch selbst bey Schriftstellern hierinn sehr schwankend ist, und mancher das einen hohen Münzfuß nennt, womit ein anderer den entgegengesezten Begriff verbindet. Einen hohen Münzfuß nenne ich also einen solchen, nach welchem der numeräre Werth des Geldes vermehrt wird. Einen niedrigen, wenn das Gegentheil geschieht. Der innere Gehalt (Schrot und Korn) und der wahre Werth der Einheit, wird also bey jenem vermindert, und aus dieser Ursache hat man ihn auch oft — und zwar im Grunde richtiger, wiewohl dem Sprachgebrauche nicht so gemäs — einen niedrigen Fuß genannt. Worte sind in solchen Fällen gleichgültig, wenn man sich nur über deren Bedeutung versieht. Beyspiele werden obige Erklärung noch deutlicher machen. Ein sogenannter Konventions-

dieß Urtheil einer einsichtsvollen Gesellschaft weiter zu urtheilen, bleibt es doch gewiß, daß der Verfasser der hier folgenden Abhandlung diese für deutsche Länder ungemein wichtige Frage mit so vieler Bestimmtheit in den Begriffen und mit so vieler Deutlichkeit und Interesse im Vortrage (ein paar Eigenschaften, die sich bey deutschen politischen Schriftstellern selten zusammenfinden) beantwortet habe, — daß ich mich keiner Partheylichkeit weder für meinen Freund, den Verfasser, noch für meinen Liebling unter den Wissenschaften, die Politik, schuldig gemacht zu haben fürchte, da ich den Verfasser ersuchte, mir seine Abhandlung für das deutsche Museum mitzutheilen, und ihn versicherte, daß sie den Lesern vorzüglich willkommen seyn werde, da sie das Nüzliche auf eine so angenehme Art vortrage.

Dohm.

ventionsgulden gilt 60, nach dem 24 Guldenfusse aber 72 Kreuzer. Die Benennung oder der numeräre Werth ist also in dem leztern Falle erhöhet, obgleich der Werth der Einheit oder des Kreuzers, in diesem geringer ist als in jenem. Wird ein Achtgroschenstück so schlecht ausgemünzt, daß dessen innerer Gehalt nicht mehr als 3 Groschen im Verhältnisse des bisherigen Münzfusses beträgt, so ist dieser Fall zwar von dem vorgedachten etwas unterschieden, indessen kann man alsdann ebenfalls sagen: der numeräre Werth eines Dreygroschenstücks, sey um $2\frac{2}{3}$ mal, nämlich bis 8 Groschen erhöhet worden *).

Alle Erhöhungen der Münzfüsse gründen sich also regulariter auf die Voraussezung, daß durch die Benennung dem Gelde in der Zirkulation ein höherer Werth als der innere Gehalt und dessen Preis besagt, beygelegt werden könne. Daß dieses in Rücksicht auf den grossen Haufen gewissermassen angehe, vorausgesezt, daß die Veränderung nicht gar zu beträchtlich und in die Sinne fallend sey, wird niemand leugnen, weil immer ein grosser Theil des Volks sehr geneigt ist, sich auf Bild und Ueberschrift zu verlassen. Indessen ist auch nicht weniger gewiß, daß man auf die Benennungen des Geldes in unsern Tagen weniger achte als ehedem, weil insonderheit durch die Münzoperationen vieler Fürsten während des lezten Krieges, die Begriffe der mehrsten in diesem Stück sehr berichtigt worden sind.

Ueber=

*) Bekanntermassen kann auf dreyerley Art der Gehalt der Münzen verändert werden. Nämlich

1) Durch Vermehrung oder Verminderung des Gewichts.
2) Durch Vermehrung oder Verminderung des Zusazes, und
3) Durch eine blosse Erhöhung oder Erniedrigung der Benennung.

Bey unserer gegenwärtigen Betrachtung, kommt es auf diesen Unterschied nicht an, daher ich die allgemeinen Worte: Erhöhung und Erniedrigung gebrauche.

Ueberhaupt äussert der numeräre Werth der Münzen sich auch vornehmlich nur in Ansehung der innern Zirkulation, und in solchen Ländern, deren Einwohner, ihrer Lage und Beschaffenheit nach, mit benachbarten angränzenden ein beständiges gegenseitiges Verkehr haben. In Ansehung des grossen auswärtigen Handels, der mehrentheils durch kluge und wachsame Kaufleute betrieben wird, kommt es dagegen hauptsächlich auf den innern Werth des Geldes an, und in solchen Ländern, welche von andern Staaten auf irgend eine Weise dergestalt abgeschnitten sind, daß kein beständiges Verkehr en Detail zwischen deren Einwohnern unterhalten werden kann, hat die Erhöhung des Münzfusses auch selbst in Rüksicht auf die innere Zirkulation, keinen andern Einfluß als den, welchen eine jede Verminderung der Abgaben, die der Natur der Sache nach auch mit jenen Maaßregeln verbunden ist, auf die Preise der Waaren und Konsumtibilien nothwendig haben muß. Dieses ausgenommen, stellt sich bey allen Dingen in kurzer Zeit das vorige Verhältniß wieder her. Hierinn liegt vielleicht der Grund, warum man in England an keine Erhöhung des Münzfusses gedenkt, dahingegen in unserm deutschen Vaterlande, dessen Fürsten und Staaten ein so verschiedenes Interesse haben, dergleichen Operationen schon seit Jahrhunderten so gewöhnlich sind.

Ob es für dieses unser Vaterland, sowohl überhaupt als ein grosses Ganze betrachtet, als auch für die einzelnen Staaten desselben am zuträglichsten sey, einen gleichförmigen beständigen Münzfuß zu haben, ist eine Frage, die, wenn sie auch an und für sich eben nicht schwer zu beantworten wäre, doch gegenwärtig nicht in Betrachtung kommen kann, da es um Untersuchung solcher Vorschläge zu thun ist, die izt angenommen oder verworfen und nicht mit den politischen Träumen eines liebenswürdigen französischen Schriftstellers in das Jahr 2440. verwiesen werden sollen.

Ist von dem Nuzen oder Schaden eines hohen oder niedrigen Münzfusses in Abstrakto die Rede, so siehet jedermann leicht, daß hiebey das Interesse der Gläubiger, worun-

ter alle diejenigen zu verstehen, die Gelder zu erheben haben, von dem Interesse der Schuldner oder aller derjenigen, welche Zahlungen verrichten müssen, zu unterscheiden sey. Die erstere Klasse, vorausgesezt, daß sie die erhöhete Münze nach ihrer Benennung annehmen müste, verliert nothwendig bey einer Erhöhung des Münzfusses und die leztere gewinnt; umgekehrt aber, ist es in dem entgegengesezten Falle.

Wenden wir diesen allgemeinen Grundsaz auf das Interesse eines Staats an, so ist klar, daß so bald ein solcher oder der Fürst mehr auszugeben hat als er einnimmt, dessen Nuzen mit der Erhöhung des Münzfusses, unter gewissen Umständen verbunden sey.

Unser grosse Meister in der Regierungskunst, welchen Namen der Ritter Stewart bey Gelegenheit, da er eben diese Materie in seinem vortreflichen Werke behandelt, dem Monarchen giebt, der bekanntermassen in unsern Tagen diese Maaßregeln am weitesten getrieben hat — handelte also ganz weise, da er durch einen heftigen Krieg in die Klasse der Schuldner gesezt und gezwungen war, vorher gesammlete Schäze auszugeben, daß er von Zeit zu Zeit den Münzfuß erhöhete, und kaum gedachter Schriftsteller sagte es schon im Jahre 1760 vorher, wie es denn auch ohnehin leicht einzusehen war, daß dieser Fürst, wenn er nach erfolgtem Frieden von neuem in die Klasse der Gläubiger käme, den Münzfuß wieder herstellen würde. Vielleicht ist es nicht unnöthig, ein für allemal zu erinnern, daß ich es hier nicht mit der Moral, sondern mit der Politik zu thun habe, wie denn auch überhaupt in solchen Fällen Noth und Staatsräson um so mehr in Betrachtung kommen, da unser heutiges Staats- und Völkerrecht, blos auf des alten menschenfeindlichen Hobbes Grundsäze gebauet zu seyn scheint; wiewohl ich mir auch nicht einmal getraue, einen Zeitpunkt anzugeben, in welchem es anders gewesen.

So wie indessen Macht und Ansehen, wie wir in der Folge deutlicher sehen werden, nicht allemal im Stande ist, Münzen nach ihrer erhöheten Benennung, ohne Rücksicht auf

den

den innern Werth geltend zu machen, so gehören auch überhaupt die Fälle, da Fürsten weniger einnehmen als sie ausgeben, unter die Ausnahmen, und man kann also immer behaupten, daß regulariter die Erhöhung eines Münzfusses den öffentlichen Einkünften eines Staats nachtheilig sey.

Der Unterthan entrichtet nach dem Verhältniß, nach welchem der Münzfuß erhöhet worden, wirklich weniger in die öffentlichen Kassen als vorher, und der Staat verliert also nothwendig, indem nicht nur mit dem neuen Gelde, insonderheit ausserhalb Landes, wo es mehrentheils und als Billon zirkulirt, weniger gekauft werden kann, sondern auch weil den öffentlichen Bedienten und Truppen ihre die meiste Zeit ohnehin schon sparsam genug eingerichtete Besoldungen vermehrt werden müssen, damit sie nicht das physische und politische Nothwendige verlieren. Es ist dieses eine so unstreitige und geometrische Wahrheit, daß es bey mir noch immer unter die vielen Dinge gehört, die ich nicht erklären kann, wie es zugehe, daß man in manchen mir bekannten kleinern Herrschaften Deutschlandes, wo man sich oft ängstlich bemüht, Vorwände zu einer neuen Aderlässe zu erfinden, noch nicht auf den Einfall gekommen ist, den Konventions- oder noch höhere nach dem lezten Kriege eingeführte Münzfüsse zu verlassen, und daß nicht irgend ein Hofkammerrath daselbst dem gnädigen Herrn ganz ohnvorgreiflich vorgeschlagen habe, zum Besten der allergetreuesten Unterthanen, den Reichsfuß wieder herzustellen, die Gefälle darnach erheben zu lassen, und mit den Gläubigern wegen der Zahlung in besserm Gelde auf einen billigen Nachlaß sich zu vergleichen. Ich würde mich in der That hüten, dergleichen Anmerkungen hinzuschreiben, damit nicht, wenn diese Abhandlung ja einmal das Licht sehen sollte, irgend einer dadurch auf die Spur zu solchen Kunstgriffen gebracht werden möchte, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß das beste Mittel, Operationen dieser Art in Ländern, wo mehrere bey der Gesezgebung konkurriren, zu verhüten, darinn bestände, die etwan zu gebrauchenden Vorwände im Voraus zu entlarven: zu zeigen, daß eine

Ernie-

Erniedrigung des Münzfusses unter solchen Umständen wirklich eine neue Auflage sey: zu zeigen, daß der Unterthan, wenn er irgend noch ein Recht hat zu sprechen, mit gutem Grunde verlangen könne, die bey einem höheren Münzfusse etwan vermehrten Abgaben, wieder in das vorige Verhältniß zu sezen, und überhaupt die in unsern Tagen schon genugsam aufgeklärte Begriffe von dem Wesen und den Eigenschaften des Geldes und der Münze immer noch allgemeiner und bekannter zu machen.

Ich habe oben gewissermassen vorausgesezt, daß der Gläubiger die Münze nach dem erhöheten numerären Werthe annehmen müsse, weil es ohne gewisse Unbequemlichkeiten in Ansehung der Gelder, welche der Staat von dem steuerbaren Unterthan zu erheben hat, nicht anders seyn kann; wenn aber, wie wir in der Folge sehen werden, bey vorher unter Privatleuten geschlossenen Kontrakten, ohne die ersten Grundsäze von Recht und Billigkeit umzustossen, die Geseze den Werth der Einheit nicht ausser Augen sezen dürfen, so äussert auch in dieser Rüksicht die Veränderung eines Münzfusses hauptsächlich ihre Wirkungen bey späteren Verträgen und dem täglichen Handel und Gewerbe. Dieses kann durch die Erhöhung desselben an Lebhaftigkeit zu- und abnehmen, je nachdem die besondern Umstände beschaffen, und die dahin einschlagenden Maaßregeln der Regierung zweckmässig sind oder nicht.

Um die vielen Wiederholungen, welche bey der Anwendung nöthig seyn dürften, zu vermeiden, will ich die weitere Ausführung und Entwickelung dieser allgemeinen Grundsäze, auf das Detail unserer Frage, wozu ich mich izt wende, versparen. Ich werde um so viel eher völlig unpartheyisch bey meinen Betrachtungen darüber seyn können, weil ich ein Auswärtiger bin, der nicht den geringsten Nuzen oder Schaden von den bey dieser Sache zu ergreifenden Maaßregeln hat, und weil der Staat, welchem ich diene, fast nirgend an die hochfürstl. hessischen Provinzen gränzet, auch beynahe gar kein gegenseitiges Kommerz zwischen beyden Staaten obwaltet.

Wenn

Wenn also statt des bisher üblichen 20 Guldenfusses der 24 Guldenfuß im Hessischen eingeführt werden sollte, was wird die Folge davon in Ansehung des innern Gewerbes und der Zirkulation seyn? Ich antworte:

Erstlich. Die Preise der natürlichen und künstlichen Produkte des Landes werden dadurch wohlfeiler werden. Ich berufe mich auf die Erfahrung eines jeden, der in den vordern Kreisen, woselbst man bekanntlich nach dem 24 Guldenfusse rechnet, gereiset ist, ob er nicht mit 60 Kreuzern daselbst beynahe eben so viel habe ausrichten können, als in Ländern, wo der Konventionsfuß angenommen worden, mit einem Gulden oder 16 Groschen. Und wiederum in diesen mit dem verhältnißmässig leichteren Gelde eben so viel, als da, wo sich noch der Leipziger oder Reichsfuß erhalten hat, mit dem schwereren, ohnerachtet der Unterschied beträchtlich genug ist. Zwar kann man auf diesen Erfahrungssaz nicht gar zu viel bauen, denn freylich hängt der höhere oder niedrigere Preis der Produkte von mancherley Dingen ab, welche mit dem Gelde in keiner Verbindung stehen. Wenn ich aber zeige, daß es der Natur der Sache und dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nach nicht anders seyn kann, so mag auch jener Saz immer seine Stelle behaupten. Es ist bereits angemerkt worden, daß eine Erhöhung des Münzfusses die Abgaben der Unterthanen vermindere. Nun mögen diese, um in der Sprache der Physiokraten zu reden, zur produktiven oder zur sterilen Klasse gehören, so müssen sie doch allemal neben ihren Bedürfnissen auch die öffentlichen Abgaben mit in die Wagschaale legen, um den Preis ihrer Arbeit zu bestimmen. Sind daher die Abgaben geringer, so können sie auch die Arbeit wohlfeiler liefern, und die Konkurrenz wird verursachen, daß sie es thun müssen. Kann überdem der Unterthan mit der neuen Münze nach ihrer Benennung die öffentlichen Kassen befriedigen, so sieht er dieses schon als eine Art der Assekuranz an, und das Vorurtheil, daß durch die Benennung dem Gelde ein höherer Werth beygelegt werden könne, wovon immer noch bey uns ein Rest übrig ist, wenn gleich natürlicher Weise nicht so

viel,

viel, als in dem Lande, wo das Volk glaubt, daß seine Könige Kröpfe durchs Anrühren heilen, wird so leicht auch seine Wirkung nicht völlig verlieren.

Beyde eben angeführte Gründe scheinen sich gewissermassen zu widersprechen, indem der eine auf den numerären, und der andere auf den innern Werth des Geldes sich bezieht; indessen verlieren sich beyde in der Idee des Volks unmerklich in einander, und beyde zusammengenommen, oder bald dieser bald jener müssen verursachen, daß der Preis der einheimischen Waaren falle, zumal da noch ein dritter Grund hinzukömmt, den ich hier ebenfalls nicht vergessen darf. Durch die Einführung des 24 Guldenfusses erhält die Mark fein Silber in der Stückelung mehr Individua, als sie vorhin hatte, und die kleinste Scheidemünze wird dadurch verringert und vervielfältiget, ohne daß die Benennung der einmal gebräuchlichen Sorten verändert und das Publikum verwirret wird. Wenn also die kleinsten Scheidemünzen, z. E. Kreuzer und Heller nach dem 24 Guldenfuß weniger werth sind, so kann auch der Preis bey dem einzelnen Verkaufe dadurch genauer bestimmt werden. Der Verkäufer sucht sich immer zu decken, und wenn z. B. ein Pfund Fleisch nach dem Konventionsfusse wohl etwas wohlfeiler gegeben werden könnte, so bleibt es doch bey dem Preise, weil der Unterschied vielleicht nicht völlig einen Heller nach Konventionsmünze beträgt, da hingegen in jenem Falle Preis und Waare oft in ein näheres Verhältniß gesezt werden können.

Ich behaupte indessen keinesweges, daß die Preise nach der Einführung des 24 Guldenfusses völlig so bleiben werden, als sie vorhin bey dem 20 Guldenfusse waren. Mir ist genug gezeigt zu haben, daß sie nicht nach dem Verhältnisse von 20 zu 24 steigen, und also im Grunde wirklich fallen. Denn freylich, in Ansehung der auswärtigen Waaren, kann die Erhöhung des Münzfusses keine sonderliche Wirkung haben, und weil überdem vorhin geschlossene Kontrakte nach dem innern Werthe des Geldes erfüllet werden müssen, so kann es nicht fehlen, daß die Verkäufer hierauf nicht Rücksicht neh-

men sollten. Vielleicht könnte man sagen: Die produktive Klasse hat wenig Bedürfnisse; der Landmann lebt von seinen gewonnenen Früchten und kennt keinen Luxus mit auswärtigen Waaren. Gut, indessen kann er doch auswärtige Produkte nicht völlig entbehren. Er braucht überdem Kleider, er braucht Ackergeräthe. Der Handwerker, welcher ihm dieses liefert, hat schon mehrere Bedürfnisse, welche das Land nicht hervorbringt, und muß also den Preis seiner Arbeit erhöhen. Der Handwerker steht wiederum mit dem Kaufmann in Verbindung, und so geht es von einer Klasse der Einwohner zur andern. In welchem Grade übrigens die Preise bey einer solchen Erhöhung des Münzfusses fallen werden, läßt sich schlechterdings nicht genau bestimmen, zumal es nicht lediglich von den innern Landeseinrichtungen, sondern von manchen andern Zufällen und hauptsächlich auch von dem abhängt, was in benachbarten Staaten vorgeht. Ein mittleres Verhältniß und noch darüber kann man jedoch, denk' ich, sicher annehmen, so daß zum Beyspiel ein gewisses Maaß Getraide, welches bisher 60 Kreuzer gekostet hat, und nach der Münzerhöhung auf 72 steigen müste, unter der Voraussezung, daß alle übrige Umstände gleich sind, nur etwan 66 und noch weniger kosten würde.

Wenn also die Preise der Arbeiten und der Landesprodukte durch die Annehmung des 24 Guldenfusses heruntergesezt werden, so folgt auch

Zweytens, daß das innere Gewerbe dadurch mehr Lebhaftigkeit erhalten und in bessere Aufnahme kommen müsse.

Der gute Fortgang der Manufakturen und Fabriken hängt von dem Absaz der Waaren, und dieser wiederum hauptsächlich davon ab, wer am wohlfeilsten verkaufen kann. Gegenwärtig, da fast alle Staaten in Anlegung neuer Manufakturen und Begünstigung derselben wetteifern, ist eine solche Konkurrenz der Verkäufer entstanden, daß der Verdienst der Arbeiter beynahe auf das Minimum des physischen Nothwendigen herunter gebracht ist. Allenthalben, wo ansehnliche Manufakturen blühen, wird man es so finden, und man kann schon

gewisser=

gewissermassen aus dem verhältnißmässigen Lohne der Arbeiter, von dem Zustande jener urtheilen. Der Schluß würde indessen grundfalsch seyn; „Manufakturen, bey welchen der „Arbeiter wenig gewinnt, nüzen auch dem Staate wenig.„ Der jezigen Lage der Sachen nach, muß es gerade so seyn, wenn die Waaren auswärtige Käufer finden sollen, und der Staat gewinnt allemal, wenn die innere Zirkulation zunimmt. Nun denke man sich den Fall, daß ein wandernder Zeugmachergesell, welcher bisher in einer Kurbraunschw. Stadt gearbeitet, und nach dem daselbst eingeführten Gelde wöchentlich einen Rthlr. oder 24 ggr. verdient hat, nach Annehmung des 24 Guldenfusses, in's Hessische kömmt. Hier verdient er vielleicht 1⅙ Rthlr. oder 28 ggr. und in Rüksicht auf den numerären Werth des Geldes, welche Idee jedermann und insonderheit dem Volke so natürlich ist, wird er das Land segnen, in welchem man seinen Lohn erhöhet. Die Arbeit ist indessen wirklich um ein Achttheil wohlfeiler, und die Waare kann verhältnißmässig eher abgesezt werden. Man denke ja nicht, daß unser Fabrikant so kalkuliren werde: Hier münzt man aus der Mark fein Silber 24, dort aber nur 18 Gulden, mithin ist hier 1⅙ Rthlr. nicht mehr werth als dort ⅞ Rthlr. Er kann auch so nicht rechnen, weil er hier mit 1⅙ Rthlr. wirklich so viel ausrichten kann, als dort mit 24 ggr. Vielleicht ist aber auch der Lohn noch geringer, als ich oben angenommen habe, und um desto mehr wird der Absaz erleichtert und befördert. So wie es alsdenn nicht an Arbeit fehlt, so werden sich auch Arbeiter einfinden, und diese schränken sich in dem Falle mehr ein, und schieben die verhältnißmässige Theurung der Lebensmittel nicht eben allein auf den höheren Münzfuß, sondern mehrentheils auf hundert andere zufällige Ursachen, die sich täglich ereignen, und welche nicht allemal den Preis der Arbeit sogleich steigern.

Daß übrigens eine einseitige Konkurrenz, welche sich nicht eben so wohl in Ansehung der Arbeiter als der Arbeit ereignet, den Lohn nach und nach in die Höhe treiben müsse, ist zwar eine unleugbare Sache, es gehört aber deren

weitere Ausführung nicht hieher, sondern in das Kapitel von der politischen Ebbe und Fluth.

Bringen wir nun hiernächst auch noch den bey dem erhöheten Münzfusse, in der That geringern Preis der rohen Produkte und der zum Betrieb der Fabriken und Manufakturen erforderlichen Materialien in Anschlag, so zeigt sich daraus desto deutlicher, daß vorgedachte Wirkung nicht ausbleiben könne.

Was ich hier von einem Zweige des Nahrungsstandes gesagt habe, läst sich eben so gut au alle übrige, und insonderheit auch auf den Ackerbau und die Landwirthschaft ausdehnen. Gibt der Landmann seine Produkte wohlfeiler, nämlich nach dem innern Werthe des Geldes, als bisher, und dazu wird ihn die Konkurrenz zwingen, so ist dieses kein Verlust für ihn, weil er Arbeit, Kleider, Ackergeräthe und die mehrsten Bedürfnisse wohlfeiler erhält, und weniger in die öffentlichen Kassen zahlt als vorhin. Vielmehr wird der numeräre Werth des Geldes bey einigen, und der mit dem Wohlstande der Fabriken und Manufakturen nothwendig verbundene stärkere Absaz der Produkte, bey allen und jeden ein neuer Sporn und Ermunterung zum Fleisse seyn. Ohne uns auf die Streitigkeiten der Physiokraten und Antiphysiokraten in Rücksicht auf die Begünstigung der Fabriken und des Ackerbaues einzulassen, können wir so viel mit aller Evidenz, die nur in dergleichen Dingen möglich ist, einsehen, daß Ermunterungen dieser Art, der einen Klasse von Einwohnern nicht nachtheilig seyn können, wenn sie der andern vortheilhaft sind, vorausgesezt daß keine gewaltsame, das Privateigenthum angreifende und hiernächst umständlich zu beschreibende Operationen damit verbunden werden. Was nun

Drittens, die Wirkung der Erhöhung des Münzfusses auf die Preise der auswärtigen Produkte und auf den auswärtigen Handel unmittelbar betrift, so unterscheidet man billig denjenigen Handel, welcher in den Händen der Kaufleute und eigentlichen Negotianten ist, von dem, welcher

auf

auf den Gränzen mehrentheils mit Viktualien und rohen Produkten von den Landleuten selbst getrieben wird. In Ansehung des ersten ist es klar, daß die Einführung des 24 Guldenfusses den fremden Kaufmann nicht bewegen könne, seine Waaren wohlfeiler als bisher zu geben, und er würde denjenigen verlachen, der dieses im Ernste von ihm verlangen wollte. „Ein Zwang„ sagt mein werther Freund Tristram,„ welcher den Maaßstab, (nämlich seinen eigenen Fuß) mit sich bringt, um seine Grösse damit auszumessen, ist in mehr denn einer Absicht ein Zwerg,„ und ich möchte hinzusezen, ein Fremder, welcher sich durch einen solchen Maaßstab hintergehen liesse, würde noch hundertmal mehr ein Zwerg seyn.

Der fremde Kaufmann, wenn er also auch angeblich die erhöhete Münze für voll nimmt, richtet sich doch in Ansehung der Preise darnach, und sieht das Geld, es mag nun nach einem Geseze geprägt seyn, nach welchem es will, gewöhnlich nicht viel besser als Billon an. Zwar freylich ist auch auf auswärtigen Handelspläzen der Preis der Landesmünze oft beträchtlich höher als der Preis des Billons, indessen hängt dieses lediglich von einer günstigen Balanz ab, welche ich in Ansehung der gesammten hessischen Provinzen und ihrer auswärtigen Bedürfnisse, höchstens nicht anders als al Pari annehmen kann. Die Erhöhung des Münzfusses trägt also zu diesem verhältnißmässigen geringeren Preise des Billons unmittelbar nichts bey, und in dieser Rücksicht ist es also gleichgültig, ob nach dem 20 oder 24 Guldenfusse das Geld ausgeprägt wird. Wenn aber die Annehmung des 24 Guldenfusses, wie ich im Vorigen bereits gezeigt habe, die innere Zirkulation und Betriebsamkeit, mithin auch den auswärtigen Handel und eine günstigere Balanz befördert, so wird dieses also auch mittelbarer Weise etwas dazu beytragen, daß selbst auswärtige Waaren, die doch nicht alle ohne Unterschied verboten werden können, um etwas wohlfeiler im Lande gegeben werden. Wird die Balanz günstiger, so nähert sich mehrentheils auch der Wechselkours — in Ansehung

dessen freylich viele Kombinationen hier einschlagen, deren weitere Detaillirung mich jedoch zu weit von meinem Zwecke bringen würde — dem Pari, und fällt wol gar darunter. Geschieht dieses, so wird der Vertrieb der fremden Waaren dem Kaufmann, oder wenn man lieber will, dem Krämer leichter, als wenn er alles mit baarem Gelde zu Billon gerechnet, saldiren muß, und alles übrige folgt von selbst. Dies ist aber auch der einzige Umstand, der in dem angenommenen Falle auf den Preis der auswärtigen Produkte einigen Einfluß hat. Denn ob es zwar scheinen möchte, als wenn der Detailhändler bey wohlfeilern Lebensmitteln sich auch mit einem geringern Gewinste begnügen lassen, oder seinen Gewinst auf die etwan nach einem niedrigern Münzfusse eingekaufte Waaren, nach dem angenommenen höheren bestimmen würde, so ist dieses doch keinesweges zu erwarten. Der Verkäufer nimmt seine gewisse Prozentgelder, und um diese zu bestimmen, reduzirt er gewöhnlicher Weise den Einkaufspreis auf die übliche Münzsorte. Alsdenn ist es offenbar einerley, ob er z. B. 15 vom Hundert nach Konventionsmünze, oder nach einem jeden andern Münzfusse nimmt, wenn nämlich Einkaufspreis und Gewinst in Ansehung der Geldsorte, in ein gleiches Verhältniß gesezt worden sind. Indessen ist nicht zu leugnen, daß wenn bey zunehmender Lebhaftigkeit der Zirkulation, und bey zunehmender Bevölkerung der innere Absaz geschwinder von statten geht, auch der Kaufmann in dieser Hinsicht, nicht aber wegen wohlfeiler Lebensmittel, sich mit verhältnißmässig geringerer Provision begnügen werde, und dieses führt uns wieder auf die obigen Betrachtungen zurück.

Was nun hiernächst den geringern Handel mit den Gränznachbarn anlangt, so kömmt es dabey allerdings einigermassen auf den Münzfuß an, welcher bey leztern subsistirt.

Bekanntermassen gränzt Hessen mehrentheils gegen Mittag an die vordern Reichskreise, wo der 24 Guldenfuß eingeführt ist. Dem Vernehmen nach hat sich in dasiger

Gegend,

Gegend, nämlich in Oberhessen ꝛc. dieser Fuß durch das tägliche Gewerbe nach und nach von selbst eingeschlichen, und also scheint es, als wenn die Disposition eines Gesezes, welches den 24 Guldenfuß bestätigte, in Rücksicht unserer izigen Betrachtung, hier keine sonderliche Veränderung hervorbringen würde. Beynahe in allen übrigen benachbarten Ländern, einen Strich gegen Mitternacht ausgenommen, wo Hessen an die Kurbraunschweigischen Staaten, in welchen man noch den sogenannten Reichs- oder 18 Guldenfuß beybehalten hat, gränzt, ist der Konventionsfuß gegenwärtig üblich.

Der vornehmste Gegenstand des Handels mit diesen Benachbarten ist Getraide, es sey nun, daß solches von Hessischen Unterthanen auf auswärtige Märkte gebracht, oder von fremden jenen zugeführt werde. Denn wenn man auch zugibt, daß ganz Hessen im Durchschnitt so viel Getraide baue oder bauen könne, als dessen Konsumtion erfordert, wenn man ferner zugibt, daß einige sehr fruchtbare Gegenden beträchtlichen Ueberfluß haben und auswärtige versorgen, so erhalten dagegen andere, welche an kornreiche Länder, als z. B. das Bisthum Paderborn und der gröste Theil von Thüringen ist, gränzen, keinen geringen Theil ihres Bedarfs von diesen Nachbarn. In dem leztern Falle macht zwar die fremde Zufuhre den Preis, dieser aber wird nach Einführung des 24 Guldenfusses nicht so hoch steigen, als die Erhöhung des numerären Werths der Münze, nach dem Verhältniß von 20 zu 24 mit sich zu bringen scheint. Denn

1) hört der Landmann, daß sein auswärtiger Nachbar mit dem neuen Gelde seinen Landesherrn bezahlen könne, ohne mehr zu entrichten als ehedem. Er schließt also, ohne sich in mühsame Kalkulationen einzulassen, daß das Geld nach der Erhöhung wo nicht völlig, doch beynahe eben so gut sey, als vorhin.

2) Vergleicht er die Preise seiner Produkte, mit den Preisen anderer ihm bekannten Dinge bey seinen Nachbarn, und weil diese, wie ich oben sehr wahrscheinlich behauptet

habe, nur nach einem mittleren Verhältniß steigen, so begnügt er sich auch damit. Nicht selten wird er auch

3) diesen im Grunde zwar niedrigern, dem ersten Anscheine nach aber höheren Preis, für einen vermehrten Gewinst halten, wodurch denn die Zufuhre natürlicher Weise wachsen, und das Steigen der Preise desto sicherer verhütet werden wird. Und ob er zwar

4) das Geld nach seinem numerären Werthe zu Hause, wenigstens nicht in den öffentlichen Kassen los werden kann, so hat doch dieses keinen widrigen Erfolg, weil er selten viel mit nach Hause nimmt. Wenn der Landmann einen neuen Rock oder seine Gattin ein neues Mieder braucht, wird dieser Kauf so lange ausgesezt, bis ein mit Früchten beladener Wagen zur Stadt gebracht werden kann. Alsdenn werden Kleider, Ackergeräthe und alle übrige Bedürfnisse angeschafft, und oft der ganze Erwerb wieder angelegt.

In dem ersten Falle, wenn nämlich der Hessische Unterthan einen Aktivhandel mit Getraide oder irgend einem andern Produkte, welches allemal gleich viel ist, in angränzende Länder treibt, scheint es zwar, als ob auch Fremde aus der Verminderung der Preise, welche bey Erhöhung des Münzfusses erfolgen, Nuzen ziehen würden, allein der Landmann, welcher sein Getraide auf auswärtige Märkte bringt, richtet sich nach dem dasigen Münzfusse, um so viel mehr, wenn er das gelösete Geld zu Hause mit Vortheil verwechseln kann. Hier, sowohl wie alsdann, wenn Benachbarte auf Hessischen Märkten Lebensmittel einkaufen, kömmt es hauptsächlich auf die Nachfrage an, welche den Preis hoch genug hält. Wird aber die Nachfrage durch die Konkurrenz der Verkäufer übertroffen, so ist dieses, des etwas geringeren Preises ohnerachtet, vorausgesezt, daß die übrigen Umstände gleich sind, ein gutes Zeichen für das Land, welches ausführt oder verkauft, weil alsdann der Fleiß der Unterthanen zugenommen haben muß. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß es bey diesem Handel mit rohen Produkten, eben sowohl als bey dem Gewerbe

der eigentlichen Negotianten, vornehmlich auf eine mehr oder weniger günstige Balanz ankömmt, wenn die erhöhete Münze mehr oder weniger über ihren innern Werth auch ausserhalb Landes zirkulirt.

Ehe ich weiter gehe, muß ich hier eines Einwurfs gedenken, welcher mir vielleicht in Ansehung der Wirkungen, die nach dem, was bisher behauptet worden, durch die Einführung des 24 Guldenfusses entstehen, gemacht werden könnte. Der allgemeine Kredit, dürfte man vielleicht sagen, welcher sich auf die Unveränderlichkeit des bisherigen Münzfusses zum Theil gründet, wird dadurch verlezt, und das Mistrauen wird, mit seinen traurigen Folgen auf den Nahrungsstand, sich um desto eher äussern, je neuer ähnliche Vorfälle in unserm Deutschen Vaterlande sind, und je häufiger die Erinnerung des beträchtlichen Schadens ist, den manche durch die Münzerhöhung während des lezten Krieges erlitten haben. Anstatt also, daß die natürlichen und künstlichen Produkte des Landes wohlfeiler werden und die Zirkulation zunehmen sollte, wird jedermann mit dem Verkaufe zurückhalten, und es muß daher eher eine Erhöhung als Verminderung der Preise erfolgen. Der Auswärtige wird überdem mit dem Hessischen Unterthan nichts zu thun haben wollen, und die verderblichen Folgen, sowohl in Ansehung des öffentlichen Haushalts, als jedes Zweiges des Nahrungsstandes werden allgemein seyn.

Ich antworte darauf: daß ein Unterschied gemacht werden müsse, unter der im Vorschlage seyenden Münzerhöhung, und den Münzoperationen während des lezten Krieges. Ein anders ist, die Münzen schlechter ausprägen oder ihren Feingehalt verringern lassen, und dabey, daß solches geschehen, sorgfältig verheimlichen, ein anders aber, bey einer Erhöhung der Benennung oder geringeren Ausprägung, die Geseze, wornach verfahren werden soll, öffentlich bekannt machen, und das Publikum, an dessen Zutrauen so viel liegt, in den Stand sezen, ohne viele Umstände das Verhältniß selbst zu berechnen. Ein anders, den innern Werth, so bald solcher bekannt wird, immer um etwas verringern, und dadurch bey jedermann die

Besorgniß erwecken, ob nicht das Geld, was er heute einnimmt, von geringerem Schrot und Korn sey, als was gestern und vorgestern zirkulirte, und wiederum ein anders, bey dergleichen Veränderungen öffentlich dargestellten Maaßregeln beständig auf das gewissenhafteste zu folgen. So unleugbar es ist, daß derjenige Deutsche Staat, welcher in unsern Zeiten, da die lezten Wunden zum Theil noch bluten, unter veränderten Umständen, und ohne durch das kräftige Argument einer zahlreichen Armee Ueberzeugung wirken zu können, jene Politik in Ausübung bringen wollte *), den öffentlichen und Privatkredit gänzlich vernichten, und sich dadurch zu Grunde richten würde, so wenig sind in diesem zweyten Falle die geringsten nachtheiligen Folgen zu besorgen, wenn nur die übrigen dahin einschlagenden Einrichtungen und Geseze, wovon wir demnächst mehr reden wollen, der natürlichen Billigkeit und den Grundsäzen einer gesunden Staatskunst antworten.

(Wird fortgesezt.)

---

*) Eigentlich würde in dem Falle, den ich hier anführe, eine ordentliche Kontribution oder Ausschreibung eben so gut, oder vielmehr noch kürzer und besser seyn, denn wenn das Verhältniß einmal bekannt, und jedermann davon unterrichtet ist, so fällt die gehoffte Wirkung davon weg und es wäre lächerlich, durch ein Edikt befehlen zu wollen, jedermann sollte die Hälfte für grösser als das Ganze halten. Wird übrigens die Münze unter allerley Formen nach und nach verschlimmert, so muß es zulezt zu der bekannten Chinesischen Einrichtung kommen, wodurch wirklich alle Bequemlichkeit, welche man von den Münzen hat, aufhört.

# 6.

# Abrah. Gottfr. Kästners Prüfung eines von Hrn. le Sage angegebenen Gesezes für fallende Körper.

1. Hr. de Lüc erinnert gegen das Ende seines lehrreichen Buches sur les Modifications de l'Atmosphére: Wenn man Versuche brauchen wolle, physische Hypothesen zu bestätigen oder zu entkräften, so müsse man daran denken, daß bey jedem Versuche in Kleinigkeiten gefehlt wird, folglich müsse man prüfen, ob aus dem Versuche mit dem möglichen Fehler betrachtet, noch eben das folge, was man aus ihm schliessen darf, wann man ihn ohne alle Fehler annimmt.

2. Die Erinnerung an sich ist vollkommen gegründet, auch wahren Naturforschern nicht neu.

Cotesens bekannte Schrift aestimatio errorum in mixta Mathesi, hat einen beträchtlichen Theil ihrer Anwendung zum Gegenstande. Wenn man auch den Fehler selbst nicht weis, (denn weis man ihn, so ist es so gut als ob kein Fehler begangen wäre, weil man ihn in Rechnung bringen kann,) so muß man doch seine Gränzen wissen, und aus der Erfahrung nicht mehr schliessen, als aus ihr folgt, wann der gröste mögliche Fehler angenommen wird; So brauchen die Astronomen allezeit ihre Observationen. Nur Experimentenmacher, die keine Mathematik verstehen, (Naturkundige sind das nicht, Naturforscher kann man sie ehrenthalben nennen, denn mancher forscht nach Dingen, die er deswegen doch nicht kennen lernt,) solche Experimentatoren sage ich, nehmen ihre Versuche für vollkommen richtig an, weil sie keinen Begriff davon haben, was zur Richtigkeit eines Versuches gehört.

3. So sehr indessen Hr. de Lüc wegen seiner Regel überhaupt Beyfall verdienet, so wenig kann ich ihm wegen eines

Exem-

Exempels, das er anführt, beypflichten. Ich will seine Worte übersezen; sie stehen im 1146. Artikel, dem lezten ohne einen.

4. Ich habe oft gehört, wie der Hr. le Sage sich beklagt hat, daß die Naturkündiger deswegen behaupten, die Schwere lasse sich nicht durch Stösse erklären, weil nach Galiläus Versuchen die Räume, welche fallende Körper beschreiben, sich wie die Quadrate der Zeiten verhalten, dieses Gesez aber in geometrischer Schärfe genommen, mit den Stössen sich nicht vereinigen läst.

Aber konnte Galiläus bey seinen Versuchen völlig scharfe Bestimmungen haben? Wie hat er in Rechnung gebracht, was der Widerstand der Luft hindert? Wie genau gaben ihm seine Versuche das Maaß der Zeit und der Räume? Das müste man untersuchen, ehe man des Galiläus Gesez als in vollkommener Schärfe richtig ansieht und daraus Folgerungen gegen jeden Mechanismus zieht, der es nicht darstellt. Denn zum Exempel, wenn die Räume, vom Anfange des Falles gemessen, anstatt dem Geseze der Quadrate der Zeiten, oder der Zahlen der Zeittheilchen zu gehorchen, welche von diesem Anfange an verflossen sind, das Gesez der Triangularzahlen beobachteten, welche diesen Zeittheilchen zugehören *); ein Gesez, das sobald einige hundert Zeittheilchen verflossen sind, von des Galiläus seinem so wenig abgeht, daß man eins vom andern in der Beobachtung nicht unterscheiden kann: so würde sich die Schwere durch eine Ursache erklären lassen, die nicht stetig sondern Absazweise wirkte, und wenn die Räume, die gegen das Ende eines gewöhnlichen Falles sind durchlaufen worden, nur ein Tausendtheilchen kleiner angenommen werden, als das abstrakte Gesez des Galiläus erfordert, eine Voraussezung, die unsere Abmessungen bey derselben unvermeidlicher Unrichtigkeit leicht zulassen, so läst sich die Schwere durch eine flüssige Materie erklären, welche sich nicht unendlich geschwinde bewegt, es ist selbst genug dieser flüssigen Materie

*) So habe ich instans übersezt, wem das nicht gefällt, der sage: Augenblicke.

terie für diesen besondern Fall eine Geschwindigkeit zu geben, so groß als eine der Planeten ist.

Man brauche also das Gesez des Galiläus zur Berechnung gewisser Erscheinungen, wo seine Mängel nicht so viel Fehler hineinbringen können als die Beobachtung selbsten: das ist der Ort, wo es sich anbringen läst, und wo man sich seiner mit Grunde bedienet, weil es so einfach ist, so lange weder Erfahrung noch Schlüsse ein anders mit mehr Gewißheit werden angezeigt haben, aber man ist nicht berechtiget es gegen ein System anzuführen, das sonst wahrscheinlich ist, welches beym Falle der Körper ein Gesez annähme, das von diesem unterschieden ist, wann solches nur auch mit den Erscheinungen übereinstimmet. So weit der Hr. de Lüc.

5. Das Gesez, welches Hr. le Sage vorschlägt, wird also wohl folgendes seyn: Man stelle sich ein sehr kleines Zeittheilchen vor. Es muß in den kürzesten Zeiten, die wir abzumessen gewohnt sind, in einer Secunde z. E. schon sehr vielmal enthalten seyn. Ich will es der Kürze wegen z nennen.

In diesem Zeittheilchen bewege sich ein Körper, der aus der Ruhe zu fallen anfängt durch den Raum e.

Wenn ihn Herrn le Sage Schwere da eine Zeit lang stößt, die solcher Zeittheilchen N. beträgt, so geht er durch einen Weg $= \frac{N.\,(N + 1.)}{1.\;2.}\,e.$

6. Es ist richtig, daß sich ein Paar solche Wege beynahe wie die Quadrate der Zeiten verhalten, wenn die jedem 4 zugehörigen N. ziemlich groß sind. Dieses übersieht jeder, der mit solchen Rechnungen umzugehen weis, sogleich, ein Exempel zur Erläuterung wird indessen nicht ganz überflüssig seyn.

7. Man seze der (6.) genannte kleinere Zeittheilchen seyen in einer Secunde m enthalten, folglich in zwey Secunden 2 m. So geht nach Hrn. le Sage Gesez der Körper in einer Secunde durch $\frac{m.\,(m + 1)}{2}\,e$, in zweyen durch

2 m.

$\frac{2 m. (2 m + 1)}{2}$ : e diese beyden Wege verhalten sich wie

$$m + 1 : 4m + 2 = 1 : \frac{4.m + 2}{m + 1} = 1 : 4 - \frac{2}{m} + \frac{2}{mm}$$

. . . . welche Verhältniß der 1 : 4 bald sehr nahe kömmt, wenn m nur eine mässig grosse Zahl ist. Wäre es 10000, so fiele die Verhältniß zwischen 1 : 4. und 1 : 3,9998; welche Gränzen so nahe beysammen sind, daß die erste von beyden ohnstreitig in jeder Erfahrung würde dargestellt werden.

7. Das Zeittheilchen (5.) muß eine gewisse unveränderliche Grösse haben, es muß in einer ganz eigentlichen Bedeutung ein Atom für die Zeit seyn, der nicht zerstückt wird. Mengen von dergleichen Atomen machen grössere Zeiten aus. Die Schwere stößt den Körper nur im Anfange jedes solchen Zeitatoms, während daß er verfließt, wirkt sie nicht in den Körper, nur wenn der nächste angeht, wiederholt sie ihren Stoß, ob eben mit der vorigen Stärke oder mit anderer, lasse ich izo unentschieden. Ein Bild von dieser Art zu wirken kann der englische Haken geben, der alle Secunden einmal an einen Zahn des Steigerades anstößt, während daß eine Secunde verfließt, das Rad ohngehindert fortgehen läßt. Man begreift leicht, wie weit die Aehnlichkeit dieses Bildes geht, der Haken hemmt Bewegung, die Schwere erregt welche.

Auch ist noch der Unterschied: durch Verschiebung der Pendellinse kann man machen, daß der Haken nach längern oder kürzern Zwischenzeiten einfällt. So viel Freyheit hat die Schwere in Hn. l. S. System nicht; das Zeittheilchen zwischen zween ihrer nächsten Stösse auf den fallenden Körper muß immer genau einmal so groß als das andere bleiben, sonst würden die Triangularzahlen ein sehr ungewisses Maaß geben, wenn sie sich bald auf diese Einheit bald auf jene bezögen.

8. Dieses noch mehr zu erläutern stelle man sich z auf zweyerley Art in Theile getheilt vor. Einmal in Hälften und der Körper gehe in der ersten Hälfte durch einen Raum =

h;

h; darnach in zehn Theile, und der Körper gehe im ersten durch einen Raum = k.

9. Beobachtete er das erklärte Gesez die beyden Hälften über, so wäre sein Weg am Ende des zweyten oder des ganzen Zeittheilchens = 3. h.

10. Beobachteter es die ersten fünf Zehntheile, so ist sein Weg am Ende des fünften = 15. k.

11. Beobachtet er es alle zehn Zehntheile durch, so ist sein Weg, am Ende des Zehnten = 55. k.

12. Mit dem fünften Zehntheile endigt sich die erste Hälfte, also hat man aus (8. 10.) h = 15 k;

13. Aber die Wege am Ende des Ganzen sind: das Ganze als zwo Hälften betrachtet 3 h (9). Und, das Ganze als zehn Zehntheile betrachtet, 55 k. Das gibt, weil doch auch diese beyden Wege gleich seyn müssen, 3 h = 55 k oder h = $18\frac{1}{3}$ k.

14. Also widersprechen 12; 13. einander; oder im Ganzen z können nicht gleiche Wege beschrieben werden, wenn man es in Hälften und wenn man es in Zehntheile eintheilt, wofern das erklärte Gesez sowohl bey den Hälften, als bey den Zehntheilen soll beobachtet werden.

Man könnte sich einfallen lassen interpolirte Triangularzahlen zu brauchen, ich meyne in (5) statt N, einen eigentlichen oder uneigentlichen Bruch zu sezen, wie man thut, wenn man den Binomischen Lehrsaz zur Ausziehung von Wurzeln anwendet. Aber auch alsdann würde nicht Uebereinstimmung herauskommen, wenn man aus dem Wege in einer ganzen Zeit, den Weg in einem Theile von ihr, und rückwärts aus dem Wege in einem Theile den Weg in der ganzen suchte, eine sehr leichte Buchstabenrechnung zeigt dieses sogleich allgemein, hier will ich nur ein Exempel davon geben.

Der Weg im Ganzen z sey = e; man suche daraus den Weg im zehnten Theile, so daß man in (5) N = 0, 1 sezt. So kömmt dieser Weg = 0, 1. 1, 1. e = 0, 055. e

Man nenne ihn = k; und suche rückwärts aus ihm, den Weg im Ganzen, das Ganze als zehn solche Zeiten betrachtet, in deren erster k. beschrieben wird. So ist der Weg im Ganzen = 55 k, und der soll = e seyn.

Also käme e = 55. 0, 055. e welches nicht seyn kann.

Die Widersprüche, welche diese Interpolirung gibt, sind übrigens dem Hrn. le Sage nicht entgegen zu sezen, denn sie ist gewiß seinem Sinne nicht gemäß; er rechnet nur für ganze z, nicht für Theile davon.

15. Hierinnen also unterscheidet sich Herr le Sage Gesez von allem, was man sonst annimmt, wenn man Veränderungen in der Natur berechnet. Man nimmt bey ihnen das Gesez der Stetigkeit an, daß die Veränderungen nicht ruckweise, sondern ununterbrochen geschehen, so daß, wenn einer gewissen Zeit, eine gewisse Veränderung zugehört, jeder kleinern Zeit, auch eine kleinere Veränderung zugehört, welche durch diese kleinere Zeit eben so bestimmt wird, wie die grössere Veränderung durch die ihrige.

16. Will man dieses nicht annehmen, so muß man aller Anwendung der Rechnung des Unendlichen auf die Natur entsagen. Und es ist nur durch diese Anwendung, daß die allgemeine Kenntniß der Natur, eben seit des Galiläus Zeiten, der damit den Anfang machte, so hoch gestiegen ist.

17. Ob nicht in der That jeder veränderlicher Sache gegenwärtiger Zustand vollkommen bestimmt und von dem nächsten, in den sie kömmt, durch scharf bezeichnete Gränzen abgesondert ist, darüber habe ich anderswo meine Gedanken geäussert *). Die wahre Welt ist ganz was anders, als was die scheinbare uns darstellt, das würde ich für gewiß halten, wenn ich auch die Leibnizische Monadologie nicht glaubte, die doch meines Erachtens nur jener unwidersprechliche Saz, etwas stärker ausgedruckt und vollständiger ausgeführt ist. Aber diese

Stufen,

*) De Lege Continui in natura. Lipſ. 1750. Dissertation. math. et phyſ. Soc. R. Soc. Gott. exhibit. (Altenb. 1771.) n. XIII.

Stufen, so richtig abgeschnitten sie in der wahren Welt sezen mögen, ziehen sich für uns, die wir nur die scheinbare kennen, allemal in einen ununterbrochen fortgehenden Abhang zusammen.

18. Wenn jemand einige dieser Stufen unserm Verstande überzeugend darstellte, wenn er uns aus dem Reiche der Erscheinungen, das wir bewohnen, Blicke in das Reich der Wahrheit thun lehrte, so wäre er etwas mehr als Newton und Leibniz zusammen. Nur müssen diese Blicke sicher und deutlich seyn; und bisher haben wir noch keinen Grund zu hoffen, daß für dergleichen die Augen sterblicher Erdbewohner gemacht sind.

19. Was Herr le Sage dem galiläischen Geseze entgegen stellt, läst sich also etwa folgendergestalt ausdrucken: Es gibt gewisse kleine Zeittheilchen von bestimmter Grösse, man weis aber nicht wie groß; am Anfange jedes solchen Zeittheilchens, und sonst nie, stöst einen fallenden Körper etwas, man weis aber nicht was, auch nicht wie stark; so geht er, in dieser unbekannten Zeit, einen Weg, man weis nicht wie weit. Und nun fällt er ferner nicht nach dem Gesez, das die Leute wollen erfahren haben, sondern nach einem ganz andern, das sich aber durch die Erfahrung nicht als von jenem unterschieden erkennen läst. — Und dieß alles angenommen; was gewinnen wir damit? Zu wissen, daß sich das Fallen der Körper sehr begreiflich aus Dingen erklären läst, von denen allen man nichts weis. Jener Arzt sollte die Zusammensezung seiner Mittel anzeigen, ehe man ihm verstattete, solche auszubieten. Er gab folgende Rechenschaft:

„Zur Salbe nehm ich: Erstlich, Wachs;
„Darnach; das Fett von einem Dachs
„Und dann — das dritte — weis ich nicht.

Wenn man aber nun gar zu einer Hypothese, drey oder viererley nimmt, davon man keins weis?

20. Daß Hr. de Lüc nach Hn. le Sage so redet, als nähmen die izigen Naturforscher das galiläische Gesez nur wegen seines Erfinders Erfahrungen an, ist nicht billig genug verfahren. Bald nach dem Galiläi, hat es Riccioli,

durch ziemlich im Grossen und mit vieler Sorgfalt angestellte Versuche bestätiget, und viele Neuere haben sie wiederholt. Es ist bekannt, daß ausser dem senkrechten Falle, auch der auf einer schiefen Ebene bequem kann gebraucht werden, wie schon Galiläus gethan hat. Und wenn es, wie hie zulänglich ist, nicht auf die Zeiten selbst, sondern auf ihre Verhältniß ankömmt, so ist nicht so gar schwer eine ziemliche Sicherheit zu erhalten. Daß man Materien braucht, bey denen der Widerstand der Luft in solchen Versuchen nicht sehr beträchtlich ist, daß dieser Widerstand ebenfalls, weil es hier nur auf Verhältnisse ankömmt, weniger Irrungen macht, ist ebenfalls begreiflich. Newton hat eben dadurch die Grösse des Widerstandes zu bestimmen gesucht, daß er, was nach den galiläischen Gesezen erfolgen sollte, mit dem verglichen, was in widerstehenden Materien erfolgte.

21. Endlich beruht auf den galiläischen Gesezen eigentlich alles, was wir von der Bewegung wissen. Nach ihnen hat Hugen die Pendeluhren eingerichtet. Daß der Mond sie gegen unsere Erde beobachtet, wie ein Körper sie beobachtet, den unsere Schwere treibt, nur so geschwächt, wie es die Entfernung des Mondes von uns erfordert: das führte einen Newton auf die allgemeine Schwere der Weltkörper gegen einander. Sollen wir alle diese physische und astronomische Kenntnisse wegwerfen? nur damit wir sagen können, die Wege jedes fallenden Körpers verhalten sich wie die Triangularzahlen unbekannter Mengen, eines unbekannten Zeitatoms?

22. Gröbere Erfahrungen durch feinere zu verbessern, das erweitert allerdings die Kenntniß der Natur. So braucht man durch Bradleys Bemühungen, Abirrungen des Lichts und Wanken der Erdaxe. Abweichungen einer bisherigen Theorie von Erfahrungen berichtiget man durch Betrachtung einer Kraft, von der man weis, daß sie vorhanden ist, deren Geseze man sonst aus Erfahrungen kennt, und an deren Anwendung auf gegenwärtigen Fall nur bisher noch nicht war gedacht worden. So findet man, daß Unregelmässigkeiten in den Bewegungen der Weltkörper daher entstehen, weil sie einander durch ihre anziehenden Kräfte stören.

23. Aber

23. Aber von einer Kraft oder Materie reden, die sich durch nichts unsern Sinnen entdeckt, diese nach Gesezen wirken lassen, von denen man auch keine Erfahrung hat, sondern die man nur so annimmt, wie man sie nöthig hat, das heißt nicht erklären, sondern erdichten.

24. Mir, nach meiner Einsicht, sind die galiläischen Geseze nicht das Einzige Bedenkliche gegen die Erklärung der Schwere aus einer stossenden Materie gewesen. Ich habe Schwierigkeiten gegen diese Erklärung in einer noch viel bekanntern Wahrheit gefunden, von der man sich durch Erfahrungen versichert, die wohl keinen Einwendungen ausgesezt sind; in der: daß sich das Gewicht eines Körpers im geringsten nicht nach seiner Gestalt, sondern nur nach seiner Masse, nach der Menge der ihm eignen oder mit ihm zusammenhängenden Theilchen richtet. Entsteht das Gewicht von Stössen, die alsdenn bey gehemmter Bewegung nur drucken, so muß die Materie, welche stößt, jedes, auch die innersten Theilchen des Körpers treffen. Gewiß gelangt sie zu manchem dieser Theilchen, nicht anders als durch labyrinthische Wendungen der Zwischenräume, und wenn sie diese durchkrochen hat, und nun an das Theilchen kömmt, so stößt sie es vollkommen so stark, und nach eben der Richtung, wie wann sie es auf der Oberfläche angetroffen hätte. So künstlich stößt keine der Materien, die man aus der Erfahrung kennt. Man könnte gewissermassen sagen: die schwermachende Materie gehe durch die Körper überall durch, und stosse zugleich überall an.

25. Da dieses mir bisher eine schwermachende Materie unbegreiflich gemacht hat, so gehöre ich nicht zu denen, über die Hr. le Sage sich beklagte (4.) vielmehr zeigt das, was ich beygebracht habe, daß ich des Hn. le Sage Gesez nicht sehr glaublich finden würde, wenn ich auch dem galiläischen nicht vollkommenen Beyfall gäbe. Es gibt Naturforscher, die an dem galiläischen zweifeln, nicht weil sie wie Hr. le Sage ein etwas künstlicheres auszudenken wüßten, welches allemal, wenn auch das Künstlichere nicht besser ist, Genie anzeigt, sondern, weil sie ihrer gänzlichen Unwissenheit in

der Mathematik wegen, jenes das Hr. le Sage einfach nennt, recht zu fassen nicht im Stande sind, daher, wenn sie ja davon reden müssen, drücken sie es nicht, wie sich für Berechnungen gehört, durch die Quadrate aus, sondern geben davon nur die unvollständige und für sich unbrauchbare Nachricht, daß die Höhen in den einzelnen Zeittheilen wie die ungeraden Zahlen zunehmen. Solche Naturforscher, bey denen es schon mathematisch ist, gerade und ungerade zu unterscheiden, werden sich freuen, wenn sie erfahren, daß auch jemand an dem galiläischen Geseze zweifelt, der sogar Trigonalzahlen zu nennen weis. Sie werden sich bemühen in etwas verstehen zu lernen, was das für Zahlen sind, und nun, kühn auf eine solche Autorität, das galiläische Gesez, noch unbescheidener bezweifeln, als sie sonst gethan haben. Ich vermuthe, meine Erinnerungen gegen Hrn. l. S. Meynung machen ihm mehr Ehre als ein solcher Beyfall.

Von Hn. M. Gehlert erhalten wir izo unter der Aufschrift: J. A. de Lüc Untersuchungen über die Atmosphäre, Leipz. 1776. eine sehr wohlgerathene Uebersezung von H. D. L. Buche. Der Hr. Uebersezer zeigt selbst gute eigne Einsichten in erläuternden und verbessernden Anmerkungen. Da Hrn. D. L. Werk hiedurch uns Deutschen allgemein nüzlich wird, so schien es mir desto dienlicher, diese Unrichtigkeit darinnen anzuzeigen, die den eigentlichen Gegenstand des Buchs nicht betrifft.

---

## 7. Briefe aus England.

### I. An Heinrich Christian Boie.

London, den 1 Oktob. 1775.

Ihr Verlangen, mein lieber B. Ihnen etwas von Hrn. Garrick zu schreiben, kann ich nun hoffentlich besser befriedigen, als damals, da Sie es zum erstenmal gegen mich äusserten. Ich hatte diesen ausserordentlichen Mann zu der Zeit gerade zweymal gesehen, und das war zu wenig, um

um ihn ruhig zu beobachten, und nicht lange genug her, um an einen Freund ruhig darüber zu schreiben. Hier kommen nun einige meiner Bemerkungen; nicht alle; Sie sollen künftig die übrigen haben, wenn Sie wollen; Beobachtung und Raisonnement durch einander, und wahrscheinlicher Weise mehr Ausschweifung als beyde zusammen; alles, wo möglich, gerade weg, ich meyne in der Ordnung und mit den Ausdrücken, die mir die Laune der Minute darbietet, in welcher ich schreibe. Ich weis, Sie verzeihen mir dieses; ich mache mich gar nicht gerne an Briefe, wo ich das nicht thun darf, oder vielmehr, ich schreibe sie immer lieber morgen und dann — in Ewigkeit nicht. Noch eins, ob ich gleich, nächst deklarirtem Nonsense, nichts im Stil mehr hasse, als den Boswellischen festlichen, weissagenden Ton, womit manche Schriftsteller gleich jeden grossen Mann, den sie beschreiben, zum Engel und sich zum Propheten erheben, und eine gewisse Feyertagsprose zu stammeln anfangen, die der Wahrheit so treflich zu statten kömmt, so könnte es doch seyn (ich hoffe es nicht) daß mir mein Gegenstand einen kleinen Streich spielte. Merken Sie so etwas, mein Freund, so berechnen Sie den Rabat gleich selbst, und danken mir indessen, daß ich Ihnen nicht gleich anfangs geschrieben habe.

Ich habe Hr. Garrick nunmehr gerade achtmal spielen sehen, und darunter in einigen seiner vorzüglichsten Rollen. Einmal als Abel Drugger in Ben Johnsons sehr veränderten Alchymisten; einmal als Archer in Farguhars stratagem; einmal als Sir John Brute in Vanbrughs provomed wife; zweymal als Hamlet; einmal als Lusignan in der von Hill veränderten Zaire; einmal als Benedick in Shakesspears much ado about nothing, und endlich als Don Leon in Beaumonts und Fletchers rule a wife and have a wife. Ausserdem habe ich ihn selbst gesprochen, und habe nunmehr freyen Zutritt in seine Loge.

Unter den erwähnten Karakteren soll es ihm *) Weston im Abel Drugger gleich thun, so wie Quin ehmals im



*) Dieser grosse Schauspieler ist zu Anfange dieses Jahrs gestorben. Anmerk. des Herausgebers.

im Sir John Brute, allein noch hat kein Mann seinen Fuß auf ein brittisches Theater gesezt, der es ihm in den übrigen gleich gethan hätte, auch ist izt keiner da, der zu einem solchen Manne nur im Einzelnen die mindeste Hofnung gäbe, und am allerwenigsten zu einem, der alles zugleich werden könnte. Vermutlich leidet auch jene Vergleichung mit Quin und Weston noch eine Einschränkung. Quin im Sir John Brute habe ich zwar nicht sehen können, und den Weston im Abel Drugger nicht gesehen, allein ähnliche Urtheile über Garricken, und zwar in Rollen, wo ich die Vergleichung anstellen konnte, haben mich sehr mistrauisch gemacht. Ich bin nunmehr ziemlich überzeugt, daß ihn in Rollen, die er einmal übernimmt, schlechterdings niemand übertrift, der nicht Garrick ist, ich meyne, in dessen Seele und Körper sich kein solches System von Schauspielertalenten findet, als bey ihm, und einen solchen Mann hat England ausser ihm noch nicht gesehen, wenigstens auf seinen Schaubühnen nicht. Was es mit dem Urtheil jener Personen über Weston für eine Bewandniß hat, und über Quin gehabt haben mag, muß ich erklären; es wird sich hierbey manches von Hrn. Garrick beybringen lassen, das ich sonst vergessen möchte, und ausserdem wollte ich auch nicht, da ich einmal so viel gesagt habe, daß sie lange glaubten, es gefiele mir Weston nicht, ein Mann, der izt der Liebling des Volks ist, und der mich mehr lachen gemacht hat, als alle übrige englische Schauspieler zusammen genommen. Ich sage Ihnen künftig einmal mehr von ihm, izt mag zu meiner Absicht folgendes genug seyn:

Weston ist eines der drolligsten Geschöpfe, die mir je vor die Augen gekommen sind. Figur, Stimme, Anstand, und alles erweckt Lachen, ob er es gleich nie zu wollen scheint, und nie selbst lacht. Kaum erscheint er auf dem Theater, so vergist ein grosser Theil der Versammlung wohl gar ihm zu Gefallen das Stück und sieht ihn isolirt seine Künste machen. Sie sehen, vor solchen Richtern kann ein solcher Mann nicht schlecht spielen. Die Leute wollen

nur

nur ihn sehen. Mit Garrick ist es ganz anders, man will immer in ihm den wirksamen Theil des Ganzen, und den täuschenden Nachahmer der Natur finden; er könnte also selbst vor seinem England seine Rolle schlecht spielen, wenn er wollte, aber das könnte Weston schwerlich. Nun hat Ben Johnson nur wenig Punkte von Abel Druggers Karakter gegeben, wenn ein Schauspieler durch diese seine Linie ziehen kann, so kann er ziemlich a son aise fortgehen, ohne zu fürchten, daß er übertreten werde. Eine vortrefliche Gelegenheit für Weston, seine eigne Person gut los zu werden, zumal in den langen Zwischenräumen, wo Abel Drugger stumm ist, in einer Stube, wo ausser einem Paar Sternseher und Teufelsbanner, Skelete von Menschen, Krokodille, Straußeyer und leere Recipienten stehen, worinn wohl gar der Teufel selbst sizen könnte. Mich dünkt, ich sähe ihn, wie er bey jeder heftigen Bewegung der Astrologen, oder dem geringsten Getöse, das sich nicht gleich selbst erklärt, erstarrt, und mit parallelen Füssen da steht wie eine Mumie, und dann, wenn es vorüber ist, erst mit den Augen zu leben und zu untersuchen anfängt, und dann den Kopf langsam dreht u. s. w. Der gröste Theil der Versammlung klatscht und lacht, selbst der Kenner lächelt mit; über den närrischen Teufel: aber bey Garricks Abel Drugger — da fängt der Kenner mit dem Beyfall an. Das ist ein ganz anderes Geschöpf, aus der Absicht des Dichters abstrahirt, durch die ausgebreiteste Kenntniß individualisirender Umstände verbessert, und von der obersten Galerie herab leserlich ausgedrückt. Die Geberdensprache fällt ihm nicht, wenn ich so reden darf, in einer bequemen alles verschlingenden Erstarrung, die am Ende doch unnatürlich läst, sondern in jeder Minute äussert der arme Abel seinen Karakter, Aberglauben und Einfalt, mit neuen Zeichen. Ich erwähne nur eines Zugs, den Hr. Weston nicht einmal nachmachen, geschweige erfunden haben könnte, und an den der Dichter vermutlich auch nicht gedacht hat. Wenn die Astrologen den nunmehr grossen Namen Abel

Drugger aus den Sternen heraus buchstabiren, so sagt der Betrogne arme Tropf mit inniger Freude: Das ist mein Name. Garrick macht daraus eine heimliche Freude, denn sich so gerade heraus zu freuen wäre wider den Respekt. Garrick dreht sich also von ihnen ab, und freut sich ein paar Augenblicke so in sich selbst hinein, daß er wirklich die rothen Ringe um die Augen kriegt, die allemal eine grosse, wenigstens zum Theil gewaltsam unterdrückte Freude begleiten, und so sagt er: das ist mein Name, zu sich selbst. Dieses weise Heimlichthun that eine unbeschreibliche Wirkung, denn man sah nicht blos den einfältigen, hintergangenen passiven Pinsel, sondern einen noch weit lächerlicheren, der mit einer Art von innerm Triumph sich noch wohl gar für einen durchtriebenen Gast hält. So etwas muß man von Weston nicht erwarten. Wo aber seine besondere Simplicität und Figur dem Stück zu statten kommt, da thut er Wunder. So erscheint er in Foote's devil upon two Sticks als Dr. Last, als Mawworm im Scheinheiligen und als Scrub im Stratagem. Ich habe ihn in allen dreyen gesehen, im leztern mit Garricken zugleich in einigen Scenen. Das sind Scenen, mein lieber B., ich glaube selbst ....'s abgefrömmelte, dem Zeitlichen längst nicht mehr reizbare Wange faltete sich hier wohl einmal wieder zu einem irdischen Lächeln! — —

Eine ähnliche Beschaffenheit hatte es vermutlich mit Quins Sir John Brute. Die Leute, die ihn hierin Garrick gleich sezten, und gar hier und da vorzogen, fügten hinzu, Quin wäre selbst eine Art von Sir John gewesen, und das machte, bey mir wenigstens, ihr Urtheil sehr verdächtig. Es gehört Kraft dazu, einen Schwachen auf der Bühne gut vorzustellen, und Kenntniß der feinen Welt und des Werthes der guten Sitten, um den versoffenen, liederlichen Sir John, wenigstens für Leute von Welt und Geschmack zu machen. Es gibt leider! Sir Johne in allen Ständen und da, stelle ich mir vor, machte Quin den weidmännischen Taugenichts für die Fuchsjäger, Landjunker und Renommisten; Garrick hingegen den Taugenichts von Geburt und Stand für den Hof und

Leute von Geschmack. Daß dieses ein Schauspieler oft thun könne, ohne dem Dichter zu nahe zu treten, ist gewiß nicht zu leugnen. Wie sehr ist z. E. nicht das Langsame, Schleppende hol' mich d...., das beym herabhangenden schweren Pfeifenkopf im Walde gesprochen wird, von dem schnellen, fast partikelmässigen unterschieden, das zwischen ein paar artigen Lippen auf dem Billard oder der Parade hervor fliegt. Ueber das hat man aber auch starke Veränderungen mit dem Stück selbst gemacht. Noch muß ich anführen, daß so wie Garricks Feinde von der einen Seite ihm den Quin an die Seite sezen, weil der wirklich ein Sir John gewesen wäre, so habe ich sie auf der andern nachtheilig auf Garricks Karakter schliessen hören, weil er den Sir John Brute so gut spielte. Das leztere habe ich so gar in einem öffentlichen Blatte gelesen. Sie sehen also, daß Garrick noch täglich seine Rebhune findet. Aus dem, was ich hier angeführt habe, werden Sie leicht, ohne daß ich nöthig hätte eine Summe zu ziehen, abnehmen, was das sagen will: Weston und Quin thun es Garricken gleich. Die eine Parthey schäzt den Werth des komischen Schauspielers nach der Grösse des Küzels, den er ihnen verursacht, ohne zu untersuchen, ob er es als Schauspieler durch eine vorzügliche Auszeichnung seiner Rolle, oder als isolirter Hanswurst thut, und die andere verlangt aus Mangel an Geschmack oder Weltkenntniß allzu starke Züge, und findet bey dem sogenannten allzunatürlichen ihre Rechnung oder gar im Affektirten. Solche Leute würden oft Garricken schlechtweg tadeln, wenn sie es sicher thun könnten, allein sie würden zu viel für ihren Kredit wagen, daher äussert sich ihr schlechter Geschmack und ihre Unerfahrenheit nur zuweilen darinn, daß sie ihn einem schlechtern Schauspieler gleich sezen. Das gebe ich gerne zu. (und wer wird es nicht zugeben?) daß tausende nicht alles sehen, was Garrick zu sehen giebt, darinn geht es ihm nicht um ein Haar besser, als seinen beyden nahen Geistesverwandten Shakespear und Hogarth. Um bey ihnen alles zu sehen, muß man zu der gewöhnlichen Erleuchtung noch sein eignes Lichtchen mitbringen.

Was gibt denn aber nun diesem Manne die grosse Ueberlegenheit? Der Ursachen, mein Freund, sind sehr viele, und ein sehr grosser Theil derselben liegt in der höchstglücklichen Bildung des Mannes. Allein ob ich gleich ihre Wirkung in der Summe bis zum Hinreissenden mächtig gefühlt habe, so wage ich es doch nicht, sie in einem jeden gegebenen Fall zu analysiren. Es gehört mehr Kenntniß der Welt und mehr Uebung in dieser Analyse dazu, als ich habe, und eine öftere Vergleichung, als ich anstellen konnte. Indessen, da einem manches im Umgange mit Menschen von allerley Stand, Form und Anstand unvermuthet klar werden kann (manches ist mir izt schon deutlicher als es anfangs war) und ich den Mann in den Hauptsituationen mit Figur und Gesicht immer wie lebendig vor mir sehen kann, so könnte

es seyn, daß ich künftig einmal, wenn ich wieder bey Ihnen bin, etwas Zusammenhängenderes über ihn sagen könnte. Izt müssen Sie es selbst hier und da aus meinen Briefen heraussuchen. Man hat mich einmal versichern wollen, daß hier ein Mann an einem Werk für die Schauspieler arbeite, das Regeln enthalten soll, von Garricken abstrahirt, aber durch Philosophie auf Grundsäze zurückgebracht, verbunden und geläutert. Ich habe nachher nichts wieder davon gehört. Wenn es an dem ist, so gebe der Himmel, daß der Mann ein Lessing ist, aber die sind leider! hier so selten als in Deutschland. Er sollte noch jung seyn, und das macht mir bange, denn auch hier wimmelt es so gut, als in Deutschland von jungen geniesüchtigen Originalköpfen, wie sie sich nennen, die ihr halb Ausgedachtes halb gesagt bey jeder Gelegenheit darbieten, ihren jungen schwärmerischen Anbetern zum Wonnegefühl, allein dem eigentlichen Denker, dem ihr Schwall von Götterprose nicht ein Körnchen Nahrung zuführt, zum Abscheu. Nun näher zur Sache.

Hr. Garrick hat in seiner ganzen Figur, Bewegung und Anstand etwas, das ich unter den wenigen Franzosen, die ich gesehen habe, ein paarmal wenigstens zum Theil, und unter den vielen Engländern, die mir vorgekommen sind, gar nie wieder angetroffen habe. Ich meyne hier Franzosen, die wenigstens über die Mitte des Lebens hinaus sind; aus der guten Gesellschaft, das versteht sich wohl. Wenn er sich z. E. mit einer Verbeugung gegen jemanden wendet, so sind, nicht der Kopf allein, nicht die Schultern, nicht die Füsse und Arme allein beschäftigt, sondern jedes gibt dazu einen gemässigten Antheil in der gefälligsten und den Umständen angemessensten Verhältniß her. Wenn er, auch ohne Furcht, Hofnung, Mistrauen oder irgend einen Affekt hinter den Scenen hervortritt, so möchte man gleich nur ihn allein ansehen; er geht und bewegt sich unter den übrigen Schauspielern, wie der Mensch unter Marionetten. Hieraus wird nun freylich niemand Hn. Garricks Anstand kennen lernen, den nicht schon etwa vorher das Betragen eines solchen wohlerzogenen Franzosen aufmerksam gemacht hat, in dem Fall wäre dieser Wink die beste Beschreibung. Folgendes wird die Sache vielleicht klärer machen. Seine Statur ist eher zu den kleinen als den mittleren zu rechnen und sein Körper untersezt. Seine Gliedmassen haben das gefälligste Ebenmaas und der ganze Mann ist auf die niedlichste Weise beysammen. Es ist an ihm kein dem geübtesten Auge sichtbares Gebrechen, weder in den Theilen, noch in der Zusammensezung, noch in der Bewegung. In der lezteren bemerkt man mit Entzücken immer den reichen Vorrath an Kraft, der, wenn er gut gezeigt wird, wie Sie wissen, mehr gefällt als Aufwand. Es schleudert und schleift und schleppt nichts an ihm, und da, wo andere Schauspieler in der Bewegung der Arme u. Beine sich noch einen Spielraum von sechs und mehr Zollen zu beyden

den Seiten des Schönen erlauben, da trifft er es mit bewundernswürdiger Sicherheit und Festigkeit, auf ein Haar. Seine Art zu gehen, die Achseln zu zucken, die Arme einzustecken, den Hut zu sezen, bald in die Augen zu drücken, bald seitwärts aus der Stirne zu stossen, alles mit der leichten Bewegung der Glieder, als wäre jedes seine rechte Hand, ist daher eine Erquickung anzusehen. Man fühlt sich selbst leicht und wohl, wenn man die Stärke und Sicherheit in seinen Bewegungen sieht, und wie allgegenwärtig er in den Muskeln seines Körpers scheint. Wenn ich mich selbst recht verstehe, so trägt sein untersezter Körper nicht wenig dazu bey. Von dem starken Schenkel herab verdünnt sich das richtig geformte Bein immer mehr u. schliest sich endlich in dem nettesten Fuß, den Sie sich denken können, u. eben so verdünnt sich der starke Arm nach der kleinen Hand zu. Was das für eine Wirkung thun muß, können Sie sich leicht vorstellen. Allein diese Stärke ist nicht blos scheinbar. Er ist wirklich stark u. äusserst geübt und flink. In der Scene im Alchymisten, wo er sich boxt, läuft er und hüpft er von einem dieser netten Beine auf das andere mit bewundernswürdiger Leichtigkeit, daß man glaubt er schwebe, auch in dem Tanz in much ado about nothing, unterscheidet er sich vor andern durch die Leichtigkeit seiner Sprünge, als ich ihn in diesem Tanz sah, war das Volk so zufrieden damit, daß es die Unverschämtheit hatte, seinem Roscius encore zuzurufen. In seinem Gesichte sieht jedermann, ohne viel physiognomisches Rafinement, den glücklichen schönen Geist auf der heitern Stirne, und den wachsamen Beobachter und wizigen Kopf in dem schnellen, funkelnden und oft schalkhaften Auge. Seine Minen sind bis zur Mittheilung deutlich u. lebhaft. Man sieht ernsthaft mit ihm aus, man runzelt die Stirne mit ihm, und lächelt mit ihm; in seiner heimlichen Freude, und in der Freundlichkeit, wenn er in einem Beyseite den Zuhörer zu seinem Vertrauten zu machen scheint, ist etwas so Zuthuliches, daß man dem entzückenden Manne mit ganzer Seele entgegen fliegt.

Von seiner Gabe das Gesicht zu verändern haben Sie vermuthlich, so wie ich, in Deutschland schon gehört. Der Enthusiasmus seiner Landsleute und der Reisenden hat wohl etwas hier zugesezt, aber ich glaube doch, daß mehr als die Hälfte wahr ist, und das heiß ich für den Enthusiasmus gut observirt. Hr. G. hat es allerdings hierinn zum Erstaunen weit gebracht. Ich werde unter der Hand hiervon Beyspiele geben, wenn ich ihn in besondern Rollen beschreibe; hier erwähne ich nur, daß mich z. E. im Sir John Brute, wo ich ihn ganz in der Nähe beobachtete, sein Mund aufmerksam machte, so bald er auf die Bühne trat. Er hatte nämlich die beyden Winkel desselben etwas herab gezogen, wodurch er sich ein äusserst liederliches und versoffenes Ansehen gab. Diese Figur des Mundes behielt er bis ans Ende bey, nur mit dem Unterschiede, daß sich der Mund etwas

nicht

mehr öffnete, so wie sein Rausch anwuchs; diese Figur muß sich also, in dem Manne, so mit der Idee eines Sir Johns Brut's assoziirt haben, daß sie sich ohne Vorsaz gibt, sonst, sollte man denken, müste er sie einmal in dem Lärm vergessen, dessen er fürwahr in diesem Stück nicht wenig macht.

Nun bedenken Sie weiter: seit dem dieser vortreflich gebildete und dabey mit allen Geistesgaben eines grossen Schauspielers von der Natur ausgerüstete Mann, in seinem 24sten Jahre, als Exkandidatus Juris, auf einmal auf dem Theater in Goodmansfields erschien, und gleich bey seiner ersten Erscheinung alle Schauspieler seiner Zeit zurück ließ, ward er der Abgott der Nation, die Würze der guten Gesellschaft und der Liebling der Grossen. Fast alle die neuern englischen Schriftsteller, die man bey uns so sehr liest, nachahmt und nachäfft, waren seine Freunde. Er half sie bilden, so wie sie ihn wiederum bilden halfen. Der Mensch lag seinem beobachtenden Geiste offen, von dem ausgebildeten und ausgekünstelten in den Sälen von S. James's an, bis zu den Wilden in den Garküchen von S. Giles's. Er besuchte die Schule, in welche Shakespear gieng, wo er ebenfalls, wie jener, nicht auf Offenbarungen paste, sondern, studirte, (denn in England thut das Genie nicht alles, wie in Deutschland) London meyne ich, wo ein Mann mit solchem Talent zur Beobachtung seinen Erfahrungssäzen in einem Jahre leicht eine Richtigkeit geben kann, wozu kaum in einem Städtchen, wo alles einerley hofft und fürchtet, einerley bewundert und einerley erzählt, und wo sich alles reimt, ein ganzes Leben hinreichend wäre. Ich wundere mich daher gar nicht, wenn sich dort zuweilen ein Mann bildet, dessen Werke hernach Leute an andern Orten und von mindrer Erfahrung zum Maasstab ihres Wachsthums in der Kenntniß des Menschen gebrauchen können, ich meyne, in denen man immer mehr findet, je mehr man selbst zur Lesung mitzubringen hat, sondern ich wundere mich, daß London nicht mehrere bildet, ich meyne nicht mehrere Garricke oder Hogarthe oder Fieldinge, sondern Leute, die zwar etwas anderes wären, aber es so würden wie jene. Kenntniß der Welt gibt dem Schriftsteller in jeder Klasse Ueberlegenheit. Sie gibt, wo nicht in allen Fällen seinem Was, doch immer seinem Wie eine Stärke, gegen die der grosse nachahmende Zauberer nicht aufkommt, so sehr auch Er, oder sein Club oder sein Städtchen das Gegentheil glauben mag, und unter den Umständen glauben muß. Wenn man daher die Welt selbst etwas kennt, so wird man leicht gewahr, daß Garrick auf der Bühne von Kenntnissen Gebrauch macht, die man, dort gezeigt, fast weggeworfen nennen möchte, vermutlich aber nur so lange, als man ihrer selbst noch nicht viele wegzuwerfen hat. Denn es mag damals, als ich nach Garricken hinsah, noch manches Paar Augen nach ihm gesehen haben, das mehr in ihm erblickte als ich, oder wohl gar

nicht

nicht einmal alles fand, was es suchte. Stellte G. z. E. den wollüstigen Fresser vor, und wollte mit den Fingern untersuchen, ob sein Kapaun oder sein Phasan zur völligen Reife am Spieß gediehen sey, so wollte ich wohl wetten, er sondirte ihn auch mit dem vierten Finger der linken Hand. In allen übrigen wäre dazu zu viel Stärke und zu wenig Gefühl. Man muß aber dergleichen Dinge selbst finden; wenn man sie andern beschreiben will, so läuft man oft grade alsdann, wenn man sich am weisesten dünkt, Gefahr lächerlich zu werden.

Ausser den einem guten Schauspieler mehr wesentlichen Eigenschaften besizt der Mann noch eine Menge anderer, womit man in allen Ständen des Lebens sein Glück macht und die Menschen hinführen kann, wo man sie hin haben will. Dahin rechne ich seine Gabe, einzelnen Menschen so wohl als dem Publikum seine Schwachheiten sehr geschwind abzumerken. Dieses sezt ihn in den Stand, in einem Nothfall dem natürlichen Schönen noch den Zusaz von konventionellen zu geben, ohne welches es in dem Jahr, ja ich möchte fast sagen, an dem Tage den Eindruck nicht gemacht haben würde, den es macht. Ich habe selbst bemerkt, daß wann ihm z. E. bey einem neuen Versuche der laute Beyfall, oder die gewohnte Todesstille der Versammlung ausbleibt, so weis er es sicherlich noch vor dem Schlusse der Handlung so zu wenden, daß sie erfolgen müssen.

Nun, mein lieber B. wenn Sie sich anders aus dem, was ich gesagt habe, schon einen Garrick haben bilden können, so folgen Sie mir izt mit ihm in einige Scenen. Ich will heute, weil ich eben dazu aufgelegt bin, die aus dem Hamlet nehmen, wo ihm der Geist erscheint. Sie kennen ihn schon in diesen Scenen aus Meister Rebhuns vortrefflicher Beschreibung im Fündling. Die meinige soll jene nicht entbehrlich machen, sondern nur erklären:

Hamlet erscheint in einem schwarzen Kleide, dem einzigen, das leider! noch am ganzen Hofe für seinen armen Vater, der kaum ein paar Monate todt ist, getragen wird. Horazio und Marcellus sind bey ihm und haben Uniform; Sie erwarten den Geist; die Arme hat Hamlet hoch untergesteckt, und den Hut in die Augen gedrückt; es ist eine kalte Nacht, und eben zwölfe; das Theater ist verdunkelt und die ganze Versammlung von einigen tausenden, wird so stille, und alle Gesichter so unbeweglich, als wären sie an die Wände des Schauplazes gemalt; man könnte am entferntesten Ende des Theaters eine Nadel fallen hören. Auf einmal, da Hamlet eben ziemlich tief im Theater, etwas zur Linken, geht und den Rücken nach der Versammlung kehrt, fährt Horazio zusammen: Sehen Sie, Mylord, dort kommts, sagt er, und deutet nach der Rechten, wo der Geist schon unbeweglich hingepflanzt steht, ehe man ihn einmal gewahr wird. Garrick, auf diese Worte, wirft sich plözlich herum und stürzt in demselben Au-

genblicke

genblicke zwey bis drey Schritte mit zusammenbrechenden Knien zurück, sein Hut fällt auf die Erde, die beyden Arme, hauptsächlich der linke, sind fast ausgestreckt, die Hand so hoch als der Kopf, der rechte Arm ist mehr gebogen und die Hand niedriger, die Finger stehen aus einander, und der Mund offen, so bleibt er in einen grossen aber anständigen Schritt, wie erstarrt, stehen, unterstüzt von seinen Freunden, die mit der Erscheinung bekannter sind, und fürchteten, er würde niederfallen; in seiner Miene ist das Entsezen so ausgedruckt, daß mich, noch ehe er zu sprechen anfing, ein wiederholtes Grausen anwandelte. Die fast fürchterliche Stille der Versammlung, die vor diesem Auftritt vorherging, und machte, daß man sich kaum sicher glaubte, trug vermutlich nicht wenig dazu bey. So spricht er endlich, nicht mit dem Anfange, sondern mit dem Ende eines Odemzugs und bebender Stimme: Angels and ministers of grace defend us! Worte, die alles vollenden, was dieser Scene noch fehlen könnte, sie zu einer der grösten und schrecklichsten zu machen, deren vielleicht der Schauplaz fähig ist. Der Geist winkt ihm, da sollten Sie ihn sich von seinen Freunden, die ihn warnen nicht zu folgen und fest halten, los arbeiten sehen, immer mit den Augen auf den Geist, ob er gleich mit seinen Gefährten spricht. Aber endlich, da sie es ihm zu lange machen, wendet er auch sein Gesicht nach ihnen, reißt sich mit grosser Heftigkeit los, und zieht mit einer Geschwindigkeit, die einen schaudern macht, den Degen gegen sie: by heaven J'll make a ghost of him, that lets me, sagt er. Das ist genug für sie; alsdann legt er den Degen gegen das Gespenst aus: go ou J'll follow thee: so geht der Geist ab. Hamlet steht noch immer still, mit vorgehaltenem Degen, um mehr Entfernung zu gewinnen, endlich da der Zuschauer den Geist nicht mehr sieht, fängt er ihm an langsam zu folgen, steht zuweilen still und geht dann weiter, immer mit ausgelegtem Degen, die Augen starr nach dem Geist, mit verwirrtem Haar und noch ausser Odem, bis er sich ebenfalls hinter den Scenen verliehrt. Mit was für einem lauten Beyfall dieser Abzug begleitet wird, können Sie sich leicht denken. Er fängt an, so bald der Geist fort ist, und dauert bis Hamlet ebenfalls verschwindet. Was das für ein Triumph ist! Man sollte denken ein solcher Beyfall auf einem der ersten Schaupläze der Welt und vielleicht von dem gefühlvollsten Publikum der Welt, müste jeden Funken von Schauspielergenie in einem Zuschauer zu Flammen fachen. Allein da sieht mans, so handeln, wie Garrick, und so schreiben, wie Shakespear, sind Wirkungen von Ursachen, die sehr tief liegen. Sie werden freylich nachgeahmt, nicht sie, sollte man sagen, sondern das Phantom, das sich der Nachahmer nach Maasgabe seiner eigenen Kräfte von ihnen schafft. Dieses erreicht er oft, übertrifft

es wohl gar, und bleibt dem ohngeachtet weit unter dem wahren Original. Der Weisbinder hält sein Werk für so vollkommen, als der Maler das seinige, oder wohl gar für vollkommner. Nicht jeder Schauspieler, der die flachen Hände von ein paar hundert Menschen allezeit zu kommandiren weis, ist deswegen ein Garrick, und nicht jeder Schriftsteller, der ein paar so genannte Heimlichkeiten der menschlichen Natur, in einer altväterischen Prose, und mit Prunkschnizern gegen Sprache und gute Sitten auszuplaudern gelernt hat, ist deswegen ein Shakespear.

Der Geist wurde von Hrn. Bransby vorgestellt. Er erschien allemal sehr gut, ganz über und über in einem Harnisch, den man durch einen Anzug von stahlblauem Atlas ausdrückt; selbst von dem Gesicht sieht man nichts als die bleicheNase und etwas Weniges zu beyden Seiten derselben.

Dieses mag für heute von Hrn. Garrick genug seyn, aber schliessen kann ich unmöglich, ohne einmal nach den Schauspielern meines Vaterlandes zurück zu sehen. Einige meiner Freunde in Deutschland haben befürchtet, ich möchte mich durch mein häufiges Besuchen der englischen Schaupläze so verwöhnen, daß ich an den deutschen künftig keinen Geschmack mehr finden könnte. Dem Himmel sey Dank! einen solchen Baderstolz hat mir mein Bißchen Reisen noch nicht beygebracht, und der müste es seyn, oder noch was schlechters, wenn ich bey meiner izigen Ueberzeugung die Verdienste unserer Schauspieler verkennen wollte. Gerade umgekehrt, ich werde künftig die braven Leute noch weit mehr bewundern, als ehemals, da sie es in den Umständen, in welchen sie sich gemeiniglich bey uns befinden, so sehr weit gebracht haben, wie ich izo besser, als ehmals, einsehe. Unter denen, die ich in Göttingen, Hannover und Hamburg gesehen habe (die andern Schaupläze kenne ich nicht) könnten nicht allein viele in Drurylane mit spielen, sondern einige würden so gar Aufsehen machen. Ein so allgemeiner Schauspieler als z. E. Hr. Eckhof, ist, wenn ich Hrn. Garrick ausnehme, auf dem englischen Theater izt schlechterdings nicht, ob es gleich noch viele gibt, die es in besondern Rollen sehr weit wo nicht zur Vollkommenheit gebracht haben. Z. E. in Drurylane, King, Smith, Dodd, Parsons, Palmer, und hauptsächlich der drollige Weston; alsdann in Coventgarden, Barry, Lewis (der zu einem guten allgemeinen Schauspieler Hoffnung gibt) Lee Macklin, Shuter und Woodward. Allein gleich Hr. Smith in Drurylane, ein ziemlich beliebter Schauspieler und schöner Mann, der auch zu Anfang des Winters, ehe Garrick sich sehen läßt und gegen das Ende, wenn er wieder verschwindet, dessen Rollen, Hamlet, Richard III rc. mit vielem Beyfall spielt, ist weit unter Hrn. Eckhof. Die Ursache ist, er hat seine Kunst

auch nicht an der Quelle geholt, er ist der Kenner des Menschen nicht, der Hr. Eckhof seyn muß. Dieses wird aus folgender Anekdote erhellen, die mir ein glaubwürdiger Mann erzählt hat. Vor mehreren Jahren, da freylich Hr. Smith der Mann noch nicht war, der er izo ist, erschrack er zwar als Hamlet in der oben beschriebenen Scene, zog aber zugleich aus Respekt gegen den Geist seines gnädigsten Herrn Vaters den Hut mit einer tiefen Verbeugung ab. Sehen Sie, so gehts den Leuten zuweilen unversehens, die glauben, sie könnten mit Nachahmen auskommen. So etwas hätte Hr. Eckhof in seinem 12ten Jahre nicht gethan und nicht thun können. Aber dafür kriegte auch Hr. Smith damals den Namen Monsieur Hamlet ab, den man ihm nun wieder vergessen hat.

Den Tod der jüngern Mamsel Ackermann habe ich in einem englischen Blatte vor einigen Monaten nicht ohne die gröste Bewegung gelesen. Ist das nicht traurig, mein lieber B.? Ich mag es nicht über mich nehmen zu untersuchen, welcher englischen Schauspielerin sie hätte gleich werden können: izt wäre es ein trauriges Geschäfft, und allemal würde es ein schweres gewesen seyn. Von ihrem Alter ist keine da, die das wäre, was sie war, und die zwo oder drey der älteren, die sie izt übertreffen, hätte sie unter gleichen Umständen vielleicht in ihrem 25sten Jahre alle übertroffen. Sie hat uns indessen gezeigt, was wir in Deutschland mit unsern Treibhäuschen ausrichten können. Wie wenn nun unsere Pflanzen erst gar die Sonne hätten, die sie in England haben, wo sie noch ausserdem vor dem Stral sicher sind, für den bis izt in Deutschland noch kein Franklin einen Ableiter gefunden hat, obgleich manche Stadt und manches Städtchen seinen Richmann zählt, der für den Vorwiz mit ihm spielen zu wollen, mit seinem Verderben hat büssen müssen. Ich bin ꝛc. G. C. L.

(Werden fortgesezt.)

---

Inhalt.

# Deutsches Museum.

Erstes Stück.

Jenner. 1776.

mit einem Kupfer.

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung.



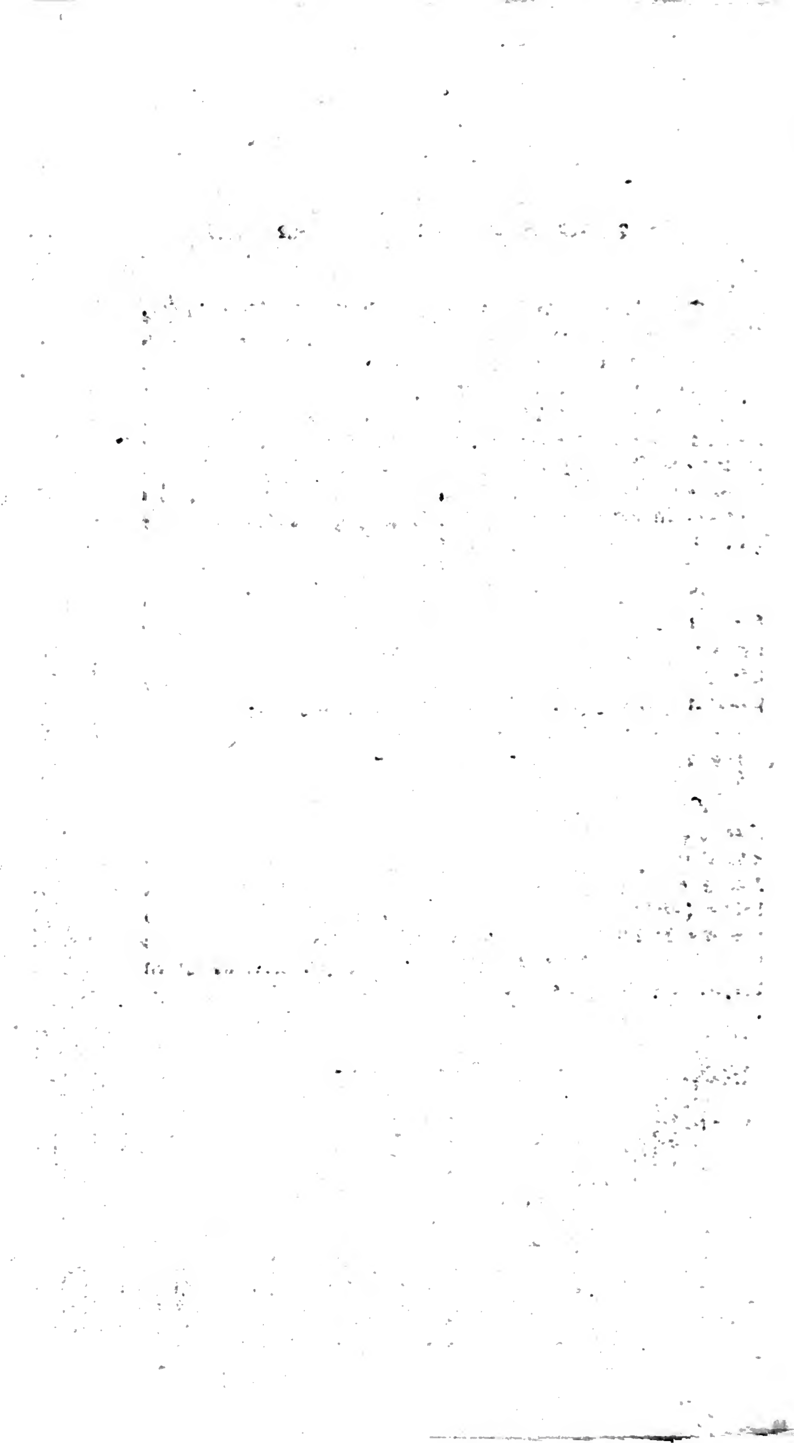
Die Weygandsche Buchhandlung in Leipzig läßt anizt eine Uebersezung von Cooks und Fourneaux eignem Tagebuch ihrer von 1772 bis 1775 auf den Schiffen Resolution und Adventure gethanen Reisen um die Welt mit gnädigstem Privilegio in groß Oktav drucken, welches vor kurzem zu London herausgekommen ist. Außer den Kupfern und der Karte des Originals ist die Uebersezung mit einer neuen vollständigen Karte über die Südsee, einer Geschichte der Entdeckungen in der Südsee und andern wichtigen aufklärenden Abhandlungen vermehrt worden.

In nemlicher Handlung wird auch die izt in England herauskommende: Eduard Gibbons Geschichte von der Abnahme und dem Verfall des Römischen Reichs von Herrn Sprengel in Göttingen schon übersezt und wo's nöthig durch seine Anmerkungen berichtiget und verbessert. gr. 8.

---

Hr. Doktor Weiß in Göttingen will auf Ostern d. J. eine Fortsezung der Liedersamlung mit seinen Melodien in korrekten und saubern Druck herausgeben, die 30 Lieder enthalten soll, worunter verschiedene noch nie gedruckte von den besten heutigen Dichtern sich befinden. Die Melodien sind wie die in der ersten Samlung eingerichtet. Er nimt gegen eigenhändige Scheine bis zu Ende künftigen Monats Einen Rthlr. auf Einen Abdruck Vorschuß an.

---



# Deutsches Museum.

Zweytes Stück.

Februar. 1776.

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung.

Die Weygandsche Buchhandlung in Leipzig hat anizt eine wohlgeratene Uebersezung von Richard Twiß Reisen durch Portugal und Spanien in den Jahren 1772 und 1773 in 2 Bänden unter der Presse, wovon der erste Band in bevorstehender Ostermesse schön gedruckt, mit einigen geschickt kopirten Kupfern und einer grossen Karte, die man aus den vielen Originalkupfern beyzubehalten für notwendig gefunden, in gros Oktav herauskömt. Mit diesem Werke wird des sel. M. Plüers, Dänischen Legat. Pred. in Madrid, Tagebuch seiner Reisen durch Spanien vom Jahre 1758 bis 1765 aus des Verfassers hinterlassenen Handschriften viel verbessert und berichtigt, auch mit einigen noch ungedruckten Reisen desselben vermehrt erscheinen. Der Hr. Herausgeber hat den grösten Theil der ehemals im Hamb. Korresp. und der Hamb. neuen Zeitung Nr. 110 ff. verzeichneten Mspte, und besonders die weitläuftige Korrespondenz des sel. Plüers mit spanischen Gelerten und einigen Grossen seines Hofes in Händen, woraus das wichtigste wird mitgeteilt werden. Diese Mspte und andere Nachrichten werden auch dienen, einiges im Twiß zu berichtigen und zu verbessern.

Auch sind in derselben verlegt und zu haben:

Göthe, J. W. die Leiden des jungen Werthers, 2 Theile ächte Auflage. 8. 12 Gr.
Desselb. Clavigo, ein Trauerspiel. 8. 5 Gr.
Desselb. neueröfn. moral. politisches Puppenspiel. 8. 5 Gr.
Dessen und seiner Freunde Lustspiele nach dem Plautus fürs deutsche Theater. 8. 18 Gr.
Lenz, der Hofmeister oder Vortheile der Privaterziehung, eine Komödie. 8. 8 Gr.
Desselb. der neue Menoza od. Gesch. d. cumban. Prinzen Tandi, eine Komödie. 8. 7 Gr.
Desselb. Anmerkungen übers Theater, nebst angehängten übers. Stück Shakespears. 8. 9 Gr.
Der Kenner von Town dem Sittenrichter, übersezt von L. C. H. Hölty. 8. 21 Gr.
Meynungen eines Layen den Geistlichen zugeeignet: Stimmen des Layen auf dem lezten theolog. Reichstage im Jahr 1773. 8. 10 Gr.
Schmids, C. H. Litteratur der Poesie, 1. Theil, gr. 8. 18 Gr.
Hurds moral. und politische Dialogen, a. d. Engl. übersezt von L. H. Hölty. 2 Theile, 8. 1 Rthlr.

# Deutsches Museum.

Drittes Stück.

März. 1776.

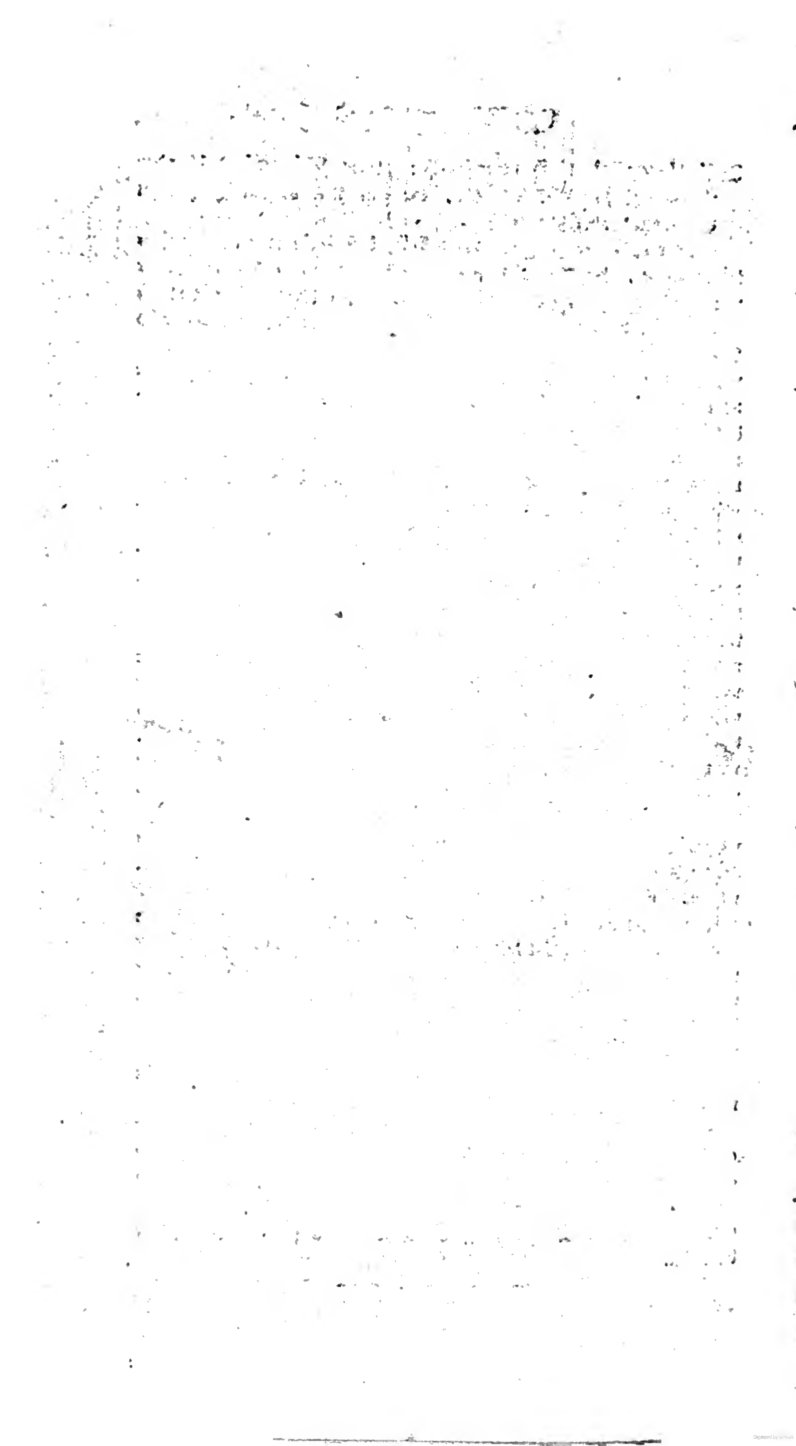
Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung.



Ankündigung einer Wochenschrift: Der Bürgerfreund, oder Bibliothek für alle Stände, die sich mit diesem Jahre zu Strasburg angefangen hat.

Der erste der sich einfallen ließ, daß Bücher nur für Gelehrte seyen, hat zwischen dem Studierzimmer und dem gemeinen Leben eine Scheidewand aufgeführet, die oft beyden das gehörige Licht benimmt. Diese Scheidewand niederzureißen, und Menschen mit Menschen durch das Band gemeinnüziger Kenntnisse zu vereinigen, ist die erste unsrer Absichten. Diese Kenntnisse ihrer unbestimmten Allgemeinheit zu entreißen, und sie durch besondere Anwendung desto brauchbarer und treffender zu machen, ist unser zweyter Wunsch. Wir kündigen hiemit unsern Mitbürgern ein Provinzialblatt an, dem wir folgende Einrichtung zu geben gedenken. 1) Erläuterung über einzelne Stücke aus der Geschichte unsers Vaterlandes und des gesamten Elsasses. 2) Mit dieser Historie der ältern Zeiten werden wir die neueste Geschichte verbinden, indem wir Verordnungen und öffentliche Urkunden, die allen Bürgern gleich wichtig sind, in einer erklärenden Erzählung mittheilen. 3) Die dritte Stelle sollen ökonomische Wahrnehmungen einnehmen. Versuche und Vorschläge über die Verbesserung des Ackerbaues und der gesamten Landwirthschaft in unserer Provinz. 4) Gemeinnüzige Beobachtungen aus der Physik, Naturhistorie, in Ansehung der Bergwerke, Flüsse u. s. w. unserer Provinz, sollen auch hier einen Plaz finden. 5) Moralische Abhandlungen, bey denen man auf die Sitten, die Denkart, Licht und Schatten in dem Karakter der elsaßischen Land- und Städtebewohner Rücksicht nehmen wird. Wir wünschten, die Rathgeber unserer Mitbürger seyn zu dürfen, ohne je ihre Richter seyn zu wollen. 6) Litteratur. Von der deutschen Sprache; was sie jenseits, was sie diesseits des Rheins ist; was sie gewesen ist; was sie seyn sollte. Dieses macht den ersten Abschnitt aus, der zusammenhängende Abhandlungen enthalten soll. Der zweyte ist abgerissenen einzelnen Gedanken gewidmet. Moralische Wahrheiten, Anekdoten, Nachrichten, inländische Poesie, und so viel immer möglich ist, unterhaltende Mannigfaltigkeit für alle Klassen von Lesern. Diesen allgemeinen Entwurf unserer periodischen Schrift werden wir im ersten Stücke derselben noch genauer zu entwickeln suchen.

Es soll wöchentlich ein Bogen in Oktav erscheinen und vielleicht alle Jahr ein sauberer Kupferstich. Der Anfang ist am Neujahr gemacht worden. Der Preis ist für das halbe Jahr 3 Livres, die voraus bezahlt werden. Der Verleger ist Hr. Buchhändler J. F. Stein, dem man Nachrichten, Geld, Briefe u. s. w. franko zustellen kann.

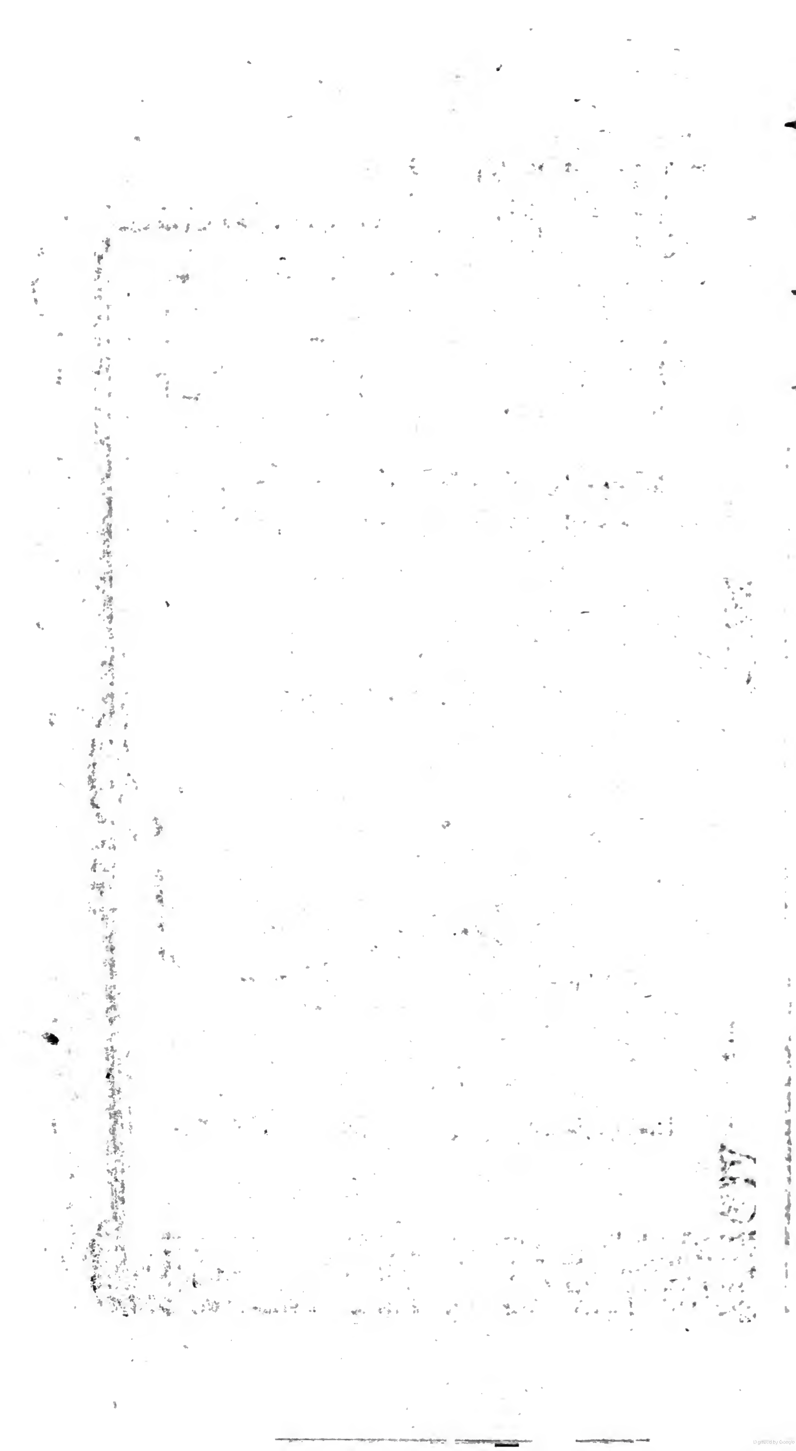


# Deutsches Museum

Viertes Stück.

April. 1776.

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung.







---



---

Von Lavaters ungedruckten Aufsätzen. . . . So heist die 26ste Aufschrift des 3t Stücks der Neuen Miscellanien bey Jacobäern in Leipzig.

Ungedruckte — Aufsäze eines öffentlichen Schriftstellers? Versuche? Skiz Experimente im denken, im phantasiren, im schwärmen, — die man für sich anst und welcher denkende Kopf hat nicht Duzende dergleichen in seinem Pulte? Aufsäze, denen das Publikum kein Wort zu wissen hat, diese, ohne Wissen, ohne Erlaubniß — Nachtheil eines Verfassers bey seinem Leben herausgeben? Nicht herausgeben? zensiren, ins Deutlichre, wie man sagt, übersezen? Bruchweise publiziren? beurthe belachen? beseufzen? — — Menschen, Bürger, Mitglieder der gelehrten Republ wollen wir, können wir diese bisher übliche Gewaltthätigkeiten länger ertragen.

Aber, wenn denn noch diese Aufsäze, die man unter unserm Namen so mißhan nicht einmal unser sind? Wenn sie voll Abgeschmacktheit und unausstehlichen Zeuges s Wenn sie eine Menge Dinge enthalten, die geradezu wider unsere notorische Grun laufen? Wenn wir dadurch vor aller vernünftigen Welt prostituirt werden sollen? We wir uns kaum einen andern, als einen sehr unedlen Weg gedenken können, wie dergleich Aufsäze auf unsere Rechnung gesezt worden, — Guter Gott, und billiges Publikum! — Welche neue entscheidende Probe, was gewisse Leute sich gegen gewisse Leute erlauben?

Kurz und gut: Publikum! Von allen diesen neun Aufsäzen, welche hier ganz entsch dend und mit vielem Bedauren mir zugeschrieben werden, gehört keine einzige Sylbe m und sie enthalten, bey manchem mißkanntem Gutem, Säze und Hypothesen, zu denen nimmermehr stehen, und die ich auch im Traume nicht für wahrscheinlich halten könn

Ich traue es dem sinnreichen, guten, edlen, und durch so viele Verdienste sich auszei nenden Verfasser dieser Aufsäze, nach allem, was ich von ihm weis, zu, daß er, falls jema unbillig genug wäre, an der Wahrheit dieser meiner Aussage zu zweifeln, billig genug se würde, mich öffentlich zu entschlagen. Zürich im Febr. 1776. Lavater

---

Ich bin willens, eine Ausgabe meiner sämtlichen Gedichte, darunter ich alles, was ich Versen geschrieben habe, verstehe, zu veranstalten. Ich kann meinen Lesern bey mein Auswahl die überlegteste Strenge versprechen. Was sie von mittelmäßiger Arbeit, m und ohne meinen Namen, in einzelnen kleinen Sammlungen, Almanachen und and periodischen Schriften gelesen haben mögen, darauf thue ich in der gegenwärtigen, na meiner besten Einsicht Verzicht. Dagegen wende ich auf alles übrige bereits, oder no nicht gedruckte, Ein für allemal meinen bedächtlichsten kritischen Fleiß. Das Werk w auf Schreibpapier, ohngefehr 30 Bogen in 8 stark, mit deutschen Lettern, und aller m lichen Korrektion schön abgedruckt werden. Der Subskriptionspreis ist 1 Thlr. in G den wichtigen Louisd'or zu 5 Thlr. den wichtigen Dukaten zu 2 Thlr. 20 gl. gerech Ich ersuche die sämtlichen Klopstockischen, Voßischen und sonstigen Herren Kollekt sowohl, als alle meine übrigen Gönner und Freunde, sich in dieser Angelegenheit für m zu verwenden, und mich selbst, oder die Weygandsche Buchhandlung in Leipzig von dem folge ihrer Bemühungen, spätestens gegen Johannis dieses Jahres, zu benachrichti Briefe und Gelder werden uns ganz Postfrey eingesandt. Die Ablieferung der Exem rien geschieht zur Michaelsmesse. Die gesammelten Gelder werden mir, oder der We gandschen Buchhandlung, wenn man doppeltes Porto vermeiden will, gegen Johann d. J., oder wenn man das nicht will, gegen Michaelis, vor der Ablieferung der Exem rien zugeschickt. Die Hrn. Kollekteurs ziehen davon 10. p. C. für sich ab, zeigen aber gleich bestimmt an, ob sie die unterzeichneten Exemplare mit der Post oder anderwei Gelegenheit versandt haben wollen. Ich traue es einem jeden gutdenkenden Leser zu, d er lieber seinen Schriftsteller, als einen, der Erfahrung nach, allezeit fertigen Nachdru begünstigen werde. Nach verlaufenem Subskriptionstermin wird kein Exemplar un 1 Thlr. 6 gl. weggegeben. Joachim Christian Blum.

# Deutsches Museum.

Fünftes Stück.

May. 1776.

Mit einer Karte.

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung.

Die im vorigen Jahr von uns angekündigte deutsche Uebersezung von Pennants Reise nach Schottland und der nach den Hebridischen Inseln nach der englischen vierten Ausgabe der Schottischen und der zweyten von lezter Reise wird dadurch noch eine kurze Zeit zum Vortheil der deutschen Leser aufgehalten, weil der Verfasser izt abermals mit einer neuen Ausgabe dieser beyden wichtigen Beschreibungen beschäftigt ist, die ansehnliche Zusäze und Verbesserungen haben und ehestens fertig wird. Hr. Pennant hat dies dem Hrn. Uebersezer, der ihn um seine Vermehrungen und übrigen Pappiere hievon zur deutschen Ausgabe ersuchte, selbst gemeldet und versprochen, ihm die neue Auflage gleich selbst zu schicken. Wir versichern, daß bald drauf, folglich binnen kurzen, die versprochene Uebersezung mit wohlgerathenen Kopien der interessantesten Originalkupfer in 2 Theilen, fertig seyn soll.

Weygandsche Buchhandlung.

---

## Ankündigung
### von Herrn Professor Gmelin in Göttingen.

Ganze Wissenschaften beruhen blos auf Erfahrungen und Beobachtungen, die man mit den Gegenständen, womit sie sich beschäftigen, angestellt hat; auf ihnen beruhen die sichersten Grundstüzen der Naturlehre. Ohne sie ist der Scheidekünstler in beständiger Gefahr zu irren, ohne sie wandelt der Arzt im Finstern, oder von dem Schein glänzender Theorien geblendet verbreitet er Unglück und Tod, wo man von seiner Hand Gesundheit und Leben erwartet: das haben schon in den ältesten Zeiten die grösten Männer, die sich mit solchen Wissenschaften beschäftigten, eingesehen; schon sie haben, jeder in seinem Fache angefangen, Beobachtungen aufzuzeichnen und zu sammlen, und ihren Schülern mit Nachdruck empfolen, den gleichen Weg zu betreten: Erleuchtete Männer der folgenden Zeiten haben ihren Rath befolgt, und wann sie anders gut beobachteten, ihren Wissenschaften mehr genüzt, als alle die Chimären von Hypothesen, welche Naturforscher, Scheidekünstler und Aerzte je erdacht haben.

Allein diese Beobachtungen können bey aller Mühe, die sich der Beobachter gibt, sehr mangelhaft, sie können sogar falsch seyn. In jedem Fall nüzen sie der Wissenschaft nichts, die man dadurch aufzuklären sucht, und in diesem schaden sie ihr mehr, als je eine gute Beobachtung nuzen kann. Es kommt also sehr viel darauf an, daß man gut beobachtet, und Schriftsteller, die uns darinn gründlich unterrichten, müssen uns desto schäzbarer seyn, da sie die Grundsäulen ganzer Wissenschaften sichern. Für den Arzt hat Hr. Leibarzt Zimmermann in seinen vortreflichen Erfahrungen in der Arzneykunst die Bahn gebrochen. Andere Naturforscher und Aerzte haben diese wichtige Kunst, die Kunst zu beobachten, gleichsam nur im Vorbeygehen berührt, keiner hat allgemeine Geseze angegeben, nach welchen wir gut beobachten, die Beobachtungen anderer gründlich beurtheilen, und sie ohne Gefahr zu irren, zum Vortheil der Wissenschaften gebrauchen können, bis Herr Senebier, durch die Aufgabe der Harlemischen Gesellschaft der Wissenschaften aufgemuntert, uns unter der Aufschrift: L'art d' observer par Jean *Senebier*, Ministre

du

du St. Evangile, et Bibliothecaire de la republique de Geneve. 1775. ein Ganzes lieferte.

Diese Schrift enthält so viel Merkwürdiges für den Physiker, den Chemisten, und für den Arzt, und das alles in einer so einleuchtenden Ordnung vorgetragen, daß ich mir in der That ein Verdienst um mein deutsches Vaterland zu erwerben hoffe, wann ich sie durch eine Uebersezung in unsere Muttersprache allgemeiner bekannt, und durch Anmerkungen und Beyspiele, die aus der Chemie und Arzneykunde entlehnt sind, selbst den Liebhabern dieser Wissenschaften nüzlicher zu machen suche.

Wir werden die Uebersezung dieses wichtigen Buchs auf Michaelis d. J. gewis liefern. Weygandsche Buchhandlung.

---

Von dem Französisch-Deutschen Real-Lexikon, das unter dem Titel Catholicon, oder Universal-Wörterbuch der Französischen Sprache bekannt ist, werden auf nächsten Johannis die Buchstaben F und G herauskommen, und beyde mit einander nur als eine Lieferung zu betrachten seyn, welche aus ungefähr 3 Alphabeten bestehen, und so, wie jede der vorigen Lieferungen, 3 Thl. 12 Ggr. in Louisd'or kosten wird. Der Preis für die bereits herausgekommenen 5 Buchstaben A, B, C, D, E, auf Druckpapier, welche zusammen gegen 15 Alphabet betragen, ist 5 Species Dukaten; mithin kommt jedes Alphabet nicht viel über 22 Gr. Conv. Geld zu stehen, welches bey einem Werke mit so kleinen Lettern und von so grossem Format ein sehr billiger Preis ist. Dieser Preis (welcher im Grunde bisher allemal Statt gefunden hat, ungeachtet es einigen Herren Subskribenten anders gedeucht, weil sie, ohne Rücksicht auf die bey den ersten Theilen gelieferte allzu starke Bogenzahl, ihren Ueberschlag nur nach den zwo leztern kleineren Lieferungen gemacht hatten) bleibt fernerhin durch das ganze Werk hindurch für diejenigen vestgesezt, die entweder bereits subskribirt haben, oder zwischen izt und Johannis dieses Jahrs subskribiren werden. Nach Johannis aber kostet für die künftigen Subskribenten jedes Alphabet 1 Thl. 8 Ggr. Konv. Geld. Mit den Buchstaben F und G wird bereits mehr als die Hälfte des ganzen Werks fertig seyn, da die noch rückständigen Buchstaben, etliche wenige ausgenommen, eine weit kleinre Anzahl Wörter in sich fassen, als die bisher gelieferten Theile. Es ist übrigens dieses Werk auch in allen angesehenen Buchhandlungen in- und ausserhalb Hamburg, vornämlich in Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung, beständig zu bekommen; in welcher Handlung auch Subskription angenommen wird. Die ausführlichste Nachricht von der innerlichen Einrichtung dieses Werks steht in der allgemeinen deutschen Bibliothek 21sten Bandes 2ten Stück, oder kann auch aus dem gedruckten Plan ersehen werden, welcher bey Endesbenanntem unentgeldlich zu bekommen ist. Wohletablirte Buchhandlungen, und andre sichere und betriebsame Personen, welche eine ansehnliche Anzahl Exemplare entweder für eigene Rechnung, oder in Kommission übernehmen wollen, haben sich einer annehmlichen Provision zu versehen.

Johann Joseph Schmidlin,
Königl. Preußischer Hofrath in Hamburg.

# Deutsches Museum.

Sechstes Stück.

Junius. 1776.

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung.

# Die
# Weygandsche Buchhandlung
## hat in iziger Jubilate Messe 1776
## folgende neue Verlagsbücher.

Anti-Pope, oder Versuch über den natürlichen Menschen: nebst einer neuen prosaischen Uebersezung von Pope's Versuch über den Menschen. 8. 14 Gr.

Bibliothek, Englische, allgemeine, von mehrern Gelehrten in England ausgefertiget. Zweyter Band. Julius. August. Septbr. Oktober. Novbr. December. 775. brochirt. gr. 8. 2 Thlr.

Bibliothek, neue philosoph. Zweyten Bandes drittes Stück. 8. 8 Gr.

Blackwells Untersuchung über Homers Leben und Schriften, aus dem Engl. von J. H. Voß; mit einer Karte von Griechenland. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Campe, J. H. die Empfindungs- und Erkenntnißkraft der menschlichen Seele ꝛc. 8. 12 Gr.

Cooks und Fourneaux, der englischen Seekapitains, gethane neueste Reisen um die Welt und in die südliche Hämisphäre, in den Jahren 1772 bis 1775, worinn das Nichtdaseyn eines vermutheten festen Landes zwischen der Linie und dem Südpolzirkel unwidersprechlich erwiesen wird, mit historischen und geographischen Beschreibungen der Inseln und Länder, welche auf beyden Reisen entdeckt worden, erläutert mit Karten und Kupferstichen. Aus dem Englischen übersezt: Angehängt ist C. D. Ebelings Geschichte der Entdeckungen in der Südsee und Geographie des fünften Welttheils. Erster Theil. gr. 8. 1 Thlr.

Dohms, Chr. Wilh. Geschichte der Engländer und Franzosen im östlichen Indien. Erster Theil. 8. 12 Gr.

Erxleben, J. C. P. physikalisch-chemische Abhandlungen. Erster Band. 8. 22 Gr.

Geschichte, pragmatische, der vornehmsten Mönchsorden, aus ihren eignen Geschichtschreibern von einem ungenannten Franzosen gesammlet und in einem deutschen Auszuge so vorgetragen, daß der Geist und die innere Verfassung des Mönchswesens daraus erhellet. Dritter Band. gr. 8. 1 Thlr.

*Glassii*, Salom. Philologia Sacra his temporbius accommodata a D. Io. Aug. *Dathio* *Tomus* I. Grammatica et Rhetorica Sacra. 8. 3 Thlr. 16 Gr. Auf stark Royalschreibpapier 5 Thlr.

Julius von Tarent, ein Trauerspiel. 8. 7 Gr.

Katechismus der christl. Religion für das Landvolk, als der zweyte Theil des Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk; vom nemlichen Verfasser. 8. 6 Gr.

Majers, Joh. Christ. teutsches weltliches Staatsrecht, abgetheilt in Reichs- und Landrecht. Dritter und lezter Band. gr. 8. 16 Gr. alle 3 Theile 3 Thlr. 2 Gr.

Meiners, Christoph, vermischte philosophische Schriften. Zweyter Theil. 8. 18 Gr. beyde Theile 1 Thlr. 12 Gr.

Millers, D. J. P. Lehrbuch der ganzen christl. Moral zum allgemeinen Gebrauch. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 18 Gr. Auf Schreibpapier 1 Thlr.

Nothankers, Herrn Mag. Sebaldus, Predigten aus seinen Papieren gezogen. Zweyter Theil. 8. 12 Gr. beyde Theile 1 Thlr.

Siegwart, eine Klostergeschichte. Erster Theil. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Twiß, Richards, Reisen durch Portugal und Spanien in den Jahren 1772 u. 1773 mit Kupfern, einer Karte und einem Anhange: aus dem Engl. übersezt mit Anmerkungen von C. D. Ebeling. Erster Band. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

*Westphal*, E. C. institutiones juris naturalis artis ordine digesti et ab arbitrariis fori sententiis purgati. 8maj. 20 Gr.

---

Danubius Pannonico-Mysicus, Observationibus Geographicis, Astronomicis, Hydrographicis, Historicis, Physicis perlustratus et in Sex Tomos digestus ab Aloys. Ferd. Com. *Marsilii* Tom I—VI. Hagae 726. in 6. Pergamenbänden.

Dies ansehnliche Werk, das wegen seiner Vortreflichkeit und grossen Seltenheit dem verstorbenen berühmten Besizer 100 Rthlr. gekostet hat, ist in der Weygandschen Buchhandlung für 60 Rthlr. zu verkaufen.

---

Die Kurpfälzische ökonomische Gesellschaft zu Lautern hat, mit Beyrath ihres vormaligen Verlegers den Verlag ihrer Schriften vor die Zukunft selbst übernommen, und wird, da sie keine eigene Buchhandlung hat, den Weg der Unterschreibung jedesmal ergreifen. — Die Jahrgänge ihrer Bemerkungen von 1773 und von 1774 sind in zween Bänden meistens abgedrukt. Der Preis jedes Jahrganges ist vor die Unterzeichner ein Gulden nach dem 24 Guldenfuß, vor welchen Preis es die Liebhaber planiret und geheftet frey bis in die nächsten Hauptstädte erhalten. Nachher wird jeder Jahrgang nicht anders als um 1 fl. 24 kr. roh erlassen werden. Bis den 1 Jun. ist die Unterschrift offen, und 14 Tage nachher werden die Bücher gewis an die einzelnen Feunde abgegeben werden. Den Herren Sammlern der Unterzeichnungen werden vor ihre Mühe 15 Prozent vergütet werden. Die Namen der Herren Unterzeichner werden, wenn sie nur früh genug einkommen, und die Versendung des Werkes nicht aufhalten, in einem besonders gedrukten Verzeichnisse bekannt gemacht werden. Mannheim 1776.

F. K. Medicus, Zweybrückischer Regierungsrath und Direktor der Gesellschaft.

Inhalt der Bemerkungen des Jahres 1773.

Geschichte der Gesellschaft. S. 1. Gugenmus, praktischer Beweis der Unfruchtbarkeit jeder Erdart; und ihrer Verbesserungen. S. 3. Gugenmus, Untersuchung und Berechnung, welche Bauart für den gemeinen Mann die nüzlichste sey. S. 61. Schimper, über eine bessere Methode, das Quecksilber mit geringern Kosten aus seinen Minern zu scheiden, ohne daß so viel von demselben, wie bisher verloren gehe. S. 109. Jacobi, Beschreibung der auf den kurpfälzischen u. zweybrükischen Bergwerken bisher gebräuchlichen Arten, die Quecksilbererze zu behandeln, nebst einer neuen Methode zur Laborirung des Quecksilbers. S. 147. Medicus, über die blos praktischen Beyspiele. S. 210. Henop, ausführliche Nachricht, wie eine zahlreiche Baumschule von guten Obstbäumen nüzlich anzulegen sey; nebst einer genauen Berechnung aller desfalls entstehenden Unkosten, aus eigener Erfahrung gesammelt. S. 259.

Inhalt der Bemerkungen des Jahres 1774.

Geschichte der Gesellschaft. S. 1. Sukow, von vortheilhafterer Einrichtung das Quecksilber aus seiner Miner zu gewinnen. S. 3. Stork, von Pflanzung und Zurichtung des Flachses auf dem Hunnerick. S. 50. Stork, von Kalchdüngen auf dem Hunnsrick. S. 84. Medicus, von ausländischen Bäumen, die zu Mannheim im Freyen überwintern. S. 122. Beckman, vom Verkohlen des Holzes. S. 299. Schmid, vom Beschneiden der Zwergbäume. S. 318.